This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Georg Gessner, weiland Pfarrer am Grossmünster und Antistes in Zürich

Georg Finsler

Digitized by Google

Swi 2065.26

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

JOHN L. WARREN FUND

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn der Frühling zögert – er kommt doch!
Wenn des Herrn Reich zögert, es bleibt doch nicht aus!
Alles zur – Stunde des Herrn!

G. Geßner.

Lith. Druck v. J. Hofer, Zürich.

Digitized by Google

Georg Gehner

weiland

Pfarrer am Großmünster und Antistes in Zürich.

Ein Lebensbild

aus der zürcherischen Kirche

gezeichnet

von

Dr. G. Finsler,

Pfarrer in Berg, Kanton Zürich, und Kirchenrath.

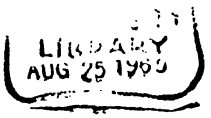
Basel,

Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff).

1862.

Digitized by Google

Swi 2065.26



J. Warren

Digitized by Google

Der

hochwürdigen theologischen Fakultät

der

Universität Basel

widmet diese Schrift

als Zeichen seines aufrichtigen Dankes

der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich darf es kaum wagen, Ihnen hochwürdige Herren, als Gegengeschenk für die mir so unverdienter Weise verliehene Würde eines Doktors der Theologie eine so unbedeutende Gabe anzubieten, um so mehr da aus Rücksichten auf einen weiteren Leserkreis Einiges, was etwa ein specieller theologisches Interesse hätte haben können, wegbleiben mußte. Und doch konnte ichs nicht übers Herz bringen, mit dem unscheinbaren Büchlein an Ihrer Thür vorüberzugehen, ohne es Ihnen als Zeichen meiner Dankbarkeit darzureichen.

Es ist ein Lebensbild aus einer schon ziemlich hinter uns liegenden Zeit, aber aus einer Zeit, auf der die unsrige mit ihren einander so vielfach widersprechenden Interessen fußt. Möchte es mir gelungen sein, in dem konkreten Lebensbilde ein anschauliches Bild allgemeinerer Strömungen jener Zeit zu geben, das ohne viele Erklärungen seine Beziehungen zur Gegenwart von selber herausstellt. Auch das rein humane und christliche Interesse wird sich vielleicht durch diesen an

Digitized by Google

Erlebnissen und Erfahrungen reichen Lebenslauf nicht ganz unbefriedigt fühlen. Ich meiner Seits habe mich bestrebt, die Pietät des Enkels mit der Unparteilichkeit des Biographen zu verbinden.

Berg, den 2. November 1861.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite.
Erstes Kapitel.	
Die erste Jugendzeit	1—8
Zweites Kapitel.	
Das Jünglingsalter	9—27
Drittes Kapitel.	
Der Eintritt ins praktische Leben	28—44
Viertes Kapitel.	
Das Diakonat am Waisenhause	45—64
Fünftes Kapitel.	
Das Diakonat am Fraumünster	65—81
Sechstes Kapitel.	
Geßner und Lavater	82—90
Siebentes Kapitel.	
Das Pfarramt am Fraumünster	91—104
Achtes Kapitel.	
Geßner in seiner amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit .	105—123
Neuntes Kapitel.	
Geßner als Antistes	124—143
Zehntes Kapitel.	
Familienleben	144—160
Eilftes Kapitel.	
Freunde und Bekannte	161—188
Zwölftes Kapitel.	
Der Lebensabend	189—204
Verzeichniß der von Geßner herausgegebenen Schriften . .	205—209
Anmerkungen	210—211

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn der Frühling zögert – er kommt doch!
Wenn des Herrn Reich zögert, es bleibt doch nicht aus!
Alles zur – Stunde des Herrn!

G. Geßner.

Lith. Druck v. J. Hofer, Zürich.

Digitized by Google

Georg Gehner

weiland

Pfarrer am Großmünster und Antistes in Zürich.

Ein Lebensbild

aus der zürcherischen Kirche

gezeichnet

von

Dr. G. Finsler,

Pfarrer in Berg, Kanton Zürich, und Kirchenrath.

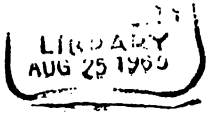
Basel,

Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff).

1862.

Digitized by Google

Swi 2065.26



Digitized by Google

Der

hochwürdigen theologischen Fakultät

der

Universität Basel

widmet diese Schrift

als Zeichen seines aufrichtigen Dankes

der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich darf es kaum wagen, Ihnen hochwürdige Herren, als Gegengeschenk für die mir so unverdienter Weise verliehene Würde eines Doktors der Theologie eine so unbedeutende Gabe anzubieten, um so mehr da aus Rücksichten auf einen weiteren Leserkreis Einiges, was etwa ein specieller theologisches Interesse hätte haben können, wegbleiben mußte. Und doch konnte ichs nicht übers Herz bringen, mit dem unscheinbaren Büchlein an Ihrer Thür vorüberzugehen, ohne es Ihnen als Zeichen meiner Dankbarkeit darzureichen.

Es ist ein Lebensbild aus einer schon ziemlich hinter uns liegenden Zeit, aber aus einer Zeit, auf der die unsrige mit ihren einander so vielfach widersprechenden Interessen fußt. Möchte es mir gelungen sein, in dem konkreten Lebensbilde ein anschauliches Bild allgemeinerer Strömungen jener Zeit zu geben, das ohne viele Erklärungen seine Beziehungen zur Gegenwart von selber herausstellt. Auch das rein humane und christliche Interesse wird sich vielleicht durch diesen an

Digitized by Google

Erlebnissen und Erfahrungen reichen Lebenslauf nicht ganz unbefriedigt fühlen. Ich meiner Seits habe mich bestrebt, die Pietät des Enkels mit der Unparteilichkeit des Biographen zu verbinden.

Berg, den 2. November 1861.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite.
Erstes Kapitel.	
Die erste Jugendzeit	1—8
Zweites Kapitel.	
Das Jünglingsalter	9—27
Drittes Kapitel.	
Der Eintritt ins praktische Leben	28—44
Viertes Kapitel.	
Das Diakonat am Waisenhause	45—64
Fünftes Kapitel.	
Das Diakonat am Fraumünster	65—81
Sechstes Kapitel.	
Geßner und Lavater	82—90
Siebentes Kapitel.	
Das Pfarramt am Fraumünster	91—104
Achtes Kapitel.	
Geßner in seiner amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit	105—123
Neuntes Kapitel.	
Geßner als Antistes	124—143
Zehntes Kapitel.	
Familienleben	144—160
Eilftes Kapitel.	
Freunde und Bekannte	161—188
Zwölftes Kapitel.	
Der Lebensabend	189—204
Verzeichniß der von Geßner herausgegebenen Schriften	205—209
Anmerkungen	210—211

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die erste Jugendzeit.

Geburt. Vater, Mutter und Geschwister. Die ersten Anfänge der Erziehung. Kinderpredigten. Charakterzüge. Freude an der Natur. Allerlei Arbeiten. Der Hauslehrer. Bekanntschaft mit Lavater. Abschied von dem Bruder.

Am östlichen Fuße des Zürichberges, anderthalb Stunden von Zürich entfernt, liegt im Glattthale die ziemlich ausgedehnte Gemeinde Dübendorf. Hier lebte seit dem Jahre 1752 der Pfarrer Johann Kaspar Geßner aus Zürich. Er war Vater einer zahlreichen Familie; doch waren von den zehn Kindern, die ihm seine Frau Elisabetha Keller geboren hatte, vier wieder gestorben, als am 11. März 1765 noch ein elftes das Licht der Welt erblickte. Der kleine Georg war aber ein so zartes und schwächliches Kind, daß die Nachbarinnen der Mutter öfter prophezeiten: „Frau Pfarrerin, dieser Knabe kommt Ihnen nicht davon!“

Dennoch kam er davon. Seine nächste Pflegerin war die älteste Schwester Dorothea, ein Mädchen von fünfzehn Jahren; aber auch die übrigen Familienglieder thaten Alles für den kleinen spätgeborenen Liebling.

Der Vater war ein frommer, christlich gesinnter Mann, der um seines Berufsfleißes und seiner Wohlthätigkeit willen bei der Gemeinde große Achtung genoß. Die Verbindungen, in denen er mit angesehenen Personen in Zürich stand, mehrten sein Ansehen. Noch lange Jahre nach seinem Tode lebte sein Gedächtniß in der Gemeinde fort. Ein Mann von großem Ernste und wenig

Digitized by Google

Worten gab er sich vermöge dieses Wesens wenig mit seinen Kindern ab. Gewöhnlich hielt er sich in seiner Studierstube auf. Neben einer weitläufigen amtlichen Korrespondenz nahm auch die Ausarbeitung seiner Predigten, deren er gewissenhaft wöchentlich drei hielt, viel Zeit in Anspruch. Während manche seiner Amtsbrüder die zweite Wochenpredigt nach Belieben einzustellen anfiengen, erlaubte sich der alte Geßner dergleichen nicht, und da er etwas mühsam arbeitete und das Geschriebene genau memorierte, so blieb wenig freie Zeit übrig; die übrigbleibende war der Lektüre gewidmet.

Nur gegen Georg zeigte sich der ernste Vater zärtlich, obgleich er auch mit ihm wenig sprach und wenn der lebhafte Kleine auch einmal etwas zerbrach oder in seiner jugendlichen Lust gar zu weit gieng, so kam es doch bei dem Vater kaum jemals über die bloße Androhung einer Ohrfeige für den Wiederholungsfall hinaus. Wagte es der Kleine einmal, eine Bitte an den Vater zu richten, was freilich bei seiner ehrfurchtsvollen Schüchternheit selten geschah, so durfte er der Gewährung gewiß sein; er schätzte sich aber schon glücklich, wenn er nur in des Vaters Studierstube sitzen durfte. Stundenlang verweilte er da, mäuschenstill bei seinem Spielzeug sitzend und mit keinem Wörtchen den Vater in der Arbeit unterbrechend. Dennoch blieb auch dieses stumme Verweilen nicht ohne Segen. Der Vater pflegte des Morgens, ehe er seine Arbeit begann, die Mütze in den gefalteten Händen haltend, in seinem Stübchen betend auf- und abzugehen und las fleißig in der Bibel, die immer offen auf seinem Pulte lag. Dieser Anblick wirkte mehr in dem Kinde, als manche Ermahnung zu wirken vermocht hätte.

Die eigentliche Erziehung erhielt indessen der kleine Georg von seiner Mutter und seinen Schwestern. Die Mutter war eine äußerst verständige, „rathschlägige", treffliche Frau. Sie hatte in ihrer Jugend viel gelesen und besaß eine für die damalige Zeit ausgezeichnete Bildung; dennoch hielt sie sich im Umgang mit Andern stets in bescheidener Zurückgezogenheit und lebte in späterer Zeit ganz nur ihrer zahlreichen Familie. Sie las jetzt keine an-

Digitized by Google

dern Bücher mehr als gute Erbauungsbücher und wahrte wie ihre Bildung so auch ihre Frömmigkeit als einen still verborgenen Schatz, den sie in keiner Weise zur Schau trug; aber in einer musterhaften Treue gegen die Ihrigen, in einer zärtlichen, immer zuvorkommenden Pflege und in einem ebenso klugen als liebevollen Tragen ihres Gatten, der oft hypochondrisch und zuweilen sehr heftig war, ließ sie das Licht, das in ihr war, auch nach außen hin leuchten. Der geistigen Frische entsprach auch die körperliche Gesundheit. In ihren elf Wochenbetten war sie — wie sie selbst erzählte — nie vom Mittagstische weggeblieben und die Kopfschmerzen, an denen sie häufig litt, wußte sie mit großer Selbstüberwindung vor Andern zu verbergen. Auch sie umfaßte mit besonderer Liebe den Benjamin des Hauses, der ihr die Mutterliebe mit der treuesten Kindesliebe vergalt. Noch lange nach ihrem Tode ruft er ihr nach:*) „O du theure Mutter! so oft ich mich deiner wieder mit Umständlichkeit erinnere, so wird mein Herz warm und mein Auge feucht, und ich bin stolz darauf, daß du meine Mutter wareſt und eine so vorzügliche Liebe zu mir hatteſt."

Der Mutter standen die beiden älteren Schwestern wacker zur Seite. Dorothea, Georgs Pflegerin, verstand sich vortrefflich aufs Nähen von Weißzeug; die zweite, Regula, war besonders geschickt im Verfertigen von Kleidungsstücken. So wurde fast der ganze Bedarf an Weißzeug und Kleidern im Hause selbst angefertigt. Die beiden jüngern Schwestern, Elisabetha und Anna, obgleich sieben und neun Jahre älter als Georg, standen diesem doch nahe genug, um seine Gespielinnen zu sein; der nächste und treuste Freund Georgs war aber der fünf Jahre ältere Bruder Jakob. Ein sehr herzlicher Ton herrschte unter den Geschwistern, welche für sich einen kleinen Kreis bildeten und mit andern Kindern wenig in Berührung kamen, obgleich die Eltern sie von solchem Umgang nicht abhielten. Auch unter den Geschwistern war Georg der bevorzugte und sie fügten sich gerne seinem Willen,

*) In seiner Selbstbiographie. Vgl. über dieselbe die Anmerkungen am Schlusse.

Digitized by Google

weil sie — wie er selbst sagt — sehr gutmüthig waren und ihn außerordentlich lieb hatten. Erst später, ohne Zweifel als die Schwestern älter geworden, kamen die beiden Brüder auch mit den in der Nähe wohnenden Jungen aus dem Dorfe in öftere Berührung und tummelten sich mit ihnen wacker herum. „Gymnastische Spiele nach Regeln, das Turnen, sagt Geßner in seiner Selbstbiographie, kannte man damals noch nicht; aber das Laufen, Klettern und öftere Wagstücke gaben mir eine körperliche Gewandtheit und Stärkung, die mir bis an die Schwelle des Greisenalters oft recht wohl bekam und vielleicht noch in diesem von einigem Nutzen ist.“ Händel oder Raufereien blieben diesen Spielen stets ferne.

Die besorgten Erzieherinnen glaubten den fähigen Jungen nicht frühe genug mit Kenntnissen ausrüsten zu können. Als er zwei Jahre alt war, kannte er schon alle Buchstaben, und da er auch frühe richtig sprach, so gieng es mit dem Lesen schnell vorwärts. In die Dorfschule wurde er nicht geschickt, dagegen ertheilte der damalige tüchtige Schulmeister des Dorfes den Geschwistern und ihm im Hause Privatunterricht im Schreiben und Rechnen.

Schon im siebenten Jahre stand in ihm der Entschluß fest, sich dem geistlichen Berufe zu widmen. Dem Vater war dieser Entschluß um so lieber, da gerade um diese Zeit sein ältester Sohn Kaspar dem bisher betriebenen wissenschaftlichen Studium entsagte und Jakob keine Neigung zur Theologie zeigte. Georg war von seinem Entschlusse ganz erfüllt. Ungefähr um jene Zeit, in seinem siebenten oder achten Jahre schrieb er eine Predigt über Ephes. 5, 18: Saufet euch nicht voll Weines, in welchem ein heilloses Wesen ist, sondern werdet voll Geistes, — und es waren nicht etwa Bruchstücke aus anderen Predigten, sondern eigene Gedanken, die er zu Papier brachte. Mit dem Verlangen, sich für seinen zukünftigen Beruf auszubilden, gieng er damals schon zur Kirche; er achtete auf den Inhalt und den Ton des Vortrages und oft wenn er aus der Kirche kam, deklamierte er laut einzelne Stellen aus der Predigt in dem Tone, in welchem sie der Vater vorgetragen hatte. Der Vater galt ihm überhaupt als das Ideal wie

Digitized by Google

eines Mannes so auch eines Pfarrers und Predigers. Einst gieng er mit einer kleinen Base, die zum Besuche da war, in die Kirche. Sie bat ihn, er möchte ihr predigen. Georg ließ sich nicht zwei Mal bitten, bestieg die Kanzel, schlug die große Bibel auf und hielt vor seiner kleinen Zuhörerin über irgend einen Text eine Predigt aus dem Stegreif. Ein alter Maurer, der gerade an der Kirchhofmauer arbeitete, war der unbemerkte Zeuge dieser Predigt und fand, der Prediger „habe es sehr schön gemacht", was diesem große Freude bereitete, weil er daraus schloß, daß er den Ton seines Vaters, des beliebten Predigers, getroffen habe.

Von früh an lebte in dem Knaben ein warmer religiöser Sinn. Noch sehr jung stand er einmal unter freiem Himmel und betete, daß Gott ihn gewiß möge selig werden lassen. Auch die theologische Anschauungsweise des Vaters blieb nicht ohne Einfluß auf ihn. Unbeachtet hörte er oft den theologischen Gesprächen zu, die der Vater mit andern zum Besuch gekommenen Geistlichen hielt und die Abneigung des Vaters gegen die auftauchende Neologie faßte auch in ihm Wurzel.

Trotz der Bevorzugung, welche Georg genoß, blieb er doch von Eigensinn und rechthaberischem Wesen frei. Nur einmal zeigte er sich im Umgang mit seinen Geschwistern so eigensinnig, daß der Vater ihn mit der Ruthe züchtigen mußte, was dann ein für alle Mal half. Sonst zeichnete ihn im Gegentheil eine gewisse Nachgiebigkeit und Friedensliebe aus, die er später eine theilweise Charakterschwäche nannte, und auch wenn er einen Fehler begieng, suchte er ihn nicht durch Läugnen zu verbergen; es trieb ihn immer wieder zur Abbitte vor Gott.

Für die Natur und ihre Schönheit hatte Georg ein lebhaftes Gefühl. Die Thalebene des Dorfes mit ihren Fruchtfeldern bot zwar nicht eben viel Abwechslung. Nach Osten hin zwischen Dübendorf und dem gegenüberliegenden Wangen war das Land sumpfig und unfruchtbar, später durch den daraus gewonnenen Torf eine reiche Erwerbsquelle für die beiden Dörfer, damals größtentheils als Weideplatz für das Vieh benutzt; nur hie und da war die Einförmigkeit dieses „Rietes" von hübschen Eichengruppen unter-

Digitized by Google

brochen. Einige Stellen in der Nähe des Dorfes boten dagegen eine freundliche Aussicht, und dem zufriedenen Sinne Georgs schien es, als könnte die Fernsicht von diesen Stellen aus kaum übertroffen werden. Uebrigens genügte ihm auch ein schattiger Winkel im Grünen, besonders wenn man von demselben aus ein Stück der Glatt sehen konnte, die sich durch das Thal schlängelt, oder etwas von den Schneegebirgen, von denen ein Theil fast an allen offenen Stellen des Thales sichtbar ist. An so einem Plätzchen sich ins Gras zu setzen und da etwas zu lesen oder zu schreiben war ihm ein großes Vergnügen. Ja er hatte sich sogar auf dem Aste eines Baumes, der in der Wiese neben dem Pfarrhause stand, 10—15 Fuß über dem Boden, ein Brettchen als Pult befestigt, während ein anderer Ast ihm zum Sitze diente. Unzählige Male kletterte er da hinauf und schrieb auf seinem hohen, freien Sitze seine Verse, Fabeln oder was es sonst war.

Zu dergleichen kleinen Arbeiten zeigte Geßner schon frühe Lust und Geschick; auch stand ihm die Gabe zu Gebote, etwas mit Gewandtheit vorzutragen. Neben den schriftlichen Arbeiten versuchte er sich auch im Zeichnen, besonders aber hatte er eine Vorliebe für mechanische Arbeiten, namentlich für Tischler- und Drechslerarbeiten. Einem geschickten Arbeiter konnte er Stundenlang zusehen und suchte dann das Gesehene in seiner eigenen kleinen Werkstatt, die er sich in etwas vorgeschrittenem Alter einrichtete, anzuwenden. Ein Pult und eine Bettstatt, die er damals verfertigte, wurden noch lange Jahre nachher in seinem Haushalte gebraucht, und einem Kinde, das die Schwestern zu sich ins Pfarrhaus genommen hatten und das dort starb, machte er selber den kleinen Sarg. Nicht minder zog ihn die Landwirthschaft an; über den ganzen Betrieb derselben suchte er sich gründliche Kunde zu erwerben und verwendete nicht wenig Zeit darauf, um auf dem Felde, in Scheune und Stall Alles aufs genauste kennen zu lernen.

Inzwischen hatte der Vater weder Zeit noch Lust, dem Knaben selbst den nöthigen Unterricht zu ertheilen; ihn aber jetzt schon das Gymnasium in Zürich besuchen zu lassen, das erschien als zu kostspielig. Es wurde daher beschlossen, einen Kandidaten ins Haus

Digitized by Google

zu nehmen, der den beiden Knaben Unterricht geben und zugleich dem alternden Vater im Predigen Aushülfe leisten sollte. Die wissenschaftliche Ausbildung wie das pädagogische Talent des jungen Brämi, der jetzt Georgs Hauslehrer wurde, ließen freilich Manches zu wünschen übrig; die Flüchtigkeit des Zöglings wußte sich aber auch die Mängel des Lehrers zu Nutze zu machen. So gut es in mancher Hinsicht im Lateinischen vorangieng, so bedauerte Geßner doch stets lebhaft den Mangel an Gründlichkeit, der ihm anhaftete. Noch schlimmer gieng es im Griechischen. Nach einer damals beliebten Manier wurde Geßner sogleich zum Lesen des Neuen Testamentes angeleitet, ja er mußte sogar Stellen aus demselben auswendig lernen, die er kaum lesen, geschweige übersetzen konnte. Als indessen auch das griechische Unser Vater gelernt werden sollte, machte eine entschiedene Bemerkung des Zöglings dieser Art von Uebungen ein Ende.

Bisweilen kam der kleine Georg nach Zürich zum Besuch. Er war da auch in Lavaters Hause wohl gelitten. Der berühmte Mann, der bewunderte Prediger und gefeierte Dichter machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Gerade damals schrieb Lavater seine Physiognomik und der kleine Geßner bekam manche Zeichnung von Köpfen zu sehen und manches Urtheil über dieselben zu hören. Er staunte den Mann an und als dieser vollends erzählte, wie der Kaiser Joseph, den er um diese Zeit gesehen, den Ueberrock zugeknöpft und lächelnd zu ihm gesagt habe: „Sie sind ein gefährlicher Mann, vor dem man sich zuknöpfen muß," — da meinte der Kleine, das sei gar schön, den Leuten so im Gesichte lesen zu können, wer sie seien, und sah sich nun auch selbst jedes Gesicht an, um etwas daraus zu lesen.

Der erste Schmerz, der in dieses harmlos heitere Leben hereinragte, war der Abschied von dem geliebten Bruder Jakob. Georg war etwa zehn Jahre alt, als Jakob in holländischen Militärdienst trat. Eine derartige militärische Laufbahn galt damals als eine sehr ehrenhafte Versorgung für Söhne aus zahlreichen Familien, oft auch als Vorbereitung für eine spätere politische Wirksamkeit in der Heimat, und da nicht weniger als vier Brüder

Digitized by Google

der Mutter als Offiziere in Holland lebten, so machte sich die Sache um so leichter und erschien um so annehmbarer. Der Schmerz des Abschiedes war für den mit seinem Bruder innig verbundenen Georg bitter. Nach drei Jahren kehrte zwar Jakob auf Urlaub zurück, aber es war nun doch nicht mehr das alte Zusammenleben und die neue Trennung brachte nur wieder neuen Schmerz.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Das Jünglingsalter.

Konfirmation. Besuch des Gymnasiums in Zürich. Privatstudien. Zurückgezogenheit. Religiöse Anregungen durch Diethelm Schweizer. Die Abende in Dübendorf. Bibellektüre. Abendmahlsfeier. Theologische Erörterungen über die Person Christi und die Stellung zu derselben. Verhältniß zu Lavater. Die Baue. Privatunterrichtsstunden. Tagebuch. Zwei Brüder. Die erste Predigt. Heranreifen zur Selbstständigkeit.

Auch für Geßner kam wie für jeden Sohn eines Landpfarrers die Zeit, da er um seiner weitern Ausbildung willen das väterliche Haus verlassen mußte. Doch sollte der sechszehnjährige Jüngling erst noch konfirmiert werden. Der Vater hatte zuerst im Sinne, den Konfirmationsunterricht dem Lehrer Georgs zu überlassen; allein auf des letztern dringende Bitten entschloß er sich, ihm diesen Unterricht selbst zu ertheilen. Georg hatte schon früher oft in einem Nebenzimmer den Unterricht mit angehört, den der Vater seinen Konfirmanden ertheilte, und jedes Mal mit inniger Rührung der öffentlichen Konfirmation in der Kirche beigewohnt, die der alte Geßner, so selten sie damals noch war, schon eingeführt hatte. Um so eifriger benutzte er jetzt den Unterricht, den er in besonderen Stunden erhielt und suchte sich dem Vater dadurch dankbar zu beweisen, daß er nach jeder Stunde den Unterricht niederschrieb und zwar in lateinischer Sprache, um zugleich Rechenschaft von den Fortschritten zu geben, die er in dieser Sprache gemacht. „Daß die Konfirmation, sagt Geßner, oder der erste Abendmahlsgenuß einen besondern Eindruck auf mich gemacht, den ich als Grundlage einer wichtigen Veränderung ansehen könnte, dessen

Digitized by Google

erinnere ich mich nicht, sowie ich überhaupt der Wahrheit das Geständniß schuldig bin, daß ich nicht zu denen gehöre, die einen bestimmten Zeitpunkt angeben können, in dem sie erweckt worden wären — wohl aber der Momente viele, in denen ich die Gnade Gottes und meines Heilandes tief empfand; aber der Herr führte mich nur nach und nach durch den Gang meines Denkens, Handelns, Strauchelns und Fallens, meiner Erfahrungen und Verbindungen zur Erkenntniß Seiner und meiner selbst, zum innern Leben des Glaubens und der Liebe."

Obgleich für Geßner nur noch eine verhältnißmäßig kurze Studienzeit übrig blieb, so fiel doch dem Vater auch diese noch beschwerlich genug, trotz dem daß Geßner in dem Hause seines inzwischen verheiratheten Bruders Kaspar in Zürich freundliche Aufnahme fand. Eine Erleichterung wurde darin gesucht, daß Geßner das Collegium humanitatis, welches ungefähr einem obern Gymnasium entsprach, mit seinem zweijährigen Kurse überspringen sollte; ja man kam sogar auf den Gedanken, ihn auch die nachfolgende Klasse, die philologische, auf welche dann nur noch die zwei letzten, die philosophische und die theologische folgten, überspringen zu lassen. Glücklicher Weise, sagt er selbst, fiel die Aufnahmsprüfung, so leicht man sie ihm gemacht hatte, so aus, daß von dem letztern keine Rede sein konnte; so aber konnte doch Manches, was bisher an gründlicher Vorbildung versäumt worden war, nachgeholt und ergänzt werden. Die Klasse, in die er nunmehr eintrat, bestand außer ihm nur noch aus zwei Schülern, dem nachherigen Chorherrn Hirzel und dem ebenso bekannten Heinrich Schinz, der später als Pfarrer in Zollikon und Kirchenrath eine allgemeine Achtung genoß. Die tüchtigen Kenntnisse der beiden jungen Leute, welche in mancher Hinsicht Geßnern voran waren, spornten ihn ebenso sehr zu eigenem Fleiße an, als die Trefflichkeit seiner beiden Lehrer Steinbrüchel und Hottinger, die ihm mit besonderer Liebe zugethan waren, ihn wissenschaftlich förderte. Das waren aber auch die einzigen Männer, „von denen er etwas lernte," wie denn überhaupt damals und noch lange nachher die klassische Philologie fast der einzige Zweig der Wissenschaft war,

Digitized by Google

in welchem die höhere Lehranstalt Zürichs Bedeutendes leistete. Bei den Chorherren Schinz und Rahn, die sich während seiner Studienzeit im Lehramte folgten, hörte Geßner Physik und Mathematik. Diese beiden Fächer schienen ihm aber für seine Bestimmung theils nicht so wichtig, theils kam es ihm vor, sie würden, wenn man es zu etwas Rechtem darin bringen wollte, zu viel Zeit erfordern; daher arbeitete er in denselben gerade nur so viel, als nöthig war, um sich die Gunst, die auch diese Lehrer ihm zuwandten, zu erhalten. Aus den gleichen Gründen ließ er sich auch auf das Studium der Botanik, welche der alte Chorherr Geßner damals, freilich nur noch privatim, docierte, nicht weiter ein, so sehr sie ihn sonst angezogen hätte.

Mit den theologischen Lehrstühlen war es nicht zum besten bestellt. Man pflegte denjenigen, welche sich der akademischen Laufbahn widmen wollten, zuerst den Lehrstuhl der hebräischen Sprache zu übergeben, von der sie in der Regel soviel wie gar nichts verstanden. Hatten sie sich dann ein wenig hineingearbeitet, so rückten sie gewöhnlich an eine bessere Stelle vor. Mit der Theologie im engern Sinne stand es nicht viel besser. „So lange ich, erzählt Geßner, auf unsrer Anstalt studierte, war zwar von dem damals schon in Deutschland mächtig fluthenden Neologismus noch nichts eingedrungen; der eine unserer theologischen Professoren war dazu zu unwissend, der andere ein streng orthodoxer Mann, der freilich seinen orthodoxen Pfad nicht verließ, aber ihn auch so steif und schleppend fortrutschte, daß weder etwas von Licht oder von Kraft zum Vorschein kam, noch es auch nur um etwas vorwärts gieng.“ Die gleiche Bewandtniß hatte es mit der Exegese dieser beiden Männer. Praktische Theologie wurde so gut wie gar nicht vorgetragen; die Studierenden waren in dieser Hinsicht fast ganz auf sich selbst angewiesen.

Was der öffentliche Unterricht nicht gewährte, das suchte Geßner durch Privatfleiß theilweise zu ersetzen; aber auch auf diesem Wege brachte er es im Studium der hebräischen Sprache nicht weit. „Daß ich durch Privatfleiß etwas vor meinen Mitschülern aus erwarb, ließ mich blos fühlen, daß ich gar nichts

Digitized by Google

wisse," und es blieb bei dem Vorsatze, später alle freie Zeit diesem Studium zu widmen. Die Lücken hingegen, welche seine Vorbildung zurückgelassen hatte, wurden allmälig durch den Privatunterricht, den er in den Anfangsgründen der alten Sprachen ertheilte, einiger Maßen ausgefüllt.

Im Uebrigen fand sich der junge Student nicht sehr angeregt, sich angelegentlicher mit der Theologie als Wissenschaft zu beschäftigen. Die Orthodoxie war ihm zu trocken und die Neologie stieß ihn ab. Dazu kam die große Sehnsucht nach dem Vaterhause, die ihn jeden Sonntag, ja jeden Tag, an dem er die Kollegien nicht besuchen mußte, hinaus nach seinem Dübendorf trieb. Draußen aber ward keine Theologie getrieben. „Statt daß ich da, bekennt er selbst, was ich so wohl hätte thun können, dem Studium oblag, macht' ich bald den Zimmermann, bald den Schreiner und Dechsler oder den Landwirth. Das Studieren war beinahe immer an den Aufenthalt in der Stadt gebunden." Wenn er es aber später bedauerte, daß er durch Befriedigung dieser Liebhabereien sich selbst an weiteren wissenschaftlichen Fortschritten gehindert habe, so glaubte er nichts desto weniger eine höhere Leitung darin erkennen zu sollen, „weil damals der wissenschaftliche Sinn eine Richtung hatte, die ganz gewiß bei meinen Charakteranlagen auch mich mitgezogen und mich für meinen Lebensberuf untüchtig gemacht hätte." Von seinen wissenschaftlichen Fortschritten gab er übrigens eine öffentliche Probe in der „Oration", die er 1785 über das Thema hielt: wie viel das Studium der Literatur beitrage, einen Volkslehrer zu bilden.

Mit seinen Mitstudierenden hatte Geßner wenig Umgang. Zwar stand er mit allen in gutem Vernehmen, aber ein wirkliches Freundschaftsband knüpfte ihn an keinen derselben; nicht einmal kameradschaftliche Verhältnisse pflegte er. Am nächsten stand ihm der bereits erwähnte Schinz; aber die Verhältnisse, in denen dieser lebte, erschienen Geßnern als etwas zu vornehm, als daß sie nicht ein Hinderniß für eine rechte Annäherung gebildet hätten. Diese Absonderung zog ihm denn auch manchen Spott von Seite seiner Studiengenossen zu; er ließ sich aber durch den-

Digitized by Google

selben nicht irre machen und die Spötter konnten dem Genossen, der bei den Lehrern so viel Anerkennung fand, ihre Achtung auch nicht versagen.

Das innerste Leben des Jünglings war also weder durch seine Studien noch durch den Umgang mit seinen Studiengenossen angeregt; es fehlte aber dennoch nicht an einer solchen Anregung, nur daß sie von einer ganz andern Seite herkam.

Schon im Jahr 1777 war durch Brämi im Pfarrhause Dübendorf ein junger Kandidat der Theologie, Diethelm Schweizer aus Zürich, eingeführt worden. Schweizer stand damals in Verbindung mit Stolz und Häfeli, die später als Prediger in Bremen so berühmt wurden. Diese hinwieder hatten sich mit jugendlicher Liebe an Lavater und Pfenninger angeschlossen und lebten ganz in den religiösen Anschauungen dieser Männer, während sie später sich von denselben fast ganz entfernten. Mit ihnen, vielleicht durch sie, war Schweizer in den Kreis der vertrautern Freunde Lavaters und Pfenningers aufgenommen worden; die unmittelbare Frische dieses religiösen Lebens zog ihn mächtig an und was er also in sich aufgenommen, das fand unter den Bewohnern des Pfarrhauses Dübendorf begeisterten Anklang. Namentlich waren es die vier Schwestern, welche in diesem kräftig entschiedenen Glaubensleben ein still verborgenes Bedürfniß ausgesprochen fanden; aber auch Vater und Mutter fühlten sich freundlich angesprochen und nahmen gern Antheil an der gemeinsamen Erbauung, zu der sich jetzt die jüngeren Glieder des Hauses häufig versammelten. Auch Georg machte keine Ausnahme. Obgleich noch Knabe wurde er nicht weniger als die andern ergriffen und es bildete sich während seiner Studienzeit ein inniges Freundschaftsverhältniß mit Schweizern aus. Geßner bezeichnet ihn in seinem Tagebuch vielfach als den Wecker und Pfleger seines geistlichen Lebens; innig dankt er Gott für die Rettung des Freundes aus einer Krankheit und für die Erhörung des für ihn aus tiefstem Herzen entstiegenen Gebetes; er findet, daß was Schweizer schreibt, überall etwas Anderes, so ganz Ausgezeichnetes vor allen religiösen Büchern sei, die ihm

Digitized by Google

zu Gesichte kommen und will sich dem Freunde ganz und gar unterordnen.

Die Pflege dieses innern Lebens war denn auch nicht der letzte Grund, der Geßnern so häufig das geliebte Vaterhaus aufsuchen ließ. Schon bald nach seinem Bekanntwerden in Dübendorf hatte Schweizer meist die Sonntage dort zugebracht und war später, als zwischen ihm und der jüngsten Tochter ein näheres Verhältniß sich bildete, auch an andern Tagen ein gern gesehener Gast. Als dann Brämi nach Georgs Uebersiedelung nach Zürich Dübendorf verließ, hatte sich der alternde Vater bereits so sehr an die Aushülfe gewöhnt, die ihm der bisherige Hauslehrer im Predigen häufig geleistet hatte, daß er gerne Schweizern als Vikar für seine sonntäglichen Funktionen annahm. Jetzt kam Schweizer vollends häufig nach Dübendorf und verweilte längere Zeit daselbst, bis er nach einigen Jahren, als das Bedürfniß nach Aushülfe auch für die Arbeiten der Woche bei dem Vater größer wurde, seinen bleibenden Aufenthalt in Dübendorf nahm. Jetzt konnten auch jene stillen religiösen Beschäftigungen noch fleißiger fortgesetzt werden. Hören wir, wie uns Geßner dieselben in der Rückerinnerung beschreibt: „Die Abende, die ich in meinem lieben Dübendorf zugebracht, besonders im Winter, waren für mich sehr interessant und nützlich. Da wurde nämlich des Sonntag-Abends alle Mal ein größerer Abschnitt des Neuen Testaments gelesen, oft auch aus Schmidlis Choralliedern gesungen, woran Vater und Mutter mit Theil nahmen, jener mit seinem schönen Baß, diese mit ihrem reinen Diskant. Aber auch an den Abenden der Wochentage setzten sich die Schwestern alle mit ihren Arbeiten um ein Tischchen; die Mutter machte meist ein stilles Hausmuttergeschäft ab; der Vater, wenn er nicht eben auf seiner Stube arbeiten mußte, saß hörend in seinem Lehnstuhl und Schweizer las der Ordnung nach aus den Büchern des Alten Testamentes. Dieses fleißige, kursorische Lesen der heiligen Schriften ohne Erklärung oder Anwendung trug mir wirklich viel aus. Es flößte mir eigenen Geschmack am Bibellesen ein, machte mich sehr vertraut mit dem Fortgang und Zusammenhang der Bibelgeschichte

Digitized by Google

und legte so einen Grund des Glaubens daran in die jugendliche Seele, der sie gegen das Heer der Zweifel unzugänglich machte, das viele meiner Altersgenossen schon in die Flucht schlug, ehe sie, bei der immer mehr überhand nehmenden neologischen Richtung des Zeitgeistes, wirklich nur wußten, was sie nicht glauben sollten. So wurde ich so ziemlich was man heißt „bibelfest" sowohl im Alten als im Neuen Testament."

Die sonntäglichen Abendstunden wurden außerdem noch mit der Feier des heiligen Abendmahls geschlossen. Gewöhnlich nahmen auch Vater und Mutter daran Theil, so zwar, daß der Vater mit inbrünstigem Gebete die Handlung einleitete und schloß. Auch sonst wurde das heilige Abendmahl bei besondern Gelegenheiten gefeiert; z. B. als Jakob einmal auf Besuch bei Hause war, wurde eine ernste Abschiedsstunde auf diese Weise geheiligt. Bisweilen begiengen die jungen Leute die Handlung auch unter sich, etwa in der Frühe des Charfreitags oder eines andern Festes; in diesem Falle ward sie von Schweizer geleitet. Georg hatte schon vor seiner Konfirmation der Handlung einige Male als stiller Zeuge beigewohnt und nahm nun nach derselben regelmäßigen und freudigen Antheil an diesen Feierstunden. Wie der kleine Kreis auf den Gedanken gekommen, das heilige Abendmahl so häufig unter sich zu feiern, das erklärt sich, wenn nicht etwa die ganze Anregung dazu einfach durch Lavaters Beispiel gegeben war, ohne Zweifel so: Bei der innigen Gemeinschaft, in der die so mächtig Angeregten mit ihrem Herrn standen, erschien ihnen das heilige Abendmahl als wesentliches Mittel zur Pflege dieser Gemeinschaft; über ihre Berechtigung zu der Handlung stieg ihnen um so weniger ein Zweifel auf, da die besonnenen Eltern ihre Einwilligung gaben und selbst an derselben Theil nahmen; und die Erfahrung des Segens, der ihnen aus solcher Feier erwuchs, erschien ihnen um so bedeutsamer, je weniger sie denselben in diesem Maße bei der öffentlichen Kommunion zu empfinden glaubten, „an welcher ja mit den Guten auch die Schlechtesten Antheil haben." Dieser letztere Gedanke findet sich in Geßners Tagebuche häufig, bisweilen in sehr schneidender Weise ausgesprochen. Der Grund, warum die öffentliche Feier des

Digitized by Google

heiligen Abendmahls so wirkungslos sei, schien ihm auf Seite der Genießenden wie der Austheilenden und bei beiden in der ungenügenden Erkenntniß Christi zu liegen.

Diese rechte und volle Erkenntniß Christi zu finden und sich in den recht und ganz erkannten Christus hineinzuleben, erschien ihm überhaupt als seine höchste Aufgabe. In dieser Hinsicht ist der Einfluß Lavaters und Pfenningers, unter welchem mittelbar der ganze kleine Kreis stand, unverkennbar, namentlich in der freien Stellung zur hergebrachten kirchlichen Rechtgläubigkeit. Wie diese freie Stellung sich in der privaten Abendmahlsfeier aussprach, die so sehr allen Traditionen der zürcherischen Landeskirche zuwiderlief, so auch in der Auffassung der Person Christi. Diese wahre Erkenntniß Christi entwickelt Geßner in seinem Tagebuche (1784) gegenüber einer schiefen Erkenntniß folgender Maßen:

„Schief-Erkenntniß Christi nenne ich diejenige Erkenntniß, wo Jesus Christus zwar angenommen wird als der, in welchem und durch welchen sich Gott die Menschen zu erlösen beschlossen habe, durch welchen Irrthum und Lüge, Sünde und Tod aus der Welt habe müssen ausgetrieben und überwunden werden, durch welchen die Menschen allein zum Licht, zum Glauben, zum Leben und zur Seligkeit gelangen können, — wo Er aber bei alle dem ängstlich vom Vater abgesondert, als ein Zweites, das zwar dennoch Eins sei mit dem Vater, betrachtet wird, — wo Er nicht nur abgesondert, sondern dem Vater als geringer untergeordnet wird, darum daß er selbst sage: Mein Vater ist größer denn ich, — wo nirgends die ganze Schriftlehre von der Gottheit zusammen und im Ganzen genommen und nicht erkannt wird, daß Vater Sohn und Geist unmöglich drei Personen (denn die Begriffe von verschiedenen Personen können schlechtweg nicht von den Begriffen verschiedener Wesen gesondert werden) sein können, sondern nur drei verschiedene Benennungen nach den verschiedenen Arten der Offenbarung der Gottheit an die Menschheit sein müssen. Welches dann eben die Klippe ist, an der der menschliche Verstand bei der einmal angenommenen Einheit in der Dreiheit der Gottheit scheitert und weil er den Knoten nicht aufzulösen weiß oder sich nicht ge-

Digitized by Google

traut es thun zu dürfen, ihn entweder damit zerschneidet oder kränkelnd sich um ihn herum dreht, stille steht, es nicht begreifen kann und doch begreifen will, und darum in Zweifel geräth und sich oft in Zweifeln so verwickelt, daß er sich ihnen nicht mehr entschwingen kann."

„Dem also — heißt es in einer Weihnachtsbetrachtung von demselben Jahre — der reine Erkenntniß Jesu Christi hat, wird das Jesuskind der in die Welt eingetretene Gott sein. .... Wer so die Menschwerdung, die Geburt Jesu Christi ansieht, sie als den Einzug, die öffentliche Einwanderung der Gottheit in die Menschheit betrachtet, um so selbst durch alles Menschliche, durch die tiefsten Gänge der Menschheit durchgeführt, sie wiederbringen zu können zur vollkommenen Aehnlichkeit mit Gott und ihr Beispiel und Vorbild zu sein, ihr möglich zu machen, was ihr durch sich selbst nicht möglich war — wer, der so die Menschwerdung Jesu ansieht, muß sich nicht freuen und in Demuth niederfallen und anbeten den, der sich so herabließ, sich so erniedrigte, auf daß die Menschheit durch Ihn erhöhet würde." Das Wesen Gottes also, das an sich dem Menschen verborgen ist, wird in Christo offenbar. Christus ist der offenbar gewordene Gott, der „Gott der Menschen", wie ihn Geßner in seinem Tagebuch in offenbarer Aehnlichkeit mit Lavaters Anschauungen nennt. Darum wendet er sich in allen seinen Gebeten, in seinen religiösen Gedichten an Christus und braucht sogar einige Male den Namen Vater für Christus.

Sehen wir in dieser Auffassung das starke Bedürfniß, das Wohnen Gottes in Christo in seiner höchsten Bedeutung zu erfassen, und doch wieder, ja eben dadurch das Wesen Gottes als ein für den Menschen nahbares und faßbares zu haben, als ein solches, das erst in seiner Vereinigung mit menschlichem Wesen und Leben uns ganz offenbar und also auch ganz genießbar wird, und war dieses Bedürfniß nur die andere Seite eines reicheren inneren Lebens — so mußte sich von diesem Bewußtsein einer tieferen Erkenntniß und eines reicheren inneren Lebens aus nothwendig ein gewisser Gegensatz gegen die ergeben, welche beides

Digitized by Google

nicht in gleicher Weise besaßen. Die Abgeschlossenheit, in welcher Geßner lebte, war nicht geeignet, diesen Gegensatz zu mildern, und hinwieder je schärfer ihm derselbe erschien, desto mehr zog er sich auch von Solchen zurück, die nichts weniger als unempfänglich für christliches Glaubensleben waren. Auch in seinem Tagebuche tritt während seiner Studienzeit dieser Gegensatz mit bedeutender Schärfe hervor, hie und da fast verletzend und nicht ganz frei von einem Anfluge geistlicher Selbstüberschätzung.

In den Betrachtungen über geistliche Dinge, deren das Tagebuch eine große Anzahl enthält, wird die Menschheit häufig kurzweg in Orthodoxe, in Juden und in Heiden oder auch nur in die letzteren zwei Klassen abgetheilt. Unter den Juden versteht Geßner die gewöhnlichen Alltagschristen, welche das Christenthum haben wollen, aber nicht Ernst damit machen, sondern es mehr als äußere Staffage ansehen; diese unterscheiden sich zum Theil von den Orthodoxen, welche auf äußere Rechtgläubigkeit ein größeres Gewicht legen, im Uebrigen aber den eigentlichen Lebensgehalt des Christenthums auch nicht kennen und erfahren haben; die Heiden endlich sind die Weltmenschen, welche vom Christenthum höchstens die Moral gelten lassen und sich entweder dem bloßen Genusse hingeben, oder in äußerlicher Aufklärung das Heil suchen.

Selbst gegen Lavatern waltete bei Geßnern damals eine ziemlich kühle Stimmung. Zwar sagt er in der viel später geschriebenen Sebstbiographie: „Noch während meines Aufenthaltes in der Stadt kam ich in nähere Berührung mit Lavater und Heß. Beide zogen mich jeder nach seiner Eigenthümlichkeit sehr an und ich fühlte mich glücklich, von beiden wirklich geliebt zu sein. An beide staunte ich ehrfurchtsvoll hinauf. Der lebendige, durchgreifend wirksame Geist, die geniale Humanität und die kräftige, christlich geistige und muthvolle Beredtsamkeit Lavaters, die ruhige forschende Gelehrsamkeit und das Leben in der Bibel von Heß, in beiden der entschiedene Christensinn — war mir unaussprechlich köstlich. Und, was freilich der Jüngling damals noch nicht ganz wußte, es lag in diesem, schon zur Freundschaft sich hinneigenden Wohlwollen der beiden ausgezeichneten Männer ein

Digitized by Google

Pfand großen Segens für die kommenden Jahre.“ Merkwürdiger Weise aber enthält das Tagebuch aus dieser Zeit über den Umgang mit den beiden Männern gar keine Mittheilung; im Gegentheil wird Lavater nicht nur wegen seiner Versuche mit dem Magnetismus sehr einläßlich und nicht gerade günstig kritisiert, sondern auch die Art und Weise, wie er seine Berufung nach Bremen sofort auf der Kanzel zu Sprache brachte, wird von Geßner stark mißbilligt. Es blieb nicht einmal bei diesen einzelnen Ausstellungen, sondern die Achtung, welche Lavater bei den „Juden“ genoß, setzte diesen selbst in Geßners Augen etwas herab. Ueberhaupt war auch hierin Schweizers Einfluß sichtbar. Dieser war mißstimmt über Lavater, Pfenninger, Stolz und Häfeli, welche fanden, er gehe zu weit und ihm Schwärmerei vorwarfen. Seine Mißstimmung theilte sich natürlich dem ganzen Kreise mit, der ja auch in der That von dem Tadel mit getroffen war — und Geßner selbst bekennt, daß neben dem Triebe, jeden Sonntag in Dübendorf zuzubringen, diese Mißstimmung mit ein Grund gewesen sei, warum er während seines Aufenthaltes in Zürich Lavatern nie habe predigen hören. Es dauerte indessen nicht lange, bis jene Lavatern günstige Stimmung, wie sie in der angeführten Stelle der Selbstbiographie ausgesprochen ist, bei ihm wieder die Oberhand gewann.

Den jungen Leuten im Pfarrhause zu Dübendorf kam es vor, als könnte die Gemeinschaft, in der sie sich so glücklich fühlten, nicht aufhören; aber bei der ganzen Richtung ihres Wesens gestaltete sich der natürliche Wunsch sofort um zu dem Gedanken, ihre kleine Gemeinschaft möchte bestimmt sein, als solche etwas für das Reich Gottes zu wirken, ein Kern zu werden, an welchen eine größere Gemeinschaft wahrer Gläubiger sich anschließen könnte. Und wo sollte die kleine Kolonie sich niederlassen, wenn nicht in dem geliebten Dübendorf selbst?

Wenige Minuten vom Pfarrhause entfernt erhebt sich eine sanft ansteigende Anhöhe, auf welcher man eine freundliche und ziemlich ausgedehnte Aussicht genießt. Das ganze Glattthal breitet

Digitized by Google

sich dort vor dem Blicke aus bis hinauf an den freundlichen Greifensee mit dem Schloß und Städtchen gleichen Namens; weiterhin sieht man Uster, Goßau, Grüningen, dann die Vorberge der Alpen und hinter diesen die prächtigen glarner Gebirge; gegenüber im Nordwesten ist die Fernsicht durch die Lägern mit ihrer auf vorspringender Felsenterrasse liegenden „Burg" begrenzt. In der Volkssprache heißt dieser Hügel die Buš oder Bouš, gleichbedeutend mit Bühl (Hügel). Wie diese Boue sich über das Flachland erhebt, so wollten die jungen Freunde eine geistige Boue stiften und so auch am Bau des Gottesreiches arbeiten. So entstand der Ausdruck „die Baue" zur Bezeichnung des Ideals, das ihnen vorschwebte. Mit unwandelbarer Energie hielten sie alle an diesem Ideale fest und namentlich galt ihnen das künftige äußere Beisammenwohnen als die von selbst sich verstehende Voraussetzung für die geistliche Wirksamkeit, zu der sie sich berufen glaubten. Hatte doch auch ein Bauer in Dübendorf mit seiner Frau der kleinen Gemeinde sich angeschlossen und auch Jakob, dem man bei einem seiner Besuche in der Heimat die Sache zuerst halb im Scherz mitgetheilt, war gar bald im Ernste darauf eingegangen. Emanuels Güter schienen sich trefflich als Grundstock für einen spätern gemeinsamen Besitz zu eignen und die Freunde riethen angelegentlich zur Vermehrung derselben. Emanuel gerieth dadurch später in nicht geringe Verlegenheit, aus der ihn jedoch Georg rettete, der sich keine Mühe reuen ließ, bis er durch seine Fürsprache das nöthige Geld aufgebracht hatte.

Daß Georg nicht der letzte war, der sich dem Plan der „Baue" anschloß, versteht sich von selbst. Er beschreibt uns den Plan in seinem Tagebuche (1783) folgender Maßen: „Wir hoffen und glauben, daß einst eine Zeit für uns kommen werde, wo wir in stiller Ruhe und bei einander vereinigt leben können; wo wir nach unserm Sinne vom Feldbau eigentlich leben, wo uns eine eigenthümliche Hütte decken wird; wo wir dann auch in Absicht auf unseren Zeitgebrauch unumschränkt und unser selber sein und darum denn auch in Gottes Sachen, jedes nach dem Trieb des Wachsthums, der in ihm liegt, werden wachsen können; wo

Digitized by Google

wir ganz ungehindert von außen einmüthig unserm Gott nach unserem Herzen dienen und nach unserem Herzen seine Erde, so wie sie uns seine Religion brauchen gelehrt hat, werden brauchen können; kurz — wo wir in der größten Erdenglückseligkeit, die wir uns nur denken können, reich — aber nicht im Ueberfluß — sondern nur in einem solchen Stande sein werden, daß wir auch denen, von denen wir sehen, daß sie es nach dem Sinn der Bibel zu brauchen wissen, nach ihren Bedürfnissen aufhelfen und sie werden unterstützen können. — Dabei hat es aber dann diese Meinung, daß gewiß keines aus uns in diese gehoffte, geglaubte, ja so viel als gewiß genommene Glückseligkeit auf dieser Erde so verliebt werden wird, daß es nicht im Stande wäre, sie auf den ersten Ruf um Christus willen zu verlassen, um zu gehen und zu thun, wohin und was Er nur wollte."

Daß die Idee dieser „Baue" an diejenige des tausendjährigen Reiches anstreift, sieht man leicht. Sie hatten auch dessen kein Hehl. Unter einer bedeutenden Anzahl von Gründen, welche sie für die Rechtmäßigkeit ihrer Idee haben, erwähnt Geßner auch Folgendes: „Es ist unumstößliche Lehre der heiligen Schrift, daß Christus auf Erden immer seine Kirche (offenbar ist hier eine Gemeinschaft wahrer Gläubiger, das Reich Gottes gemeint) gehabt habe, habe und haben werde. Es ist unumstößliche Verheißung der heiligen Schrift, daß diese seine Kirche auf Erden noch einmal werde zusammengesammelt werden. Diese ganze volle Zusammensammlung ist das tausendjährige Reich. Nun geht Alles stufenweise. Durch die ganze heilige Schrift hat jeder große, wichtige Auftritt in Gottes Sachen seine Vorbilder; also wird auch das tausendjährige Reich sein Vorbild, seine mehreren Vorbilder haben, sowie es der ganzen Ewigkeit vorangeht und Bild von ihr ist."

Inzwischen vergaß Geßner über dem Ideale die Wirklichkeit nicht. Neben dem Besuche der „Lezge" (Lektion, Kollegien) war seine Zeit durch Ertheilung von Privatunterricht fast ganz ausgefüllt. Täglich mit Ausnahme des Samstags gab er fünf solcher Privatstunden und widmete dann erst noch einige Zeit seinem „herz-

Digitized by Google

lieben Kaſparli", dem Söhnchen ſeines Bruders, der ihm „ſowohl in Abſicht auf Verſtand als auf Herz als der größte Held unter ſeinen Schülern" galt. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß die Kollegien nur vier Stunden täglich in Anſpruch nahmen und zu Gunſten Dübendorfs waren „nicht nur die geſetzten, ſondern auch kaſuelle Ferien" ausbedungen. Das Zutrauen, mit dem man ihm von verſchiedenen Seiten Kinder zum Unterricht übergab, freute ihn nicht wenig. Er hatte ſtets große Liebe zu den Kindern gehabt und das „honnette Taſchengeld", zu dem er auf dieſem Wege kam, war auch nicht zu verſchmähen. „Nur gerade an das Wichtigſte, ſagt er ſpäter, was ich dadurch gewann, dachte ich nicht einmal; wußte nicht, daß ich jetzt durch den zu ertheilenden Unterricht lernte, was ich früher nie gründlich kannte und was ich doch für meinen Lebensgang eigentlich bedurfte; ſowie daß ich überhaupt Unterricht geben und junge Leute behandeln lernte, was für den Geiſtlichen von ſo großer Wichtigkeit iſt. O wie unzählig viele Wohlthaten, ſetzt er hinzu, hat mein Gott mir erwieſen durch mein ganzes Leben, die ich zwar dankbar als Wohlthaten aus ſeiner Hand annahm, aber den wichtigſten Zweck, den er dabei hatte, erſt lange hintendrein erkennen lernte."

Ein großer Theil der freien Zeit war der Ausarbeitung des Tagebuches gewidmet, das er im Mai des Jahres 1782 begann. Von dem Inhalte deſſelben ſind oben ſchon mehrere Proben mitgetheilt worden. Außer dieſen und ähnlichen Arbeiten enthält das Tagebuch auch noch eine Menge meiſt religiöſer Gedichte, die freilich hinſichtlich der Form noch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Auch die Briefe, die er ſeinen „Innigſten" in Dübendorf ſchrieb, ſind meiſt in Abſchrift dem Tagebuch einverleibt, vor Allem aber diejenigen an ſeinen „Herzens-Jakob" in Holland.

Zwiſchen den beiden Brüdern beſtand ein Verhältniß von ſeltener Innigkeit und Tiefe. Jakob hatte ſich mitten im Garniſonsleben den frommen Sinn, der im Vaterhauſe in ſein Herz gepflanzt worden war, bewahrt; die Bibel war ſein beſtändiger Begleiter. Als er einſt zum Beſuch bei Hauſe war, ſchlug er bei einem Geſpräche über die Gefahren, die ſein Stand mit ſich bringe,

Digitized by Google

die Geschichte des Cornelius auf und sprach zu seinen Geschwistern: Seht Kinder, es gibt auch fromme Offiziere. So herrschte auch in dieser Beziehung die vollste Uebereinstimmung zwischen den Brüdern. Ihr gegenseitiger Briefwechsel verbreitete sich daher auch vielfach über religiöse Gegenstände und es spricht sich in den Briefen des jungen Offiziers eine Klarheit und Sicherheit in den Dingen des Glaubens und hinwieder eine Feinheit und Freiheit der Welt gegenüber aus, die in dieser Vereinigung nicht gerade sehr häufig vorkommen. — Mit Wonne sah Georg jedesmal dem Besuche des Bruders, der ungefähr alle vier Jahre einen Urlaub von acht bis neun Monaten erhielt, entgegen. „Gottlob, nur noch drei Monate, schrieb er im Hinblick auf ein solches Wiedersehen dem geliebten Bruder, und dann schlägt wieder an deinem Herzen das Herz deines dich ewig segnenden Georg," — und zwei Monate später: „Mein Herz ist in seiner Wallung fast nicht mehr zu bändigen, wenn ich an dein Heimkommen denke und ich muß mir Gewalt anthun, dir nicht entgegen zu laufen, bis ich dich habe." Es läßt sich denken, wie die Zeit des Wiedersehens genossen wurde; der Schmerz des Abschiedes aber spiegelt sich rührend in dem Tagebuche wieder. Unmittelbar nach Jakobs Abreise wurde dem Bruder ein Brief nachgesandt, damit er bei seiner Ankunft in Holland gleich wieder einen Gruß aus der Heimat empfange. „Mein Jakob! — heißt es in diesem Briefe — mit frohem Danke gegen Gott erinnerst du dich gewiß mit mir aller der Stunden, wo wir allein waren und so recht Herz in Herz gießen konnten, entweder auf einem einsamen Spaziergang in unserm lieben Dübendorf oder in meinem Stübchen (in Zürich) in einer stillen Abendstunde. Wie sich da immer unsere Herzen trafen — trafen im Fühlen und Empfinden, trafen im Sehen und Urtheilen! So weit wir auch von einander jetzt geschleudert sind, so sind wir einander doch gewiß innig nahe. Bruder! laß uns nur an unsern Gott und eine lichtvolle Erkenntniß Seiner und an die Bibel uns recht festhalten — diese wird jene täglich in uns vervollkommnen und mit reinerem, hellerem Lichte beleuchten, wird uns auch Menschenkenntniß und Menschenbeurthei-

Digitized by Google

lung lehren, wie es sonst nichts kann und wie wir's doch gewiß, um rein und unbefleckt durchkommen zu können, vonnöthen haben und je länger je mehr vonnöthen haben werden, je feiner, heimtückischer und verführerischer Alles gegen das ächte Bibelchristenthum angelegt zu werden beginnt. Aber mit Gott und der Bibel, einer augenblicklichen Anwendung unserer Erkenntniß Gottes und einer augenblicklichen Anwendung der Bibel auf unser Herz, unsere Lage, unsere Zeit und Zeitgenossen werden wir gewiß überall wohl und unversehrt durchkommen; denn das ist uns eine heilig feste Burg, in der wir uns sicher verschanzen können auch bei den stürmischesten Zeiten — eine Festung also, in der uns weder die Zufuhr der Nahrung noch der Waffenrüstung kann von irgend einem Feinde verschlossen werden — eine Burg, weit fester und unüberwindlicher als Königsstein."

Je weniger die Studienanstalt in Zürich für die praktische Ausbildung ihrer Zöglinge sorgte, desto mehr war Geßner bemüht, durch eigene Uebung diese Lücken auszufüllen.

Nachdem er an einem Bettage statt des Schulmeisters die vorgeschriebenen Bibelabschnitte auf der Kanzel gelesen und am darauf folgenden Weihnachtsfeste mit Erlaubniß des Scholarcha (des Rektors des Gymnasiums) eine Kinderlehre zu halten versucht hatte, hielt er seine erste Predigt bei der Trauung seiner Schwester Anna mit Diethelm Schweizer. Dieser war zu Anfang des Jahres 1785 von der Regierung in Zürich zum Pfarrer nach Dieboltsau im Rheinthal, das damals kirchlich mit Zürich verbunden war, gewählt worden und hatte sich in Folge dieser Wahl mit Anna verlobt. Da der Antritt der Pfarrstelle schon im April geschehen mußte, so fand die Trauung am 22. Februar statt. Die Verlobten wünschten, daß Georg die Traurede halten und der Vater die Trauung selbst vollziehen möchte, was Georg als noch nicht ordiniert ohnehin nicht hätte thun dürfen. Mit besonderer Sorgfalt arbeitete Geßner diese erste Predigt aus. Sie behandelte nach Joh. 3, 29 die biblische Vergleichung des Verhältnisses Christi zu seiner Gemeine mit dem des Bräutigams zur Braut. „Freilich ein kühnes Thema, sagt Geßner selbst, für den unreifen

Digitized by Google

kaum zwanzigjährigen Jüngling. Nach der Predigtweise meines Vaters mußte der erste Theil der Erklärung des Textes gewidmet sein und so wenig dieser Text einer Erklärung bedurfte, wurde sie doch — nach der Weise jedes Unreifen — sehr lang und breit. Der zweite Theil zeigte, wie alle (?) Schriftsteller des alten und neuen Bundes dieses Bild von der Verbindung Gottes mit den Menschen gebrauchen und dadurch der Ehe eine besondere Weihe geben, daß indessen nicht eben alle Bessern, sondern nur die Gesammtheit der Edelsten, Gottgefälligsten mit dem Bilde der Braut bezeichnet werden, jene nur als Hochzeitgäste und Freunde. Den Schluß machte die Anwendung auf die lieben Geschwister und des Bruders Beruf, durch Wort und Beispiel seiner Gemeinde zum Segen zu werden." Am Abend des festlichen Tages vereinigten sich Alle zu einer stillen Abendmahlsfeier. Mit einer solchen wurden einige Wochen nachher die Neuvermählten, mit denen auch die zweitjüngste Schwester Elisabetha zog, um für immer ihren Aufenthalt bei ihnen zu nehmen, aus dem elterlichen Hause entlassen. Georg gab ihnen bis nach Winterthur das Geleit.

Jetzt fühlte er sich einsam und verlassen; die äußere Stütze, an die er sich so entschieden angelehnt hatte, war jetzt von ihm genommen. Es kam ihm vor, er könnte jetzt leichter als sonst den Versuchungen, die auf ihn lauerten, zur Beute werden — und doch war eben diese Trennung der Anfang seiner Selbstständigkeit. Einmal in mehr äußerer Hinsicht. Gleich nach der Abreise der Geschwister hielt Geßner zwei Predigten während der Charwoche und Osterzeit und es machte sich gleichsam von selbst so, daß er bald ganz an Schweizers Stelle dem Vater Aushülfe leistete und kaum ein Sonntag vergieng, an dem er nicht die eine oder andere Funktion für ihn übernommen hätte. Auch in dem Kreise der Freunde trat Georg an Schweizers Stelle, indem er die Versammlungen leitete und die Verhältnisse und Schicksale der Mitglieder mit dem Lichte des Evangeliums beleuchtete.

Aber auch innerlich reifte Geßner zur Selbstständigkeit heran. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, daß schon an dem ersten Pfingstfeste nach der Abreise der Geschwister ihm die öffentliche

Digitized by Google

Abendmahlsfeier in einem viel mildern Lichte erscheint als früher. „Ich gieng zur Kirche, schreibt er im Tagebuche, und genoß da das Abendmahl, freilich nicht das stille, heilige, segen- und lebensvolle, ganz Christus Geist athmende; aber doch wars heute feierlich stille in unserer Kirche und dieser Genuß des Abendmahls war mir wirklich segensvoll. So lernt man wahrlich erst im Mangel des Bessern auch das Unvollkommene, aber dennoch Gute recht schätzen und ihm den Werth zugestehen, den es wirklich hat.“ So sehr auch die Anerkennung hier noch eine bedingte ist und so sehr der öffentliche Abendmahlsgenuß gleichsam nur als Folie für die private Feier dienen muß, die zwar jetzt auch noch fortgesetzt wurde, bei der aber die Hauptpersonen mangelten, so leuchtet doch aus der Stelle die beginnende Umwandlung der Ansicht deutlich genug hervor.

Die Art, wie Georg die Versammlung der Freunde leitete und ihre Angelegenheiten besprach, gewann ihm nicht immer den Beifall der Geschwister in Dieboltsau, welche immer noch die Oberleitung des Ganzen führten; sie glaubten ihre Ansichten nicht entschieden genug durch ihn vertreten; sie fürchteten, er gebe sich zu sehr fremdartigen Einflüssen hin und schrieben ihm mitunter ziemlich derbe Briefe. So wenig es auch schon sichtbar zu Tage trat — sie schienen zu ahnen, daß er sich innerlich, wenn auch noch unmerklich, von dem früher gemeinsamen Ideal abzulösen anfange, das sie noch mit aller Energie festhielten. Das Tagebuch zeigt diese selbstständige Entwicklung deutlich genug. Auf eine feurige Ermunterung Schweizers zum Glauben, daß Christus sie gewiß zusammenführen werde, antwortet Geßner im Allgemeinen zustimmend, fügt dann aber eine Reihe ziemlich kühler Reflexionen bei, welche die Zustimmung fast ganz wieder aufheben. „Daß diese Hülfe unsers Christus so geschehe, wie wir schon lange dachten, das wollte mir niemals noch ganz eingehen und auch jetzt kann ich mir das nicht denken, daß Christus uns auf einmal sehr reich machen und uns in den Stand setzen werde, eine Wohnung zu erbauen, wo wir alle zusammengesammelt mit einander leben und ein abgesondertes Ganzes ausmachen würden.“

Digitized by Google

Es scheint also, daß der großen Zuversicht, die er früher ausgesprochen, doch ein leiser Zweifel beigemischt war, der sich nicht hervorwagte. Während er früher die Idee der „Baue" für durchaus biblisch erklärt hatte, findet er jetzt „in der ganzen Bibelgeschichte nichts damit Homogenes". Die Größe und Allkraft Christi will er durchaus nicht verkennen; „aber ob das zweckmäßig wäre, ob das mehr als ein schönes Ideal, ob es auch eine vollkommene Wirklichkeit sein würde, das ist bei mir noch nicht (er hätte wohl sagen sollen: nicht mehr) ausgemacht. Würde es nicht zuviel äußerlich sein? würde es nicht zu sehr dem Mißbrauch und einer ich glaube unverhütbaren Ausartung unterworfen sein? würde es nicht, wie sehr auch das Institut herrlich und schön und edel und christlich wäre, bald in etwas Klosterähnliches ausarten? Einmal diese Art von Auskunft für uns kann ich mir gewiß nicht denken." Und dennoch erklärt er noch, es sei ihm gewiß, daß Christus sie auf eine ihn verherrlichende und sie beseligende Weise näher zusammenbringen und ihnen ein glückliches, frohes, wirksames Leben schenken werde.

Die beginnende Differenz störte aber das geschwisterliche Verhältniß nicht. Mit aufrichtiger Demuth gieng Geßner auf alle Warnungen und Zurechtweisungen ein, die er irgend sich aneignen konnte; bei den Besuchen, die er hie und da in Dieholtsau machte, lösten sich die Verschiedenheiten wieder in einer höheren Einheit auf und die gemeinsame Abendmahlsfeier bekräftigte den Bund der Herzen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der Eintritt ins praktische Leben.

Ablehnung einer Informatorstelle. Examen und Ordination. Vikariat in Dübendorf. Der Lehenhof und die Baue. Andere Lebensanschauungen. Lebensgefährliche Krankheit. Die Familie Schultheß. Briefwechsel und Verlobung mit Barbara Schultheß. Warteschule. Urtheil über Dr. Hotze. Zusammenkunft der Geschwister. Barbara's Urtheil über die private Abendmahlsfeier.

Die Studienzeit unsers Geßner nahte ihrem Ende und schon vor dem völligen Ablauf derselben sollte er sich entscheiden, ob er nach abgelegten Examen unmittelbar in den praktischen Kirchendienst treten, oder ob er als Uebergang zu demselben für längere Zeit eine Informatorstelle übernehmen wolle, immerhin so, daß er dem Vater die bisherige Aushülfe noch hätte leisten können. Er erhielt nämlich von der mit Lavatern sehr befreundeten Familie Römer den Antrag, den Unterricht und die Leitung der fünf Kinder des Hauses zu übernehmen, so zwar daß er täglich acht Stunden darauf verwenden sollte; den Samstag und Sonntag, nöthigen Falls sogar den Montag sollte er frei haben. Die ökonomischen Anerbietungen waren bedeutend und man unterließ auch nicht, ihm anzudeuten, daß er auf solche Weise Gelegenheit hätte, öfter in der Stadt zu predigen und sich bekannt zu machen. Der Antrag bewirkte einen langen und schweren Kampf in Geßners Herzen. Für die Annahme des Anerbietens sprach die wohlthuende Aussicht, empfängliche Kinderherzen für das Christenthum zu gewinnen, Erweiterung der Menschenkenntniß und die Möglichkeit zu erlangen, die Geschwister in Dieboltsau in ihrer dürftigen

Digitized by Google

Lage zu unterstützen. Auch den Kindern seines Bruders Kaspar konnte Geßner, wenn er die Stelle annahm, nützlich sein und all diesen edlen Beweggründen fügt er im Tagebuche auch den bei: „So würde ich besonders Lavatern, den speziellen Freund dieses Hauses, näher und wahrer kennen lernen.“ Aber auch die Gegengründe wurden reiflich erwogen. Die Gefahr, in ein weltliches Christenthum hineinzugerathen, schreckte ihn; die Zeit zur eigenen Fortbildung war auch gar so sparsam zugemessen; vor Allem aber mußte er darauf verzichten, die Stütze seines alternden Vaters zu werden. Merkwürdiger Weise waren Vater und Mutter sehr für den Antrag eingenommen; die Geschwister in Dieboltsau dagegen konnten nach ihrer ganzen Anschauungsweise unmöglich dafür sein. Den Ausschlag gab die Erwägung, daß ein bindender Traktat auf mehrere Jahre hätte geschlossen werden müssen, wodurch Geßner hätte verhindert werden können, bei der zunehmenden Altersschwäche des Vaters diesem die nöthige Hülfe zu leisten; der Gedanke aber, daß ein Anderer Vikar des Vaters werden könnte oder müßte, war ihm unerträglich. Der Antrag wurde daher in höflichster Weise abgelehnt.

Vom December 1786 bis zum März 1787 fanden die Prüfungen statt, welche der Aufnahme Geßners in das Ministerium vorangehen mußten. Glücklicher Weise traf es sich, daß mit dem Schluß der Prüfungen auch der Schluß seines zwei und zwanzigsten Lebensjahres zusammenfiel; denn das Gesetz ließ eine frühere Ordination nicht zu. „Von meinen Prüfungen, sagt er als Greis in seiner Selbstbiographie, weiß ich nicht viel Anderes zu sagen, als daß die Zufriedenheit, die alle mich Prüfenden mir bezeugten, sehr unverdient war. Der 22. März war von Herrn Antistes Ulrich zum Tage der Probepredigt über Matth. 5, 17 bestimmt. Unmittelbar darauf folgte die heilige Ordination. Meine damaligen Empfindungen würd' ich nicht niederschreiben können, ohne die jetzigen, wie jene hätten sein sollen, einfließen zu lassen. Das aber weiß ich: es war mir heilig ernst und ich war unter der Ordination tief gerührt. Erst in viel späterer Zeit ward es mir merkwürdig, daß der Antistes bei der ihm abge-

Digitized by Google

statteten Dankvisite äußerte, es habe ihn bei dieser Ordination ein eigenes Gefühl ergriffen." Im Tagebuche sprach er in einem Gedichte seine ernsten Vorsätze beim Eintritt in den geistlichen Stand aus.

Kurz nachher siedelte er nach Dübendorf über, um das Vikariat bei dem Vater anzutreten. Von einer Reise ins Ausland konnte aus ökonomischen Gründen keine Rede sein. „Man maskierte das, sagt Geßner, damit, daß es damals und lange Zeit nachher gar nicht Sitte war, daß Geistliche von Zürich, die nicht der Schul-, sondern der Kirchenkanzel sich widmeten, auf Universitäten giengen und die Kirche war ganz ausschließlich das Gebiet, auf das ich strebte. Wohl fühlt' ich, setzt er hinzu, oft in meinem Leben, wie viel mir mangle, daß ich nie ins Ausland kam und daß dies zu meiner Bildung viel würde beigetragen haben. Dennoch verehre ich jetzt in meinem Alter auch darin die Führung Gottes, daß die Umstände dies unmöglich machten. Wenn ich meine Anlagen und meinen Charakter, meine wissenschaftliche Halbheit und den damaligen Standpunkt der Theologie auf fast allen Universitäten Deutschlands ins Auge fasse, so wär' ich ohne Zweifel weit von der christlich einfachen Bahn weggeschleudert oder in einen Kampf verwickelt worden, in dem ich nicht hätte bestehen mögen." Damals scheinen ihm solche Gedanken ferner gelegen zu haben; wenigstens finden wir im Tagebuche nichts davon erwähnt. Er gewöhnte sich auch alsobald aufs beste in seine neue Lage. Aus dem schlechten Zimmerchen, das bisher seine Werkstätte gewesen war, wurden Dreh- und Hobelbank weggeschafft; denn die bisherigen Lieblingsarbeiten sollten jetzt aufgegeben werden — Geßner wollte ganz nur seinem Berufe leben. Im Hause des Amtmanns, der die Reparaturen im Pfarrhause besorgte, hatte Geßner Privatunterricht ertheilt und sich dadurch dessen Gunst erworben. Dieser Gunst hatte er es zu danken, daß ihm das unscheinbare Zimmerchen in ein freundliches Stübchen umgewandelt wurde, das er nun sofort zu seinem Studierzimmer einrichtete. Aber, schrieb er an Jakob, „so sehr jetzt meine Kammer, soviel es für einmal möglich war, selon mon bon

Digitized by Google

plaisir eingerichtet und wirklich ein kommodes Studierzimmer ist, so weiß ich doch gewiß, dein Sinn für ein gutes und agreables Arrangement würde mir noch Manches gesagt haben, das ich noch kommoder und artiger hätte einrichten können." Das innige Wohlbehagen, das ihn in seiner neuen Lage durchdrang, schildert er ebenfalls dem geliebten Bruder: „Ja, mein Innigster! ich bin nun in unserer stillen väterlichen Hütte eingerichtet und genieße da einer Freiheit, deren Genuß mir in der That durch vorangegangenen sechsjährigen Frohndienst recht herrlich schmackhaft geworden ist. Willst du frei sein, leide dich in der Gebundenheit — das ist gewiß eine gute Lehre. Das Lezgengehen, das bald dahin bald dorthin Laufenmüssen und immer wieder andere Discipel und andere Fähigkeiten und andere Dinge behandeln müssen, das ermüdet gewiß sehr; und so sehr ich oft die stille Muße, die mir mein Gott auch zuweilen in meinem friedlichen Stübchen besonders an den Abenden gönnte, mit froher Herzensfreude genoß, so war sie doch lange nicht die wachsthumfähige, arbeitende Ruhe, die sie erst dann sein kann, wenn man sie ohne alle Augenblicke unterbrochen zu werden, in einem fort den größten Theil seiner Zeit genießen kann."

Für einmal blieb dem neu angehenden Vikar, obgleich er schon von Anfang manche Amtsgeschäfte übernommen hatte, noch viel freie Zeit übrig. Er hatte deßhalb seinen Neffen, den kleinen Kasparli, mit nach Dübendorf genommen, um den begonnenen Privatunterricht fortzusetzen; daneben trieb er mit Eifer das Studium des Alten Testamentes in der Grundsprache. Aber schon nach anderthalb Jahren wurde alle seine Zeit und Kraft für das Amt in Anspruch genommen. Es war ein neuer Schulmeister eingesetzt worden, der aber mit seinem vierzehnjährigen Sohne erst noch mußte angeleitet werden. Diese Aufgabe fiel Geßnern zu und beschäftigte ihn so sehr, daß er seine Privatstudien wieder aufgeben mußte. Zu gleicher Zeit nahm die Altersschwäche des Vaters überhand, so daß jetzt fast die ganze Geschäftslast auf dem Sohne ruhte. Obgleich aber diese so sehr vermehrte Arbeit durch ein seltenes Zusammentreffen höchst ärgerlicher und schwieriger

Digitized by Google

Fälle oft zu einer drückenden Last wurde, so konnte der Vater doch immer noch rathen und der Rath des erfahrenen Vaters war für Georg unschätzbar. „An der Seite meines Vaters, bezeugte er später häufig, hab' ich für meine Bestimmung und mein Amtsleben mehr gewonnen, als durch alle Studienjahre."

Eine besonders erschütternde Wirkung hatte auf den alternden Vater eine in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses ausgebrochene Feuersbrunst (im Mai 1788) ausgeübt. Diese Feuersbrunst spielt auch sonst merkwürdig in unsere Geschichte hinein. Das abgebrannte Haus war ein Lehenhof der Regierung. Oft hatten sich die Blicke der Geschwister auf dieses Haus gewendet im Gedanken, hier könnte vielleicht die kleine Gemeinschaft einst ihren Sitz aufschlagen. Jetzt tauchte der Gedanke mit Macht wieder auf und es wurde alles Ernstes der Vorschlag gemacht, den Hof von der Regierung zu kaufen und ihn dann zu einem gemeinsamen Wohnsitze neu aufzubauen. Geßner widersetzte sich dem Plane mit aller Entschiedenheit. Abgesehen von dem Geldpunkte, der allerdings keine Nebensache war, machte er geltend, daß bei einem solchen Zusammenleben ihre Kräfte, wie thätig sie auch dieselben glaubten, in vielem Betracht müßig wären und daß das geistige Ideal, das ihnen vorschwebe, durchaus nicht an solch äußeres Zusammensein gebunden sei, da an Unabhängigkeit bei einer drückenden Schuldenlast doch nie zu denken wäre. Auch Jakob hatte längst gemahnt, den Gedanken aufzugeben, als sei ihnen ein Himmel auf Erden bestimmt, da hiefür auch nicht ein einziges Beispiel von allen jemals existierenden Bibelmenschen aufzufinden sei. In muthwilliger Laune hatte er bei einem seiner Besuche gefragt: habt ihr angeschlagen eine Arche zu bauen? und hatte es Georg vorhergesagt, es werde einmal auf einen Punkt kommen, da sie mit den Andern nicht mehr werden einig gehen können. Er war es gewesen, der schon acht Jahre vorher in einem Briefe die Besorgniß geäußert hatte, die Gemeinschaft möchte eine Sekte werden. Damals hatte er sich beschwichtigen lassen, jetzt aber erklärte er neuerdings, daß er, ohne die Geschwister kränken zu wollen, ihre Idee für schwärmerisch halte.

Digitized by Google

Die Sache erledigte sich inzwischen von selbst dadurch, daß der Bauer, der den Hof bisher beworben hatte, ihn von der Regierung kaufte. Aber zwischen den Brüdern und den Geschwistern in Dieboltsau entstand nun begreiflicher Weise eine Spannung, welche auch durch gegenseitige Besuche nicht sofort gehoben werden konnte, bis nach einigen Jahren auch die Pfarrleute in Dieboltsau zu der Einsicht kamen, daß auch in den gewöhnlichen von Gott gesetzten Ordnungen des menschlichen Lebens etwas für Gottes Reich gewirkt werden könne.

In dieser Ueberzeugung befestigte sich Geßner immer mehr; sein Beruf ward ihm immer lieber. Immer mehr lernte er auf Hoffnung säen und immer ernstlicher hütete er sich, „wesentlich Gutes zu übersehen und zu vernachlässigen und dem Haufen gleich zu rechnen, was ihm nicht gleich ist.“ Auch hierin sah er sich ganz von Jakob verstanden. „Du äußerst, schrieb der treue Bruder aus Holland, in deinem Briefe besonders den Gedanken, daß Wirksamkeit für das Reich Gottes dir immer stärkeres Bedürfniß werde, der du dich ganz aufzuopfern wünschtest. Du thust sehr wohl, mein Liebster, daß du diesen Trieb, der allen wahren Gottesverehrern eigen ist, beständig in deinem Herzen nährst und stärkst. Und wie wohl hat es nicht die Alles leitende Hand unsers Gottes, die dies Bedürfniß in dir schon vor der Grundlegung der Welt gekannt, mit dir geordnet, daß du gerade in die Lage und in den Stand gekommen bist, in welchem du am meisten für Gott und sein Reich wirken kannst nach der Lage des Zeitalters, in dem wir leben. Sehr beschränkt ist freilich die Wirkungskraft der Arbeiter im Weinberge Gottes, beschränkt immer gewesen und wie mich dünkt beschränkter geworden, nach Maßgabe theils der Verfeinerung des Abfalls, theils und besonders nachdem diejenigen, die sich für Säulen am Tempel Gottes ausgeben, mehr oder weniger Finsterniß verbreiteten, die als Licht angesehen werden sollte. — Aber dennoch bei all dieser Beschränktheit — freue dich, mein Bruder! — ist doch die Hand des Herrn über seine Arbeiter, daß er ihnen von Zeit zu Zeit die herrlichen Früchte ihrer Arbeit sehen läßt; und wie aus einem Distelstrauch sich

Digitized by Google

oft eine schöne Weizenähre emporhebt und um so viel herrlicher in die Augen fällt, so hebt sich ein mit Beschränktheit umringter, für Gottes Reich wirkender Christ in den Augen derer aus, die Wahrheit und Religion zum Ziele haben." Dem Schreiber wie dem Empfänger gereichen diese Worte mit ihrer kerngesunden Anschauung gleicher Weise zur Ehre. Das jugendliche Ideal war jetzt bei beiden in das männliche übergegangen.

Das Jahr 1789 vereinigte die beiden Brüder unverhoffter Weise. Jakob hatte sich einen Semester (Urlaub) gekauft und überraschte mit der Nachricht davon die Seinen. Gemeinsam besuchten die Brüder die Geschwister in Dieboltsau; auf der Rückreise aber wurde Geßner von einem heftigen Fieber befallen und konnte nur mit Mühe die Heimat erreichen. Ein Nerven- und Faulfieber warf ihn für längere Zeit aufs Krankenlager und brachte ihn an den Rand des Grabes. Weder die Aerzte noch die Seinen glaubten an seine Rettung; nur selten brach durch die Fieberphantasien das klare Bewußtsein durch. In eine solche helle Stunde traf der freundlich theilnehmende Besuch Lavaters. „Halten Sie sich, sprach er tröstend, an den Personalgott der Bibel, an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs." — Allmälig genas der Kranke wieder und kaum erst wieder im Stande, ein wenig die Feder zu führen, schrieb er an Lavater: „Sie sagten bei Ihrem lieben Besuch, der immer bei mir in dankbarem Andenken bleiben wird, zu mir: ich soll mich an den Personalgott der Bibel, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs halten. Ja mein lieber Herr Pfarrer, ich habe ihn — angebetet sei sein heiliger Name — ich habe ihn nun aufs neue auch als meinen Personalgott erfahren; habe aufs neue dessen Lebenskraft erfahren, der nach der Schrift einziger Geber des Lebens und aller Unsterblichkeit ist für seine Menschheit. Sein Name heißt: Jesus Christus, die Auferstehung und das Leben!"

Aber nicht nur mit Lavatern sollte Geßner durch diese Krankheit und durch das Innewerden wesentlich gleicher Anschauungsweise, die wir schon oben als solche erkannt haben, näher verbunden worden; auch ein anderes, noch viel innigeres Band

Digitized by Google

sollte nach Gottes Rath seine Fäden an die Geschichte dieser Krankheit ansetzen.

Schon in der Zeit, in welcher Geßner noch als Knabe im väterlichen Hause lebte, war bisweilen der Hauptmann Schultheß mit seiner geistvollen Frau zum Besuch nach Dübendorf gekommen. Barbara Schultheß geborne Wolf gehörte (seit etwa 1772) zum Kreise der Freunde Lavaters und wurde durch ihn auch mit Göthe bekannt. Göthe schrieb ihr, so lange er mit Lavatern befreundet war, öfter und theilte ihr wie es scheint Manches mit. In seinen Briefen an Lavater wird sie mehrmals gegrüßt, gewöhnlich als „Bäbe".*) Uebrigens war ihr alles Geistreichthun gründlich verhaßt; niemals prahlte sie mit ihrer Belesenheit, sie war ihm Gegentheil eher wortkarg, kurz aber bestimmt. „Viel reden — sagt Geßner von ihr — war nie ihre Sache; oft that es ihr selbst wehe, daß sie nicht mehr Mittheilsamkeit besonders religiöser Empfindungen hatte. Ein Zug ihres Wesens, der sie mancher Mißkennung aussetzte. Wer sie aber näher kannte, und das Lakonische ihrer Aeußerungen verstand, dem gab sie mit einem Worte mehr als hundert Andere mit einer weitläufigen Unterhaltung, mit einem Händedruck mehr als Viele mit den zärtlichsten Ergießungen. In der Freundschaft hatte sie eine Treue und Festigkeit, die durch nichts, was auch je Mißstimmendes dazwischen kommen mochte, erschüttert ward." Lavater pflegte sie eben darum „die Immergleiche" zu nennen. Von ihrer großen Bescheidenheit mag zeugen, daß sie kurz vor ihrem Tode eine Menge Briefe, darunter auch diejenigen von Göthe, verbrannte. Sie war aber auch eine entschieden praktische Natur. Nicht nur füllte sie ihren Platz als Hausmutter trefflich aus, sondern sie

*) Z. B. „Bäben kann sich auch wieder einmal erheben, mir zu schreiben." — „Bäben schreib und schick ich nächstens, sie soll mir meine Sachen wieder schicken, es sind die einzigen Abschriften." — „Grüß Bäben! Ihr bin ich lange einen Brief schuldig." — „Ich habe der Schultheß den Anfang eines neuen Dramas geschickt." Briefe von Göthe an Lavater, herausgegeben von H. Hirzel. S. 17. 117. 121. 131.

Digitized by Google

half auch in früheren Jahren ihrem Gatten, der Kaufmann war, auf der Schreibstube und leitete nach dem 1778 erfolgten Tode desselben die Erziehung ihrer vier Töchter mit großem Geschick.

Bei den Besuchen in Dübendorf hatte sich Frau Schultheß sehr freundlich mit dem kleinen Georg beschäftigt, ihm vom Rothkäppchen und Anderes erzählt und dadurch seine Zuneigung gewonnen. Besonders gut aber vertrug sich dieser mit der im gleichen Alter stehenden ältesten Tochter der Frau Schultheß, Barbara, und es bildete sich ungefähr im zehnten oder zwölften Altersjahre der Kinder eine herzliche Freundschaft zwischen beiden aus; ihre Unterhaltungen, erzählt Geßner, „hatten sogar etwas von genialischem Anstrich". Wenn Georg in Zürich zum Besuche war, so kam er gewöhnlich auch in den Schönenhof, in welchem die Familie Schultheß wohnte und verlebte dort manche frohe Stunde. Als er aber seinen bleibenden Aufenthalt in Zürich nahm, brach er den Verkehr mit dem Schönenhof gänzlich ab. Mächtiger als die alte Freundschaft war auch hier die Besorgniß oder vielmehr die Voraussetzung, daß das Christenthum dieser Familie ein weltliches, jüdisches sei. Nur ein einziges Mal während der sechsthalb Jahre seines Aufenthaltes in Zürich kam Geßner in den Schönenhof, damals als er für den befreundeten Emanuel Geld suchte und keines fand. Damals, nachdem er schon an mehr als sechs Orten höflich und unhöflich abgewiesen worden war, klopfte er auf den Rath seiner Schwägerin Geßner noch bei der Frau Hauptmann Schultheß im Schönenhof an und fand bei ihr Gewährung seiner Bitte. Seither machte er hie und da einen Höflichkeitsbesuch, ohne daß das frühere freundschaftliche Verhältniß sich erneuert hätte; doch fand allmälig wieder eine etwas größere Annäherung statt.

So wenig er aber die Gemeinschaft mit den alten Freunden pflegte, so wenig hatten sie ihn vergessen. In dem Herzen der Tochter lebte ein reges Interesse für den Freund ihrer Kindheit fort; bei jenem Besuche wollte sie sich bereden, das Geldgeschäft sei nur ein Vorwand und der eigentliche Grund des Besuches sei die alte Liebe zum Schönenhof — und da Georg so gar

Digitized by Google

wenig mehr von sich hören ließ, während er früher immer seine kleinen Gedichte oder andere Arbeiten gebracht hatte, so wußte sie sich — um doch auch wieder einmal etwas von ihm zu lesen — durch Vermittlung eines Vetters seine Probepredigt zu verschaffen.

Jetzt in seiner lebensgefährlichen Krankheit erkundigte sie sich mit herzlicher Theilnahme mehrmals schriftlich bei seiner Schwägerin nach Geßners Befinden und die Kunde davon rief die alte Liebe auch in seinem Herzen wieder wach. Das eheliche Glück, dessen sein Bruder und seine Schwester sich erfreuten, hatte schon früher auch in ihm die Sehnsucht nach einem ähnlichen Glücke geweckt und gerade in diesem Jahre war auch das Bild der Barbara Schultheß wieder merklich in den Vordergrund getreten; aber noch immer war der Zweifel nicht überwunden, ob nicht in ihr ein weltlicher Sinn mächtiger sei als der christliche, ein Zweifel, der in der angesehenen gesellschaftlichen Stellung jener Familie seinen Hauptgrund haben mochte. Jetzt hingegen wurde es ihm klar, daß der Zweifel unbegründet, daß vielmehr in Mutter und Tochter das lebendigste christliche Interesse vorhanden sei. Sofort wurde nun die Verbindung wieder angeknüpft. Mit noch zitternder Hand schrieb Geßner an Bäbe einen herzlichen Brief, in welchem er sie versicherte, daß er seine „ehemalige Kindschaft im Schönenhof" nie vergessen habe und den herzlichsten Dank für die christliche Liebe ausspricht, mit der sie für seine Rettung gebetet habe. Bäbe antwortete mit gleicher Herzlichkeit, hoch erfreut, daß die Herzenssprache wieder ans Licht treten dürfe, und es entspann sich ein Briefwechsel, der von beiden Seiten sehr lebhaft und mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit geführt wurde.

Auch Barbara war in Lavaters Freundeskreis eingeführt und verehrte ihn innig. „O wie hätt' ich dir, schrieb sie an Geßner, das Glück gewünscht, nur einmal einem Religionsunterrichte des theuren Lavater durchaus beizuwohnen. Wie bestimmt, faßlich, tief eindringend er spricht. Ach wie die Stunden unbegreiflich dahin eilten; aber die letzten Stunden durft' ich nicht anhören, weil ich leider kein Peters-Kind (nicht zur St. Peters-

Digitized by Google

gemeinde gehörig) war; die letzte Stunde hört' ich einmal im Nebenzimmer gerührt mit an." Dennoch blieb sie Lavatern gegenüber schüchtern. Aus dem Urtheile, das er einst in Gegenwart Anderer über sie gefällt hatte: Es ist so ein gut Kind, mir nichts dir nichts — schloß sie, daß er ihr inneres Wesen nicht kenne. „Lavater weiß im Grunde weniger als nichts von mir, woran ich wohl am meisten Schuld bin." Wenn sie bisweilen an Lavaters Geburtstag zum Nachtessen bei ihm gebeten war und Lavater in froher Laune — „du weißest, wie er munter, bis zum Muthwillen (wie wirs nennen) aufgeweckt zuweilen sein kann" — eine Frage aufwarf und der Reihe nach alle Anwesenden um ihre Meinung über dieselbe angieng, dann blieb die arme Bäbe gewöhnlich stumm, weil sie „vor Weiseren und Bessern immer gerne schwieg".

Kam aber in solchen Umgebungen ihr inneres Wesen nicht recht zur Entfaltung, so war es nichts desto weniger reich und tief. Auch ihr galt die gläubige Gemeinschaft mit Christus über Alles. „Ach, schrieb sie am Weihnachtsfeste an Geßner, was geht Einem in der ganzen Welt über solche Momente, wo wir tief gerührt empfinden: Ich hab einen menschlichen Gott über mir, zu dem ich in jedem Vorfalle mich wenden darf, der auch mir zu lieb ein gebrechlich, bedürftiges Menschenleben durchlebte!" Und sie machte Ernst mit ihrem Glauben; alles Gemachte und blos Aeußere war ihr zuwider. Geßner hatte ihr eine Konfirmationsrede mitgetheilt; sie bemerkte Einiges darüber und fuhr dann fort: „Ich wohnte vorm Jahr in S. dieser wichtigen Scene bei, wo der Pfarrer (ihr Verwandter) Knaben examinierte. Er selbst war so gerührt, daß er kaum fortreden konnte und mir wars unglaublich, wie nur eines der Anwesenden mit trockenem Aug' die Kirche verlassen könnte. Gleichwohl ward ich selbst im Pfarrhaus, da ich eine Weile auf meinem Zimmerchen allein blieb, gefragt: Fehlt dir etwas? Was hast du auch, daß du so still bist?"

Unter den fremden Sprachen zog sie besonders das Italiänische an. Geßner scheint ihr geklagt zu haben, daß er das

Digitized by Google

Französische, das er ohne Hülfe eines Lehrers gelernt hatte, wieder vergesse; sie anwortete: „Jammere nicht so über das Langage françois; ich kümmere mich wenigstens nicht, daß ich fast Alles wieder vergessen. Wende dich lieber zur Krone aller Sprachen und lehre mich Latein, damit ich dich dann Italiänisch lehren könne. O was würde dir die Dichtkunst, ein Metastasio, ein Tasso für Freude gewähren. Letzterer ist sehr schwer zu verstehen; hingegen Metastasio ist leichter und oft gar so malerisch."

Mit unbefangener Freude gab sich Bäbe den Genüssen edlerer Geselligkeit hin. Sie nahm bei dem Musiker Kaiser aus Frankfurt, der durch Göthes und Lavaters Vermittlung nach Zürich gekommen und im Hause ihrer Mutter als Hausfreund angesehen war,*) Klavierunterricht und wohnte mit Genuß und Verständniß den öffentlichen Koncerten bei. Auch in kleineren Kreisen wurde Musik getrieben. „Auf Samstag Abend war ich zu einer kleinen Musik zu Schultheſſen nach Hottingen gebeten; nur wenige aber ausgesuchte Musikfreunde waren da. Ich spielte eine Sonate, mein lieber Lehrer Kaiser spielte auch. O du hättest auch mit Laien-Ohren ihn hören sollen; ich kann dir nicht sagen, wie vergnügt mir dieser Abend war und wenns nun geht, wie ich hoffe, so war dies die Stifung einer ordentlichen kleinen Musikgesellschaft, die sich öfter versammeln soll." — Geßner war etwas ängstlich, namentlich wegen der Freude an den großen Koncerten, die damals der Sammelpunkt der vornehmeren Gesellschaft waren; er fürchtete, es möchte zu viel Weltsinn in dieser Freude verborgen sein, und machte daher einige leise Andeutungen dagegen, indem er es als eine seiner Eigenheiten bezeichnete, daß er bei seinem Aufenthalte in Zürich in keine Gesellschaft als Mitglied eingetreten sei, um sich seine Freiheit zu bewahren — aber auch begütigend hinzusetzte: „doch

*) Göthe nennt ihn mehrmals in seinen Briefen an Lavater, z. B. „Grüß Bäben. Sie mag mir ja die Komposition von Kaisern auf meine Wassertropfen schicken. S. 91.

Digitized by Google

das ist halt so aus einem stillen, ländlichen Stübchen heraus räsonniert." Bäbe vertheidigte indessen tapfer und fein ihre christliche Freiheit: „Bleib du nur immer frei und glaube mich, wenn auch alle Donnerstage in Gesellschaft, doch keine Sklavin" — und vom Putze schrieb sie, daß sie ihn zwar nicht liebe, aber doch öfters brauche, und neckte den Freund, es wäre ihr ein rechter Spaß, wenn sie einmal im Putz auf dem Weg ins Koncert ihn anträfe.

So ungezwungen giengen die Briefe hin und her, bald voll guten Humors, in dessen Lichte auch das Alltägliche einen Reiz erhält, bald voll ernster Erörterungen über die wichtigsten Dinge. Geßner sandte der Freundin außer den Briefen kleine Monatheftchen zu, in denen er ihr jeden Tag einen Gedanken kürzer oder weiter ausgeführt, ein Verschen oder etwas Aehnliches aufgezeichnet hatte; sie hinwieder schickte ihm Sachen von Lavater und erfreute ihn mit treffenden Urtheilen über seine kleinen Arbeiten.

Aber das so rasch hin und her fliegende Weberschiffchen konnte nicht anders als ein festeres Gewebe ansetzen. Geßnern war die Sache natürlich von Anfang an klar und doch meinte er immer und immer noch prüfen zu müssen, wo längst nichts mehr zu prüfen war. Barbara hingegen genoß die Freundschaft in unbefangenster Weise und als nach etwa einem halben Jahre in Folge eines Besuches, den sie an einem Sonntage im Mai 1790 in Dübendorf gemacht hatte, das Publikum von einer Brautschaft zu munkeln anfieng, schrieb sie an Geßner: „Wenn das Geschwätzwerk und Brautschaften-Erjagen von Hohen und Niederen aufhören sollte, wir wären gewiß nah der Welt Ende." Doch fügt sie jetzt naiv hinzu: „Ich muß dir aber nur gestehen, daß mir beim Eintritt in euere Kirche durchs Herz fuhr, die Gaffenden: „Wer ist die??" werden es nicht bei dem bewenden lassen. Mags ihnen wohl bekommen." Auch Geßnern war das Gerede unangenehm; aber selbst der getreue Jakob war dies Mal ein leidiger Tröster und fand, es sei sich eben nicht groß zu wundern, daß es bei diesem Anlasse zu Stadt und Land viel

Digitized by Google

Geschwätz gegeben. „Ja sei nur froh', daß ich nicht auch dabei gewesen; ich hätte vielleicht auch gelacht und gelächelt: G'schäch nüt Bösers. (Möge nichts Schlimmeres geschehen)."

Der leise Versuch eines entfernten Anverwandten, die nähere Bekanntschaft von Bäbe zu machen, führte ihre Verlobung mit Geßnern herbei — am 11. Juni 1790. Die alten Eltern in Dübendorf waren hoch erfreut und was die Mutter der Braut betrifft, so hatte — wie Jakob sehr richtig bemerkte — ihr ganzes Benehmen hinlänglich gezeigt, daß sie ihre Einwilligung schon lange gegeben. Das Wort, mit dem sie Geßners Bewerbung um die Hand ihrer Tochter annahm: „Ich freue mich, Sie mit meinem Hause in solcher Verbindung zu wissen und verspreche mir viel Segen für mich und meine Kinder" — rührte diesen tief und war nicht wenig geeignet, seine Freude zu erhöhen.

So glücklich aber die Verlobten waren, so war doch für einmal keine Aussicht für sie vorhanden, ein eigenes Hauswesen zu gründen. Georg war noch wenig vorgerückt auf der Liste der Kandidaten und wenn sich ihm auch eine Stelle dargeboten hätte, wie hätte er seinen alten Vater verlassen können? Indessen war der Fall schon mehrmals vorgekommen, daß junge Geistliche, welche ihren Vätern als Vikare zur Seite standen, sich in dieser Stellung verheirathet hatten und bald in bald außer dem Pfarrhause wohnten. Auf diese Beispiele sich berufend drang Bäbe darauf, daß Geßner auch als Vikar seines Vaters ein eigenes Hauswesen anfange und zwar außerhalb des Pfarrhauses. Allein theils zeigte sich keine irgend geeignete Wohnung, theils ließen es die ökonomischen Verhältnisse nicht zu, abgesehen davon daß Geßners beständige Gegenwart im Pfarrhause unumgänglich nothwendig war und ein Wegzug in eine andere Wohnung die Eltern aufs äußerste gekränkt und beunruhigt hätte. Zum Wohnen im Pfarrhause selbst aber fehlte der Raum und Geßner wollte den alten, der Ruhe bedürftigen Eltern nicht beschwerlich fallen. Es blieb also nichts Anderes übrig als zu warten, und Geßner verstand es zu warten. Auch hier stand ihm das theilnehmende Herz des Bruders offen und er ermangelte nicht, sich gegen ihn auszuspre-

Digitized by Google

chen: „Ich gehe zeither in eine gar interessante Schule, ich weiß nicht, ob es für Menschen auf Erden eine interessantere geben kann; ich lerne nämlich — warten im Vertrauen auf Gott. Du glaubst nicht, wie da so unaussprechlich wichtig und interessant dociert wird. Wenn irgend eine Schule Universität genannt zu werden verdient, so ists gewiß diese und es läßt sich leicht begreifen, wenn da ein Kurs mit rechter Aufmerksamkeit und Lernbegierde gemacht wird, daß dies fürs ganze Leben, wo doch so viel immer gewartet und erwartet werden muß, von weit größerem Nutzen sein müsse, als dem Juristen sein durchstudiertes Corpus juris." — Auch Bäbe wußte sich bald in das Unvermeidliche zu finden.

Geßner besuchte seine Braut sehr häufig und verlebte einige frohe Tage in ihrer Familie, als dieselbe im September einen Landaufenthalt im Mönchhof bei Kilchberg machte. Er begleitete sie auf einer Fahrt nach Richtersweil, wo sie den Dr. Hotze, den bekannten Freund Lavaters besuchten. Geßner fühlte sich sehr von ihm angesprochen und schildert ihn in seinem Tagebuche als einen Mann von feinem Adel und Menschensinn, fest, liebend, gerade, treu, offen und tiefblickend. Besonders wohlthuend war ihm das lebendige Interesse, mit welchem Hotze seine Mittheilungen über die immer bedenklicher sich gestaltenden Umstände seines Vaters anhörte und seine Fragen hierüber beantwortete. Welchen Fortschritt er aber in einer wahren und gerechten Beurtheilung der Menschen gemacht, das zeigt uns die nachfolgende Stelle des Tagebuchs in Beziehung auf Hotze: „Immer einleuchtender wird mirs, wie sehr man irrt, wenn man alle Menschen nach einem gewissen Maßstab messen, und passen sie an den nicht, ihr Christenthum wenigstens für verdächtig halten, wo nicht wegwerfen und sie zur — nicht zu achtenden Welt zählen will."

Im Oktober kamen die Geschwister aus dem Rheinthal zum Besuch nach Dübendorf und machten da die Bekanntschaft der neuen Schwägerin. Jetzt fehlte nur der Bruder „aus dem Niederland". Es war für diesen um so schmerzlicher, der Zusammenkunft aller seiner Geschwister nicht beiwohnen zu können, da er

Digitized by Google

bestimmt gehofft hatte, Urlaub zu erhalten und diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen war. Aber er wußte sich still zu fügen und schrieb voll guten Humors: „Wäre mirs vergönnt, an dieser eurer Freude Theil zu nehmen, so wollte ich mich anheischig machen, die Lieben aus dem Rheinthal auf ihrer Reise zu eskortieren und ihnen die ganze Zeit zur Leibwache zu dienen. Ob nun der Erzbischof von Mainz mit seiner Leibwache sicherer nach Frankfurt reist, weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß der Bischof von Dieboltsau mehr Vergnügen und weniger Gêne haben sollte als dieser."

In Dübendorf wurde nach alter Sitte im Familienkreise das Abendmahl gefeiert; Bäbe nahm zum ersten Mal daran Theil. Ihre Gedanken und Empfindungen darüber sprach sie nachher schriftlich gegen Geßner aus, zart und wahr eine schwache Seite dieser öfteren privaten Abendmahlsfeier berührend: „Diese Feierstunde that mir wohl, war mir feierlich heilig; aber laß mich ganz frei nach meinen Gefühlen sprechen: Auch solche Stunden des Genusses des h. Abendmahles würd' ich nur selten wiederholen, auch nicht zu gewissen Tagen, sondern eigener Trieb müßte mich leiten, wenn mich ein besonderes Leiden, auch nur theilnehmender Schmerz an Anderer Leiden zum Gebet antriebe oder auch daß ich meinem Gott für eine besondere Gnade, für eine Erhörung meiner Gebete danken wollte; dann wie willkommen, wie Kräfte stärkend für die Zukunft wäre mir der Genuß der Pfänder seiner Liebe. Denke dir einen Kranken, der Jahre lang nicht der Gesundheit genoß, immer ohne besondere Wirkung medicinierte, würde ein solcher nicht nach und nach etwas stumpf? Er gewöhnte sich zum Theil an die Arznei, ans Bett, fast möcht' ich sagen ans Kränkeln. Nun brächtest du diesem eine Arznei mit der Versicherung, sie würde ihn gesund machen und wenn er auch gesund sie zuweilen gebrauchen wolle, sie werde ihn stärken — ich muß sagen, wär' ich in diesem Fall, würd' ich diese wunderbare Erfahrung machen, gewiß diese Arznei wäre mir ein Heiligthum, ich würde Gott danken und nur wenn ich Schwäche stark empfände, sie wieder gebrauchen, damit ich nicht aus Ge-

Digitized by Google

wohnheit dieſen Schatz nur ein Mal ohne ächtes Bedürfniß, ich möchte ſagen entweihte. Und ſo, Gott weiß es, klagt' ich ſchon oft, daß ſo äußerſt ſelten öffentlich das Mahl der Liebe gefeiert werde; ſo freut' ich mich mit Beben der Feier im engeren Kreiſe, aber das Verlangen muß wieder auf den höchſten Grad geſtiegen ſein (ehe ich eine ſolche Feier wiederholen wöchte). In jedes irdiſche Geſchäft kann ich mich jeden Moment hineinwerfen; dieſes fordert Entleerung, um rein aus der Quelle zu ſchöpfen, die jedem Dürſtenden überflüſſig zuſtrömt. Ich kenne mich ſelbſt nicht genug; aber ich glaube, ſie ſind nicht Schwachheit zu nennen, dieſe Empfindungen aus meinem Innerſten."

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Das Diakonat am Waisenhause.

Des Vaters Tod. Wahl zum Diakon am Waisenhause. Abschied von Dübendorf. Trauung mit Barbara Schultheß. Hochzeitreise. Niederkunft und Tod der Gattin. Berufskreis des Diakons am Waisenhause. Predigtweise. Privatunterricht. Wissenschaftliche Fortbildung. Fichtes Vorlesungen. Kant. Bibelstudium. Bemerkungen über biblische Bücher. Religiöse Physiognomie Zürichs. Geßners Stellung zu derselben. Privaterbauung und Privatkommunion. Stellen aus dem Tagebuche. Geselliges Leben. Dübendorf. Sinn für mechanische Arbeiten.

Unerwartet trat in Geßners Leben ein Wendepunkt ein, aber erst nachdem sich der Horizont noch mehr verfinstert hatte und die Wendung des Schicksals führte nach einer ganz andern Seite hin, als Geßner es erwartet und gewünscht hatte.

Der alte Vater nahm zusehends ab; seine Kräfte schwanden mehr und mehr, und als nun auch noch ein leichter Schlagfluß dazu kam, war das Ziel erreicht. Unter den Gebeten und Thränen der Seinigen entschlief der alte Geßner am 11. December 1790 beim Klange der Mittagsglocke sanft und schmerzlos. Am Sonntag nach dem Begräbniß hielt der Sohn tief bewegt und dennoch gestärkt dem Vater die Gedächtnißrede über Offenb. Joh. 14, 13. Aber nun mußte auch er sein geliebtes Dübendorf verlassen. „Wenn es Gott gefallen hätte," schrieb er an Jakob, „den theuren Vater meine Wahlfähigkeit erleben zu lassen, so würde mein und der Gemeinde Wunsch zuverlässig erfüllt worden sein; aber es scheint, daß mein Gott mich anderswo haben will — ich folge ruhig." Nur die zwanzig ältesten Kandidaten wa-

Digitized by Google

ren damals auf Pfründen „in den Immediatlanden Meiner Gnädigen Herren", d. h. im Kanton Zürich selbst wählbar, und in diese Zahl war Geßner noch nicht vorgerückt. Sein ehemaliger Lehrer Brämi wurde an die Pfarrstelle in Dübendorf gewählt.

Was sollte nun Geßner beginnen? Für einmal blieb ihm nichts Anderes übrig, als in Zürich seinen Aufenthalt zu nehmen in Erwartung einer weiteren Anstellung. Und wie nahe lag da der Gedanke an eine Verbindung mit Bäbe und der weitere Gedanke, ob nicht die gütige Schwiegermutter dem jungen Ehepaare in ihrem Hause für einmal gegen ein mäßiges Kostgeld ein Unterkommen gewähren würde. Aber die praktische Frau hatte gegen ein solches „en attendant" anfangs Manches einzuwenden, und hinsichtlich des Kostgeldes bemerkte Jakob: „Kann dies Kostgeld gefunden werden, ohne daß du dich zu Tode deklinierst? wozu du doch wahrlich nicht geschaffen biſt." Auch andere Pläne tauchten auf und wurden erwogen, zeigten aber nicht geringere Schwierigkeiten in der Ausführung. Da öffnete sich plötzlich ein ganz unerwarteter Ausweg. Die Stelle eines Diakons am Waisenhause wurde frei und Lavater forderte seinen jungen Freund auf, sich um diese Stelle, welche vom Stillstand (der Kirchenvorsteherschaft) der Gemeinde zu St. Peter besetzt wurde, zu bewerben. So sehr indessen Geßner durch diese Aufforderung erfreut war, so trug er doch großes Bedenken, Stadtprediger zu werden. Die Vorstellungen Lavaters, die Aufmunterung, die ihm von allen Seiten zu Theil ward, und die Freude der Seinen überwanden aber bald diese Bedenken, um so mehr da ein anderer Bewerber zurücktrat. „Siehst du wohl, schrieb Bäbe in ihrer gemüthlichen Weise, — einziger Prätendent! Wahrscheinlich hätt's ohne dich keinen Helfer ans Waisenhaus geben können. Doch ich will nicht abirren, so lang mir Mama mit großen Buchstaben schreibt: Nimms ja nicht gewiß. Aber jetzt ernsthaft: wie können wir anfangen danken unserm, ja unserm Gott, der die leise Klage in deinem Herzen las: Ach jetzt muß ich ohne eigentliche Bestimmung in die Stadt ziehen — und Er bestimmt, Er zwingt dich auf einen Weg, wo du ohne eigensin-

Digitized by Google

nig zu widerstreben nicht ausweichen kannst. Er lenkt dem Unbekannten Herzen zu. O wie bist du so gesegnet, mein Herz flammt von Dank. Und sollte wider unser Erwarten die Sache anders kommen, so wird unser Vater weiter sorgen."

Am 17. Februar wurde Geßner einstimmig an die Stelle gewählt; aber so groß die Freude war, so war doch auch so der Abschied von Dübendorf bitter genug. Geßner beschreibt denselben in einem Briefe an Jakob: „Ich glaube zuverlässig, wenn ich nicht meine Bäbe und mit ihr die Aussicht naher Verbindung, und wenn ich nicht das neue Diakonat gehabt hätte, ich wäre dem Abschied von Dübendorf erlegen. Am 13. März hielt ich meine Abschiedsrede über Apgsch. 20, 32. Bei allem äußerst Schweren dieser Morgenstunde, wo mich Thränen fast nicht reden ließen, gieng es mir doch, Gott sei Dank, recht gut. Die Kinderlehre war noch schwerer als die Predigt; es drückte mich fast zu Boden, diese Kinder lassen zu müssen. Wie ich von der Kanzel komme, da konnte fast Niemand singen, man schluchzte nur, und wie ich aus der Kirche heraustrete, da stehen zur Rechten und Linken der Kirchenthür bis zur Kirchhofthüre dichte Haufen von Menschen, die beim Durchgehen alle auf mich zudrangen, mir noch die Hand zu bieten." Am andern Tage reisten sie ab unter lautem Weinen der Dorfbewohner, die sich noch einmal hinzudrängten, um den Scheidenden ihr Lebewohl zuzurufen. Noch auf dem Wege erhielt Geßner durch seine Braut einige Blättchen von Lavater, in denen auf die zarteste Weise mit wenigen Strichen das Bild dessen, was er verlassen mußte und das Bild dessen, was ihn erwartete, gezeichnet ist. Dann heißt es weiter: „Den Vater in Allem sehen ist wahre Lebensweisheit. Jede Spur von Ihm bringt Freude dem einfältigen Kindersinne. Ich hasse alle Weisheit, die reinen, edlen Genuß raubt, Sie gewiß auch. Kinder räsonnieren nicht über den Vater. Der Kindersinn genießt Ihn. Genießen Sie immer kindlich die Väterlichkeit Gottes, des Erzvaters, der so oft seine himmelschaffende Kraft über seine freudemachende Vaterschaft zu vergessen scheint, wie jeder gute

Digitized by Google

Vater auf Erden, je größer er ist, beim Kosen und Schaukeln seines Kindes alle seine Kraft und Wissenschaft ignoriert."

Die alte Mutter mit den beiden Töchtern fand ein freundliches Unterkommen im „Kleinod" bei Bruder und Schwestern. Diese Geschwister sorgten überhaupt aufs freigebigste und uneigennützigste für die Bedürfnisse der geßnerschen Familie in allen ihren Gliedern; bei jeder Gelegenheit waren sie — gebeten oder ungebeten — mit einem reichen Geschenke zur Hand und wußten diese Geschenke in zartester Weise zu geben. Das „Kleinod" war schon früher in mancherlei Verlegenheiten die letzte Zuflucht gewesen, namentlich hatte auch Jakob, auf dem sie wegen seiner militärischen Laufbahn große Stücke hielten, von ihnen häufigen Zuschuß zu seinem unzureichenden Solde erhalten. So nahmen sie jetzt auch mit herzlicher Liebe die Schwester in ihr Haus auf und überraschten unsern Geßner mit einem so reichen Geschenke zu seiner bevorstehenden Verheirathung, daß er in vollem Gefühl seiner Freude dem Bruder schrieb: „Sage, Bruder, ists nicht, als ob Gott es eigentlich darauf anlegte und nimmer satt werden möchte, mich zu segnen? Nicht nur überall, wo ich mich hinwende, voller Segen, sondern überall so edel, so erwünscht und wohlthätig — und das heißt doch auch noch etwas, nicht nur gesegnet sein, sondern großmüthig gesegnet sein."

Auch die Schwiegermutter war jetzt, da Geßner einen wenn auch nicht so bescheidenen Wirkungskreis hatte, herzlich gerne bereit, ihn in ihr Haus aufzunehmen, um so mehr, da schon vorher die Bedenken gegen ein solches Provisorium sich gemindert hatten. Geßner sah sich am Ziel seiner Wünsche.

Der 23. Mai 1791 war der Tag der Trauung Geßners mit seiner Bäbe. Früh um sechs Uhr fuhren sie hinaus nach Kloten; Pfenninger predigte über Joh. 2, 5: Was Er euch sagt, das thut — und schon vor Tische nach damaliger Sitte reisten die Neuvermählten ab, um erst am späten Abend Schaffhausen zu erreichen. Dann giengs den Rhein und Bodensee hinauf nach Dieboltsau, wo einige glückliche Tage verlebt wurden. Der sinnige Gedanke der Geschwister, durch ihre Kinder ein Wägelchen

Digitized by Google

mit Flachs, Brot, Mehl und einem Fäßchen Wein als Gabe für das junge Ehepaar heranfahren zu lassen, machte große Freude. Auf dem Rückwege wurden in St. Gallen die dortigen Freunde besucht und der „Schönenhof“ öffnete seine Thüre weit, um die Heimkehrenden zu empfangen.

Bald nach seiner Zurückkunft trat Geßner das Diakonat am Waisenhause an, mit Lust und Freude sich in seine neue Stellung hineinarbeitend, so sehr ihm anfangs das Predigen vor einem städtischen Publikum fremd und ungewohnt vorkam. Neben dieser Wirksamkeit, die nur einen kleinern Theil der Zeit in Anspruch nahm, fand sich bald Gelegenheit zu reichlichem Privatunterrichte und diese Gelegenheit mußte benutzt werden, da mit dem Diakonat nur eine äußerst geringe Besoldung verbunden war.

Ehe wir aber diesen neuen Wirkungskreis unsers Geßner etwas genauer betrachten, müssen wir einen Blick thun in sein häusliches Leben. War die Wirksamkeit nach außen noch vielfach zersplittert und innerlich nicht recht zusammenhängend; mußte Geßner auch so noch mehr „deklinieren“ als ihm lieb war, so genoß er dagegen eines häuslichen Glückes von seltener Reinheit. Das junge Ehepaar wußte sich trefflich in die untergeordnete Stellung der Mutter gegenüber zu finden; der Mangel des eigenen Hauswesens wurde durch die uneigennützige Liebe der Mutter, ohne die ja von einer Verbindung überhaupt noch keine Rede hätte sein können, wesentlich gemildert und Mama Schultheß war eine Frau, deren feiner Takt Manches möglich machte, was unter andern Verhältnissen kaum möglich gewesen wäre. Zwischen den Ehegatten selbst waltete das herzlichste Einverständniß. Geßner fühlte sich durch das geistige Wesen seiner Frau wesentlich gehoben und gekräftigt auch für seinen Beruf; ihr munterer Humor scheuchte bald jede trübe Wolke weg, wo etwa eine solche aufsteigen mochte — und sie fand in ihm nicht minder ihr Alles. Kaum daß er einmal einen Tag wegreiste, schickte sie ihm schon ein Briefchen nach und kaum hatte er eine erste Station erreicht, so setzte er sich schon hin, um seinen Reisebericht anzufangen.

Alle Wünsche schienen erfüllt, als Bäbe im Frühjahr 1792

Digitized by Google

ein Mädchen gebar. Die Erholung schritt auch so sicher vor, daß Geßner einige Wochen nachher unbedenklich nach Sirnach glaubte reisen zu dürfen, um dem Leichenbegängnisse einer nahen Anverwandten beizuwohnen. Aber als er zurückkam, fand er seine Bäbe schwer erkrankt an heftigem Fieber; sie kannte ihn noch und reichte ihm lächelnd die Hand; — am andern Morgen war sie eine Leiche, ein innerliches Geschwür hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Sechs und vierzig Jahre später schrieb Geßner in seiner Selbstbiographie im Rückblick auf seine Verlobung: „O du Treue, die nun schon 46 Jahre, wie wir auf Erden sie zählen, im Lande der Vollendung verlebte, es geht dem Wiedersehen entgegen. Dann danken wir zusammen dem Herrn, der indem er dich mir entgegenführte, nicht nur mein Herz hoch erfreute, sondern mich anfieng von geistigen Banden zu lösen und meinem Herzens- und Lebensgang eine andere Richtung zu geben."

Wenn nach so langer Zeit noch das Gefühl der Trennung leise nachzitterte, so kann man sich denken, wie hoch die Wogen der Trübsal giengen im Augenblick der Trennung selbst. Vor dem Versinken im Schmerz bewahrte ihn sein Glaube und die Liebe der Seinen. Die Großmutter nahm das Kind in ihre Pflege und wartete seiner Tag und Nacht wie eine Mutter; Geßner aber lebte still in geistiger Gemeinschaft mit seiner dahingeschiedenen Freundin und pflegte ihr Andenken, indem er täglich einen Gedanken, einen Sinnspruch, ein Verschen auf Blättchen schrieb, die ihren Namen trugen.

Doch war es kein dumpfes Hinbrüten; der Beruf mit seinen vielfachen Anforderungen nahm ihn aufs neue in Anspruch. Das Diakonat am Waisenhaus beschränkte sich nicht auf das Waisenhaus, sondern umfaßte auch das Zuchthaus. Hauptsächlich mit Rücksicht auf die Seelsorge an den Sträflingen war im Jahr 1703 neben der Pfarrstelle an diesen beiden Anstalten noch eine Helferstelle errichtet worden.*) Der Helfer hatte in der Waisen-

*) Sie wurde 1808 wieder aufgehoben.

Digitized by Google

hauskirche, in welcher ein Theil der Sträflinge auf einer stark vergitterten Empore zuhörte, die übrigens wie alle andern Stadtkirchen dem Publikum offen stand, die sonntägliche Nachmittagspredigt zu halten und den Waisen einen wöchentlichen Religionsunterricht zu ertheilen, während die sonntägliche Vormittagspredigt, die Kinderlehre und der Konfirmationsunterricht Sache des Pfarrers waren. Im Zuchthause mußte der Helfer eine Wochenpredigt halten und sich bei der Seelsorge an den Sträflingen betheiligen.

Es dauerte nicht lange, so hatte sich Geßner das Zutrauen und die Liebe der Waisen erworben. Sein ruhiger Ernst, seine gewinnende Freundlichkeit und sein Eingehen in die kindlichen Anschauungen sprachen die Kinder an. „Im Examen, heißt es in seinem Tagebuche von 1792, machte mir die sehr auffallend bemerkte Liebe der Kinder innig wohl.“ Geßner wußte auch so passend das Herz der Kinder anzufassen und sein ganzer Unterricht war, wie wir später sehen werden, mit tiefer pädagogischer Einsicht den Bedürfnissen der Kinder angepaßt. Mit dem Verwalter bildeten die beiden Geistlichen die nächste Aufsichtsbehörde der Kinder. Auch in dieser Stellung trat Geßner aller Ausgelassenheit entschieden entgegen und redete manches ernst strafende Wort; aber ebenso sehr suchte er aller übertriebenen und unzweckmäßigen Strenge zu wehren und hie und da kommt im Tagebuche eine satyrische Bemerkung vor über endlose Strafpredigten, denen er beiwohnen mußte.

Weniger ansprechend war die Stellung im Zuchthause. Häufig klagte Geßner „über die fatalen Proben der Schlechtheit dieser Leute und über das Nichts der Wirkung auf sie.“ „Gott, welch' ein Strohdreschen!“ seufzt er im Tagebuche. „Ich gieng, heißt es an einem andern Orte, ins Zuchthaus, wo ich oft Blitz und oft Donner zu sein wünschte, um etwas Gutes ausrichten zu können.“ Dann klagt er wieder, daß es ihm an Weisheit mangle, auf der Stelle mit treffendem Wort zu Boden zu schlagen. Aber auch hier fehlte es doch nicht an erfreulichen Erfahrungen. Die Liebe eines sterbenden Sträflings überraschte und erfreute ihn. „Es ist ein eigenes Gefühl für Sünder, sterbenden Sündern wohl

Digitized by Google

machen zu können," sagt er, und bei einer andern Gelegenheit: „Die Menschen fühlen es doch immer, wenn man ihnen wohl machen will." Auch hier benutzte Geßner seinen Einfluß, um unnöthiger Härte entgegenzutreten und brachte dergleichen Wünsche mit bescheidener Würde vor.

Als Prediger fand Geßner bald Anerkennung. Zwar sagt uns sein Tagebuch darüber wenig, während dagegen Jahre lang zu jeder Predigt gewissenhaft angemerkt wird, ob er sie mit eigenem Wohlgefühl und innerer Befriedigung gehalten habe. Das war auch der einzige Maßstab, den er anlegen wollte, als er einmal eine etwelche Verminderung der Zuhörerschaft bemerkte; am wenigsten wollte er sich öffentlich darüber aussprechen. „Ich find' es, sagt er, immer sehr zwecklos, wenn ein Prediger über ein kleines Auditorium klagt. Er soll nur für sich sein Möglichstes thun, sich selbst die Rechenschaft geben können, daß er nicht schlechter predige, und dann mag er Alles ruhig gehen lassen." So prüfte er sich auch jetzt, ob seine Predigten schlechter oder undeutlicher, unchristlicher oder ungenießbarer geworden und als er mit Nein glaubte antworten zu dürfen, ließ er sich nicht weiter irre machen. Doch machte es ihm Freude, als ihm einst mit Rücksicht auf einige Predigten, die er hatte drucken lassen, ein älterer Professor sagte: „Ihr habt es nun ergriffen. Man fühlt im Lesen, daß es aus dem Herzen kommt und ich bemerkte stufenweise, wie Ihr Euch vereinfacht habet." Mehr noch freute es ihn, daß Lavater mit seinen Predigten zufrieden war und daß Heß die Simplicität und Christlichkeit derselben hervorhob. Er bestrebte sich, gedrängt zu predigen und erzählt, wie er einst mit Lavatern über die Nutzbarkeit und Wirksamkeit des gedrängten Predigens gesprochen und wie dieser ihm gesagt habe, er solle sichs nicht reuen lassen, über die acht Seligpreisungen nur vier Predigten gehalten zu haben. Die Sonntagspredigten wurden alle gewissenhaft ausgearbeitet und memoriert, doch brachte er es nach wenigen Jahren dahin, daß er seine Predigten, nachdem er sie einige Male gelesen, frei und sicher halten konnte. Für die Wochenpredigten dagegen wurde nur ein kurzes Schema gemacht; denn die Gabe der freien Rede stand

Digitized by Google

Geßnern in hohem Grade zu Gebote und mit Leichtigkeit hielt er ohne lange Vorbereitung häufig einen Frühgottesdienst bei St. Peter für Lavatern und unmittelbar nachher eine zweite Wochenpredigt über einen andern Text im Zuchthause.

Ein weites und schönes, wenn auch oft etwas mühsames Feld der Thätigkeit öffnete sich Geßnern in dem Privatunterrichte, um den er bald von vielen Seiten her angesprochen wurde. Die Grundlage alles andern Unterrichts blieb freilich immer der Religionsunterricht, aber er versuchte sich bald auch in allerlei Gebieten des menschlichen Wissens. Geschichte, Geographie und klassische Literatur der Römer wurde getrieben, auch in der Logik mehreren Schülern Unterricht ertheilt und sogar in der Physik Versuche gemacht. Mit besonderer Liebe hielt Geßner einigen Studierenden ein exegetisches Privatkollegium, nicht gerade mit einläßlicher Behandlung des Stoffes, sondern mehr mit kursorischer Lektüre, aber doch immer mit Beleuchtung wichtigerer Stellen und Fragen und immer mit der Tendenz, die wirkliche Meinung der heiligen Schriftsteller zu ihrem Rechte kommen zu lassen gegenüber der rationalistischen Umdeutung derselben.

Durch den Unterricht der Söhne und Töchter kam Geßner auch in freundschaftliche Beziehungen zu den Familien derselben. Schon während seiner Studienzeit hatte er dem Sohne des Rathsherrn Wertmüller in Stadelhofen Unterricht ertheilt; kaum von Dübendorf zurückgekehrt, berief ihn das Zutrauen der Eltern, während einer Reise, die sie machten, dem Sohne als väterlicher Freund zur Seite zu stehen und die Wohnung mit ihm zu theilen. Seither wurde der Unterricht fortgesetzt und es bildete sich ein sehr freundschaftliches Verhältniß zwischen Geßner und dem jungen Wertmüller, das sich in gegenseitigem Briefwechsel fortsetzte, als der letztere in der Fremde sich aufhielt. Auch da noch wurde ihm von dem wertmüllerschen Hause alle Aufmerksamkeit erwiesen; nicht nur aß er jede Woche einmal dort zu Mittag, sondern als der Vater im Frühjahr 1794 seinen Sohn in Moudon besuchte, lud er Geßnern ein, ihn zu begleiten. Ein anderer Zürcher, dessen Sohn ebenfalls Geßners Zögling ge-

Digitized by Google

wesen war und sich in Vevey aufhielt, machte die Reise mit. Die Freundlichkeit, mit der Geßner von seinen ehemaligen Schülern empfangen wurde und das Zutrauen, das namentlich der junge Wertmüller ihm schenkte, that ihm sehr wohl; überhaupt wurde ihm die kleine Reise in jeder Hinsicht zur Freude. Er beschrieb sie nachher ausführlich und in zierlicher Schrift für die Mutter seines jungen Freundes. Diese kleine Reisebeschreibung kann als ein eigentliches Spiegelbild seines damaligen Lebens und Wesens betrachtet werden. Unbefangener, dankbarer Genuß des ihm Dargebotenen, heitere, humoristische Auffassung äußerer Lebensverhältnisse und dazwischen immer wieder ungesucht und ungezwungen die Beziehung auf das Höchste, das freie Bekenntniß seines Glaubens und das Streben, Andere auf die mildeste, freundlichste Weise für eben dieses Höchste zu gewinnen — das ist es, was in diesem Büchlein anspruchlos, aber in wahrhaft organischer Weise verbunden uns entgegentritt.

Nicht minder stand Geßner in enger freundschaftlicher Verbindung mit der Familie Römer, derselben, welche ihn schon 1787 zum Informator ihrer Kinder hatte gewinnen wollen. Die äußeren sowohl als die inneren Rücksichten, welche ihn damals veranlaßt hatten, das Anerbieten abzulehnen, waren jetzt weggefallen. Hinwieder war das Bedürfniß, einen im Hause wohnenden Lehrer zu haben, für die Familie auch nicht mehr vorhanden und so ertheilte Geßner zwei Söhnen und der Tochter gesonderten Unterricht, jenen fast in allen oben angeführten Wissenschaften. Herr und Frau Römer gehörten, wie wir schon oben gehört haben, zu dem vertrauteren Freundeskreise Lavaters, in welchem Geßner bald eine der ersten Stellen einnahm. Wie viel Stoff für vertrauliche Unterhaltung wie für besorgliche Besprechung dessen, was Lavatern innerlich und äußerlich bewegte, was bald ihn bald seine Freunde für ihn besorgt machte, mußte sich nicht aus diesem gegenseitigen Verhältnisse zu Lavatern ergeben, um so mehr da in vielen Fällen das gegenseitige Urtheil zusammenstimmte und von beiden Seiten die Liebe zu Lavatern nicht in einer blinden Verehrung sich kund gab. Auch sonst achtete Geßner gern auf das

Digitized by Google

Urtheil der umsichtigen Frau Römer und legte ihr öfter seine kleinen, namentlich poetischen Arbeiten zur Prüfung und Beurtheilung vor.

Natürlich konnten sich die Verhältnisse nicht immer so freundlich gestalten und Geßner klagte mitunter auch über „die frostige Freundschaft der vornehmen Welt“ — und dennoch stimmte er aus vollem Herzen und in allem Ernste der Bemerkung bei, die ihm der Rathsherr Wertmüller einst im Scherze hinwarf: „Niemand hat es besser als der Herr Helfer; man bekümmert sich immer um ihn.“

Wirklich wuchs auch das Zutrauen zu ihm so sehr, daß er kaum allen Wünschen, die an ihn gerichtet wurden, entsprechen konnte. Namentlich wurde er bald von verschiedenen Seiten angegangen, jungen Mädchen Religionsunterricht zu ertheilen und es entstand so der Anfang jener Töchter-Unterweisungen, zu denen sich später die Elite der weiblichen Jugend Zürichs hinzudrängte und in denen Geßner ganz besonders seine Gabe für den Religionsunterricht entfaltete. Häufig ertheilte er auch einzelnen oder mehreren Schülern den Konfirmationsunterricht und es lag ihm immer besonders an, ihnen denselben recht fruchtbar zu machen. Bisweilen freilich wurde ihm die Menge dieser Stunden lästig; aber gerade die Stunden, bei denen er der Natur der Sache nach am wenigsten Genuß haben konnte, waren für die noch jungen Kinder seines Bruders bestimmt und er achtete es für heilige Pflicht, sich da nicht zurückzuziehen.

Auch sich selbst trachtete Geßner fortzubilden. Mit großem Interesse wohnte er einer Reihe von Vorlesungen über Physik bei, die auf dem Zunfthause zur Meise gehalten wurden und mit Experimenten verbunden waren. Auch das Französische nahm er wieder auf und ließ sich in demselben längere Zeit Unterricht geben, bis die Masse seiner anderweitigen Arbeiten ihn zwang, wieder aufzuhören. Ebenso las er Einzelnes von Herders, Göthes und Wielands Schriften mit unbefangenem Urtheil. Herder wollte ihm nicht recht zusagen. An Wieland sprach ihn die vollendete Form an; bei Göthes Bekenntnissen einer schönen Seele

Digitized by Google

fand er, daß der Schluß sich nicht auf der Höhe des Ganzen halte. Ebenso suchte er sich mit dem philosophischen System Kants bekannt zu machen, das damals so bedeutenden Einfluß auf die Theologie ausübte und nahm eifrigen Antheil an den philosophischen Vorlesungen Fichtes.

Fichte, welcher schon früher einige Jahre in Zürich zugebracht hatte, war 1793 dahin zurückgekehrt, um sich mit seiner Braut, der Tochter des Wagmeisters Rahn, zu verehelichen. Lavater wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um sich über die kantische Philosophie gründlich belehren zu lassen und sammelte einen Kreis von denkenden Männern, denen Fichte in Lavaters Hause Vorträge über die kritische Philosophie hielt. Aus diesen Vorträgen entstand nachher Fichtes Wissenschaftslehre. Geßner wohnte denselben fleißig bei und schrieb das Gehörte gewissenhaft nach; indessen war ihm und Andern der abstrakt philosophische Ton und Gehalt der Vorlesungen nicht durchsichtig genug. Die Beziehungen auf das praktisch-christliche Bedürfniß konnten den Zuhörern nicht klar werden, und es war ein begreifliches, aber entschiedenes Mißverständniß, wenn Geßner den fichteschen Satz: Alle Unendlichkeit ist nicht anders vorstellbar als unter einer Endlichkeit — dahin interpretierte, daß daraus das wahre Bedürfniß der Menschen, einen Christus (Menschengott) zu haben, hervorgehe. Doch finden wir im Tagebuche auch eine kurze Andeutung darüber, daß sich gegen die Unabhängigkeit des fichteschen Ich bedeutende Einwendungen machen lassen, und über die letzte Vorlesung bemerkt Geßner: „Fichte las eine sehr poetische Rede über das Ich — die Würde des Menschen — die aber einige Gedanken hat, die wenigstens atheistisch *scheinen* könnten." In der That war es ja dieser subjektive Idealismus, vermöge dessen das Ich, d. h. die allgemein menschliche Vernünftigkeit zum Princip aller Philosophie gemacht und alle Einwirkung eines außer dem Ich stehenden Dinges an sich auf das Ich geläugnet wurde — dieser subjektive Idealismus war es, was die Vermittlung der Philosophie mit dem Christenthum, die bei Kant in der Annahme eines allen Erscheinungen zu Grunde liegenden Dinges an sich

Digitized by Google

noch einen Anhaltspunkt hatte, im Grunde unmöglich machte. Immerhin brachten dieſe Vorleſungen auch für Geßner eine wohlthätige und nicht unfruchtbare Anregung; er wurde dadurch auch veranlaßt, die ſchon früher erſchienene Schrift Fichtes: Kritik aller Offenbarung zu leſen, in welcher Fichte noch die Möglichkeit einer Offenbarung aus der praktiſchen Vernunft herzuleiten geſucht hatte. „Viele ſchöne Stellen darin," lautet die Tagebuchnotiz darüber. Der Abſchied von Fichte war ſehr herzlich.

Viel ſtrenger und entſchiedener als über Fichte ſind Geßners Urtheile über Kant. Man ſieht hier wieder einmal, wie die perſönliche Bekanntſchaft das Urtheil mildert und wie unwillkürlich ein anderer Maßſtab angelegt wird, wenn das Gewicht der Perſönlichkeit nicht mit in die Wagſchale fällt. Die nachfolgenden Urtheile beziehen ſich wahrſcheinlich auf Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft: „Es iſt ſonderbar, wie Kant immer um das Chriſtenthum freundlich herumgeht und ihm dann zuweilen einen gewaltigen Stoß zu verſetzen ſucht .... Es iſt doch überall darauf abgeſehen, die Entbehrlichkeit der Offenbarung durch Vernunftreligion zu beweiſen, alle Offenbarung am Ende als Chimäre und Gängelband darzuſtellen. .... Der Schluß iſt meiſt nur abſprechend, unbewieſene Herabwürdigung des Gebets. Im Grunde glaubt Kant an keine poſitive Religion, obgleich er ſie nicht geradehin läugnet." Doch glaubte Geßner ein ander Mal wieder, Kant habe wirklich das Verdienſt, die Nothwendigkeit des Vernunftglaubens bewieſen zu haben, womit auch dem Religionsglauben der Weg gebahnt ſei. Gelegentlich entleidete ihm dann die Beſchäftigung mit der Philoſophie ganz. „Beiläufig, ſchreibt er an Profeſſor Stapfer in Bern mit Beziehung auf Fichte, muß ich ſagen, daß mir die Philoſophie und ihr Grübeln zeither ſehr verleidet; es iſt ſo gar für uns nicht der Weg zur Wahrheit; denn es führt doch im Grunde entweder gar nicht oder durch ſchreckliche Umwege zu dem, der Weg, Wahrheit und Leben iſt. Philoſophie kann für Chriſten vielleicht keinen höheren Zweck haben als den, die Unchriſten der Unphiloſophie zu bezüchtigen, wenn ſie das Chriſtenthum verwerfen."

Digitized by Google

Geßners liebstes Studium, dem er jeden Morgen und jeden Abend regelmäßig eine Zeitlang oblag, war und blieb aber die Bibel. Die Bemerkungen, welche er über einzelne biblische Bücher in sein Tagebuch aufzeichnete, sind nicht ohne Interesse und es mögen daher einige derselben auch hier eine Stelle finden. Ueber Simsons Geschichte: „Wirklich eine Geschichte, die nur den nicht chokirt, der fest am theokratischen Plane hält und Alles nach diesem und nach Zeit und Ort beurtheilt" — und ein ander Mal: „Ich predigte diesen Morgen über die sonderbare Geschichte Simsons, wo etwas wirklich Göttliches in ein großes Gemisch von menschlicher Leidenschaftlichkeit einwirkte." — Zu Hiob: „Ich muß in Gottes Namen sagen, daß auch das, was Gott in den Mund gelegt wird, mir keinen einleuchtenden Zweck des Buches zeigt. Es ist doch immer nur von Werken der Allmacht und dem Beweis, daß Gott unendlich über die Menschen und ihr Urtheil erhaben sei, die Rede — nicht davon, warum er den Hiob so habe leiden lassen. Und dies scheint dem Hiob geantwortet werden zu sollen." — Prediger Salomons: „Er fühlte die Nichtigkeit aller Dinge so stark; aber der gute, müde gewordene Mann scheint den einzigen Punkt der Befriedigung wirklich nicht gefunden zu haben. Wo mußt' er wohl noch durchgehen, bis er ihn fand?" „Ich gestehe, heißt es ein ander Mal, daß ich, einige Stellen ausgenommen, dies Buch nicht sehr gedankenreich und an einigen Orten sehr beschränkt und unrichtig finde." — „Ich las das Hohelied zu Ende, dem ich gern die geistliche Deutung auf Christus und die Kirche lasse, aber kaum glaube, daß Salomo dran dachte." — Besonders viel hielt Geßner auf Jesaja, den er darum vorzugsweise den „lieben Propheten" nennt. Zu den Klageliedern des Jeremia wird 1798 angemerkt: „Guter Jeremias, welche würdest du jetzt singen!" Ezechiel hingegen war ihm vielfach dunkel und unverständlich. Hinsichtlich der Verheißungen theilte er die Ansicht, daß Vieles noch nicht erfüllt sei und wir seine Erfüllung erst noch zu erwarten haben. „Wenn kein Buchstab vom Gesetze fallen kann, was müssen wir noch zu erwarten haben!"

Wie unbefangen und frei diese Anschauungsweise war, sieht

Digitized by Google

Jeder leicht. Keinerlei Gebundenheit an orthodoxe Formeln, sondern ein freies Aussprechen der unmittelbaren Empfindung tritt uns hier entgegen. Eine starre Rechtgläubigkeit war auch jetzt Geßners Sache nicht. Die Zwangsgesetze, die damals (1792) in Berlin dem Christenthum wieder aufhelfen sollten, waren nicht nach seinem Geschmack. „Man sprach in einer Gesellschaft von einem neuen, erzorthodoxen Inquisitionsgericht in Berlin. Es scheint mir wirklich sonderbar, daß der Fürst der Finsterniß in Berlin immer von zwei entgegengesetzten Klippen herabwirkt, wenigstens zu wirken scheint; denn der jetzige Orthodoxismus soll wenig mehr ächte Wahrheit haben als jener Unglaube," und 1794 bei Anlaß des Verbotes der „deutschen Bibliothek": „Bei dem Christenthum, das die Feuerprobe hält, nützen solche Edikte nicht nur nichts, sondern sie schaden der guten Sache bei ihren Feinden." Auch über äußerlich orthodoxe Predigten, die das Glaubensleben nicht anzuregen wußten, sprach sich Geßner entschieden mißbilligend aus. Indessen kam er allerdings nicht häufig in den Fall, solche zu hören; denn in Zürich hatte der Rationalismus damals eine sehr breite Basis gewonnen. Außer Lavater, Heß, dem Leutpriester Georg Schultheß waren nur sehr wenige Geistliche, welche dem Christenthum noch eine andere als die blos moralische Seite abzugewinnen wußten. Es fehlte nicht an spöttischen Seitenblicken auf diejenigen, welche dem Christenthum eine andere und höhere Bedeutung zuschrieben; es fehlte auch nicht an offener und verdeckter Bekämpfung des Christenthums. Geßners Kollege am Waisenhaus, der Pfarrer Klauser, predigte am Osterfeste über die Thorheit des Glaubens an Geistererscheinungen, der ebenso schrift- als vernunftwidrig sei. Ein ander Mal legte er das Wort: den Armen wird das Evangelium geprebigt, so aus: es sei gut, daß den Armen das Evangelium verkündigt werde, weil das gemeine Volk die Gelegenheit, die Muße und die Gelehrsamkeit nicht habe, um auf anderem Wege zur Erkenntniß Gottes und seiner Pflichten zu gelangen wie die Reichen. Gelegentlich wurde auch auf die Frommen gestichelt, welche immer von Christus sprechen, ihren Blick in die Höhe richten und demüthig aussehen, welche die Tugend

Digitized by Google

verachten, während doch nur bei den Tugendhaften Frömmigkeit und wahres Christenthum zu finden sei. Und diese Predigtweise sagte einem großen Theile des Publikums zu. Wurde doch auch Geßner von einem angesehenen Manne der Intoleranz beschuldigt, weil er Christum nicht blos als Lehrer und Tugendbeispiel darstelle; solches werfe auf anders Denkende ein fatales Licht. Auch in den Orationen, welche am Karls- und am Felix- und Regulatag der Reihe nach von den geistlichen Mitgliedern des Examinatorkonventes (Kirchenrathes) und vor den drei hohen Festen von den Diakonen der Stadtkirchen, den Professoren und Präceptoren gehalten wurden, war es Sitte geworden, sich in dem angedeuteten Sinne über das Christenthum zu äußern. Mit mehr oder weniger Offenheit wurde es ausgesprochen, daß Christi Person und Geschichte entbehrlich sei. Die Rechtfertigungen waren oft noch schlimmer als die Anklagen. So wurde einst in einer solchen Oration auseinandergesetzt, daß wenn alle Göttlichkeit des Christenthums und die Wahrheit der Geschichte nichts wäre, das Christenthum doch noch ein gutes Staatsband bliebe. So oft aber irgend eine Anerkennung Christi sich hervorwagte oder auch nur sonst ein warmer religiöser Hauch sich regen wollte, fehlte es nicht an spöttischem Lächeln oder förmlichem Hohn in diesen Kreisen, wenn man es nicht vorzog, die Sache zu ignorieren.

Diese Zustände waren freilich nur ein kleines Abbild des Zustandes, in welchem fast die ganze Theologie damals sich befand. Weitaus der größte Theil der theologischen Literatur war dieser neologischen Auffassung des Christenthums zugethan. Geßner las Manches, aber vielfach wiederholt sich im Tagebuche die Klage über diese ewige Neologie, welche sich so breit mache, so daß kaum mehr eine Schrift andern Gehaltes herauskomme. Am meisten ärgerte es ihn, daß diese Theologie immer noch das rechte Verständniß des Christenthums für sich in Anspruch nahm. „Wenn doch die Herren, sagt er mit Beziehung auf Semlers letztes Glaubensbekenntniß, nur auch geradehin sagten: „Wir wollen nicht Christenthum, sondern nur Moral, und nicht: das Christenthum ist nur Moral.“ Unter den Zuständen in Zürich litt

Digitized by Google

Geßner mit Lavatern, welcher mehrmals die Beſorgniß ausſprach, die Zeit möchte bald herannahen, in welcher man in Zürich von Chriſto nicht mehr werde ſprechen dürfen. Beide ermunterten ſich gegenſeitig zur Treue. Und Geßner war auch treu, ſo ſehr ſich ſein Weſen von Lavaters Weſen unterſchied.

Immer blieb — ähnlich wie bei Lavatern — der Glaube an Chriſtum als den offenbar gewordenen Gott der Mittelpunkt ſeines innern Lebens. Er hielt auch mit ſeiner Ueberzeugung nicht zurück. Auf der oben erwähnten Reiſe nach Moudon ſetzte er ſeinen Begleitern ſeinen Glauben in wahrhaft gewinnender Weiſe auseinander: Das Höchſte, was wir uns denken können von Macht und Weisheit und Güte, iſt Gott. Dieſes Allerhöchſte, das uns als ein Unendliches nicht vorſtellbar iſt, iſt uns in endlicher Form, in begreifbarer Perſönlichkeit dargeſtellt in dem evangeliſchen Chriſtus; alſo kann nichts Einfacheres, nichts Wahreres, nichts Philoſophiſcheres ſogar geſagt werden als was Johannes ſagt: Dieſer Chriſtus iſt der wahrhaftige Gott und das ewige Leben; was Paulus ſagt: Gott iſt geoffenbaret worden im Fleiſche — Chriſtus iſt Gott der Menſchen. Der Einwendung, daß auf dieſe Weiſe der Sohn über den Vater geſetzt werde, entgegnete Geßner, der Mangel ſei nur auf Seite deſſen, der zu beſchränkt ſei, um ſich die Vorſtellung des Unendlichen machen zu können. Unſer Auge vermag es nicht, in die vollen Strahlen der Mittagsſonne hineinzublicken; es würde darüber erblinden und das iſt wohl nicht ein Mangel an der Sonne, aber eine Schwäche, eine Beſchränktheit unſers Auges. Ueberhaupt ſuchte er, wo er konnte, an Vorhandenes anzuknüpfen, mild und freundlich zu gewinnen, ohne je zudringlich zu ſein oder etwas erzwingen zu wollen, wozu der Boden noch nicht bereitet war, und mit Recht durfte er ſich der Wahrnehmung freuen, daß ihn Andere für tolerant und nicht bekehrungsſüchtig hielten und ihm eben darum nur deſto lieber Gehör ſchenkten. Wie ſchön und mild ſpricht ſich dieſer Sinn aus in der Bemerkung, die er über Ahabs Tod (1 Kön. 22 vergl. mit 21, 27—29) in ſein Tagebuch ſchrieb: „Guter Gott, wie wird unſer ſo ſcharfrichterſche Sinn, der über Bußübungen

Digitized by Google

Anderer so lieblos abspricht, einst vor dem Herrn beschämt werden!“ Und gern anerkannte er das Gute, wo er es irgend fand. Eine schöne christliche Stelle in einer sonst langweiligen Predigt beschämte ihn förmlich. „Wie oft, heißt es im Tagebuche, sprach ich schon minder kräftig von Christus.“

Wenn wir aber die oben geschilderte religiöse Physiognomie Zürichs ins Auge fassen, so werden wir begreifen, daß Geßner das Bedürfniß seines Herzens noch in engerem Kreise zu befriedigen suchte. Wie er sich überhaupt innig an Lavater angeschlossen hatte, so nahm er auch Theil an einem Kränzchen, in welchem Lavater jeden Montag Abend ein oder einige Kapitel aus der heiligen Schrift las und erklärte und in welchem von Zeit zu Zeit auch das heilige Abendmahl genossen wurde. Lavater pflegte das Abendmahl auch mit seiner Familie zu halten, bisweilen in Anwesenheit einiger besonderer Freunde, unter denen auch Geßner sich häufig befand und hinwieder setzte der letztere die alte schon in Dübendorf lieb gewonnene Uebung im Kreise seiner eigenen Familie von Zeit zu Zeit fort. Hier schloß sich der eigentliche Kern seiner Persönlichkeit auf; das Allerheiligste war hier geöffnet. Dieses religiöse Stillleben bildet einen merkwürdigen Gegensatz gegen die damals in Zürich vorherrschende Stimmung. Daß aber dieses Stillleben von keiner Seite her beeinträchtigt und gestört wurde, ist in der That nicht weniger merkwürdig. Ein Geheimniß war wenigstens die von Lavater veranstaltete häufige Abendmahlsfeier nicht und konnte es nicht sein. Vielleicht wollte man im Bewußtsein der eigenen Licenzen auch diejenigen Anderer wenigstens nicht gewaltsam stören. Genug, man war in Zürich nicht immer so liberal wie damals.

Wir erinnern uns, wie zurückgezogen und einsam Geßner früher gelebt hatte. Das war jetzt ganz anders geworden. Er ließ sich in mehrere Gesellschaften aufnehmen, welche wöchentlich zusammenkamen, namentlich wurde er durch Lavatern in eine solche eingeführt. Ebenso war er Mitglied der um diese Zeit von Heß gegründeten „bibelforschenden Gesellschaft“. Bisweilen fanden auch auf dem Lande Zusammenkünfte jüngerer Geistlicher statt, denen auch er gerne

Digitized by Google

beiwohnte und so viel als möglich nahm er an den wöchentlichen Versammlungen der ascetischen Gesellschaft (Predigergesellschaft) Theil, in denen er mit Lavater und Heß manches Wort für positivere Auffassung des Christenthums redete und mehrere eigene Arbeiten vortrug. Und wie er auch mit einzelnen Familien freundlichen Umgang pflog, haben wir schon vernommen, nicht zu reden davon, daß Geßner auch mit großer Gewissenhaftigkeit die zahlreichen Glieder seiner Familie besuchte und jedem etwas zu sein sich bestrebte.

Zur Erholung wurde etwa im Sommer ein Landaufenthalt gemacht, einmal in Wollishofen, von wo er jeden Morgen, häufig auch zwei Mal täglich nach der Stadt gieng, um seine Berufspflichten zu erfüllen; ein ander Mal in Hütten, dessen freundliche Lage ihn besonders ansprach; oder er besuchte seine Geschwister, die später (1796) in die Gemeinde Hirzel im Kanton Zürich versetzt wurden.

Mit Dübendorf blieb Geßner fortwährend in freundlichem Verkehr. Seines Freundes Emanuel nahm er sich mit stets gleichem Interesse an, gab ihm sachkundige Räthe hinsichtlich seiner Oekonomie und überzeugte sich häufig durch eigene Anschauung von dem Stand und Gang seiner Landwirthschaft. Auch der wackere Schulmeister des Dorfes, den er in sein Amt eingeführt hatte, war ihm mit Liebe zugethan und besuchte ihn öfter, um sich bei ihm Raths zu erholen. Die Liebe der ganzen Gemeinde aber trat ihm rührend und wohlthuend entgegen, als er einst in Dübendorf eine Trauung zu vollziehen hatte. Nicht selten kehrte er im Pfarrhause ein, um seinen ehemaligen Lehrer zu begrüßen und als an der Stelle des alten Hauses ein neues gebaut werden sollte, durchwanderte er noch einmal wehmüthig alle Räume der alten „Hütte", in denen er so gesegnete Tage verlebt hatte und ließ sich aus dem Getäfer in der Studierstube seines Vaters ein Büchergestell anfertigen.

So wenig Geßner jetzt mehr Gelegenheit hatte, sich in Arbeiten zu versuchen, die ihm in der Jugend so viele Freude gemacht hatten, so war ihm doch der praktische Sinn geblieben.

Digitized by Google

Der bekannte württembergische Pfarrer Philipp Matthäus Hahn, der sich als Mathematiker und Mechaniker auszeichnete, hatte eine Art Decimalwage erfunden, die Geßnern besondere Freude machte. Sogleich schaffte er sich dieselbe an und machte sie auch Freunden und Bekannten zum Geschenk, indem er wohl selbst hingieng, um sie an einem passenden Orte zu befestigen und die nöthige Anleitung zum Gebrauche derselben zu ertheilen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Das Diakonat am Fraumünster.

Unerfüllte Aussichten. Geßner Pfarrer am Waisenhaus, Diakon am Fraumünster. Verlobung mit Anna Lavater. Brautreise. Häusliches Leben. Das Diakonat. Professorat der Pastoraltheologie. Privatarbeiten. Lebensordnung. Reise nach Deinach. Stäfner Handel. Seelsorge bei zwei Gefangenen. Räumung der Fraumünsterkirche. Provisorium. Wiedereinweihung der Kirche. Sammlung für die Unterwaldner. Reise nach Stanz und Altorf. Verhör vor dem Regierungsstatthalter. Predigten in Luzern vor den helvetischen Behörden. Gemeinsames Leben mit dem Bruder Jakob.

Geßner Pfarrer am Fraumünster.

Die Stellung eines Diakons am Waisenhaus war von der Art, daß sie, ob auch für einen Anfänger erwünscht, eben doch nur als Provisorium betrachtet werden konnte. Es fehlte Geßnern auch nicht an Aussichten, eine andere Stellung zu erlangen; doch zerschlugen sich dieselben wieder. Als im Jahr 1792 Lavaters Kollege Pfenninger starb, wünschte Lavater sehr, daß Geßner an Pfenningers Stelle Helfer am St. Peter werden möchte. „Wenn Ihrs würdet, sagte er zu Geßner, wäre es mein einziger Trost" (für Pfenningers Verlust); aber Geßner nahm die Sache zu wichtig, als daß er sich um die Stelle hätte förmlich bewerben wollen. Wirklich fiel auch die Wahl auf einen Andern; Geßner, der bei der ganz freien Wahl der Gemeinde zwar ebenfalls mit vorgeschlagen wurde, erhielt verhältnißmäßig nur wenige Stimmen. Das hinderte ihn aber nicht, während mehrerer Monate einen Theil der Amtsgeschäfte für den Gewählten, der durch schwere Krankheit am Antritte seines Amtes verhindert war, zu versehen.

Digitized by Google

Zweimal war auch die Rede von der Bewerbung um eine erledigte theologische Professur, aber beide Male wurden Andere vorgezogen.

Gegen Ende des Jahres 1794 rückte Geßner an die erledigte Pfarrstelle am Waisenhause vor; aber noch hatte er dieselbe nicht angetreten, als zu Anfang des Jahres 1795 der Antistes Ulrich starb, zu dessen Nachfolger der Große Rath den Helfer am Fraumünster, Johann Jakob Heß, wählte. Zwei Tage nachher war Geßner Helfer am Fraumünster.

So groß seine Freude und sein Dank für diese gnädige Führung Gottes war, so ernst stand ihm die Aenderung seiner häuslichen Verhältnisse, die jetzt zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden war, vor der Seele.*) Wohl hatte er seit dem Tode seiner Gattin als Glied der Familie seiner Schwiegermutter fortgelebt; jetzt aber, da er ein eigenes Hauswesen sich einrichten sollte, mußte er sich auch eine neue Lebensgefährtin suchen. Er fand sie in Lavaters ältester Tochter.

Anna Lavater hatte schon früher Geßnern, dem täglich bei dem Vater einkehrenden Hausfreunde, Vertrauen geschenkt. Sie hatte sich ihrem Vater gegenüber eine gewisse Freiheit des Standpunktes und Urtheils bewahrt und sich, wenn sie mit ihrem nüchternen Sinn des Vaters Art nicht immer ganz zu fassen vermochte, bisweilen gegen Geßnern darüber ausgesprochen. An der Fortdauer seiner Freundschaft mit ihrem Vater war ihr viel gelegen. „Bleiben Sie, schrieb sie ihm am Schlusse des Jahres 1794, meinem Vater auch in dem künftigen, gewiß wichtigen Jahre so ganz treu. Seien Sie wie bisdahin sein Gefährte. Erleichtern Sie ihm so viel als möglich Alles, was den Guten drückt. Sie vermögen, da Sie Papa's väterlicher Liebe theilhaft sind, viel auf ihn und können ihm mehr sein als Sie in ihrer Bescheidenheit glauben."

Lavater war über Geßners Anfrage hoch erfreut und nach reiflicher Ueberlegung sagte Anna diesem ihre Hand zu. Das auf

*) Lavaters Biographie III. S. 268 ff.

Digitized by Google

gegenseitige Achtung und Freundschaft gegründete Verhältniß gestaltete sich auch bald gar lieblich. Geßner nach seiner Weise sprach gegen seine Braut seine Empfindungen auch schriftlich aus. Er widmete ihr, wie er schon seiner ersten Gattin gethan hatte, ein Büchlein, in dem er erst der Braut, später der Gattin und zuletzt der Mutter seine Liebe auf die zarteste und ermunterndste Weise aussprach.

Nur etwa fünf Wochen dauerte die Verlobung. Am 14. April segnete Lavater den Bund seiner Kinder in Bassersdorf ein und hielt bei dieser Feier eine Rede an sie, in der er sich mit der ihm eigenen Freimüthigkeit über alle ihre Verhältnisse, namentlich auch über das Verhältniß dieser zweiten zu Geßners erster Ehe aussprach.

Auch dies Mal hatte die Hochzeitsreise kein weiteres Ziel als Dieboltsau, wohin die Neuvermählten über St. Gallen reisten und wo sie aufs freundlichste empfangen wurden. Bei ihrer Rückkehr nach Zürich nahm Mama Schultheß freundlich und liebend die neue Tochter in ihr Haus auf, bis die Reparaturen ausgeführt waren, durch welche die Helferei beim Fraumünster in einen etwas wohnlicheren Stand gebracht werden sollte. Der Abschied aus dem lieben Schönenhof fiel — man kann sichs denken — dem tief fühlenden Geßner schwer. Es war ja so Vieles über ihn ergangen in diesem Hause; des Lebens Lust und Leid hatte er hier so reichlich erfahren und die Liebe der starken Mutter hatte ihn so treu getragen in seinem Herzeleide. Und doch war es jetzt Zeit, ein eigenes Hauswesen im vollen Sinn des Wortes zu beginnen.

„Gottlob, sagt Geßner, daß Lavater noch beinahe sechs Jahre froher Augenzeuge war, daß der Herr seinen Segnungen, die er uns mitgab, das Siegel aufgedrückt hat. Es war ihm ein lieblicher Genuß am Abend seines Lebens, das reine und volle eheliche Glück seiner Tochter und seines Freundes zu sehen." Anna Lavater hatte Sinn und volles Verständniß für das, was Geßnern bewegte. Fehlte ihr auf der einen Seite das feurige, geniale Wesen ihres Vaters, so war dafür die praktische Einsicht in die

Digitized by Google

Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens desto ausgebildeter bei ihr. Konnte sie mit einer gewissen Scheu sich von Allem zurückziehen, was auch nur den Schein der Schwärmerei an sich trug, so fehlte es ihr doch keineswegs an Tiefe und Innigkeit des Glaubens. Dagegen haftete ihr eine gewisse Aengstlichkeit an, sie möchte ihrem Gatten in geistiger Hinsicht nicht genügen. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Geßner suchte sie auch in der freundlichsten Weise darüber zu beruhigen und sagte ihr u. A. in seinem Geburtstagsgruße von 1797: „Gott weiß, es ist Wahrheit, wenn ich dir sage: Ich kenne keinen lebendigen Menschen, der so zu mir sich schickte, so in alle Fugen meines Daseins hineinpaßte — keinen Charakter irgend eines sterblichen Menschen, der mich so nie drücken, so frei lassen würde, der meine Bedürfnisse so befriedigen, meine Schwäche so tragen würde, mir mein häusliches Glück so ausrundete.“ Jene Aengstlichkeit hieng übrigens zusammen mit einer großen nervösen Reizbarkeit, die sich auch in häufiger Kränklichkeit kund gab.

Auch die Vermehrung der Haushaltung brachte mancherlei Schweres mit. Wenig hätte gefehlt, so wäre Geßnern auch seine zweite Frau in ihrem ersten Wochenbette entrissen worden. Die Kinder mußten mehr als eine gefährliche Krankheit durchmachen, nicht die kleinste war die durch Einimpfung der Pocken bewirkte. Man impfte damals noch die wirklichen Pocken ein und es war daher nicht zu verwundern, daß Geßner erst nach langem Berathen mit verschiedenen Autoritäten sich zu diesem Schritte entschloß. Aber auch die Freuden des häuslichen Lebens wurden ihm reichlich zu Theil; er war glücklich in seinen Kindern und fand trotz seiner vielfachen Arbeit doch immer noch Zeit, sich mit ihnen abzugeben, sie zu unterrichten oder ihnen bei ihren Arbeiten nachzuhelfen.

Die äußere Wirksamkeit Geßners war dadurch eine wesentlich andere geworden, daß er nunmehr an einer Gemeinde angestellt war. Vor Allem lag ihm nun auch die Uebung der Seelsorge ob. Am Sonntage hatte er die Kinderlehre und die Abendpredigt zu halten; doch predigte er häufig am Morgen, da der alte

Digitized by Google

Pfarrer Oeri selten mehr predigte und sich gewöhnlich durch einen Vikar vertreten lassen mußte. Außerdem hatte er Mittwochs und Samstags die sogenannten Abendgebete zu halten. Die Leichtigkeit, mit der er nach einem Schema frei reden konnte, kam ihm hierbei trefflich zu Statten und diese Leichtigkeit war so groß, daß man nicht ohne Verwunderung im Tagebuche lesen kann, was Alles neben der Vorbereitung auf das Abendgebet an einem solchen Nachmittage gethan worden sei. Dennoch waren es gerade diese Abendgebete, welche besonders ansprachen und auch ihm selbst waren sie recht lieb, da er von ihrer Nützlichkeit sehr überzeugt war.

Neben den Privatunterweisungen, die er bisher ertheilt, hatte Geßner nun auch noch die ordentlichen für die Kinder aus der Gemeinde zu ertheilen; aber auch jene mehrten sich noch immer und auf diesen Theil seines Amtes verwandte er immer einen besondern Fleiß. Die übrigen Privatstunden behielt er größten Theils bei, ohne jedoch neue anzunehmen, so daß sich dieselben allmälig minderten. Hingegen that sich ihm jetzt noch ein neuer Wirkungskreis auf. Es kam ihm der Gedanke, den Studierenden Vorträge über Pastoraltheologie zu halten, da dieser Zweig der theologischen Wissenschaft in Zürich so gut wie gar nicht gepflegt wurde. Zwar las der Professor der Metaphysik in einer wöchentlichen Stunde über geistliche Beredtsamkeit (Rhetorica sacra); die praktische Anwendung des Vorgetragenen beschränkte sich aber darauf, daß bald monatlich bald auch nur jeden zweiten Monat einmal eine Uebungspredigt gehalten wurde. Der Privatversuch, den Geßner zuerst machte, diesem Uebelstande abzuhelfen, fand bei den Studierenden Anklang. Gleich zu Anfang meldeten sich zwölf zur Theilnahme und fanden sich vom Januar 1798 an regelmäßig auf Geßners Studierstube ein. Gegen Ende des Jahres kam Geßner mehrere Male nach Luzern und ohne Zweifel war es bei dieser Gelegenheit, daß er mit dem helvetischen Minister Stapfer auf diese Verhältnisse zu reden kam. Stapfer sprach den Wunsch aus, daß Geßner über Pastoraltheologie an der theologischen Schule öffentlich docieren möchte, erklärte aber zum Voraus, daß er ihm keine Besoldung dafür werde anweisen können.

Digitized by Google

Ohne langes Bedenken gieng Geßner auf den Vorschlag ein und wurde bald darauf zum ordentlichen Professor der Pastoraltheologie in Zürich ernannt, so daß er schon im Februar des Jahres 1799 seine Vorlesungen in drei wöchentlichen Stunden beginnen konnte. Am 14. März hielt er eine öffentliche Inauguralrede „über die Wichtigkeit des Predigerberufs in unsern Zeiten", in welcher er seine Ansichten über das Christenthum und das Predigtamt in sehr entschiedener Weise aussprach. Ein Jahr später wurde auf den Wunsch des betreffenden Professors die auf die geistliche Beredtsamkeit bisher verwendete eine Stunde ebenfalls dem Professorat der Pastoraltheologie zugetheilt.

So sehr Geßner einsah, wie gut es für ihn gewesen, daß seine früheren Bewerbungen um eine Professur, die ihn dem Pfarramt entzogen hätte, fruchtlos geblieben, so sehr freute er sich jetzt, die eine Wirksamkeit mit der andern verbinden zu können. „Mein Professorat der Pastoraltheologie, schrieb er an seinen jungen Freund Wertmüller, ist mir äußerst lieb und wichtig. Dieser offenbare Mangel an unserm Gymnasium wäre unersetzt geblieben, hätte nicht die Freundschaft, welche Stapfer für mich hatte, zur Zeit wo er darüber sprechen konnte, schnell dies Professorat geschaffen. Nun ists! und sein Dasein leuchtet Jedermann ein; ob Gott will, wird sich doch immer ein Mann finden, der gerne keinen andern Lohn will als den, daß er da Gutes wirken kann. Die Wirkung geht tief und weit, wenn es gelingt, gute Christenlehrer zu bilden, und die Achtung und das Zutrauen, das ich von meinen Studenten genieße, läßt mich hoffen, daß ich nicht ohne Segen arbeite. Wirklich ist mir auch dieser Wirkungskreis ausnehmend lieb." Auch später noch sprach er sich erfreut und befriedigt aus über die Ordnung, Stille und Aufmerksamkeit, die immer in seinen Kollegien herrsche.

Geßners Vorlesungen über die Pastoraltheologie entsprachen freilich den Anforderungen nicht, die man heutzutage an eine wissenschaftliche Bearbeitung der praktischen Theologie stellt; es war aber damals von einer wissenschaftlichen Behandlung dieser Disciplin noch überall nicht die Rede, jedenfalls kam es nirgends

Digitized by Google

über bloße Versuche hinaus. So war schon die Eintheilung des Ganzen in Homiletik, Katechetik, Seelsorge und Liturgik in dieser Aufeinanderfolge kaum haltbar und auch im Einzelnen machte sich der Mangel einer streng wissenschaftlichen Methode vielfach fühlbar. Als Pastoralanweisung aber waren diese Vorlesungen in mancher Hinsicht vortrefflich, voll praktisch fruchtbarer Winke und durchdrungen von dem Bestreben, die Studierenden für ihre Aufgabe zu gewinnen. Namentlich zeichnete sich der Abschnitt über Seelsorge durch treffliche Rathschläge wahrer Pastoralklugheit aus. In der Katechetik suchte Geßner eine mit zahlreichen Beispielen belegte Anleitung zum zweckmäßigen Katechisieren zu geben und mit der theoretischen Homiletik verband er praktische Uebungen im Predigen. In welchem Sinne er diese leitete, zeigt uns eine Stelle des Tagebuches, in der es von einer solchen Stunde heißt: „Scharf beurtheilt' ich die Predigt, um wo möglich die Planlosigkeit und das Wegschwadronieren vom Texte den Studenten abzugewöhnen. Es ist erbärmlich, wenn man einen geist- und herzvollen Text bei Seite stehen läßt und sein eigenes Geschwätz für erbaulicher hält."

Neben dieser Pastoraltheologie oder Pastoralanleitung hielt aber Geßner auch Vorträge über das, was er als die Grundlage derselben betrachtete, nämlich über populäre Dogmatik. Er nannte dieses Stoffgebiet im engeren Sinne praktische Theologie und suchte bei der Behandlung desselben einerseits den kirchlichen Lehrbegriff seinen Zuhörern nahe zu bringen und andererseits sie zum praktischen Schriftstudium zu ermuntern. So viel wir aber aus uns vorliegenden Heften beurtheilen können, stehen seine Leistungen auf diesem Gebiete denjenigen in der Pastoraltheologie an Gehalt und Frische nach. — Eine Arbeit ganz anderer Art hatte Geßner in jener Zeit ebenfalls übernommen, nämlich die Verwaltung der thommannischen Stiftung, deren Zinsen vorzugsweise zu Anschaffung von Büchern für die Studierenden verwendet wurden. Ebenso lag ihm die Besorgung eines Armenfonds für seine Gemeinde ob. „Dergleichen Arbeiten, äußerte er, sind für mich nicht eben unangenehm; nur der Gedanke, daß ich Wichtigeres und Besseres

Digitized by Google

thun könnte, macht mir sie oft lästig. Dennoch was der Beruf fordert und die Ordnung zur Pflicht macht, dafür ist die Zeit nie verloren — und die Berufspflicht, auch die minder wichtige, muß mit heiliger Gewissenhaftigkeit gethan sein."

Trotz alle dem fand sich immer noch Zeit zu einer Privatarbeit bald praktischen, bald erbaulichen Inhalts. Eine solche bestimmte, anhaltende Arbeit, in die er sich ganz versenken konnte, auch neben seinen Berufsarbeiten zu haben, ward ihm immer mehr zum Bedürfniß. Außerdem suchte er nach allen Seiten hin Freude zu machen mit Versen oder kleinen Gedichten, seinen Nächsten wohl auch mit kleinen Büchlein, in die er allerlei Sentenzen, kurze Betrachtungen oder Verse schrieb. Von diesen Arbeiten las er gern und häufig den Seinigen etwas vor, um ihren Rath und ihre Meinung darüber zu hören, oder er las auch sonst in einer freien Stunde etwas mit ihnen. Auch sein Briefwechsel mehrte sich mit seinen Bekanntschaften.

Daß zu diesem Allem Zeit übrig blieb, das war hauptsächlich der genauen Zeiteintheilung zu danken, welche Geßner im Uebrigen ohne alle Pedanterie beobachtete. Nirgends war er auch nur für einen Tag zum Besuch, daß er nicht für ein Stündchen sich zurückzog, um etwas zu arbeiten und so oft er in den Schönenhof zum Mittagessen gieng, nahm er eine Arbeit mit, um vor oder nach Tische einen Augenblick derselben zu widmen. Das Leben bewegte sich auch damals noch in sehr einfachen Formen; die häusliche Ordnung wurde durch den geselligen Verkehr wenig oder gar nicht unterbrochen, so daß auch dieses dem fleißigen Arbeiter sehr zu Statten kam. Punkt zwölf Uhr pflegte man zu Mittag zu essen und wenn man sich unter näheren Bekannten gegenseitig zu Tische lud, so gieng man häufig schon gleich nach ein Uhr, spätestens um zwei Uhr wieder aus einander. Sonntags wurde bald nach dem Morgengottesdienste gegessen, jedenfalls vor der Kinderlehre. Die Zeit zwischen Kinderlehre und Abendgottesdienst benutzte Geßner im Sommer, wenn er des Morgens gepredigt hatte, häufig zu einem Spaziergang. Die ascetische Gesellschaft wurde während einiger Nachmittagsstunden gehalten und aus den

Digitized by Google

Abendgesellschaften gieng man in den Kreisen, in denen sich Geßner bewegte, sehr zeitig nach Hause. Die ruhige Behaglichkeit dieses Lebens, bei dem Alles seine bestimmte Zeit hatte und für Alles sich Zeit fand ohne das hastige Treiben und Jagen, das auch in dieser Hinsicht ein Kennzeichen unserer Zeit ist, tritt in Geßners Tagebuche sehr markant hervor. Selbst die gewaltige Aufregung der Revolution vermochte nur wenig an dieser geregelten Ordnung zu ändern, wenigstens bei dem ruhigen Geßner; nur an den bewegtesten Tagen, an denen in der Umgebung von Zürich eine Schlacht oder ein Gefecht stattfand, klagt er, daß es unmöglich sei, etwas Ordentliches zu arbeiten. Ein Vergnügen, das sich Geßner bisweilen gestattete, war ein Ritt zu Pferde. Er hatte schon von Dübendorf aus den Weg nach Dieboltsau mehrmals zu Pferde gemacht und auch in Zürich nahm er sich von Zeit zu Zeit ein Pferd, um bald mit einem seiner Brüder, bald mit einem seiner Zöglinge nach Dübendorf oder sonst wohin zu reiten; sogar mit französischen Offizieren, die in der Revolutionszeit bei ihm einquartiert waren, wurde etwa ein solcher Ritt veranstaltet, wenn man sich gegenseitig gut verstand.

Eine Reise nach Deinach, welche Geßner mit der Schwiegermutter und den Schwestern Schultheß im Jahr 1796 unternahm, um mit ihnen gemeinschaftlich dort die Kur zu gebrauchen, brachte in seinen gewohnten Lebensgang eine angenehme Abwechslung. Manche interessante Bekanntschaft wurde auf dieser Reise gemacht und manche alte erneuert. Beinahe wären die Freunde noch von dem Kriege erreicht worden, da die Franzosen unerwartet ins Württembergische eingefallen waren. Nur mit großer Mühe gelang es endlich, Pferde zu bekommen, um Deinach zu verlassen und die Rückreise war mit allerlei kleinen Abenteuern verbunden. Im folgenden Jahre holte Geßner die Seinigen, welche die Kur wiederholten, in Deinach ab.

Inzwischen erreichte der Weltbrand der Revolution auch die Schweiz. Das Vorspiel zur Revolution bildete in Zürich bekanntlich der sogenannte stäfner Handel im Jahr 1795. Geßner erhielt den Auftrag, mit einem andern Geistlichen zwei der Ge-

Digitized by Google

fangenen, Fierz von Küsnacht und Hüni von Horgen zu besuchen und — sie zum Tode vorzubereiten. Geßner stand mit seiner Anschauung der Sache entschieden auf Seite der Regierung; das hinderte ihn aber natürlich nicht, die beiden Gefangenen mit aller herzlichen Liebe zu behandeln. Den Bericht über dieselben arbeitete er mit treuer Gewissenhaftigkeit aus, „um einerseits die Wahrheit redlich darzustellen, und andererseits den Unglücklichen auch nicht mit einem zweideutigen Worte zu schaden," und gieng selbst zu den angesehensten Mitgliedern der Regierung, um für das Leben der beiden Männer zu bitten. Groß war seine Freude, als am 2. September kein Todesurtheil gesprochen wurde. Fierz wurde mit den übrigen Angeklagten zu lebenslänglichem, Hüni zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Herzlich verabschiedete sich Geßner von den beiden Männern, mit denen er „rührende Stunden" zugebracht hatte, und machte kurz darauf einen Besuch bei der Familie des Fierz, von der er aufs freundlichste aufgenommen wurde. Als dann im Januar 1798 in Folge der jetzt im Ernste beginnenden Revolution und als erste Konzession an dieselbe die Gefangenen freigegeben wurden, begrüßte Geßner diese Loslassung mit aufrichtiger Freude und erhielt bald hernach einen Besuch von Fierz.

Bald war die Staatsumwälzung in vollem Gange. Sie griff in ihren Folgen auch in Geßners Predigtamt ein. Die Fraumünsterkirche wurde beim Einrücken der Franzosen am 26. April 1798 für militärische Bedürfnisse in Anspruch genommen. Kanzel, Taufstein, Stühle wurden weggeschafft und die Kirche, zwar nicht wie man anfänglich glaubte in eine Kaserne, aber in ein Heumagazin verwandelt. Den Sommer über mußte nun der Gottesdienst für die Fraumünstergemeinde früh um sechs Uhr in der St. Peterskirche gehalten werden. Die Abendpredigt fiel weg und die Wochengottesdienste fanden im Collegium humanitatis, einem ziemlich geräumigen Hörsaale statt. Um nun den älteren Leuten, welche den Frühgottesdienst bei St. Peter nicht besuchen konnten, einen Ersatz zu geben, hielt Geßner in dem genannten Lokale zur Zeit des Abendgottesdienstes Erbauungsstunden, welche vielen An-

Digitized by Google

klang gefunden zu haben scheinen. Die in denselben gehaltenen Vorträge gab er nachher unter dem Titel: „Christliche Unterhaltungen und Gebete, zur sonntäglichen Erbauung aufgesetzt im Sommer 1798" heraus. Im Herbste endlich, nachdem alle Reklamationen für Zurückgabe der Kirche fruchtlos gewesen, nachdem sich auch ein Projekt, den Chor der Kirche für den Gottesdienst einzurichten, als unausführbar erwiesen, überließ die Musikgesellschaft ihren Saal, den heute noch so genannten Musiksaal, der Gemeinde zur Abhaltung des Gottesdienstes. Die Versammlungen in dem kleinen Lokale hatten etwas Ansprechendes; „so traulich wie in einer häuslichen Gesellschaft ließ sichs da sprechen und hören." Dennoch machte sich der Mangel des Gotteshauses sehr fühlbar. Aber wenn auch einmal (im September 1799) russischer Gottesdienst in der Fraumünsterkirche gehalten wurde, so war nach der Rückkehr der Franzosen keine Rede mehr von Wiedereinrichtung derselben für den Gottesdienst der Gemeinde. Erst am 23. August 1801 konnte die Kirche wieder eingeweiht werden, nachdem sie durch die energische Verwendung des Kirchenrathes der Gemeinde zurückgegeben und wieder hergestellt worden war. Geßner weihete sie mit einer kurzen Rede, in der er ihre Schicksale während der letzten Jahre erzählte und mit einer schönen Predigt über die Bedeutung des gemeinsamen Gottesdienstes ein; Instrumentalmusik begleitete den Akt.

Geßner hielt sich übrigens aus Gründen, die wir im folgenden Kapitel werden kennen lernen, von allem direkten Eingreifen in politische Angelegenheiten fern. Es erwuchs ihm daher auch von hier aus keinerlei Belästigung. Nur einmal, unmittelbar nach der Deportation angesehener Männer nach Basel, wurde ihm die Predigt, die er mit Bezug darauf gehalten hatte, vom Regierungsstatthalter abgefordert, ohne daß Weiteres daraus erfolgt wäre. Desto eifriger legte Geßner Hand an, wo es sich um Bewährung der christlichen Liebe handelte, zumal gegen die unglücklichen Unterwaldner. Zwar billigte er die kühne That, mit der sie im September 1798 ihre alte Freiheit gegen die neue Freiheit der helvetischen Republik vertheidigten, nicht ganz; sie

Digitized by Google

schien ihm sehr entschuldbar, aber im Grunde doch ein Widerstreben gegen Gott, dessen Walten er auch in der neuen Ordnung der Dinge sah. Namentlich mißfiel es ihm, daß der Aufstand durch die Priester angestiftet und geleitet worden war. Dessenungeachtet nahm er sich der Sammlung von Liebesgaben für die Unglücklichen mit besonderem Eifer an und wurde darin von seiner Frau unterstützt, die sich namentlich lebhaft mit dem Gedanken an die Versorgung der Waisen beschäftigte. Lavater und Heß hatten ebenfalls die Unterstützung der Verunglückten warm empfohlen und so kam schnell eine Sammlung von Gaben an Geld wie an Kleidungs- und Bettstücken in guten Gang. Neben Geßner hatte sich besonders auch der Major Finsler angelegentlich bei der Sammlung betheiligt und so machten sich beide — wahrscheinlich im Auftrage oder nach dem Wunsche der Beisteuernden — im Oktober auf den Weg, um an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. In Luzern besuchten sie Legrand, Stapfer und andere hervorragende Glieder der helvetischen Behörden, und reisten sodann über Stanzstad, Stanz — wo sie von drei Mitgliedern der Municipalität empfangen und bewirthet wurden — Buochs und Beckenried nach Altorf. Ueber die Sache selbst konnten sie lange zu keinem festen Urtheil kommen. Die Gleichgültigkeit Vieler über das Geschehene stieß sie ab; sie fanden auch, daß namentlich in Stanz eine zahlreiche „patriotische" Partei vorhanden war, welche die Auflehnung als eine Thorheit betrachtete, im Uebrigen aber wegen ihres Benehmens nach der Katastrophe wenig Achtung verdiente; endlich aber überzeugten sie sich doch, daß der alte Freiheitssinn der Väter wesentlich mitgewirkt habe, so sehr ihnen auch so noch das Unternehmen von Leichtsinn nicht frei erschien. „Hauptsache, sagt Geßner, war zwar die Aufforderung der Priester; aber das ganze Betragen des Volkes war nichts Anderes, als der Sinn ihrer Väter, welcher nun durch Jahrhunderte zum Ideal erhoben ist, aber gegenwärtig als Thorheit erscheinen mußte." Dagegen war ihnen die Unparteilichkeit rührend, mit welcher bei der Aufnahme der Verzeichnisse

Digitized by Google

diejenigen, welche sie befragten, hundert andere, nur sich selbst nicht nannten.

In Altorf, wohin ganze Schaaren von Unterwaldnern, namentlich Frauen, sich geflüchtet hatten, suchten sie den Pfarrer Ringold auf, dessen Bemühungen vornehmlich es gelungen war, Uri von der Theilnahme an dem Aufstande abzuhalten und der mit ihrer Auffassungsweise ganz übereinstimmte. Seine Mittheilungen waren es hauptsächlich, die sie in den Stand setzten, festere Anhaltspunkte für die zweckmäßige Verwendung der Gaben zu gewinnen. Innig erquickt durch die Frömmigkeit und die herzliche Gastfreundschaft des wackern Ringold reiste Geßner mit seinem Gefährten nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen wieder von Altorf ab. In Luzern besuchte er wiederum einige der hervorragendsten Männer und sprach sich auf Grundlage der von ihm gemachten Beobachtungen darüber aus, wie die Bewohner der innern Kantone am besten für die neue Ordnung der Dinge möchten gewonnen werden; bei einigen fand er freundliches Gehör, andere stießen ihn durch die Härte ab, mit der sie über Unterwalden urtheilten.

Kaum war Geßner nach Zürich zurückgekehrt, so wurde von der Regierung eine Kirchensteuer für Unterwalden angeordnet; die Geistlichen empfahlen sie in ihren Predigten, aber sie fiel nicht so bedeutend aus, als die Geistlichen selbst gehofft hatten. Politische Abneigung mochte mit im Spiele sein und Viele hatten bereits schon reichlich gegeben. Geßnern that das sehr leid, er kannte keine Nebenrücksichten. Aber ebenso entschieden wollte er das Gebiet der freien Liebesthätigkeit in seinem Rechte gewahrt wissen. Der damalige Unterstatthalter hatte in übertriebenem Amtseifer an den Polizeiminister in Luzern geschrieben und ihm die Privatsammlung in verdächtigem Lichte dargestellt; dieser verlangte nähere Auskunft. Der Regierungs- und Unterstatthalter verhörten daher Lavatern, Geßnern und den Leutpriester Schultheß, immerhin in sehr höflicher Weise. Lavater erklärte, daß er zwar die private Steuer begünstigt, daß aber sein Schwiegersohn dieselbe hauptsächlich gesammelt habe; übrigens sprach er sehr stark sein Be-

Digitized by Google

fremden darüber aus, daß die Regierung einem solchen Werke der Privatwohlthätigkeit nachfrage und verhehlte keineswegs die Gründe, um deren willen die öffentliche Steuer mit Mißtrauen aufgenommen worden. Geßner seiner Seits entwickelte den Plan der Verwendung jener Sammlung, den er selbst in Luzern verschiedenen Regierungsgliedern mitgetheilt habe, so einfach und einleuchtend, daß die Statthalter nichts mehr dagegen einzuwenden wußten.

Dieser Plan bestand darin, theils Handwerkern und Arbeitern, die bei der Katastrophe ihre Arbeitswerkzeuge eingebüßt hatten, solche wieder anzuschaffen, theils für solche Kinder, die zu vaterlosen Waisen geworden, den Müttern eine wöchentliche Unterstützung zu verabreichen, sowie für ältere Knaben Lehrgelder zu bezahlen. Im Jahre 1804 gab Geßner einen gedruckten Bericht über die Verwendung dieser Unterstützungen heraus, welcher eine Einnahme von 7029 fl. 30 kr. und eine Ausgabe von 5625 fl. 9 kr. zeigte. Die Gaben wurden zuerst durch den Pfarrer Ackermann in Buochs, dann durch den Kaplan Jan in Stanzstad vertheilt. Der Ueberschuß sollte namentlich für Lehrgelder noch weiterhin verwendet werden.

Noch in einer andern Weise wurde Geßners Thätigkeit durch die damaligen Zustände in Anspruch genommen. Man gieng damals in Luzern mit dem Gedanken um, eine reformierte Predigerstelle für die evangelischen Glieder der helvetischen Behörden zu gründen; mehrere der letzteren glaubten, Geßner wolle sich um dieselbe bewerben, als er durch Luzern reiste. Daran kam ihm jedoch keinen Sinn. Hingegen nahm er gerne Stapfers Einladung an, der ihn „sehr freundlich und christlich" bat, während des Decembers 1798 (am 9. und 23.) zwei Predigten in Luzern zu halten. „Nicht ohne dankbare Rührung, sagt Geßner in dem Vorwort zu diesen Predigten, die nachher im Druck erschienen, denk' ich an die Aufnahme, die ich und meine Arbeit fanden; an die Feierlichkeit, womit jene gottesdienstlichen Stunden gehalten wurden und besonders an den religiösen Ernst, womit eine zahlreiche Versammlung in der zweiten dieser Stunden am Genusse

Digitized by Google

des heiligen Abendmahls Theil nahmen, das ich dort zu administrieren die Freude hatte, indem am Festtage der Weihnacht selbst französischer Gottesdienst gehalten wurde." Beide Predigten sind schöne Zeugnisse von Geßners christlich-patriotischem Sinn; beide sind nichts weniger als allgemeine Betrachtungen, sondern nehmen sehr specielle Rücksicht auf die Stellung der Zuhörer und die Lage des Vaterlandes und legen den Lenkern des Staates mitunter ganz vortreffliche, ebenso freimüthig als bescheiden ausgesprochene Mahnungen ans Herz; beide, namentlich die zweite, suchen von dem allgemein Religiösen in seiner damaligen Form, bei dem zunächst die Zuhörer angefaßt werden, weiter zu lenken zu dem Christlichen. Eine Stelle aus dieser zweiten Predigt möge hier als Probe stehen: „O die Stellvertreter der einen und untheilbaren Republik müssen immer ein und untheilbar sein, vereinigt durch die heiligen Bande der Eintracht und der Liebe, welche bei der Ungleichheit der Ansichten und Beurtheilung der Dinge, die so nothwendig und gut ist, nicht nur statt hat, sondern die uns lehrt, bei der allerverschiedensten Ansicht auf einen Zweck uns zu vereinigen und gerne unsere eigene Meinung der bessern und weisern und dem Wohl des Ganzen aufzuopfern. Wenn euch, meine Theuren! heute in diesem Tempel das heilige Abendmahl Jesu Christi bereitet und von euch genossen wird, wenn sein Genuß euch mit neuer Liebe des Herrn erfüllt und mit dem heiligen Entschlusse, Ihm treu zu sein, dann befestige sich auch euere einträchtige, versöhnliche, jede erlittene Kränkung gern vergessende Liebe; — dann spreche mit göttlicher Kraft in euerem Innern die Stimme: Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt, und wenn uns der Herr also geliebet hat, so sollen auch wir einander lieben."

Auch nachher blieb Geßner mit Stapfer in Verbindung und theilte ihm (im April 1799) ein einläßliches Gutachten mit über die Instruktion, welche Stapfer für den in Luzern anzustellenden evangelischen Geistlichen entworfen hatte.

Einen treuen Freund hatte Geßner während dieser ganzen Zeit zur Seite, seinen lieben Bruder Jakob. Er hatte längst

Digitized by Google

gewünscht, daß Jakob seinen Abschied nehmen möchte; „der Soldatenstand ist in Gottes Namen nicht für Christen; der Christ fügt sich, wenn er muß und thut seine Pflicht; aber da gibts harte Kollisionen.“ Geßner schrieb diese Worte in sein Tagebuch, als er die Nachricht erhielt, daß das Regiment, in welchem sein Bruder diente, sich habe bereit machen müssen, um Holland gegen die eindringenden Franzosen vertheidigen zu helfen. Indessen in diesem Augenblicke konnte und wollte Jakob seinen Abschied nicht nehmen und so machte er den Feldzug mit. Nachdem aber Holland von den Franzosen erobert war, wurde das Regiment abgedankt und Jakob kehrte (im September 1795) nach Hause zurück. Jetzt war der lang gehegte Wunsch eines beständigen Zusammenlebens erfüllt. Zwar war die Freude darüber noch einiger Maßen dadurch getrübt, daß Jakob längere Zeit keine Anstellung finden konnte, bis er später die Stelle eines Statthalters erhielt; aber das brüderliche Verhältniß litt darunter nicht. Täglich sahen sich die Brüder, besprachen gemeinsam ihre Angelegenheiten und waren einander viel in den bewegten Zeiten der Revolution. Getreulich half Jakob seinem Bruder bei seinen Rechnungen und anderen Arbeiten mehr äußerlicher Art. Oftmals kam er Abends und setzte sich stille lesend an des Bruders Seite, wenn dieser mit Arbeiten beschäftigt war, schon zufrieden, wenn zuletzt noch für die Unterhaltung ein Viertelstündchen sich fand.

Nur etwa vier Jahre hatte Geßner das Diakonat an der Fraumünsterkirche bekleidet, als er nach dem Tode des alten Pfarrers an die Stelle desselben befördert wurde (im Frühjahr 1799). Die Gemeinden pflegten in jener Zeit, obgleich ihnen auch unter der helvetischen Verfassung kein Wahlrecht zustand, bei Erledigung ihrer Pfarrstellen ihre Wünsche mitunter sehr lebhaft auszusprechen und so sprach jetzt auch die Fraumünstergemeinde einstimmig ihren Wunsch aus, daß Geßner zum Pfarrer möchte gewählt werden, welchem Wunsch die Verwaltungskammer ebenfalls einmüthig entsprach. Halb im Scherz nannte Geßner seine neue Stelle eine Ausbeute der Revolution; „denn die Zeit der Noth knüpfte die Bande zwischen mir und meiner Gemeinde so fest, wie ich sie bei

Digitized by Google

einem Stadtprediger nie möglich geglaubt hätte.“ Zudem gieng bald nachher die Zeit wieder zu Ende, in der die Gemeinden ihre Wünsche bei Pfarrwahlen aussprechen durften und ohne diese Fürsprache der Gemeinde wäre nach Geßners Ansicht ein Anderer, der sich mit ihm um die Stelle beworben hatte, gewählt worden. „Gott weiß, schrieb er an Wertmüller, daß nicht das Einkommen, sondern das Verhältniß zu meiner Gemeinde der Grund war, warum ich so sehr wünschte, was nun wirklich ist; denn auch zu der Zeit hatt' ich keinen andern Wunsch, wo, wie dein Papa sich sinnreich ausdrückte, die Pfarrstelle (wegen der Zehntenaufhebung) nicht fetter war als der Pfarrer.“

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Geßner und Lavater.

Allgemeines. Lavaters Christologie. Mittheilungen der Freunde in Kopenhagen. Geßners Stellung dazu. Der somnambule Knabe. Unterschied zwischen Lavater und Geßner im Charakter und in den Ansichten über Politik und politische Wirksamkeit der Geistlichen. Lavaters Verwundung und Tod.

Unter allen Freunden, die Lavater in Zürich hatte, war ihm namentlich seit Pfenningers Tode Geßner der vertrauteste geworden, so sehr daß Lavater dem um seine Tochter sich bewerbenden Freunde seine Besorgniß nicht verhehlte: „Wenn nur dies mein (neues) Verhältniß zu Ihnen an unserer Freundschaft nichts verdirbt.“ Die Freundschaft war so innig, daß Lavater keinerlei Geheimniß für Geßnern hatte. Und wie sehr bedurfte er bei den steten Anfeindungen, denen er ausgesetzt war, bei der lebendigen Beweglichkeit, die ihn selten zum ruhigen Genusse kommen ließ, bei der körperlichen Angegriffenheit, unter der er häufig litt, eines Freundes, dem er sich ohne Rückhalt aufschließen konnte.

Es ist schon früher darauf hingedeutet worden, wie Geßner schon damals, als er sich dessen noch kaum selbst bewußt war, in seinen religiösen Anschauungen von denjenigen Lavaters mit bestimmt wurde. Beiden war Christus der offenbar gewordene Gott. Christus, sagte Lavater, ist uns an die Stelle Jehovas getreten. Christus ist so Alles in Allem, daß uns Gott ohne ihn ganz *nichts* ist, daß uns der Vater auch ganz in ihm gegeben ist. Diese energische, fast gewaltsame Erfassung des in Christo uns offenbar gewordenen Wesens Gottes in einer Zeit,

Digitized by Google

die Christum blos als Menschen und dazu noch — man könnte fast sagen — als einen Menschen des 18. Jahrhunderts auffaßte, als einen Moralprediger und Tugendhelden — diese energische Erfassung des göttlichen Wesens Christi bleibt ein Verdienst Lavaters, das ihm Niemand streitig machen kann. Weit entfernt, daß ihm darüber das Menschliche in Christo verloren gegangen wäre, war im Gegentheil gerade das Offenbarwerden des sonst für uns verborgenen Gottes in menschlichem Wesen und menschlicher Gestalt als der für uns allein faßbaren Erscheinungsform die Grundlage seiner ganzen Anschauung. Daß Lavater damit in seiner Weise eben das angestrebt hat, was die Besten unserer Zeit anstreben, die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo zu erfassen; daß er an seinem Orte dazu mitgeholfen hat, das unvermittelte Nebeneinanderstehen der Gottheit und Menschheit in Christo, wie es die ältere Theologie wieder aufgebracht hatte, seitdem der frische Hauch der Reformation verweht war, zu überwinden, das wird heute nicht mehr geläugnet werden können. Er ist darin ein rechter Vorläufer unserer Zeit. Und wie frei hat er sich nicht zu den Lehrbestimmungen der Kirche gestellt, überall nur das Leben und die Verklärung alles Menschlichen suchend durch das Leben, das von Christo ausgeht — so sehr daß er heute Vielen, denen die streng formulierte Lehre über Alles gilt, als ein halber oder ganzer Ketzer erscheint. Wie sehr aber Geßner mit diesen Anschauungen zusammenstimmte, das ergibt sich aus unsrer bisherigen Darstellung.

Mit seiner lebendigen Auffassung Christi hieng es wesentlich zusammen, daß Lavater überzeugt war, seine Wirkungen müssen sich auch jetzt noch in wunderbarer Weise kund geben und zu leicht ließ er sich von dem imponieren, was als solche Wunderwirkung sich ausgab, obgleich er in manchen einzelnen Fällen mit ängstlicher Sorgfalt prüfte. Besonders lebhaft beschäftigten ihn die Mittheilungen des in Holstein lebenden Prinzen Karl von Hessen, der dem Freimaurerorden angehörend eine tiefere Erkenntniß der christlichen Wahrheit anstrebte und des mit ihm verbundenen dänischen Ministers Grafen von Bernsdorf. Diese Männer schrieben

Digitized by Google

ihm von besonderen Offenbarungen, die sie haben, Offenbarungen, welche über die Person des Herrn, über die Bedeutung des Abendmahls, über das Schicksal der Verstorbenen und Anderes neues Licht verbreiten würden; sie theilten ihm mit, daß zufolge dieser Offenbarungen eine Rotation oder Seelenwanderung stattfinde und daß vermöge derselben der Apostel Johannes wieder auf Erden erschienen sei, so zwar daß der Betreffende möglicher Weise seiner Identität mit Johannes sich selbst nicht bewußt sei, daß er aber wesentliche Aufschlüsse über wichtige Glaubensfragen bringen werde. Jahre lang beschäftigten diese Mittheilungen Lavatern aufs lebhafteste; sie waren der Grund seiner Reise nach Kopenhagen; er folgte der Einladung seiner Freunde, sich selbst von der Wahrheit ihrer Berichte zu überzeugen. Unbefriedigt kehrte er zurück; er hatte von jenen Erscheinungen nichts gesehen. Aber die Sache selbst, namentlich die Hoffnung auf das Kommen des Johannes gab er nicht auf und noch mehrere Jahre schwankte er zwischen Hoffnung und Furcht. Ihm nach seiner ganzen Art war es Bedürfniß, für den Glauben, mit dem er unter den hervorragenderen Geistern seiner Zeit so allein stand, wo immer möglich einen äußern, sichtbaren, handgreiflichen Beweis zu haben. Lavaters Bild kann diesen Schatten ertragen; aber ein Schatten bleibt es immerhin und eine Mahnung an Alle, sich an dem Zeugniß des Geistes genügen zu lassen.

Geßner war wie gesagt der Freund, welchem Lavater alle seine Hoffnungen und Befürchtungen mittheilte und so war er auch in diese Sache eingeweiht. Zwar war dieselbe auch dem weiteren Freundeskreise bekannt; auch Heß wußte darum. Wie er so blieben manche andere, die von der Sache Kunde hatten, derselben innerlich fremd. Bei Geßner war dies nicht der Fall; er hoffte mit und fürchtete mit. Aber wie ihm überhaupt das durchgreifende Wesen Lavaters fremd war und sein glühender Eifer, so trat als der tiefste Grund seines Verhaltens zu der Sache doch immer wieder ein gewisser Zweifel und eine Bedenklichkeit hervor, die ihn zu keiner rechten Freudigkeit für die Sache kommen ließen. Daß er derselben nicht entschiedener sich entgegenstellte,

Digitized by Google

dazu mochte vielleicht ihm unbewußt die hohe Achtung, die er für Lavatern hegte, mitwirken.

Mehr ablehnend und zurückhaltend war Geßners Stellung zu Lavater, als dieser einen somnambulen Knaben — Rudolf Hermann von Wädensweil — ins Haus aufgenommen hatte, dessen im Schlaf gethane Aeußerungen vielfach mit dem verglichen wurden, was die Freunde aus dem Norden berichteten. Es gieng mit dem Knaben den gleichen Weg, den so oft schon Somnambulen genommen: anfangs mochte er wirkliche Visionen haben, später machte er solche und schließlich mußte er dies selbst eingestehen. Geßner hatte der Sache von Anfang an nicht recht getraut und längst schon sich Mühe gegeben, Lavatern zur Entlassung des Knaben zu vermögen. Er spricht sich in seinem Tagebuche bei einer andern Gelegenheit offen dahin aus, daß Lavater oft zu schnell an dergleichen Dinge, die ihm als Thatsache gegeben werden, glaube. „Er rangiert sie gleich in seine Theorie ein und nimmt aus dieser Beweise für die Sache, und aus der Sache Beweise für die Theorie und beides hat kein sicheres Fundament."

Ueberhaupt behielt Geßner bei aller Hochachtung ja Verehrung, die er für Lavatern hegte, eine durchaus freie Stellung ihm gegenüber und er konnte nicht anders, wenn er nicht seine Eigenthümlichkeit aufgeben wollte. Lavaters Art war in manchem Betracht nicht die gewöhnliche zürcherische. Sprühender Eifer, glühende Begeisterung, rücksichtsloses Aussprechen der erkannten Wahrheit sind nicht hervorstechende Merkmale des zürcherischen Charakters. Gewiß schon aus diesem einfachen Grunde war Lavater, der jene Eigenschaften in hohem Maße besaß, so vielen Zürchern antipathisch. Auch Geßner besaß jene Eigenschaften nicht. Eine gewisse ruhige Nüchternheit, eine Wärme, die selten oder nie sich bis zur Gluth erhitzt, eine kluge Berücksichtigung der Verhältnisse, wie sie dem zürcherischen Charakter fast durchweg eigen sind, fand sich auch bei Geßnern — und so konnte auch er Lavatern nicht in allen Beziehungen verstehen und nicht all sein Wirken gutheißen. Zwar nahm er ihn mit Entschiedenheit gegen unbillige

Digitized by Google

Zulagen in Schutz. Stapfer hatte in einem Briefe an Geßner Lavatern gewarnt, daß er nicht nach dem Märtyrerruhm trachten möge. „Papa, antwortete Geßner, dankt Ihnen herzlich für das, was Sie ihm in dem Briefe an mich sagen. Nein, lieber Freund, gewiß sucht er keinen Märtyrerruhm, wenn er schon in diesem Rufe stehen mag bei Manchem. „„Ich halte mich, sagte er lächend, für unverwundbar, und so kann ich ja nicht zum Märtyrer werden.““ Seien Sie übrigens ruhig, er wird gewiß seine Worte immer nach Recht, Wahrheit und Klugheit abwägen.“ — Dennoch war Geßner auch später gar nicht mit Allem einverstanden, was Lavater in politischer Hinsicht that. Der Unterschied tritt hauptsächlich hervor in der verschiedenen Stellung, welche beide zur Revolution einnahmen.

Geßner fand es schon etwas bedenklich, daß der leicht bewegliche Lavater wie bei der französischen so auch bei der zürcherischen Revolution anfangs sehr entschieden Partei nahm für die Neuerer und nachher ebenso entschieden gegen dieselben, als er sah, daß an beiden Orten der Umsturz aller bestehenden Ordnung die Folge der Neuerungen sei. Obgleich sie beide sich mit gleicher Angelegentlichkeit für das Leben der im stäfner Handel Gefangenen verwendeten, so geschah es bei Geßner weit mehr aus allgemein menschlichem, bei Lavater vorwiegend aus politischem Interesse. Wie manchen andern Freunden Lavaters so schien auch Geßnern die Predigt, die Lavater nach der Gefangennehmung jener Männer hielt, einseitig, weil sie sich nur an die Obrigkeit wende und darum ihren Effekt verfehle, trotz dem daß sie kein einziges zu starkes Wort enthalte. Es lag aber diesem verschiedenen Verhalten nicht blos eine etwas verschieden gefärbte politische Ansicht zu Grunde, sondern noch mehr eine verschiedene Ansicht über die Stellung des Geistlichen zur Politik. Geßner fand das unmittelbare Eingreifen in die Politik für einen Geistlichen nicht passend. „Ich finde immer weder bei Jesus noch bei den Aposteln etwas Analoges, da doch ihre Zeit eine der revolutionärsten war, die je gewesen. Sie arbeiteten nur für ein Reich und ließen das Politische gehen mit dem: Gebet dem Kaiser was des Kaisers und

Digitized by Google

Gott was Gottes ist." Dem gemäß mißrieth er es Lavatern, als dieser im Februar 1798 sich nach Küsnacht und Stäfa begeben wollte, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen: dergleichen sei nicht Sache des Geistlichen, wenn er nicht eine bestimmte Aufforderung dazu habe; Lavaters Einfluß könnte leicht darunter leiden und vermuthlich dem ganzen Stande dadurch ein Schaden geschehen. Es gefiel ihm nicht, daß Lavater unter die Wahlmänner sich wählen ließ, welche die neuen Behörden ernennen sollten und ebenso wenig konnte er von seinem Standpunkte aus „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation" und das Schreiben an das helvetische Direktorium über sein Verfahren gegen die Interimsregierung von Zürich billigen. „Der Brief, sagt er von diesem Schreiben, ist wahr, stark, kühn. Lavater hat Freude damit, hofft viel, fürchtet nichts. Mir geht es damit fast wie mit seinem Wort an Frankreich. Es ist das Wort eines großen Mannes, wird viel Aufsehen machen, im Wesentlichen wenig wirken. Auch dabei unterscheid' ich Lavatern als großen Mann und Lavatern als Christen. Was jener thut, macht Aufsehen, verschafft ihm Ruhm und Leiden; der Nutzen ist nicht wesentlich, weil die Menschen nicht auf sich wirken lassen und mir nicht der Kreis scheinen, auf den Lavater wirken soll. Was dieser thut, wirkt tief und viel unter dem Segen des Herrn. Ich kann nie von dem Gedanken loslassen: Jesus, der Größeste hat nie und nirgends in solchen Sachen auf die Kraft seines Wortes vertrauend gewirkt noch wirken wollen. Darum scheinen mir auch Lavaters Wirkungen dieser Art zwar immer unter der allgemeinen Vorsehung zu stehen, aber nicht unter dem unmittelbaren Segen des Herrn; denn alle diese Wirkungen sind im Grunde blos auf seine Renommee vor der Welt gegründet."

Wie merkwürdig, daß auch hier der Prophet „in seinem Hause" nicht die volle Anerkennung fand und doch lag auch nicht eine Spur von Neid oder Eifersucht jenen Bedenken zu Grunde. Mit aller Unbefangenheit anerkannte Geßner Lavaters Ueberlegenheit und es war nur der Ausdruck einer allgemeineren Stimmung, wenn er bei Gelegenheit ihrer beiden Predigten nach der

Digitized by Google

Deportation sagte: „Meine Predigt wascht der seinigen nicht die Füße.“ Dennoch legte Geßner bei seinen Bedenken wohl zu sehr den Maßstab der eigenen Persönlichkeit an diejenige Lavaters an. Lavaters politische Wirksamkeit wird immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben; sie gieng auch so naturgemäß aus seinem Wesen hervor und daß der Erfolg hier ein anderer sein mußte, als bei der geistlichen Wirksamkeit, die ja Lavater in keiner Weise vernachlässigte, das lag in der Natur der Sache, wie denn auch die Vergleichung mit Jesu und den Aposteln kaum ganz stichhaltig sein dürfte. Auch Heß sprach sich in seinen Predigten so muthvoll über die jeweilige Lage der Dinge aus, gerade sich stützend auf die „Volks- und Vaterlandsliebe Jesu“. Indessen können wir auf der andern Seite ebenso wenig verkennen, daß in jenen Aeußerungen, die Geßner seinem verschwiegenen Tagebuche anvertraute, doch eine gewisse Gefahr angedeutet ist, welche Lavatern drohen konnte, die Gefahr, zu sehr und zu viel nach dieser Seite hin wirken zu wollen — und in Allem leuchtet die Liebe so sichtbar hindurch.

Geßner selbst blieb seinen Grundsätzen treu und führte sie konsequent durch. „Ich spielte, schreibt er an seinen jungen Freund Wertmüller, bei der Revolution auch nicht die mindeste Rolle, im Gegentheil ich bin ein entschlossener Feind der Staatsrevolutionen. Als Mann im öffentlichen, kirchlichen Amte sprach ich eigentlich nie weder für noch wider — nur was das Christenthum unmittelbar fordert: ich ermahnte zur Ruhe, zur Unterwerfung, zur Eintracht und zum Frieden.“ In diesem Sinne redete er bei der Zunftversammlung, als die Auflösung der bisherigen Verfassung angezeigt und er aufgefordert wurde, ein Wort an die Versammlung zu richten, von dem Danke gegen Gott beim Aufhören einer Verfassung, bei der man sich wohl befunden, von dem Danke gegen die abtretende Obrigkeit und ermahnte zur Eintracht und zum Aufgeben aller Bitterkeit, zur Hoffnung und zum Gebete. In diesem Sinne sind auch seine Predigten in dieser Zeit gehalten, so weit sich aus den gedruckten urtheilen läßt. Immer stellt er das Geschehene unter den Gesichtspunkt der Leitung Gottes, ohne sich

Digitized by Google

auf eine Kritik desselben vom menschlichen und bürgerlichen Standpunkt einzulassen, aber doch auch ohne künstlich jedes Urtheil zu unterdrücken. Diesem Gesichtspunkte der Leitung und in der Regel auch der Schonung und Bewahrung Gottes entspricht dann auch die Mahnung zum Dank und Vertrauen, die Warnung vor Leichtsinn und Sicherheit, vor Haß und Rache. Es weht eine ansprechende, wohlthuende Milde in diesen Predigten und wenn wir mit Recht das gewaltige Eingreifen Lavaters und die feine Kritik Hessens bewundern, so fühlen wir, daß auch Geßner sein Recht hat, wenn er das Evangelium seinen mild beschattenden Fittig über allem Getreibe der Parteien sich ausbreiten läßt.

Auch in seinem Privatleben hielt Geßner diesen Standpunkt im Wesentlichen fest, obgleich er selbstverständlich das Recht des freien Bürgers hier mehr für sich in Anspruch nahm. Aber schon seine oben mitgetheilten Aeußerungen über Nidwalden sind ein Belege dafür und so kann es uns auch nicht wundern, daß er am 16. August 1798 mit der Bürgerschaft Zürichs auf dem Lindenhofe gerührt und ohne alle Hintergedanken den Eid auf die neue Konstitution leistete und an dem darauf folgenden Bankette ebenfalls Theil nahm.

Was für eine schmerzliche Aufregung auch in Geßners Familienkreise schon durch Lavaters Deportation und dann vollends durch seine Verwundung entstand, läßt sich leicht denken. Während der langen Leidenszeit Lavaters stand Geßner als treuer Sohn nicht nur täglich an seinem Krankenbette, sondern übernahm auch von Lavaters Amtsgeschäften so viel ihm möglich war und hielt längere Zeit neben der Vormittagspredigt beim Fraumünster auch die Abendpredigt bei St. Peter. Selbst während der Festzeiten leistete er Aushülfe und hielt z. B. während der Charwoche und Osterzeit des Jahres 1800 nicht weniger als zehn verschiedene Predigten.

Lavater starb am 2. Januar 1801 und schon innerhalb Jahresfrist erschien der erste Band seiner von Geßner verfaßten Lebensbeschreibung, dem dann bald noch zwei ebenso starke Bände folgten.

Digitized by Google

Wir werden dieſes Werk im Zuſammenhang mit der litterariſchen Thätigkeit Geßners beſprechen — es war ein ſchönes Denkmal, das die Liebe und Verehrung des Sohnes und Freundes dem Dahingeſchiedenen ſetzte.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Das Pfarramt am Fraumünster.

Geßners Stellung als Pfarrer am Fraumünster. Montagskränzchen. Privatkommunion. Die Erweckung im Kanton Zürich und ihre Rückwirkung auf Geßners Privatversammlungen. Geßners Urtheile über die Erweckung. Seine übrigen amtlichen Stellungen. Literarische Beschäftigungen. Mama Schultheß und Mama Lavater. Geselliger Verkehr. Das Landgut in Hottingen und das Rebhäuschen. Gesundheit. Stimmungen.

Die Zeit, während welcher Geßner das Pfarramt am Fraumünster bekleidete, können wir als seine eigentliche Blüthezeit betrachten. Dieses Pfarramt war freilich nicht die höchste Würde, die er bekleidete; aber die Entfaltung der vollen Manneskraft nach allen den Seiten hin, die wir als mit zu seinem Lebensberufe gehörig bereits kennen gelernt haben, fällt wesentlich in diesen Zeitraum.

Trotz der Verschiedenheit der Begabung und des Charakters trat Geßner in mancher Hinsicht in Lavaters Erbe ein. Ob er gleich an Gewalt der Rede Lavatern und an Tiefe des Gehaltes Heß nachstand, so sammelte er doch jetzt mit dem letztern um seine Person, was in Zürich von dem Rationalismus sich nicht angesprochen fühlte, und suchte in seiner Weise die vorhandenen tiefer christlichen Elemente zu pflegen und das Interesse für ein Christenthum, das nicht in bloßer Moral aufgieng, zu wecken. Diese Weise war, wie wir im folgenden Kapitel genauer nachweisen werden, nicht die der sprudelnden Genialität, sondern die der ruhigen, oft fast nüchternen Reflexion; aber eben diese Weise sagte den Zürchern zu und fand auch bei Solchen Anerkennung, die vielleicht im Innersten mit Geßners Grundanschauungen nicht

Digitized by Google

einverstanden waren. Diese Ruhe und Milde prägte sich in Geßners ganzem Wesen aus und verband sich auf der Kanzel mit einer ungesuchten, imponierenden Würde. Was man liturgischen Anstand nennt, jene ruhige Gemessenheit des Auftretens und des Vortrages, jene Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, besaß Geßner in hohem Grade. Der sogenannte Kanzelton, das falsche Pathos zumal beim Vortrag der Liturgie war ihm fremd und auch in der Predigt überschritt er bei aller Wärme die Linie des Natürlichen nicht. Um so angenehmer war der Eindruck, den seine sonore, überallhin verständliche Stimme machte. So kam es, daß Geßner ein sehr beliebter Prediger war und in der Regel vor einem zahlreichen Publikum predigen konnte.

Statt der beiden Abendgebete hatte er jetzt eine Wochenpredigt am Donnerstag früh zu halten und es lag ihm daran, daß auch diese eine Frucht schaffen möchte. Gerade aus der Mitte seiner Wirksamkeit am Fraumünster finden wir — ähnlich einer frühern — eine Bemerkung im Tagebuche, wie sehr ihn eine anerkennende Aeußerung eines schlichten Gemeindegliedes über diese Wochenpredigten gestärkt und ermuntert habe.

Als Pfarrer stand Geßner nicht mehr in officieller Berührung mit der Jugend, aber er behielt jene besondern Unterweisungen bei, die schon früher von jungen Mädchen auch aus andern Gemeinden der Stadt zahlreich besucht worden waren. Geßner erfreute sich hierin eines ganz besonderen Zutrauens; er besaß aber auch eine besondere Gabe gerade für diesen Zweig seines Amtes. Außerdem fuhr er fort, auch einzelnen Jünglingen Konfirmationsunterricht zu ertheilen. Den Eindruck der Konfirmation selbst suchte er häufig durch einen herzlichen Brief zu befestigen, den er den Admittierten schrieb; manche von diesen Briefen finden sich in seinen vermischten Schriften abgedruckt und geben kräftiges Zeugniß, wie sehr ihm das Heil der ihm anvertrauten Seelen am Herzen lag und wie er dasselbe einer jeden nach ihrem besondern Bedürfnisse nahe zu bringen suchte.

Wie im Allgemeinen so trat Geßner noch in einer ganz besondern Hinsicht in Lavaters Erbe ein; er übernahm die Leitung

Digitized by Google

jenes kleinen Erbauungskränzchens, welches Lavater jeden Montag Abend bald in seiner Wohnung, bald in der Wohnung des einen oder andern Theilnehmers gehalten und in welchem Geßner schon bei Lavaters Lebzeiten öfter seine Stelle vertreten hatte. Würdig und schön sprach sich Geßner bei der ersten Zusammenkunft des Kränzchens nach Lavaters Tode über sein Verhältniß zu dem letztern so aus: „Ich weiß gar wohl, ich kann und soll und werde ewig nie werden, was Lavater, der Einzige war. Ich bin weit entfernt, dies nur träumen zu wollen. Es ist nicht Lavaters Geist, was ich mir wünsche — dies wäre unsinnig; es ist des Herrn Geist, der Niemanden zu einem andern, an sich höhern Wesen bilden kann oder soll, Niemandem seine Individualität nimmt oder ihm eine andere gibt. Er wirkt durch Jeden, wie es das Organ, das Werkzeug erlaubt; aber Kraft und Licht gibt er, daß Jeder nach seiner Organisation wirken kann, was er ohne ihn ewig nicht wirken könnte. — Ach, mein Herz rief tausend Male, wenn ich sein näherndes Scheiden von mir bemerkte: Mein Vater, mein Vater! Wagen Israels und seine Reuter! Ach, daß doch dein Geist in doppeltem Maß über mich kommen möchte, das heißt: der Geist des Herrn auf dir.“ — Nunmehr versammelte sich dieses Kränzchen regelmäßig im Pfarrhaus Fraumünster ebenfalls am Montag Abend. Auch die gemeinsame Abendmahlsfeier, die Lavater von Zeit zu Zeit mit der kleinen Versammlung gehalten, setzte Geßner — während jeder Festzeit einmal — fort. Zu dieser Privatkommunion fanden sich aber außer den Theilnehmern der „Montagsgesellschaft“ auch noch eine ziemlich große Zahl Alter und Kranker — namentlich Frauen — ein, welche der öffentlichen Kommunion beizuwohnen verhindert waren, so daß in der Regel außer der ziemlich geräumigen Studierstube auch noch ein anstoßender Büchersaal vollständig angefüllt war.

Wie sehr Geßner von Jugend auf diese Privatkommunionen schätzte, wissen wir. Er klagt auch in dieser Periode noch über die mit der öffentlichen Abendmahlsfeier verbundene Zerstreuung (für den Geistlichen) und er pflegte auch jetzt noch bei besondern

Digitized by Google

Gelegenheiten mit seinen nächsten Anverwandten das Abendmahl zu genießen, wie er denn auch in einzelnen, übrigens höchst seltenen Fällen ebenfalls nach Lavaters Vorgang Kranken in ihren Häusern das Abendmahl reichte. So wenig aber dieser private Genuß des heiligen Abendmahls in der Uebung der zürcherischen Landeskirche begründet war, so wenig lag demselben eine von der reformierten abweichende Lehre über das Abendmahl zu Grunde. Geßner spricht sich darüber so aus: „Die einfache Würde der heiligen Handlung spricht es den Christen an die Seele: Jesus Christus starb zur Erlösung der Sünder, die an Ihn von ganzem Herzen glauben. Das Abendmahl ist seines heilbringenden Todes Gedächtniß, eine Stärkung und Belebung unsers Glaubens an Ihn, mit dem wir im Geiste vereint sein müssen; damit, wie die Schrift sagt: Nicht mehr wir leben, sondern Christus lebt in uns." Geßner bezeichnet diese Worte als das Bekenntniß, in welchem in unsern Zeiten im Gegensatze zu dem Streite zwischen Zwingli und Luther „je der lichtvollsten und unbefangensten Forscher viele und je die christlichsten alle" sich vereinigen. Sie enthalten im Uebrigen das ächt reformierte Bekenntniß, allerdings im Gegensatze zu dem damaligen Rationalismus, der den Ausdruck Gedächtnißmahl so sehr preßte, daß kaum noch etwas Saft darin übrig blieb. Geßner gieng auch gar nicht darauf aus, die Privatkommunion zu verbreiten. Zwar spricht er in einem Briefe an eine Freundin von derselben und redet ihr zu, sich über die Aeußerlichkeiten bei den nothwendigen Zubereitungen hinwegzusetzen; er erzählt in den Unterhaltungen für Leidende und Kranke von einer Bauersfrau, die einem innern Drange folgend sich selbst mit etwas Brot und Wein das Abendmahl bereitet habe, während doch sonst unter dieser Menschenklasse das Abendmahl als etwas ausschließlich in die Kirche Gehörendes betrachtet werde; — sonst aber redet auch er davon, „daß der Herr nicht ans äußere Mittel gebunden sei, um das Geistige, Belebende zu geben" und in eben diesem Sinne bespricht er an mehreren anderen Orten den inneren Ersatz, den Leidende für den Mangel der äußeren Theilnahme am Abendmahl finden können.

Digitized by Google

Zwanzig Jahre lang hielt Geßner dieſe Privatverſammlungen, ohne daß denſelben ein Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre. Die Gewohnheit zeigte auch hier ihre Macht. Dennoch waren dieſe Verſammlungen bei Vielen in Zürich nicht gern geſehen und es bedurfte nur eines äußeren Anſtoßes, um ſie zu unterdrücken.

Der Anſtoß kam in Folge der religiöſen Erweckung, welche von 1818 an auch in einem großen Theile des Kantons Zürich ſich kund gab. Schon im Jahr 1818 hatte die Kantonspolizei angeordnet, daß die Zuſammenkünfte der Erweckten nicht des Nachts gehalten werden dürften. In Folge dieſer Verfügung und wahrſcheinlich auch etwelchen anderweitigen Zwanges blieb es eine Zeitlang ſtille, bis im Frühjahr 1821 ein Sturm losbrach. Durch die Predigten des Pfarrers Heß in Dättlikon, der im Sinne der Erweckung predigte, waren kurz nach einander zwei ſeiner Zuhörer aus andern Gemeinden in Raſerei verfallen und einer von ihnen in dieſem Zuſtande geſtorben. Dies veranlaßte die Polizeikommiſſion, ſich an den Kirchenrath zu wenden mit dem Vorſchlage, dem ſchwärmeriſchen Unweſen auf kirchlichem und polizeilichem Wege gemeinſchaftlich entgegenzuwirken. Geßner, der als Pfarrer am Fraumünſter ebenfalls Mitglied des Kirchenrathes war, bekämpfte die von Andern aufgeſtellte Anſicht, daß man ſich an die Regierung ſelber wenden ſolle, um ein Verbot des Kirchenbeſuches in Dättlikon zu erwirken, weil die Sache auf dieſem Wege zu großes Aufſehen machen würde. Dagegen ſprach zuletzt der Kirchenrath dieſen Wunſch einſtimmig gegen die Polizeikommiſſion aus. Dieſe verbot dann auch wirklich allen Auswärtigen den Beſuch der Kirche in Dättlikon und der Kirchenrath zog den Pfarrer zur Verantwortung. Die Privatverſammlungen dagegen wurden inſoweit geduldet, als ſie nicht bei Nacht oder während der gottesdienſtlichen Stunden ſtattfänden.

Der bisherige Verlauf dieſer Angelegenheit ſtand freilich nur noch in entfernter Beziehung zu jenen Privatverſammlungen, welche Geßner leitete; aber die Vergleichung derſelben mit den ſeparatiſtiſchen Verſammlungen lag jetzt ſchon Manchem um ſo näher, da

Digitized by Google

in Folge der Erweckungen auch Geßners Schwager, der Dekan Schweizer in Hirzel, sonntägliche Abendstunden in seinem Hause eröffnet hatte, die von Leuten aus näher und entfernter liegenden Gemeinden zahlreich besucht wurden, bei den Amtsbrüdern Schweizers aber große Mißstimmung weckten. Nicht undeutlich warf man Geßnern vor, daß er diese Versammlungen, welche auch in weiteren Kreisen Aufsehen erregten, begünstige — jedoch mit Unrecht. Die Sache war auf Schweizers eigene Veranlassung im Kirchenrathe bei der Berathung der Visitationsberichte zur Sprache gekommen und der Kirchenrath hatte beschlossen, Schweizern „auf eine wohlwollende, liebreiche und freundliche Art die großen Bedenken vorzustellen, die ohne ein kluges, vorsichtiges Abweichen von dieser gefährlichen Bahn eines feineren oder gröberen Separatismus für Lehrer und Gemeinden entstehen könnten." Heß und Geßner übernahmen es, den Beschluß auszuführen und die Art, wie sie sich ihrer Aufgabe entledigten und den Beschluß trotz mancherlei Hindernissen durchführten — das Bedürfniß der Privaterbauung vollkommen anerkennend, aber auf allmälige Entfernung des fremden Zulaufs und Beseitigung der Laienprediger dringend — ist ein schönes Zeugniß ihrer ruhigen und doch energischen Besonnenheit.

Es sollte aber nicht lange währen, bis auch Geßners eigene Privatversammlungen — wenn gleich immer anonym — mit in die Verhandlungen hineingezogen wurden. Der Kirchenrath betrachtete die von ihm getroffenen Maßregeln nur als vorläufige und beschloß, um eine Grundlage für eine umfassende Verfügung zu gewinnen, weiteren Bericht einzuholen, namentlich auch über die Brüdergemeinde, welche ebenfalls seit dem Jahr 1818 aus ihrer Verborgenheit mehr hervorgetreten war und in einer Reihe von Gemeinden theils neue Versammlungen eröffnet, theils die bisherigen ausgedehnt hatte. Die Berichte der Dekane aus den beiden Kapiteln Elgg und Kyburg, um die es sich zunächst handelte, lauteten im Ganzen nicht ungünstig; doch beklagten sie sich darüber, daß diese Leute häufig als Erweckte sich dem Pfarrer als einem Nichterweckten gegenüberstellen, daß sie unter fremden Obern stehen und von fremden Diasporahelfern besucht werden —

Digitized by Google

ganz besonders darüber, daß diese Diasporahelfer sich auf ihre Bekanntschaft mit angesehenen Geistlichen in Zürich stützen und daß an mehreren Orten die Pfarrer diese Versammlungen begünstigen oder sogar selber leiten. Auch wurde darauf hingewiesen, daß in dem Protokoll der Predigerkonferenz in Herrnhut, das von diesen Leuten häufig gelesen werde, sich auch Briefe von Geßner und einigen anderen zürcherischen Geistlichen befinden. Der Brief des erstern wird zwar gelobt, um so mehr aber die der andern getadelt und wiederum mit direkter Beziehung auf Geßner fragt ein Berichterstatter: „Falls ein Herr Pfarrer auf den Gedanken verfiele, in solchen Stunden das Abendmahl auszutheilen, wäre das zulässlich? Freilich wurde geantwortet: Es geschieht ja in der Stadt auch."

Im Kirchenrathe gab es eine sehr lebhafte Debatte über diese beiden Berichte. Neben Andern nahm sich auch Geßner der hart angegriffenen Brüdergemeinde, deren Versammlungen mit den separatistischen auf eine Linie gestellt wurden, nachdrücklich an. Obgleich er für seine Person in einer ganz freien Stellung zu derselben sich befand und ihre Versammlungen nie besuchte, so wahrte er sich doch sehr entschieden das Recht, mit Personen der verschiedensten religiösen Ansichten zu korrespondieren und vertheidigte auch die relative Berechtigung des herrnhutischen Lehrbegriffs gegenüber dem nivellierenden Rationalismus. Den Herrnhutern sei übrigens schon durch die Prädikantenordnung der Schutz des Gesetzes zugesichert und vollends jetzt, da Alles still und ruhig sei, kein Grund zum Einschreiten gegen sie vorhanden.

Dennoch wurde diese letztere Ansicht weder von Geßner noch von seinen Gesinnungsgenossen festgehalten, als die Anträge der niedergesetzten Kommission zur Verhandlung kamen. Einstimmig faßte vielmehr der Kirchenrath — am 6. Mai 1822 — eine Reihe von Beschlüssen, welche gleicher Weise die separatistischen wie alle andern außerkirchlichen Versammlungen betrafen. Durch diese Beschlüsse wurden die genannten Versammlungen eingeschränkt; sie sollten nicht am späten Abend, nicht während der gottesdienstlichen Stunden gehalten werden. Der Besuch der Versammlungen

Digitized by Google

wurde nur den in der gleichen Gemeinde Wohnenden und nur den Konfirmierten gestattet. Als Prediger oder Schrifterklärer sollte Niemand in denselben auftreten dürfen. Die Versammlungen wurden unter die Aufsicht der Geistlichen gestellt, den letzteren aber verboten, sich in solche Vereine zu mischen oder Mitglieder derselben zu sein.

Es ist nicht recht klar, warum Geßner sich nicht wenigstens einzelnen dieser Bestimmungen widersetzte, namentlich der zuletzt angeführten, welche auch die von ihm geleiteten Privatversammlungen fortan unmöglich machte. Wahrscheinlich sah er ein, daß es bei dem Stande der Dinge schwer oder unmöglich sei, das wirklich Separatistische, das nur theilweise an die Kirche sich Anlehnende und das ganz innerhalb derselben Stehende gehörig auseinander zu halten; wahrscheinlich sah er ein, daß es nöthig sei, jetzt das mehr der Privatansicht und Privatneigung Angehörende der bestehenden kirchlichen Ordnung zum Opfer zu bringen, wenn nur diese nicht allen freien Versammlungen überhaupt hindernd in den Weg treten wollte, was auch in den Beschlüssen des Kirchenrathes nicht der Fall war. Genug, er fügte sich und gab seine Privatversammlung auf, da sie in der bisherigen harmlosen Weise nicht mehr fortgeführt werden konnte. In welchem Stadium dieser Verhandlungen es geschah, wissen wir leider nicht.

Die Regierung bestätigte dem Sinne nach die Beschlüsse des Kirchenrathes, erließ aber, um ihre Oberhoheit zu wahren, ein besonderes Reskript, in welches sie noch das Verbot aufnahm, daß außer der Predigt auch keine kirchlichen Verrichtungen, die dem öffentlichen Kultus angehören, in Privatversammlungen vorgenommen werden dürfen — ein Verbot, zu welchem offenbar die von Geßner gehaltene Privatkommunion die Veranlassung gegeben hatte, da in den Akten keine Spur davon vorkommt, daß Aehnliches auch anderswo im Kanton stattgefunden habe. Durch die Zustimmung zu den Beschlüssen des Kirchenrathes hatte jedoch Geßner auch seine Privatkommunion schon vorher freiwillig preisgegeben.

Geßner hatte zu der Erweckung überhaupt eine ziemlich zu-

Digitized by Google

rückhaltende Stellung eingenommen, soweit sich aus wenigen schriftlichen Belegen noch schließen läßt. Namentlich sagte ihm das Wesen der Führer nicht zu. Die „überquietistische“ (ein unthätiges geistliches Hindämmern befördernde) Lehre des Vikar Ganz tadelte er scharf und klagt, daß in der Schrift desselben: „Das Geheimniß der Gottseligkeit“ Wahrheit und Irrthum so gefährlich und verführerisch durch einander gemengt sei. Auch von der Kanzel redete er einmal ein Wort gegen das vielfach Unlautere der Bewegung.*) Dagegen wollte er die Sache der Brüdergemeinde von derjenigen der Erweckung geschieden wissen, ganz übereinstimmend mit dem Antistes Heß, der auch „von dem weiten Abstand zwischen der Brüdergemeinde und Ganzens, Pfisters, Grafs (der Führer der Erweckten) Einwirkungen“ redete. Besonders lobte Geßner mehrmals die Haltung der Regierung. „Die Regierung, sagt er in einem Briefe, sprach sich bei Anlaß der Berichte der Synode, welche die Frage der Erweckung ebenfalls behandelt hatte, brav aus. Ihr Grundsatz war bisher immer, was nicht polizeiwidrig, den Sitten und dem Staat gefährlich ist, das hindere sie nicht,“ und ein ander Mal freut er sich, daß selbst die wildesten Gegner der Brüdergemeinde anfangen ziemlich geschlacht zu werden, vermuthlich weil sie sehen, daß die weise Regierung keinen Spektakel will.“ Leider können wir dagegen über Geßners Stimmung betreffend den letzten Entscheid so wenig etwas mittheilen als über die Art, wie er mit seinem Freundeskreise die Nothwendigkeit aufgenommen habe, ihre Versammlungen aufzugeben. — Eine Zeitlang sah man jeden Montag Abend um 6 Uhr ein durch seinen Eifer bekanntes Mitglied des Kirchenrathes beim Pfarrhaus Fraumünster vorbeispazieren. Die Mühe war umsonst — es gieng Niemand mehr hinein.

Kehren wir wieder zu Geßners Amtsthätigkeit zurück, so finden wir ihn neben seiner Stellung im Kirchenrathe, von welcher später noch besonders die Rede sein wird, auch als Mitglied des im Jahr 1803 neugestifteten Erziehungsrathes — und zwar von

*) Die betreffende Stelle aus einem Briefe an Spittler ist im 11. Kapitel in anderem Zusammenhang wörtlich mitgetheilt.

Digitized by Google

der Stiftung der Behörde bis zum Jahr 1830 — thätig; wir finden im Tagebuche vom Jahr 1815 die Bemühungen angemerkt, die der Erziehungsrath sich damals gab, um die Arbeitszeit für die in den Fabriken arbeitenden Kinder zu regulieren. In den Jahren 1804 und 1806 bekleidete Geßner die Stelle eines obersten Schulherrn (Scholarcha, Rector magnificus), der gewöhnlich aus den Stadtgeistlichen und Chorherren (mit Ausschluß des Antistes) gewählt wurde und dem die Oberaufsicht über das gesammte höhere Schulwesen oblag. Von 1808 an war er eine Zeitlang Präses der Exspektantenklasse (der noch nicht angestellten Kandidaten), d. h. Stellvertreter des Kirchenrathes bei derselben und hatte als solcher in Verbindung mit dem Dekan der Klasse die Kandidaten zu überwachen und namentlich ihre Predigtübungen zu leiten. Auch den Sitzungen des Ehegerichtes, dem jeweilen zwei Geistliche der Stadt für die Dauer eines Jahres als Beisitzer zugetheilt waren, hatte er, wenn die Reihe an ihn kam, beizuwohnen und diese Stelle brachte auch neben den Sitzungen mancherlei höchst unangenehme Geschäfte mit sich. „Die Eidleistung, sagt das Tagebuch von der ersten Sitzung, war mir feierlich. Wills Gott will ich auch in diesem Verhältnisse thun, was ich soll." Und in der That, so lästig und schwierig oftmals die Arbeit in dieser Stellung war, und so viel schöne Zeit sie in Anspruch nahm, so blieb sie doch keineswegs ohne Segen. Nicht nur wußte Geßner streitende Ehepaare durch seine milde und kluge Zusprache öfter wieder in die richtige Stellung zu bringen, sondern er verstand es auch, Gefallene, die der Verzweiflung nahe waren, wieder aufzurichten und sie auf den guten Weg zurückzuführen. Noch nach Geßners Tode erwies eine solche ihre Dankbarkeit gegen ihn dadurch, daß sie für den ältesten und jüngsten seiner Enkel Geschenke in die Hand seiner Schwägerin Luise Lavater legte. Auch als Professor der praktischen Theologie wirkte Geßner in diesem Zeitraume unermüdet fort. Manche Umarbeitung einzelner Abschnitte oder Zusätze zu denselben zeugen von seinem Fleiße. Nicht weniger als andere Theile seiner Aufgabe lag ihm dieser Theil derselben am Herzen. In welchen Schranken er diesen Beruf übte und üben

Digitized by Google

mußte, haben wir oben angedeutet. Eine Erneuerung des gesammten theologischen Unterrichts konnte nur mit der Erneuerung des ganzen Erziehungswesens, ja des Staates überhaupt eintreten.

Trotz dieser vielfachen Beschäftigung, trotzdem daß er auch in freier Thätigkeit für Kirche und Schule so Vieles leistete, behielt Geßner auch jetzt noch Zeit übrig für seine literarische Thätigkeit. Auch diese erreichte während dieser Periode ihren Höhepunkt. Sie bildet einen mit seiner übrigen Wirksamkeit an allen Ecken eng verbundenen, aus derselben organisch hervorwachsenden und doch wieder in einer gewissen Selbstständigkeit dastehenden Theil seines Lebens — ohne zu schreiben konnte er nicht leben.

Auch das Familienleben wurde treulich gepflegt. Im Kreise der Seinigen fühlte Geßner sich immer am wohlsten und fand hier gleicher Weise Ruhe von der Arbeit und neue Anregung für dieselbe. Und wie ein treuer Gatte und Vater, so war er auch ein liebender Sohn. Das Band, das ihn mit „Mama Schultheß" vereinigte, konnte die Zeit nicht lockern; es hinderte auch nicht, daß nicht Geßner mit der gleichen Liebe und Treue die Stütze seiner zweiten Schwiegermutter, der „Mama Lavater" wurde. Diese bedurfte einer solchen Stütze um so mehr, je schwerer der körperliche und geistige Druck war, der in ihren letzten Lebensjahren auf ihr lag. Unermüdet eilte Geßner in dieser schweren Zeit bei Tag und bei Nacht an das Lager der Mutter, von welcher seine Gattin durch eigenes Leiden getrennt war und brachte der Leidenden wie ihrer treu sie pflegenden Tochter Luise Trost und Erquickung. Im September 1815 erlöste der Tod die edle Dulderin von ihren Leiden. Geßner hat ihr in den „wahren Zügen aus dem Bilde einer Stillen im Lande" ein liebliches Denkmal gesetzt, das verdiente Anerkennung gefunden hat und in neuerer Zeit von Burk, Merz u. A. für Sammlungen christlicher Frauenbilder benutzt worden ist. Zwei Jahre später drückte Geßner auch der guten Mama Schultheß, der er so viel zu danken hatte, die Augen zu. Man mag es fast bedauern, daß er nicht auch das Leben dieser trefflichen Frau eingehender beschrieben hat; an interessantem Stoff

Digitized by Google

hätte es jedenfalls nicht gefehlt. Ohne Zweifel wollte Geßner seiner Schrift über Mama Lavater nicht so bald wieder eine andere folgen lassen, die doch sehr ähnlich hätte ausfallen müssen; er schrieb daher unter dem Titel: „Denkmal einer Edeln" eine kurze, treffende Charakteristik der Dahingeschiedenen, und ließ dieselbe zuerst im „Sonntagsblatt", nachher in besonderem Abdrucke erscheinen.

Auch den geselligen Verkehr mit Freunden vernachlässigte Geßner in keiner Weise. Zu den schon früher erwähnten Gesellschaften, an denen er regelmäßigen Antheil zu nehmen pflegte, kam jetzt noch eine Sonntagabendgesellschaft mit seinen Brüdern und einigen andern Freunden, namentlich dem Diakon Breitinger und dem Kaufmann Locher hinzu; doch waren diese Zusammenkünfte nicht blos geselliger Unterhaltung, sondern namentlich auch der Besprechung über die Angelegenheiten des Reiches Gottes gewidmet. In diesem Kreise wurde u. A. zuerst das Bedürfniß eines speciell zürcherischen Gebetbuches besprochen, was für Geßnern die Veranlassung zur Herausgabe seines „christlichen Handbuches" wurde. Größere gesellige Vereinigungen mied Geßner nicht, wenn die Verhältnisse ihn zur Theilnahme an solchen führten; er suchte sie aber auch nicht, sie waren nicht gerade ein Element, in dem er sich wohl fühlte. „Man muß sich doch, sagt er bei Anlaß des akademischen Festmahls am Karlstage, allemal in großer Gesellschaft in Acht nehmen, nichts zu sagen, was Theilnahme an eitler Eitelkeit ist."

Mit seinen auswärtigen Freunden stand Geßner in lebhafter Korrespondenz. Häufig und gern sah er solche Freunde bei sich zum Besuch. Zur Erweiterung des Freundeskreises hatte schon früher der Eintritt in Lavaters Familie beigetragen. Geßners Gattin war seit der Reise nach Kopenhagen, die sie mit ihrem Vater gemacht hatte, in ununterbrochenem Briefwechsel geblieben mit Vielen, die sie damals kennen gelernt, und Geßner selbst kam, je mehr sein Name durch seine Schriften auch außerhalb Zürichs bekannt wurde, in mancherlei Verbindungen, die nicht wenig zur Erfrischung seines ganzen Seins und Lebens beitrugen.

Digitized by Google

Gastlich öffnete sich das Pfarrhaus zum Fraumünster den Freunden, wenn sie nach Zürich kamen und manche schöne Stunde verlebte Geßner im Kreise solcher besuchenden Freunde.

Auch das längere Leben in der Stadt konnte die Freude am Landleben, die Geßner von Jugend auf in sich trug, nicht zurückdrängen. Noch 1815 finden wir im Tagebuche bei Gelegenheit eines Besuchs in einem Pfarrhause auf dem Lande die Bemerkung: „Tiefes, fast heimwehiges Gefühl des Glückes, ein Landpfarrer zu sein.“ „Es hat zwar — fügt er wie sich selbst beschwichtigend hinzu — auch seine Dornen.“ Diese Freude am Landleben bewog ihn, im Jahre 1802 von einer Anverwandten seiner ersten Frau ein Landgut in Hottingen in unmittelbarer Nähe von Zürich käuflich zu übernehmen. Bis zum Jahr 1813 bezog er jedes Frühjahr mit seiner Familie dieses Gut. Er selbst gieng gewöhnlich täglich des Morgens, wohl auch Nachmittags in die Stadt, um seinen Berufsgeschäften obzuliegen; den Abend verlebte er draußen auf dem stillen Gute. Zu diesem gehörte neben einem großen Garten auch noch anderes Ausgelände; aber trotz der Kenntnisse, die Geßner auch in diesem Gebiete besaß, wollte es mit der Landwirthschaft doch nicht vorwärts gehen. Der Ertrag deckte die darauf verwendeten Kosten nicht und Geßner entschloß sich am Ende, das Gut wieder zu verkaufen, so sehr es ihm sonst zugesagt hatte, in dieser Weise Stadt- und Landleben zu vereinigen.

In den folgenden Jahren pachtete Geßner während des Sommers ein kleines, aus einem einzigen Zimmer bestehendes Häuschen, das in der Nähe von Wollishofen auf einem Rebenhügel liegend eine prachtvolle Aussicht auf den See und die Gebirge gewährte. Schon Lavater hatte das Häuschen oft und viel benutzt, um Arbeit und Erholung mit einander zu verbinden. Von daher erhielt dasselbe den Namen „Lavatergütli“, den es behalten hat, bis es in neuester Zeit einem Palaste hat weichen müssen. Als später das Lavatergütli nicht mehr zu haben war, wurde Geßnern ein anderes etwas näher an der Stadt gelegenes Rebhäuschen auf freundliche Weise zur Verfügung gestellt. Manchmal am frühen

Digitized by Google

Morgen schon wanderte Geßner mit einer Arbeit in das „Rebhäusli“ hinaus, um die frische Luft zu genießen und sich an der schönen Natur zu erquicken.

Es bedurfte einer festen Gesundheit, um allen Anforderungen, welche das Amt mit sich brachte und Allem, was neben dem Amte noch gethan werden sollte, ein Genüge zu leisten. Geßner besaß diese Gesundheit. Nicht daß nicht auch von Zeit zu Zeit ein Uebel bei ihm eingekehrt hätte, aber von schweren Krankheiten oder sonst für längere Zeit das Amt unterbrechenden Leiden blieb er frei. In den zwanziger Jahren stellte sich ein heftiger Schmerz im rechten Handgelenke ein, der ihm das Schreiben außerordentlich erschwerte; eine Kur in Pfäffers (1826) hob endlich die Schmerzen, aber es blieb eine Schwäche zurück, zu der sich ein mit der Zeit immer zunehmendes Zittern der Hände gesellte, das ihm in seinen Verrichtungen vielfach hinderlich war.

Geistig blieb Geßner unter aller Arbeitslast gewöhnlich froh und heiter; doch hatte er bisweilen auch mit einer gewissen hypochondrischen Mißstimmung zu kämpfen, der er — wie er selber klagt — nicht immer Meister wurde; doch waren solche Stimmungen nur vorübergehend.

Im amtlichen Verkehr war und blieb Geßner freundlich und leutselig; wenns nöthig war, verstand er auch zu imponieren. In den Behörden vertheidigte er seine Meinung offen, war aber durchaus frei von rechthaberischem Wesen, andern Ansichten immer zugänglich.

Es war eine schöne, reiche, gesegnete Zeit, diese Zeit des Pfarramtes am Fraumünster.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Geßner in seiner amtlichen und außeramtlichen Thätigkeit.

Charakteristik der Predigtweise Geßners. Predigten zur Vorbereitung auf die Säkularfeier der Reformation. Erbauliche Schriften. Seelsorge. Unterhaltungen für Kranke und Sterbende. Handbüchlein für das Militär. Der Christ in der Bauernhütte. Lavaters Biographie. Poetische Arbeiten: Ruth u. s. w. Die Bibel- und die Missionsgesellschaft. Sorge für die Kolonie Zürichthal in der Krimm. Die Traktatgesellschaft. Schultheß gegen die Traktate. Geßners Stellung zu Schultheß. Gründung einer Privattöchterschule. Verschmelzung derselben mit der städtischen Töchterschule. Geßner als Vorsteher der Töchterschule. Bestrebungen für Hebung des Schulwesens und des Lehrerstandes.

Geßner nahm, wie wir gesehen haben, als Prediger eine nicht unbedeutende Stellung ein. Sein Einfluß war auch nicht auf Zürich beschränkt, sondern erstreckte sich weiterhin über die christlichen Kreise der Schweiz bis nach Süddeutschland. Eine nicht geringe Zahl seiner Predigten gab er im Drucke heraus und diesen Predigtenbüchern schlossen sich noch eine Reihe anderer erbaulicher Schriften an.

Geßner war von Haus aus eine unmittelbar praktische, dem Glauben kindlich sich hingebende Natur und so bildet auch ein einfacher, frommer Glaube den Grundton seiner Predigten. Eben um dieser praktischen Richtung willen fühlte er sich in seinen Predigten gar nicht etwa vorzugsweise auf dogmatische Auseinandersetzungen oder auf ein Zeugniß von der Herrlichkeit Christi hingewiesen. Wohl spricht er öfter seinen Glauben an Christum als den offenbar gewordenen Gott aus, aber immer in der Absicht, dem Hörer oder Leser das Wesen Gottes als menschlich nahbar

Digitized by Google

und faßbar in Christo zu erweisen. War Geßner in dieser Anschauungsweise Lavatern verwandt, so theilte er mit diesem auch die freiere Stellung zu dem kirchlich hergebrachten Lehrbegriff, indem er einzelne Lehren nicht mehr in der früheren Schärfe faßte, auch wohl kirchlich-dogmatischen Ausdrücken nicht eben einen gar hohen Werth zuschrieb. Aber auch abgesehen davon machte sich bei Geßnern der Einfluß seiner Zeit geltend. Die nüchterne, vorherrschend verständige Richtung der Zeit, nach welcher man das Christenthum auch wo man seine Bedeutung nicht blos in der Moral suchte, doch vorzugsweise als Lehre faßte, übte ihren Einfluß auch auf Geßnern — und wie begreiflich ist es, daß er eben von der Seite her seinen Zuhörern das Evangelium nahe zu bringen suchte, von der sie ihm am meisten zugänglich waren. Daher hebt Geßner in seinen früheren Predigten häufig die Bedeutung Jesu als Glaubens- und Sittenlehrers, als Gesetzgebers und Musters hervor, obgleich er auch hier auf seine persönliche, den Menschen gewinnende Liebe hinleitet. Auch die Bedeutung des Herrn als des Urbildes der Menschheit wird öfter hervorgehoben. In den späteren Predigten und Schriften tritt dagegen die Bezeichnung des Christenthums als einer Lehre entschieden zurück gegen die Bezeichnung: Anstalt des Heiles oder Werk der Erlösung. Christus selbst erscheint demgemäß als Bringer und Stifter des Heils durch Wort und Wandel, durch sein ganzes persönliches Wirken und Walten wie durch seinen hingebenden Tod. Den letzteren faßt Geßner nicht sowohl aus dem Gesichtspunkte der Genugthuung auf, als vielmehr unter demjenigen des Gehorsams und der Liebe, durch deren Erweisung Christus uns die Gnade des Vaters erworben, die sich nun hinwieder nicht blos in Vergebung der begangenen Sünden, sondern auch in Befreiung von der Herrschaft der Sünde selbst kundgibt.

Demgemäß gestaltete sich auch der Ton seiner Rede. Selten erhob sich diese zu gewaltigem Andrang, so daß der Hörer, bezwungen von der Herrlichkeit Christi, mit fortgerissen wurde zu hoher Begeisterung. Geßner wollte überzeugen und dadurch gewinnen. Es fehlte seiner Rede nicht an gemüthlicher Wärme,

Digitized by Google

aber häufig nahm sie ihren Weg zum Gemüthe durch die Reflexion hindurch und erhielt so den durchgehenden Charakter ruhig freundlicher Darlegung.

So konnte Geßner auch kein Bußprediger im eigentlichen Sinne des Wortes sein. Erschüttern konnte er nur selten, er wollte es auch nicht; lieber knüpfte er an das schon vorhandene Christliche in seinen Zuhörern an. Er schildert an einem Orte einen strengen Gesetzesprediger, der es darauf anlegte, die Menschen mehr zu erschüttern als zur demüthig frohen Liebe für Christum zu gewinnen und durch diese und einen kindlichen Glauben an Jesum den Fleiß der Gottseligkeit und der Tugend zu begründen und nennt das ein Beispiel jener „Verstiegenheit, die in unsern Tagen keine Seltenheit ist". Offenbar am besten gelingt es ihm, den Strom des Lebens in Christo hineinzuleiten in alle Verhältnisse des Lebens, das Christenthum so recht zu individualisieren und zu zeigen, wie in ihm die Verklärung alles irdischen Lebens zu finden sei. Hier dringt der Strom der Rede oft ganz unmittelbar an das Gemüth, es erfassend und erquickend und eine Menge feiner psychologischer Züge treten uns da entgegen.

In Gelegenheitspredigten wußte Geßner mit Leichtigkeit den rechten Ton zu treffen, um den besondern Fall für die Zuhörer fruchtbar zu machen. In seinen Bettagspredigten, die er von 1802 an fast vierzig Jahre jedes Mal veröffentlichte, weht ein edler, vaterländischer Sinn und mit offener Freimüthigkeit legt er die Schäden der Zeit bloß. In den früheren Zeiten geht er sehr ins Specielle ein, rügt z. B. öfter die in Folge der Revolution eingerissene Sittenlosigkeit, den Leichtsinn in der Kindererziehung und Aehnliches. Später treten dergleichen Specialitäten weniger mehr hervor.

Besondere Erwähnung verdienen hier die Predigten, welche Geßner während des Jahres 1818 über die Grundzüge der Geschichte des Christenthums bis auf die Reformation zur Vorbereitung auf die Säkularfeier der Reformation (Neujahr 1819) hielt und welche unter dem Titel: „Schicksale der Wahrheit unter den Menschen" in drei Bändchen erschienen sind. Schon der zweite

Digitized by Google

Theil enthält einige trefflich ausgeführte historische Partieen aus der Zeit der Reformation, besonders aber der dritte, welcher alle Hauptmomente der zürcherischen wie der deutschen Reformation behandelt. Hier ist das historische Material so gewandt und leicht verarbeitet, ohne daß der Form der Predigt ein Abbruch geschieht, vor Allem aber ist die praktische Anwendung so reich und mannigfaltig, daß diese Predigten als wahre Musterpredigten bezeichnet werden dürfen.

Ein großer Theil der von Geßner herausgegebenen Predigten behandelt zusammenhängende Bibelabschnitte und unser Freund überläßt sich dabei einer gewissen behaglichen Breite, die in einem ziemlich starken Gegensatze steht zu jenem gedrängten Predigen, das er sich früher zur Regel gemacht hatte. Dreißig Predigten über das Unser Vater sind wohl des Guten etwas zu viel; Wiederholungen sind da nicht zu vermeiden. Eben darum wird auch der Text bisweilen ganz gegen den Willen des Predigers zum bloßen Motto, während er sonst sorgfältig denselben in seiner Eigenthümlichkeit und in seinem ganzen Umfange darzulegen sucht.

Wohl ebenso zahlreich als die Predigten sind die erbaulichen Schriften im weiteren Sinn, welche Geßner herausgab. Zwar sind auch in diese Schriften eine Menge Predigten oder Predigtfragmente aufgenommen oder die erbaulichen Aufsätze haben eine Predigt zur Grundlage; aber außerdem enthalten jene Schriften noch eine bedeutende Anzahl von besonderen Arbeiten, namentlich von Aufsätzen und Briefen über das Wesen und die Auffassung des Christenthums. Vieles, was sich in der Predigt nicht gut sagen läßt, findet sich hier weiter ausgeführt. Wie in den Predigten, so kommt auch hier häufige Polemik gegen die Aufklärung vor, welche das Christenthum verallgemeinere und nur das ihr gerade Zusagende aus demselben annehme. Der Grundton ist jedoch auch hier ein apologetischer, gewinnender — mit häufiger Abweisung dessen, was Geßnern in der Auffassung des Christenthums einseitig oder überspannt vorkam. Sogar Mitarbeiter seines „Sonntagsblattes“ mußten sich in dieser Hinsicht seine öffentliche Kritik gefallen lassen.

Digitized by Google

Die in diesen Schriften enthaltenen Briefe sind größtentheils wirkliche an bestimmte Personen zuvor geschriebene Briefe, so gerade die oben erwähnten Briefe an Konfirmanden. In der Veröffentlichung derselben fand Geßner keine Indiskretion, weil im Grunde jeder einzelne Mensch Repräsentant vieler andern sei und oft gerade das Speciellste eine wohlthätige Wirkung habe, während allerdings eigentliche Freundschaftsbriefe nicht mitgetheilt werden dürfen. Hervorzuheben sind namentlich die Briefe an seine (älteste) Tochter, als sie Braut war, wegen der Menge trefflicher Bemerkungen, die sie enthalten und des feinen Humors, der sich durch sie hindurchzieht.

Wie die Briefe, so sind auch die zahlreichen Gedichte, die Geßner mittheilt, meist Gelegenheitsgedichte, zu einem großen Theile an Leidende und Trauernde gerichtet.

Gehen wir zu Geßners Seelsorge über, so finden wir, daß ihm auch dieser Zweig seines Wirkens sehr am Herzen lag. Schon während seiner Stellung am Waisenhause, ehe er die Seelsorge von Amts wegen zu üben hatte, ließ er sich dieselbe angelegen sein. Am Sterbebette einer Schwester und einer Schwägerin stand er damals schon nicht nur als Bruder, sondern auch als wahrer Seelsorger und auch im weiteren Kreise seiner zahlreichen Anverwandten hatte er häufig ungesuchte Gelegenheit, Gewissensrath oder Tröster am Kranken- und Sterbebette zu sein. Später war ihm die Seelsorge immer ein besonders wichtiger und lieber Theil seines Amtes. Er übte sie nicht blos am Krankenbette — auch bei häuslichen Streitigkeiten und schwierigen Verhältnissen wurde seine Vermittlung gern in Anspruch genommen und sein ruhiger, milder Ernst befähigte ihn für eine solche Wirksamkeit ganz besonders.

Den Mühseligen und Beladenen gieng er fleißig und gewissenhaft nach und war ihnen ein freundlicher, gern gesehener Tröster. Alles aufdringliche, zwangsmäßige Einwirken, alles Erzwingenwollen von Buße und Bekehrung war ihm fremd. Fand die unmittelbare religiöse Einwirkung keinen Eingang, so versuchte er es wohl auch einmal, „im philosophischen Gewande" dem Herzen

Digitized by Google

näher zu kommen und wußte auf den Standpunkt des Kranken einzugehen, ohne seiner eigenen Ueberzeugung etwas zu vergeben. Namentlich verstand er auch Angefochtene und Schwermüthige trefflich zu behandeln und eben jenes liebevolle Eingehen in die individuellen Verhältnisse des Kranken erwarb ihm das Zutrauen gerade jener Leidenden, deren Inneres nur der sympathetischen Berührung sich aufschließt, in besonderem Maße. Die Seelsorge ward ihm überhaupt eine Kunst, die gelernt und geübt sein will, nicht blos das Ergebniß der jeweiligen, zufälligen Stimmung beim Krankenbesuche. Er begnügte sich auch nicht, mit den Kranken nur zu reden, sondern er schrieb — namentlich für näher Stehende — kleine Aufsätze belehrenden und erbaulichen Inhalts, auch Gedichte und Lieder, meist mit Berücksichtigung ihrer besonderen Lage und gewann dadurch einen schönen und reichen Stoff auch für mündliche Unterhaltung. Diese Blätter legte er dann auch in die Hände anderer Kranken oder ihrer Angehörigen. So entstand allmälig, ohne daß Geßner zuerst einen Gedanken daran gehabt hätte, ein Buch, das manchen Segen gestiftet hat und vor Allem ein Denkmal seiner Treue auch in diesem Theile seines Amtes ist — die in drei Auflagen erschienenen Unterhaltungen für Kranke und Leidende. Es ist kaum eine Seite des Leidens, die in diesem Buche nicht ihre Berücksichtigung fände und durch Alles geht jener Grundzug der heilenden und gewinnenden Liebe. Neben einer Anzahl von Gebeten und Gelegenheitsgedichten herrscht die Betrachtung vor, die hier gewiß ihr volles Recht hat. Ein anderer Theil des Buches enthält eine Reihe von Krankheitsgeschichten, meist solche, die Geßner als Seelsorger mit erlebt — und zwar für Kranke und in ihrem Interesse erzählt. Zwischen hinein sind Briefe an solche Leidende mitgetheilt. Das Ganze macht einen ungemein erfrischenden Eindruck.

Noch einige andere Schriften Geßners können als literarische Ausläufer seiner seelsorgerlichen Thätigkeit betrachtet werden, so u. A. sein Handbüchlein für das eidgenössische Militär (1815), das zuerst durch Privatunterstützung herausgegeben in der zweiten Auflage von der Regierung sanktionirt wurde. Nach unseren heutigen

Digitized by Google

Anschauungen herrscht zwar in diesem Büchlein die Reflexion allzusehr vor und der unmittelbare Gebetston kommt entschieden zu kurz; aber nichts desto weniger fand es damals und mit Recht vielen Anklang.

Unter den übrigen schriftstellerischen Arbeiten Geßners, die nicht unmittelbar mit seiner Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger zusammenhangen, ist vor Allem zu nennen die kleine schon im Anfange des Jahrhunderts herausgegebene Schrift: der Christ in der Bauernhütte, eine christliche Idylle, etwas ideal gehalten und mit entschieden erbaulicher Tendenz, aber ein treffliches Volksschriftchen. Ohne Zweifel gab neben Geßners eigener Haushaltung diejenige Emanuels in Dübendorf die Grundzüge zu diesem lieblichen Gemälde.

Einen Namen hat sich Geßner besonders durch seine Biographie Lavaters gemacht. Schon im Jahr 1794, als Lavater wegen seiner wankenden Gesundheit sein Ende nahe glaubte, hatte er einige Male gegen Geßnern geäußert: „Wenn ich todt bin, so erwartet man von dir meine Lebensbeschreibung — und du mußt sie auch schreiben" — und hatte ihm verschiedene Anweisungen darüber gegeben. Er dachte sich freilich dabei nicht eine eigentliche Lebensgeschichte, sondern mehr ein Charakterbild wie sein „Etwas über Pfenningern". Es ist aber sehr begreiflich, daß Geßner in historischer Folge das in mancher Hinsicht auch in seinem äußern Verlauf so interessante Leben seines Schwiegervaters zu beschreiben versuchte.

Diese Biographie ist auch jetzt noch die Hauptquelle für das Historische in Lavaters Leben. Der Vorwurf freilich, daß Geßner in derselben den reichen Stoff locker und lose neben einander stelle, statt ihn zu einem organischen Ganzen zu verarbeiten und daß auf diese Weise das Bild des merkwürdigen Mannes in lauter Bruchstücken gegeben werde, *) ist nicht ganz ungegründet. Aber Geßner war sich auch dessen wohl bewußt, daß hierin ein gewisser Mangel seiner Arbeit liege. Er bekennt es mit aufrichtiger

*) Herbst in der Vorrede zu seiner Biographie Lavaters.

Digitized by Google

Bescheidenheit, daß seine Art der Bearbeitung des Stoffes gar nicht die der kunstgerechten Biographie sei; er wünschte sogar, das Werk blos: Skizze einer Lebensbeschreibung oder Etwas über Lavatern betitelt zu haben (Vorrede zum zweiten Band); aber, setzt er in der Vorrede zum dritten Band hinzu: „ich bin zufrieden, wenn ich mir das Zeugniß geben darf, wenigstens vollständig die Materialien geliefert zu haben, die dem Publikum gegeben werden können, welche nothwendig sind, um eine Biographie dieses Mannes im Kürzern, und wenn man will kunstgerecht zu entwerfen zu einer Zeit, wo das möglich sein wird, was jetzt noch nicht möglich war und wo hingegen das nicht mehr möglich sein wird, was jetzt möglich war." Diese schlichten Worte enthalten zugleich die Antwort auf das Urtheil bei Hegner: Lavaters Leben sei hier mit würdigem Anstand beschrieben; alles sei recht und ehrbar, nur finde man darin mehr den sittlich frommen Pfarrer von Zürich als den geistigen Lavater. Etwas Wahres ist ohne Zweifel auch an diesem Urtheil, aber die Zeit für eine objektive Beurtheilung Lavaters war damals, unmittelbar nach seinem Tode, noch nicht gekommen; eine nach allen Seiten hin unbefangene Darlegung und Kritik der Stellung, welche Lavater zumal zur Theologie und Kirche eingenommen, ist ja im Grunde erst in unserer Zeit möglich geworden; Manches ließ sich damals allerdings nicht mittheilen, ohne die feindselige Beurtheilung, der Lavater schon während seines Lebens so vielfach ausgesetzt war, aufs neue wach zu rufen und ihn neuen Mißverständnissen auszusetzen. Obgleich aber Geßner — wie wir wissen — für Lavatern gerade in seiner Eigenschaft als ausgezeichnetes Werkzeug zur Förderung des Reiches Gottes eine besondere Vorliebe hatte, so läßt er doch auch die geistige Eigenthümlichkeit Lavaters überhaupt keineswegs zurücktreten und anerkennt die Bedeutung auch seiner politischen Wirksamkeit, indem er jene im Zusammenhang mit seiner ganzen Persönlichkeit darstellt und bei dieser an einigen Stellen die eigene etwas abweichende Auffassung leise durchblicken läßt. Die rein chronologische Behandlung des Stoffes ist allerdings der Grund, daß das Ganze keinen recht einheitlichen Eindruck macht und manche treffliche Bemerkung aus

Digitized by Google

den Vorreden wäre vielleicht besser in die Darstellung selber eingewoben worden; aber auch so behält die sorgfältige und fleißige Arbeit neben der Biographie von Herbst, gegen deren Anordnung sich trotz der etwas prätentiösen Vorrede ebenfalls Einiges erinnern ließe, neben den werthvollen, aber theilweise nach dem Pikanten förmlich haschenden Beiträgen von Hegner, sowie neben andern neuern Arbeiten ihr gutes Recht.

Auch als Dichter versuchte sich Geßner schon 1795 in einer größern Arbeit: „Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend." Aber zur Dichtkunst hatte er keinen Beruf. Obgleich das Gedicht ganz umgearbeitet wurde, ehe es erschien; obgleich selbst Göthe, der es bei Mama Schultheß sah, sich nicht unfreundlich über dasselbe aussprach, so ist es dennoch verfehlt. Nicht nur theilt es die Schwäche aller Umschreibungen biblischer Geschichte, sondern es ist auch sehr breit angelegt und in das frische, rauhe Alterthum ist die ganze Empfindsamkeit der damaligen Zeit hineingetragen. Die „geschichtlichen Festlieder zur Ehre unsers Herrn" sind schon darum nicht genießbar, weil Kirchenlieder die Geschichte des Herrn wohl besingen, aber nicht erzählen können. Für die beiden damals in Zürich bestehenden Musikgesellschaften verfaßte Geßner mehrmals den poetischen Text zu ihren Neujahrsblättern, für die eine einen Nachruf an Lavatern und eine Betrachtung über das gerettete Zürich, für die andere einige Lieder über Gegenstände aus der Schweizergeschichte. Auch hier kommt Geßner von der Reflexion nicht los; sie geht ihm auch in vielen seiner kleinen Lieder und Poesien nach und macht dieselben bisweilen matt und unkräftig. Es gibt freilich auch manche zierliche Frucht unter seinen Gelegenheitsgedichten, aber im Ganzen fehlt ihm der urkräftige Hauch der Poesie.

Wenn wir aber in diesem Kapitel von der außeramtlichen Thätigkeit Geßners reden wollen, so dürfen wir neben seiner literarischen Thätigkeit auch seine Betheiligung an freien Vereinen, überhaupt seine freie Thätigkeit für Kirche und Schule nicht vergessen.

Das Vereinsleben ist eine Pflanze der Neuzeit. Wie auf

Digitized by Google

dem politischen, so begann es auch auf dem kirchlichen Gebiete erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts allmälig sich zu entfalten, als der Begriff des Polizeistaates zu wanken anfieng. In Basel hatte seit den achtziger Jahren die deutsche Christenthumsgesellschaft ihren Centralpunkt gehabt und von ihr gieng die weitere Ausbildung des Vereinslebens in der Schweiz aus. Dr. Steinkopf, der frühere Sekretär der Christenthumsgesellschaft in Basel, hatte sich als Prediger der Savoykirche in London den englischen Bestrebungen für Mission, Bibelverbreitung und Traktatwesen mit ganzer Hingebung angeschlossen und weckte nun als Sekretär der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft theils schriftlich theils durch häufige Reisen das Interesse für Bibelverbreitung auch auf dem Kontinente. So auch in der Schweiz. Der fast gleichzeitig mit der englischen in Basel entstandenen Bibelgesellschaft folgte 1809 diejenige in Schaffhausen und im Jahr 1812 entstand eine solche auch in Zürich. Nachdem Steinkopf bei einer Anwesenheit in Zürich die Sache angeregt und auf seine Empfehlung hin die brittische Gesellschaft durch ein Geschenk von 2250 fl. den willkommenen Grund zu einem Bibelfond gelegt hatte, traten Heß, Geßner, der Rathsherr Lavater und der Diakon Breitinger zusammen und erließen eine Einladung zur Betheiligung an der Sache, die so guten Erfolg hatte, daß schon im Oktober die Gesellschaft sich konstituieren konnte. Sie gliederte sich in eine engere Kommission, eine größere Besorgungsgesellschaft und die Versammlung sämmtlicher Mitglieder und hatte die Freude, in Winterthur und mehreren Landgemeinden Hülfsvereine und ebenfalls auf ihre Anregung hin auch in Glarus, Thurgau und im Toggenburg Bibelgesellschaften ins Leben treten zu sehen. Geßner war unermüdet, die Sache zu fördern. Er entwarf die Statuten, übernahm die Hauptarbeit bei der Korrektur der verschiedenen Ausgaben des Neuen Testamentes und der ganzen Bibel, welche die Gesellschaft veranstaltete, besorgte den Verkauf der Bibeln, deren Depot sich in seinem Hause befand und war überhaupt der eigentliche Geschäftsführer der Gesellschaft.

Erst im November des Jahres 1819 wagte es die Gesellschaft,

Digitized by Google

aufgemuntert durch den Anklang, den die Reformationsfeier gefunden, eine öffentliche Versammlung zu veranstalten. Dieselbe entsprach dann auch allen Hoffnungen und Erwartungen. Eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern der Regierung, alle Vorsteher der Kirche und Schule Zürichs, viele Geistliche vom Lande und ein zahlreiches Publikum fanden sich ein. Zu allgemeiner Freude hielt der Antistes Heß, der seit dem Reformationsfest nicht mehr hatte auftreten können, die Eröffnungsrede; Geßner und Breitinger gaben Bericht über den Beginn und Fortgang des Werkes; Chorgesänge verschönerten die Feier und am Schlusse derselben theilte der Bürgermeister Reinhard im Namen der Gesellschaft Bibeln aus an je zwei und zwei der besten Schüler und Schülerinnen der Gelehrten-, Kunst-, Bürger-, Mädchen- und Waisenschule.

In den zwanziger Jahren wurden diese Versammlungen mehrmals — wenn auch nicht jährlich — wiederholt, namentlich dann, wenn der unermüdliche Steinkopf durch Zürich reiste. Nach Hessens Tode trat Geßner an die Spitze der Gesellschaft. Häufig redete er bei der öffentlichen Jahresfeier, die von 1833 an gemeinsam mit derjenigen der Missionsgesellschaft gehalten wurde, und auch für die Sitzung des Komite, in welcher die Jahresrechnung abgenommen wurde, arbeitete er jedes Mal einen besondern Vortrag aus.

Wie fast überall so weckte auch in Zürich der neu erwachte Eifer für die Bibelverbreitung gleichzeitig das Interesse an der Missionssache. Wenige Wochen vor jener ersten öffentlichen Bibelfeier bildete sich in Zürich der erste Keim einer Missionsgesellschaft. Geßner, Breitinger, der Stadtseckelmeister (nachher Amtmann) Hirzel und Usteri-Geßner waren als Abgeordnete der zürcher Bibelgesellschaft nach Basel gereist, um an dem Jahresfeste der dortigen Bibelgesellschaft Theil zu nehmen In Basel wurden sie mit andern Festgästen zu einer Versammlung des Missionskomite eingeladen, in welcher der Inspektor Blumhard von der Entstehung und der bisherigen Entwicklung der Missionsgesellschaft in Basel Mittheilungen machte und die anwesenden Fremden einlud, auch in ihrer Heimat nach Möglichkeit für die Sache der Mission zu

Digitized by Google

wirken. Die Zürcher versprachen, nicht unthätig zu bleiben. Als sie am andern Tage wieder nach Hause reisten, verabredeten sie auf der Höhe des Bözberges, „einen Gesellschaftstour einzuleiten, um sich an die herrlichen Tage in Basel zu erinnern, zugleich aber auch sich mit einander über Missionsangelegenheiten zu besprechen und dann nach Lage und Umständen selbst zu handeln.“ Für einmal wurde die Sache ganz im Stillen behalten; nur wenige Freunde wurden allmälig beigezogen und man beschloß, theils selbst Beiträge zusammen zu legen, theils solche unter der Hand zu sammeln. Die Zusammenkünfte des kleinen Vereins, die anfangs je den zweiten Monat, später monatlich stattfanden, trugen einen ganz zwanglosen Charakter. Man kam wie jede and.re Gesellschaft bei einem Glase Wein und einer Pfeife Tabak zusammen und las die Mittheilungen, welche man von Basel über den Fortgang des Missionswesens erhielt. Auch in diesem Kreise wirkte Steinkopf, als er im Juli 1820 durch Zürich reiste, anregend und ermunternd. Der Anregung und Ermunterung bedurfte freilich der Verein gar sehr. Mißtrauen und Abneigung gegen das Missionswesen zeigte sich auch in Zürich in hohem Grade. Viele fanden damals schon, man habe für näher liegende Bedürfnisse zu sorgen und die Traktatengeschichte (s. unten) mochte vollends mit dazu beigetragen haben, der von Basel herkommenden Anregung den Makel pietistischer Beschränktheit anzuhängen und das innerlich Berechtigte und Nothwendige der Mission übersehen zu lassen. Dessen ungeachtet blieb das Wirken der kleinen Gesellschaft gar nicht ohne Erfolg und es gelang ihr neben der Unterstützung, die sie der Missionsgesellschaft in Basel — später auch der Mission der Brüdergemeinde in Herrnhut — zukommen ließ, einen Wirkungskreis zu finden, der das Bedürfniß der Anknüpfung an Bekanntes und Gegebenes befriedigte und damit den Uebergang zum ferner Liegenden erleichterte. In den Jahren 1803 und 1804 war eine ziemlich große Zahl von Familien meist aus dem Kanton Zürich nach der Krimm ausgewandert und hatte dort die Kolonie Zürichthal gegründet. Mit großer leiblicher Noth kämpfend fühlte die Kolonie um so mehr den Mangel jeglicher geistlichen Pflege

Digitized by Google

und wandte sich in ihrer Noth an Geßner mit der Bitte um einen Lehrer, um Bibeln, Gesangbücher und Schulbücher. Auf Geßners Verwendung nahm die Missionsgesellschaft die Sache an die Hand und setzte sich mit der Gesellschaft in Basel, welche eben damals unter den russischen Tartaren für das Christenthum zu wirken anfieng, in Verbindung. Ein junger, frommer Mann, Heinrich Dietrich aus Schwerzenbach im Kanton Zürich, der im Missionshause zu Basel zum Prediger und Lehrer gebildet worden, wurde nach Zürichthal gesandt (1821), fast ganz auf Kosten der zürcherischen Gesellschaft, welche auch für den Bedarf der Gemeinde an Erbauungs- und Schulbüchern sorgte. Diese Hülfsleistung knüpfte ein freundliches Band zwischen den Gebern und den Empfängern, das auch nach Dietrichs frühem Hinschied noch lange Zeit festblieb, indem die Gemeinde häufig mit Geßner korrespondierte.

Das schon angedeutete Mißtrauen gegen die Sache der Mission war der Grund, warum die Gesellschaft es nicht wagte, öffentlich hervorzutreten, auch als die öffentlichen Versammlungen der Bibelgesellschaft schon Anklang gefunden hatten. Erst im April 1828 wurde nach langen Vorberathungen auf der „Chorherrenstube" eine größere Versammlung von Freunden und Theilnehmern der Sache veranstaltet, der dann im Oktober 1829 die erste öffentliche Versammlung in der „französischen Kirche" folgte.

Zwischen die Gründung der Bibel- und diejenige der Missionsgesellschaft fällt der Versuch, eine Traktatgesellschaft zu gründen. So viel wir wissen, wurde der Gedanke zuerst in der oben erwähnten Sonntagsgesellschaft ausgesprochen und besprochen. Offenbar gab der Vorgang Basels und St. Gallens die Anregung zu dem an sich ganz guten Gedanken; der Plan kam aber nicht zur Ausführung. Gerade in der Zeit nämlich, in der man sich mit diesem Plane beschäftigte, griff der bekannte Chorherr und Professor Joh. Schultheß in einer besonderen Schrift die namentlich von Basel, aber auch einige der von St. Gallen aus verbreiteten Traktate an und durchschnitt mit derselben dieser ganzen Thätigkeit für einmal den Lebensnerv. Zwar ist die Schrift nichts weniger als unparteiisch; im Gegentheil: dem einen Extrem tritt

Digitized by Google

hier das andere gegenüber, dem pietistischen das rationalistische; namentlich werden die maßlosesten Konsequenzen gezogen und bei einigen der in den Traktaten erzählten Geschichten wird der ursprüngliche Sachverhalt nach den Regeln der rationalistischen Exegese in einer Weise wieder hergestellt, die uns heute unwillkürlich ein Lächeln abnöthigt. Allein trotz dieser Einseitigkeiten und trotz des durchweg gereizten Tones war die Wirkung der Schrift auch in solchen Kreisen bedeutend, denen man christlichen Sinn nicht absprechen konnte. Offenbar war es die Opposition gegen die Einseitigkeit der englisch-methodistischen Anschauungen vom Christenthum, die in diesen Traktaten vorherrschten und die von Schultheß so schonungslos aufgedeckt worden waren, was der Schrift so vielen Eingang verschaffte. Geßner mißbilligte dieselbe höchlich, ohne Zweifel weil sie nach seiner Ansicht zu weit griff und auch die Aeußerungen eines specifisch christlichen Glaubens und Lebens mit verurtheilte, wie denn Schultheß in der gleichen Schrift auch auf's heftigste gegen die Anbetung Christi sich ausgesprochen hatte, während es sich nicht läugnen läßt, daß Geßners Art an sich eine ganz andere war als die in jenen Traktaten vorherrschende. Geßner und seine Freunde waren aber nicht nur erzürnt, sondern auch entmuthigt, und gaben den Gedanken auf, sich als Traktatgesellschaft zu konstituieren. Sie wollten zwar Gesellschaft bleiben, aber nur privatim wirken; es ist uns indessen nicht bekannt, ob und in welcher Weise diese private Wirksamkeit statt gefunden habe.

Nicht minder als auf dem Gebiete der Kirche wirkte Geßner auch auf dem Gebiete der Schule, so zwar daß hier die freie Thätigkeit zur amtlichen führte. Merkwürdiger Weise war es auf diesem Gebiete der vorhin genannte Chorherr Schultheß, mit dem er vielfach und im besten Einverständnisse zusammen arbeitete, so sehr beide hinsichtlich ihrer Theologie als Antipoden betrachtet werden können. Immerhin schloß der Gegensatz auch sonst eine gewisse Anerkennung nicht aus. Noch in seiner Schrift über die Traktate empfahl Schultheß Geßners Handbüchlein für das eidgenössische Militär als eine gesunde und kräftige Speise gegenüber

Digitized by Google

einem von ihm angegriffenen Traktate für Soldaten — und ebenso gab er Geßnern seine Kinderbibel vor dem Drucke zur Durchsicht und benutzte manche der von jenem gemachten Bemerkungen.

Es war im Jahre 1799, als Geßner und Schultheß mit einander den Versuch machten, Pestalozzis Methode in Zürich praktisch einzuführen und zu diesem Ende eine Privat-Töchterschule gründeten. In wie weit die beiden Männer schon von Anfang an die pestalozzische Methode genauer kannten, da ja allerdings das am meisten anregende Werk Pestalozzis, das Buch der Mütter, erst 1801 erschien, läßt sich schwer bestimmen; doch wissen wir, daß Pestalozzi Geßnern persönlich bekannt war; jedenfalls war schon der Anfang in Pestalozzis Sinn und Geist.

Zürich besaß schon seit 1773 eine Töchterschule, die durch angesehene Männer ins Leben gerufen worden war. Der Unterricht wurde aber nach einer wenig zweckmäßigen Methode ertheilt. Die Lehrerin gab jeder Schülerin eine besondere Aufgabe und sah dann wieder bei jeder nach, wie die Aufgabe gelöst worden. So kam es, daß die fähigern Schülerinnen den Kurs innerhalb Jahresfrist vollendeten, während dies bei andern erst in zwei bis drei Jahren der Fall war. Dieser schwerfälligen Methode gegenüber sollte nun eine einfachere eingeführt werden. Zu diesem Ende bildete Geßner selbst eine junge Lehrerin heran. Er sammelte zu seinen eigenen eine Anzahl Kinder von Verwandten und Freunden und ließ die Lehrerin unter seiner Aufsicht und Leitung in seiner Studierstube Unterricht ertheilen. Nachher wurde der Unterricht mit der Lehrerin von ihm durchgesprochen und er scheute keine Mühe, passende Lehrmittel selbst zu verfertigen. Eigenhändig schrieb er ein größeres Tabellenwerk, aus dem die Schülerinnen Geschriebenes lesen lernten und gab Veranlassung zu einem andern Werke, zu einer Sammlung von gedruckten Buchstaben, die einzeln auf Karton aufgezogen von den Schülerinnen zu Wörtern zusammengesetzt wurden. Ebenso schrieb er — was ihm bei seiner zierlichen Handschrift wohl möglich war — eigenhändig eine Reihe von Schreibvorlagen, die dann durch Kupferdruck vervielfältigt wurden und gab ein Lesebüchlein heraus. Schultheß verfaßte ein

Digitized by Google

sogenanntes „Namenbüchlein", das die Laute und die Zusammensetzung der Laute zu Wörtern u. s. w. enthielt und das ungefähr 1805 in alle Schulen eingeführt wurde. Ebenso bearbeitete er eine große Anzahl von „Rechentäfelchen", d. h. Rechnungsaufgaben, welche gedruckt und auf kleine Kartontäfelchen aufgezogen wurden. Geßner half ihm bei der Abfassung dieser Aufgaben und die Sammlung fand bald eine sehr bedeutende Verbreitung.

Nach Verfluß eines halben Jahres etwa traten die Gründer der neuen Schule mit derselben in die Oeffentlichkeit. In einem beschränkten Lokal auf dem sogenannten Steinhause und nachher in weiterem Raum auf dem Zunfthause zur Meise wurden zwei Klassen errichtet und für die obere eine bei Pestalozzi selbst gebildete Lehrerin angestellt. Geßner nahm sich der Schule in jeder Weise an. Nicht nur stand er den Lehrerinnen stets zur Seite, sondern er ertheilte auch selbst Unterricht in der Geschichte und Geographie, besonders aber in der Religion. Für diesen Religionsunterricht zunächst verfaßte Geßner seine „christliche Religionslehre für die zartere Jugend". Man kann darüber streiten, in wie weit für „die zartere Jugend" noch ein anderer als ein bloß geschichtlicher Unterricht zulässig sei. Wenn man aber neben dem geschichtlichen Unterricht noch etwas Anderes will gelten lassen, oder wenn man eine Anleitung sucht, um die dogmatischen und sittlichen Grundlagen des Evangeliums, die doch auch bei dem geschichtlichen Unterrichte irgendwie zur Sprache kommen müssen, dem Kinde nahe zu bringen, so gibt es kaum ein anderes Schriftchen, das dieses in so einfacher, wahrhaft kindlicher und darum dem Kinde so durch und durch verständlicher Weise thäte wie diese „Religionslehre". Dies Büchlein allein schon ist ein lebendiger Beweis von Geßners tiefer pädagogischer Einsicht. Es fand auch vielfache Verbreitung und erschien noch 1825 in fünfter Auflage.*)

Es konnte nicht fehlen: die neue Methode mußte auch auf die schon bisher bestehende Töchterschule eine Rückwirkung ausüben.

---

*) Ueber die Bearbeitung eines Theiles der biblischen Geschichte für die Jugend vergl. Kap. 10.

Digitized by Google

Dies geschah namentlich, als die beiden Töchterschulen im Jahr 1806 vereinigt und unter eine gemeinsame Leitung gestellt wurden. Durch die Aussteuerungsurkunde vom Jahre 1803 war der bedeutende Fond der Töchterschule, der bisher Privateigenthum der stiftenden Gesellschaft gewesen war, der Stadt unter ihrer Verantwortlichkeit als Eigenthum zugeschrieben worden. Der Stadtrath setzte sich daher mit der Verwaltung der Töchterschule in Verbindung, arbeitete auf eine Erweiterung der Schule hin und übernahm in dem genannten Jahre auch die geßnersche Schule als öffentliche Schule mit der Verpflichtung, sie aus dem Stadtärar zu unterhalten. Beide Schulen wurden demgemäß in das gleiche Lokal verlegt und der gleichen Aufsichtsbehörde unterstellt. Auch die Vorsteherschaft wurde aus den beiden bisherigen neu gewählt. Geßners Erfahrung und Thätigkeit übte auch hier einen sehr wohlthätigen Einfluß und als 1809 der bisherige Präsident starb, wurde er einstimmig zum Präsidenten der „Kuratel" und der engeren Schulkommission gewählt. Auch den Religionsunterricht an der untern Abtheilung behielt er bei, bis die Vermehrung seiner anderweitigen Arbeiten ihn nöthigte, denselben aufzugeben. Von der Leitung der Schule zog er sich indessen auch dann nicht zurück, als im Jahre 1831 die sämmtlichen Stadtschulen reorganisiert wurden; er ließ sich vielmehr in den neuen Stadtschulrath wählen und nahm auch die Ernennung zum Präsidenten der Aufsichtsbehörde der Töchterschule an. Bis zu seinem Rücktritte im Jahre 1840 blieb ihm diese Seite seiner Wirksamkeit eine der liebsten. So sehr es aber seiner Thätigkeit mit zu danken war, daß der Uebergang von der alten Schule zur neuen bei dieser Anstalt sich leicht und ohne Sprung vollzog, so konnte doch Geßner in der neuen Phase sich nicht mehr gleicher Weise zurechtfinden wie in der frühern. Es gab daher bisweilen Differenzen zwischen ihm und den jüngern Mitgliedern der Aufsichtsbehörde, die freilich in der Regel durch die Pietät der letztern ausgeglichen wurden. Die Liebe aber blieb unverändert bis ans Ende und seine Liebe fand einen freudigen, oft begeisterten Wiederklang in den jugend-

Digitized by Google

lichen Herzen, zumal wenn er beim Schluß oder Beginn eines Kurses zu ihnen sprach. Bis 1833 hielt er nach der herrschenden Uebung am Schlusse der Prüfungen eine sogenannte Examenrede; von da an bei der Eröffnung des neuen Kurses in der Großmünsterkirche eine Ansprache. Allgemein wurden diese Reden geschätzt wegen der eindringenden Wärme und väterlichen Milde, mit der Geßner Müttern und Kindern ans Herz zu reden und auch die jüngsten anzufassen wußte und heute noch bewahrt ihm manche jener Schülerinnen ein freundliches und dankbares Andenken.

Auch für die Förderung des Schulwesens überhaupt war Geßner thätig. Wiederum er in Verbindung mit Schultheß war Veranlassung, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts der nachmalige Inspektor Zeller in Beuggen, damals Lehrer in Zofingen, der bei Pestalozzi gebildet war, nach Zürich berufen wurde, um mit einer Anzahl von Schullehrern einen mehrmonatlichen Kurs durchzumachen. Zu einer wirklichen Einführung der pestalozzischen Methode reichte jedoch die Zeit nicht hin. Es blieben wohl hie und da einige Reminiscenzen, aber die Lautiermethode scheiterte an dem Spott der Leute. An diese erste reihten sich noch andere Bestrebungen für Hebung des Schulwesens an. Namentlich bestand ein Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die Lehrerschaft geistig und ökonomisch zu heben. Es wurde eine Bibliothek für Lehrer angelegt und eine Kasse zur Unterstützung kranker und allzu gering besoldeter Lehrer gegründet. Geßner war auch hier unermüdet thätig und wenn auch andere Namen bei diesen Bestrebungen in erster Linie genannt werden, so darf doch auch der seinige dabei nicht vergessen werden. Um Ehre und Auszeichnung war es ihm bei solchen Dingen nicht zu thun; desto mehr war er zur Uebernahme von Arbeiten willig und verwaltete z. B. jene von ihm in Anregung gebrachte Hülfskasse für Schullehrer, durch welche im Stillen mancher Segen gestiftet werden konnte.

Unsere Zeit weiß sich so groß mit ihrer reichen, vielgeschäftigen Thätigkeit und die Gefahr, die vorigen Zeiten zu überschätzen ist kleiner als die Gefahr, sie zu unterschätzen. Das Bild einer so

Digitized by Google

reichen — amtlichen und freien — Thätigkeit, wie es uns aus Geßners Leben entgegentritt, dürfte uns Bescheidenheit anempfehlen und uns die alten wie die neuen Zeiten gleichmäßiger würdigen lehren.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Geßner als Antistes.

Hessens Tod. Geßner als Hessens Stellvertreter. Gründe für und wider die Annahme der Antistesstelle. Die Wahl. Geßners Stimmung. Anrede an den Kirchenrath. Abschied von der Fraumünstergemeinde und von der Professur der praktischen Theologie. Antritt des Pfarramtes beim Großmünster. Geschäftskreis. Stellung und Wirksamkeit im Kirchenrathe. Ordinationsreden. Bettagscirkulare. Die Synode. Geschichtliche Entwicklung und damaliger Zustand derselben. Geßners Aeußerungen über dieselbe aus früherer Zeit. Stellung des Antistes zur Synode. Geßners Schlußreden und Mittheilungen über die Zustände anderer Kirchen. Motion des Pfarrers Füßli. Die Revolution von 1830. Geßners Stellung zu kirchlichen Reformen überhaupt und zu der damaligen. Ansichten über die Stellung der Geistlichen in Zeiten politischer Neugestaltung. Predigt nach Usteris Tode. Hirtenbriefe an die Gemeinden. Neugestaltung des Kirchenrathes und der Synode und Geßners Wirksamkeit in beiden Behörden. Aufhebung des Chorherrenstiftes. Freieres kirchliches Leben. Sektenwesen. Geßners Schrift gegen die Neutäufer. Gespräch mit zwei Führern derselben. Schrift wider das Theater. Verleihung der theologischen Doktorwürde.

Drei und dreißig Jahre lang hatte Geßner theils als Diakon theils als Pfarrer an der Fraumünstergemeinde gewirkt; er stand jetzt im 63. Lebensjahre. Noch war er im Ganzen recht frisch und kräftig, doch meldeten sich schon die Vorboten des beginnenden Alters. Aber obgleich er schon an der Schwelle des Greisenalters stand, so war ihm doch noch eine höhere Würde und — Bürde aufbehalten. Am 29. Mai des Jahres 1828 starb der hochbetagte, ehrwürdige Antistes Heß. Als sein muthmaßlicher Nachfolger wurde neben Andern auch Geßner genannt. Ihm selbst

Digitized by Google

kam das nicht unerwartet. Schon seit längerer Zeit war er Hessens Stellvertreter theils in der Synode, theils im Kirchenrathe gewesen. Seit dem Reformationsfeste im Jahr 1819 hatte sich nämlich Heß von den öffentlichen Geschäften zurückziehen müssen. Auf Hessens Wunsch und Anordnung führte Geßner erst während etwa drei Vierteljahren als das älteste geistliche Mitglied den Vorsitz im Kirchenrathe, übergab dann aber denselben dem neu gewählten Verwalter (Präsidenten) des Stifts zum Großen Münster, so jedoch daß er das Präsidium des großen (erweiterten) Kirchenrathes, welchem besondere Kompetenzen zugetheilt waren, beibehielt und ebenso die Ordination der Kandidaten vollzog, bei deren Prüfung er als Professor der praktischen Theologie sich zu betheiligen hatte. Die Leitung der Synode blieb ihm seit 1820 ebenfalls überlassen, obgleich Heß einige Male anwesend war und dann etwa auch ein kurzes Wort am Schlusse sprach. So war es freilich begreiflich, daß auch in Geßners Seele die Ahnung entstand, daß er zum Nachfolger seines theuren Freundes Heß möchte berufen sein. Obgleich aber Heß selbst oft den Wunsch ausgesprochen hatte, Geßnern zum Nachfolger zu haben, so war dieser doch nicht ganz im Klaren, ob jene Ahnung „rein" sei. Jetzt entstand ein gewaltiger Kampf in seinem Innern und sorgfältig wog er die Gründe ab, die für oder wider die Annahme einer allfälligen Wahl sprachen. Wider dieselbe sprach einmal die Vermuthung, daß die Regierung selber wünsche, er möchte die Wahl ablehnen, sodann die Furcht, in der neuen Stellung zu wenig Unterstützung zu finden, da die Mehrheit des Kirchenrathes seine Ansichten und Gesinnungen nicht theilte — ganz besonders aber der Hinblick auf das beginnende Alter, das sich äußerlich in dem zunehmenden Zittern der Hand kund gab und ihm den Gedanken an einen möglicher Weise einmal eintretenden „Invalidenzustand" und an die Forderung einer Resignation bei solchem Zustand nahe legte — und endlich die Ueberzeugung von einer „nicht schnellen, nicht gewandten Entschlossenheit, einer leicht erregten Zaghaftigkeit". Aber gerade diese Besorgnisse warfen umgekehrt wieder ein Gewicht in die entgegengesetzte Wagschale. „Nach vielen Erfahrungen

Digitized by Google

meines Lebens muß das, was mir nachher recht soll zum Segen werden, so erkämpft werden" — so lesen wir auf dem Blättchen, auf dessen gegenüberstehenden Seiten Geßner die „Gründe für" und die „Gründe wider" — auf beiden Seiten gleich viele — neben einander gestellt hat. Zudem regte sich gegen seine Wahl gerade von Seite seiner theologischen Gegner die erwartete Opposition nicht und dem Zweifel über seine persönliche Befähigung stellte sich die Hoffnung gegenüber, daß er gerade mit seiner Denkart an der Stelle manches Gute wirken könnte.

Am 18. Juni wählte der Große Rath Geßnern zum Antistes, d. h. zum ersten Pfarrer am Großmünster und zum Vorsteher der zürcherischen Geistlichkeit und Kirche. Freilich war die Wahl keine glänzende; nicht einmal völlig die absolute Mehrheit der Stimmen hatte sich auf ihn vereinigt. Eine bedeutende Zahl von Stimmen war auf den Dekan Zwingli in Rickenbach gefallen, eine geringere Zahl auf einen Dritten. Dennoch besann sich Geßner nun nicht mehr, die Wahl anzunehmen. Wie er schon vor der Wahl geschrieben: „Da ich nach meinen Grundsätzen schuldig bin, dem Vaterland und der Kirche das zu leisten, was mir möglich ist und von mir gefordert wird, so muß ich ohne Rücksicht auf Opfer oder eigene Wünsche respektieren, was geschieht" — so that er jetzt.

Mit aufrichtiger Demuth und gläubigem Muth übernahm er das verantwortungsvolle Amt und diese beiden Seiten der christlichen Gesinnung, die ihn beseelte, traten überall hin wohlthuend zu Tage. Er sprach sie aus der Regierung gegenüber, die ihn zu seiner Wahl beglückwünschte; er sprach sie aus, als er die Leitung des Kirchenrathes übernahm und ebenso vor der ganzen Synode. In allen diesen Reden ist es zugleich das Bild des trefflichen Heß, an das er sich anlehnt, und das gleicher Weise die Demuth wie den Muth in ihm weckt. „Halten Sie sich versichert, sprach er vor dem Kirchenrathe, daß vor Allem die Treu und Ehrfurcht gegen den großen Oberhirten der Gemeinde, das Interesse für Alles, was das Wohl, das wahre Leben unserer vaterländischen Kirche fördert, ihre Rechte sichert und den ver-

Digitized by Google

nünftigen Offenbarungsglauben gegen den Aberglauben und gegen die Verkehrtheit des Unglaubens und der Schriftverdrehung schützt; Alles, was das Ansehen, die Wirksamkeit und den Einfluß der Geistlichen gewährleistet, mir am Herzen liegt und daß ich nach bestem Wissen und Gewissen und mit der Einsicht, welche Gott mir verleiht, Alles thun werde, was meine Stellung und die Verbindung mit Ihnen mir möglich macht. Die gute Stellung zum Staate und das ersprießlichste Verhältniß zwischen beiden soll meine angelegene Sorge sein. So tief ich mich auch unter dem Mann stehend fühle, zu dessen Amtsnachfolger ich ernannt bin, so darf ich doch sagen: ich stand mit ihm in einem Geiste und erkenne mit ihm und seinem und meinem ersten Vorgänger, dem ewig andenkenswürdigen Zwingli, nur das richtig interpretierte Wort Gottes als die einzige Richtschnur unsers Glaubens und Lebens. Vor Gott schwör' ich es Ihnen, der lauteren Evangeliumswahrheit nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern für ihre Förderung und Befestigung in unserer Kirche zu wirken nach dem Vermögen, das Gott darreicht. Der Herr aber sorge selbst für unsere Kirche!"

Man kann sich denken, daß der Abschied von der Fraumünstergemeinde Geßnern nicht leicht ward. In einer so langen Zeit gemeinsamen Lebens bildet sich ein Band, das mit den Jahren immer fester wird — und nun mußte es dennoch geschieden sein. In einer Reihe von Predigten über die pauliniſchen Bitten und Ermahnungen Philipp. 2, 1—16 legte er seiner geliebten Gemeinde noch einmal den ganzen Inhalt seiner bisherigen Predigt in ihrer Beziehung aufs Leben vor und brachte ihr dann in seiner Abschiedspredigt über Philipp. 1, 8—11 den Wunsch des Scheidenden dar. Es war ein schönes Zeugniß, das Geßner der Gemeinde und sich selbst ausstellen konnte in den Worten: „Mit wem man an die vier und dreißig Jahre gelebt, im schönsten, wärmsten, durch keinen Hauch der Widerwärtigkeit je gestörten Verhältnisse gelebt, nur Liebe empfieng, nur Liebe gab, von dem trennt man sich nicht ohne Schmerz; sieht nicht ohne Wehmuth ein Verhältniß aufgehoben, in dem man sich immer nur glücklich

Digitized by Google

fühlte —“ oder wenn er in dem Vorwort zu diesen Predigten sagt, daß er noch am Lebensabend, der ihm vielleicht nicht mehr ferne sei, sich freue, seine besten Jahre im Dienste dieser Gemeinde zugebracht zu haben.

Auch von seiner Professur nahm Geßner jetzt Abschied. Er that es in einer hübschen kleinen lateinischen Rede, die er beim nächsten Examen hielt. Der Rückblick auf eine dreißigjährige Arbeit war auch hier ein freudiger. Nicht nur durfte Geßner mit einem gewissen Stolze hervorheben, daß durch ihn die Pastoraltheologie am zürcherischen Gymnasium bleibend eingebürgert worden sei, sondern er konnte auch mit Befriedigung auf den Fleiß und das Wohlverhalten seiner Schüler zurückblicken, wenn er gleich nicht blos der Form wegen die Unvollkommenheit seiner Leistungen hervorhob. Dennoch fehlte auch hier das wehmüthige Moment des Abschiedes nicht: „Nicht ohne einen gewissen Schmerz nehmen wir Abschied auch von diesem Amte, das wir während so vieler Jahre mit frohem Muthe versehen haben.“

Das Pfarramt am Großmünster trat Geßner am 14. September 1828 an. Zu seiner Antrittspredigt hatte er sich das Wort Pauli gewählt: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr, wir aber um Jesu willen euere Knechte seien. Erst nachdem er den Text gewählt, hatte er gesehen, daß es derselbe sei, über den auch Heß seine Antrittspredigt als Antistes gehalten hatte. Auch in dieser Predigt tritt das Gefühl eines gewissen Mißverhältnisses zwischen seinem Alter und dem ihm aufgetragenen Amte hervor. „Aber Geliebte, sagt er, nachdem er einen Rückblick auf seine Vorgänger im Amte geworfen, es tritt ein alternder Mann nicht ohne das Gefühl seiner Schwäche vor euch hin, um zum ersten Male dieser großen, ansehnlichen Gemeinde zu predigen.“ Doch er tröstet sich, da er nicht selbst sich hieher gestellt, mit dem Gedanken an die stärkende Kraft Gottes, dessen heiligen Willen er verehren mußte, und weiß: „auch jene Vorgänger trugen ihren Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft Gott zugeschrieben werde, nicht den Menschen.“

Digitized by Google

Auch in dem neuen Wirkungskreise legte Geßner die Treue an den Tag, mit der er bisher in den ihm anvertrauten Kreisen gewirkt hatte. Neben der sonntäglichen Morgenpredigt lag ihm auch hier eine Wochenpredigt zu halten ob und wenn er in jener anfänglich noch einer ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft sich erfreute, so war ihm die Dienstagspredigt, die er mehr und mehr zu einer Bibelstunde gestaltete, nicht weniger lieb. In dem kleinen Kreise konnte er namentlich das gemüthliche Element, das in ihm lag, so ganz zu seinem Rechte kommen lassen; und gerade seine Persönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, daß diese Vorträge sich der Homilie im altchristlichen Sinne, dem einfachen, freien Aussprechen der christlichen Gesinnung und des christlichen Lebens näherten.

Diese Wochenpredigten bildeten gleichsam den Uebergang zur freien Seelsorge, welche Geßnern auch in seiner neuen Stellung besonders am Herzen lag und die er gern und freudig übte, wo immer es die Verhältnisse gestatteten.

Dem Kirchenrathe war Geßner ein treuer, fleißiger Präsident. Gewissenhaft bereitete er sich auf die Sitzungen vor, arbeitete selbst Manches aus, namentlich die Uebersichten und Berichte über die abgehaltenen Visitationen und sorgte durch seine Pünktlichkeit für schnelle Erledigung der laufenden Geschäfte. Durch seine ruhige Milde und kluge Umsicht eignete er sich ganz für die Stelle, nicht minder durch seine Geneigtheit, auch andere Ansichten zu ihrem Rechte kommen zu lassen, doch bezeichnete er selbst diese Nachgiebigkeit als eine gewisse Charakterschwäche (S. 5). Man kann nicht sagen, daß ein neuer schöpferischer Impuls von ihm ausgieng; sein Verdienst bestand mehr in dem treuen Benutzen und Ausbauen der gegebenen Verhältnisse; aber auf diesem ihm naturgemäßen Boden leistete er Vieles für das Gedeihen der Kirche. Die Anschauung von der Bedeutung des kirchlichen Lehramtes, die seiner eigenen pastoralen und kirchenregimentlichen Thätigkeit zu Grunde lag, drückt sich namentlich auch in den Reden aus, die er von 1819—1836 bei der Ordination der Kandidaten hielt. Da sie sich unmittelbar an die Probepredigten der Kandidaten

Digitized by Google

anschlossen, sind sie eher kurz als lang, und ein kurzes Wort schien Geßnern bei solcher Gelegenheit überhaupt passender als ein langes. „Dem rege gewordenen edeln Eifer, sagt er in einer dieser Reden, dem von schönen Gefühlen erwärmten Gemüthe genügen Winke; und sie dürften selbst zweckmäßiger sein als lange, trockene Vorstellungen.“ Häufig legte Geßner den Kandidaten ans Herz, daß sie neben der äußeren auch ihrer inneren Berufung gewiß werden mögen, daß ferner ihr Studienkurs noch keineswegs vollendet sei, sondern sie vielmehr erst jetzt anfangen sollen, recht fleißig in der Bibel zu forschen. „Wer könnte, wenn er auch noch so viele, so oder anders modificierte Lehrgebäude kennen gelernt hätte, ein würdiger, ächter Lehrer des lauteren Christenthums sein, wenn er nicht in die göttlichen Schriften und ihren wahren Sinn durch eigenes Forschen eingedrungen ist und sie in ihrem Zusammenhang verstehen gelernt hat?“ Daran anknüpfend empfiehlt er eine „gesunde, weder künstlich spitzfindige, noch schwärmerisch geschraubte Auslegung“ oder er ermahnt, den einfachen, gesunden Wortsinn der Bibel zu ergründen und weder etwas hineinzutragen noch etwas auszumerzen. Er warnt, nicht durch unweises Aushängen einer vermeinten Weisheit das zu zerstören, was man aufzubauen berufen sei und nicht anders zu denken und anders vor dem Volke zu lehren. Dann wieder weist er hin auf die größer gewordenen Anforderungen der Zeit, auf das unläugbare Fortschreiten der Kultur, das auch in den unteren Klassen immer sichtbarer werde und den Geistlichen auffordere, selbst immer tiefer in den Geist des Christenthums einzudringen. „Die heilige Wahrheit des Christenthums, sagt er ein ander Mal, ist nicht ein abgeschlossener, ein für alle Mal bestimmt ausgemarkter Kreis des menschlichen Erkennens, der wie eine Formenlehre nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt und mit dem Verstande allenfalls geordnet werden darf, ohne daß ein weiterer Fortschritt da möglich wäre. Aber ebenso überzeugt sind Sie: diese heilige Wahrheit des Christenthums ist auch nicht eine schwankende Lehre, die bald so, bald anders sich gestaltet und ihre Grundlagen verändert. Nein, das Christenthum ist eine Wahrheit, die von Gott kommt, in ihrer Aechtheit als

Digitized by Google

göttlich muß aufgefaßt und von Zusätzen und Abschneidungen rein bewahrt werden.“ In gleichem Sinn redet er von „dem vernünftigen Glauben, der eben dadurch sich als ein solcher bewährt, daß er vernunftmäßig und dennoch Glaube ist, der nicht wähnt, vor der Zeit ein Wissen und Schauen sein zu müssen und darum auch in den Wirren des menschlichen Getreibes feststeht.“ In Uebereinstimmung damit weist er warnend hin auf das, was die mannigfachen Parteiungen unter den Christen bilde, das Herausheben einer Lehre mit Hintansetzung der andern, die eben so gewiß im Evangelium liegen. In immer neuen Wendungen aber kehrt die Ermahnung wieder, die Lehre durch den Wandel zu zieren und aus dem eigenen Thun des göttlichen Willens die Göttlichkeit der Lehre Jesu zu erkennen.

Die Erlasse, welche Geßner als Antistes auszufertigen hatte, tragen ganz das Gepräge jener ruhigen, väterlichen Würde, die je mehr und mehr als Charakterzug in seinem Wesen hervortrat. Dies gilt von den Cirkularen, welche der Antistes jeweilen vor dem eidgenössischen Bettage an die Geistlichkeit zu richten hat, um sich gegen dieselbe über die geeignetste Behandlung des Feststoffes auszusprechen. Bis 1830 wurde in diesem Cirkular das Ergebniß der Berathung mitgetheilt, welche die Stadtgeistlichkeit über den Gegenstand gepflogen hatte; von 1830 an sprach der Antistes in dem Schreiben seine eigenen Ansichten aus. Von einzelnen anderweitigen Erlassen wird weiter unten die Rede sein. Neben jenen Cirkularen hatte — und hat heute noch — der Antistes jedes Jahr besondere Gebete für den Bettag zu verfassen. Geßners Gebete enthalten viele schöne, kräftige, schwungreiche Stellen; sie fallen aber auch — und zu oft — in den Ton der Betrachtung, der eher der Predigt als dem Gebete eignet. Es ist freilich schwer, Alles was einem bei solcher Gelegenheit nahe liegt, in die Gebetsform zu bringen; das dürfte aber eher ein Wink sein, daß es nicht nöthig sei, Alles im Gebete zu sagen, sondern daß Manches der Predigt überlassen werden könne. Auf der andern Seite aber liegt in diesem Vorherrschen der Reflexion

Digitized by Google

allerdings eine Eigenthümlichkeit Geßners oder vielmehr der ganzen Zeit, in der er seine Bildung empfangen hatte.

Wie Geßners Stellung zum Kirchenrathe, so war auch seine Stellung zur Synode. Das Institut der Synode, in welcher sich die zürcherische Geistlichkeit bis 1803 zwei Mal, von da an nur ein Mal jährlich versammelte, bestand schon seit der Reformation. Anfangs hatte sie wohl mehrmals kräftig in die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten eingegriffen. Auch die auf Grundlage der Visitationen ausgeübte gegenseitige Censur hatte ursprünglich eine große Bedeutung gehabt. Allmälig aber, namentlich seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, war die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, soweit sie nicht von der Regierung selbst geübt wurde, fast ganz in die Hände des Examinatorkonventes (Kirchenrathes) übergegangen. Die Censur war zu einer bloßen Form geworden und bestand häufig nur in einer gegenseitigen Bekomplimentierung. So blieb noch die Besprechung der kirchlichen Zustände. Diese wurde durch eine „Proposition" eingeleitet, welche der Reihe nach von je einem Dekan gehalten wurde, nachdem sie Tags zuvor von dem durch Zuzug der Dekane und einiger andern Geistlichen erweiterten Kirchenrathe vorberathen worden war und welche in der Regel eine Reihe von Wünschen und Beschwerden zur Sprache brachte, die dann der Regierung „zu näherer Erdaurung und Remedur" überwiesen wurden. Zu dem geringen Umfang dieser Kompetenzen kam noch jener steife Formalismus, der aus dem 18. Jahrhundert vererbt in der Restaurationsperiode wie in einem Nachsommer sein Haupt noch einmal erhob und den man mit dem Namen Zopfthum zu bezeichnen pflegt. Natürlich hatte von Alters her jedes Mitglied der Synode das Recht gehabt, seine Ansichten auszusprechen; faktisch aber betheiligte sich seit langer Zeit an den Diskussionen Niemand als die Mitglieder des Kirchenrathes und die Dekane. Diese wurden nach der Reihe ihrer Kapitel angefragt; aber schon sie selbst gaben ihr Votum bisweilen nur durch eine Verbeugung ab und obgleich auch die übrigen Mitglieder je eines Kapitels um ihre Meinung gefragt wurden, wagte es doch Niemand, etwas

Digitized by Google

zu sagen. So waren die Verhandlungen häufig steif und langweilig. Auch in Geßners Tagebüchern finden sich Andeutungen darüber, aus jener Zeit nämlich, in der auch bei ihm das kritisierende Element noch stärker war als später. „Der Synodus selbst ohne alles Besondere — sehr allgemeine Philisterei" heißt es unterm 6. Mai 1794. Große Freude dagegen drückt das Tagebuch aus, als Heß (5. Mai 1795) zum ersten Mal die Synode präsidierte: „Das Gebet schon, dann vorzüglich die Anrede an die den (Synodal-) Eid Leistenden machten mir große Freude. So Zweckmäßiges und Christliches hat man lange nicht gehört, wie jetzt von unserem Antistes." Aber auch Heß genügte ihm nicht immer. Zum 31. Oktober 1797 bemerkt das Tagebuch: „Von dem Synodus kann ich nicht viel Anderes sagen als: Langweile. Zwar sagte der Antistes sehr viel Gutes, aber unlebendig." Geßner ahnte damals natürlich nicht, daß er einst berufen sein werde, es besser zu machen. In der That konnte der Antistes Vieles zur Belebung der Synode beitragen. Einmal lag es ihm von Alters her ob, eine Schlußrede zu halten, die gewöhnlich von dem anwesenden Bürgermeister in irgend einer Weise beantwortet wurde. Mehrere der früheren Vorsteher der zürcherischen Kirche hatten in diesen Reden Bedeutendes geleistet, u. A. die Antistes Breitinger im 17. und Wirz im 18. Jahrhundert. Zu der Zeit, von der wir reden, war es Sitte, diese Schlußreden zu Pastoralansprachen zu benutzen. Auch Geßner that dies. Er zeichnete das Bild des christlichen Lehrers, das eine Mal in seinen Amtsverhältnissen, das andere Mal in seinen besonderen Stellungen und in seinen Privatverhältnissen, oder er theilte seine Gedanken mit über die Hauptsache des christlichen Lehrberufes, oder beleuchtete die Frage, ob es nicht bei aller Verschiedenheit der Ansichten einen Vereinigungspunkt gebe, und beantwortete sie dahin, daß es allerdings eine Einheit des Geistes gebe, die nicht nur denkbar, sondern auch geschichtlich erwiesen sei, schon durch die geistige Einheit der Apostel, die auch nicht in allen Punkten gleicher Ansicht gewesen seien. Sehr passend begann er (1820) die Reihe dieser Vorträge mit einer geschichtlichen Darstellung der Bedeutung, welche die

Digitized by Google

Synode zur Zeit der Reformation gehabt und wies darauf hin, wie ein wesentlicher Theil jener Bedeutung, die gegenseitige Stärkung und Ermunterung der Geistlichen zur treuen Ausübung ihres Berufes, auch jetzt noch vorhanden sei. Er liebte es überhaupt, bei solchen Gelegenheiten Stellen aus Zwinglis oder Bullingers Werken anzuführen und that dies auch in mehreren seiner Ordinationsreden. Die erste Rede, die er als Antistes hielt, war wie billig dem Andenken Hessens gewidmet; diejenige unmittelbar vor der Revolution behandelte den von der Regierung gegen den Kirchenrath ausgesprochenen Wunsch, daß die Frage über Beibehaltung oder Veränderung des bisherigen Katechismus oder Ersetzung desselben durch Einführung biblischer Abschnitte an Hand genommen werden möchte.

Neben diesen Schlußreden hatte der Antistes seit 1803 noch eine andere Rede zu halten. „Um das brüderliche Band zwischen uns und anderen reformierten Kirchen, besonders der Eidgenossenschaft immer enger zu knüpfen," sollten am Schlusse der ersten Sitzung erheblichere Nachrichten aus denselben mitgetheilt werden. Diese Mittheilungen sollten gewisser Maßen die Stelle der mangelnden Kirchenzeitungen vertreten und die Synode in den Stand setzen, sich über Manches, was die politischen Blätter nur kurz berührten, ein genaueres Urtheil zu bilden. Geßner ließ es auch hier an gewissenhafter Treue nicht fehlen. Er sammelte fleißig den Stoff und verarbeitete ihn jedes Mal zu einem ansprechenden Bilde, das in der Regel Interesse und Beifall weckte.

Da kam die Revolution von 1830, welche auch eine gänzliche Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse mit sich führte. Gerade ein Jahr vorher hatte in der Synode der damalige Pfarrer Füßli beim Kreuz die oben geschilderten Mängel, an denen der kirchliche Organismus und namentlich die Synode litt, in sehr energischer Weise zur Sprache gebracht und Abhülfe verlangt. Obgleich aber die meisten der bisherigen Wortführer in der Synode — Geßner nicht ausgenommen — über diese kühne Sprache ziemlich mißstimmt waren, so mußte der Kirchenrath dennoch die Frage, wie die Synode zu größerer Lebendigkeit und zu stärkerer Be-

Digitized by Google

theiligung bei der Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten gebracht werden könne, in Berathung ziehen. Die Geneigtheit zu wesentlichen Umgestaltungen war jedoch in dem Kreise der älteren, namentlich der Stadtgeistlichkeit, welche hier zuerst mitzureden hatte, nicht gar groß und vielleicht hätten lange Verhandlungen doch zu keinem nennenswerthen Ziele geführt. Jetzt zerschnitt die Staatsumwälzung kurzweg den Knoten.

Geßnern ward es nicht ganz leicht, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Von Jugend auf mehr aristokratisch als demokratisch gesinnt, ward es ihm jetzt bei seinem vorgerückten Alter doppelt schwer, die alte Aristokratie, der Zürich offenbar einen großen Theil seines bisherigen Glanzes zu danken hatte, gänzlich verdrängt zu sehen und nicht am wenigsten fürchtete er das Eindringen eines verderblichen Geistes in die Kirche. Dennoch lag es nicht in seiner Art, sich unthätig oder mißgelaunt zurückzuziehen oder gar der neuen Ordnung der Dinge Hindernisse in den Weg zu legen. Dazu war er ein zu guter sowohl Patriot als Christ. Er hatte auch um so weniger persönliche Veranlassung dazu, als das neue Regiment die Stelle des Antistes nicht für erledigt erklärte, sondern ihn im Besitze derselben beließ. Weder die Lebenslänglichkeit der Antistesstelle noch die althergebrachte Verbindung derselben mit der ersten Pfarrstelle am Großmünster wurde bei der Neugestaltung der Dinge aufgehoben und als beides einige Jahre nachher — im December 1833 — doch geschah, wurde in das neue Gesetz die Bestimmung aufgenommen, daß der gegenwärtige Antistes durch dasselbe keiner Neuwahl unterworfen werden solle.

Es lag in der Natur der Sache, daß bei der Neugestaltung der kirchlichen Organisation, mit welcher der Große Rath die Synode betraute, vorzugsweise die jüngeren Kräfte der Geistlichkeit sich betheiligten. Nichts desto weniger nahm auch Geßner, wie wir sehen werden, an diesen Berathungen regen Antheil. Kirchlichen Reformen als solchen war er überhaupt nicht abgeneigt. Schon zur Zeit der sogenannten Interimsregierung im Jahr 1799, als nach der Vertreibung der Franzosen durch die Russen und Oesterreicher aus

Digitized by Google

Zürich die helvetische Regierung eine Zeit lang die Herrschaft über Zürich verloren, hatte es Geßner beklagt, daß man hinsichtlich der Pfarrwahlen viel zu schnell wieder „ins alte, gewiß nicht ganz gute Geleise“ zurückgekehrt sei und als es nach dem Sturze des helvetischen Direktoriums den Anschein gewann, als ob auch die kirchlichen Verhältnisse endlich eine etwas festere Gestalt gewinnen sollten, hatte er sich wegen dieser Frage (im November 1801) an den nachmaligen Bürgermeister von Wyß — damals Mitglied des helvetischen Senates — gewendet. Die Besetzung der Pfarrstellen durch die Regierung aus einem Vorschlag des Kirchenrathes schien ihm einseitig und hinwieder hatte die freie Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden damals so heftige Parteiungen hervorgebracht, daß ihr Geßner ebenfalls nicht glaubte das Wort reden zu dürfen. Dennoch schien es ihm unnatürlich, daß die Gemeinde zur Wahl ihres Geistlichen nichts sollte zu sagen haben. Daher schlug er für die Pfarrwahlen ein Wahlkollegium vor, bestehend aus Gliedern der Regierung, des Kirchenrathes und der Gemeinde. Jetzt — dreißig Jahre später — nahm Geßner den Gedanken wieder auf und empfahl denselben abermals dem Bürgermeister Wyß, damit ihn dieser im Großen Rathe vertrete, da zu erwarten stand, der letztere werde den Gemeinden die Pfarrwahlen überlassen, wie es denn auch mit der Beschränkung auf einen Dreiervorschlag des Kirchenrathes geschah. Lebhaft vertheidigte Geßner in demselben Briefe an Wyß die Beibehaltung eines kantonalen Ehegerichtes, indem er von der Zutheilung des Matrimonialwesens an die Bezirksgerichte großes Unheil erwartete und sich dafür auf die im Jahre 1799 gemachten Erfahrungen berief. In andern Punkten dagegen bot Geßner freudig Hand zu den beabsichtigten Verbesserungen; namentlich begrüßte er die Erhebung der Synode in eine würdigere und einflußreichere Stellung.

Was die Stellung des einzelnen Geistlichen zu der Neugestaltung der Dinge anlangt, so sprach Geßner auch hierüber die gleichen Ansichten aus, die er schon bei der ersten Revolution ausgesprochen hatte. Damals war es mehr privatim geschehen; jetzt that es Geßner in amtlicher Stellung. „Sollten wir, sagt er in

Digitized by Google

dem Bettagscirkular von 1831, nicht auch jetzt finden, daß wir in unsern Vorträgen mit Sorgfalt und Zartheit die Sachen zu berühren haben? Was auch die individuelle Ansicht des Einzelnen sein mag — davon gehört wohl nichts in die Predigt; desto mehr hingegen die Hinweisung auf den großen, ernsten Gang der göttlichen Regierung, die abermals nicht genug zu preisende Gnade Gottes über unser Vaterland." Geßner handelte auch jetzt selbst nach diesen Grundsätzen; es war aber nicht ein farbloses Wesen oder die Furcht anzustoßen, was ihn dazu trieb, sondern das aufrichtige Bestreben, keinen Anlaß zu geben, daß die Religion ins Parteigetreibe hinuntergezogen werde. Er erkannte wirklich auch in der neuen Ordnung der Dinge die Leitung Gottes. Seine Vaterlandsliebe trat daher auch überall schön und würdig zu Tage, so in der Predigt, die er am Tage des Bürgereides auf die neue Verfassung gleich nach Bürgermeister Usteris Tode über die Pflicht des Christen gegen das Vaterland hielt. Er sprach mit aufrichtiger Anerkennung von dem Manne, „der an die Spitze der Regierung gestellt war in der Hoffnung, daß seine Weisheit, Umsicht und gewandte Geschäftsthätigkeit nun das erst geschaffene Neue in guten, ruhigen und sicheren Gang bringen werde"; er sprach aber auch offen von „jener Zeit, deren wir ältere nicht ohne eine Art von Ehrfurcht für das uns einst auch beglückende Alte und nicht ohne Dank gegen Gott uns erinnern." Die Brücke vom Alten zum Neuen fand er in dem Gedanken: „Es bleibt in jedem Lande, bei jeder Verfassung, unter jeder Regierung wahr: der beste, seines Namens würdigste Christ ist der dem Vaterland, der bestehenden Ordnung getreueste, der Regierung gehorsamste Bürger; denn er hat es durch das Christenthum sich eigen gemacht, aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen unterthan zu sein." Diese Liebe zum Vaterlande auch in seiner neuen Gestalt zeigte sich auch in den Reden, die Geßner an der Spitze des Kirchenrathes an die beiden neu gewählten Bürgermeister — Wyß und Muralt — richtete und in denen er ihnen die Interessen der Kirche und Schule bringend empfahl. Nicht minder zeugen dafür die Ansprachen an die evangelischen Tagsatzungsgesandten, welche sich

Digitized by Google

jeweilen vor Eröffnung der Tagsatzung zu einem Gottesdienste zu versammeln pflegten. Die letzte dieser Ansprachen hielt er im Jahre 1834, anknüpfend an das Wort des Propheten Amos von dem Wiederbau der zerfallenen Hütte Davids.

Die oben angedeuteten Grundsätze über das Verhalten des Geistlichen zu politischen Umgestaltungen bethätigte Geßner auch in dem „Sendschreiben an die geliebten Christengemeinden des Kantons Zürich", das er im Jahre 1831 drucken ließ nach dem Vorgange des Antistes Heß, der in den Jahren 1798 und 1801 — ebenfalls in politisch sehr bewegter Zeit — solche „Hirtenbriefe" erlassen hatte. Ruhig und klar mahnt Geßner in diesem Sendschreiben zur weisen Benutzung der neuen Freiheit, leise erinnernd, wie die Freiheit schon als ein Erbgut der Väter unter uns vorhanden gewesen sei. Er mahnt zum Festhalten an der durch die Reformation uns erworbenen religiösen und geistigen Freiheit, an der Freiheit in Christo, durch welche erst die bürgerliche Freiheit ihren rechten Werth erlangt — und verbreitet sich dann über die Bedeutung und Aufgabe der Jugenderziehung im Verhältnisse zu dem neuen Aufschwung der Volksbildung. Es ist ein „Hirtenbrief" im besten Sinne des Wortes; doch wollen wir nicht verhehlen, daß die Zurückhaltung, mit welcher der Verfasser von der neuen Ordnung der Dinge redet, der frischen Haltung des Ganzen einigen Eintrag thut.

Der politische Umschwung machte sich natürlich auch in der Komposition des Kirchenrathes geltend und brachte in denselben namentlich in den weltlichen Mitgliedern ganz neue Elemente. Die Stimmung, mit welcher diese Wahlen in den bisher maßgebenden Kreisen — wahrscheinlich ohne Unterschied der theologischen Richtung — aufgenommen wurden, spiegelt sich am besten in der pikanten Bemerkung des Chorherrn Schultheß über einige dieser neuen Mitglieder: „Kirchenräthe daß Gott erbarm"*). Die Praxis war aber auch hier milder als die Theorie. Geßner namentlich vertrug sich mit diesen weltlichen Mitgliedern, von denen z. B.

*) Pupikofer, J. J. Heß als Staatsmann ꝛc. S. 248 f.

Digitized by Google

der Staatsanwalt Ulrich entschieden der „Linken" angehörte, ziemlich gut. Nicht nur rühmte er die Achtung und die rücksichtsvolle Behandlung, die sie seiner Person zu Theil werden ließen, sondern er anerkannte auch die Loyalität, die sie im Ganzen bei der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten an den Tag legten. Die Synode, der jetzt die Wahl der geistlichen Mitglieder des Kirchenrathes zukam, wählte neben einer Anzahl der bisherigen Mitglieder auch noch einige tüchtige jüngere Kräfte. An Arbeit fehlte es dem Kirchenrathe bei der gänzlichen Neugestaltung der kirchlichen Organisation auch nicht und so erwuchs auch für Geßnern aus der Thätigkeit der neuen Behörde mancherlei Befriedigung. Er selbst leistete auch jetzt noch außer der Leitung der Geschäfte, was immer in seinen Kräften stand. So arbeitete er u. A. auch jetzt noch mehrmals einen auf zahlreiche Auszüge aus den betreffenden Akten gegründeten Generalbericht über die abgehaltenen Visitationen aus.

Mühsamer kam es Geßnern an, sich in den jetzt bedeutend komplicierteren Geschäftsgang der Synode hineinzuarbeiten. Die Leitung der lebhafteren, nicht mehr nach der Reihenfolge der Kapitel sich bewegenden Diskussion, die Anordnung der oft verwickelten Abstimmungen, wie das freiere parlamentarische Leben sie mit sich brachte, fiel ihm schwer. Er beschränkte sich daher bald darauf, die Synode zu eröffnen und zu schließen und überließ die Leitung der Verhandlungen dem Vicepräsidenten der Versammlung, dem nachmaligen Antistes Füßli. Doch wußte er, wo es galt, seine Rechte als Präsident der Synode sehr entschieden zu wahren.

In der Synode des Jahres 1833 verlangte der damalige Vicepräsident der Synode, ein älterer Stadtgeistlicher seine Entlassung von dieser Stelle und sprach in seinem schriftlichen Entlassungsbegehren sein Mißbehagen über die neuen Zustände unverholen aus. Ueber dieses Gesuch in Anfrage gesetzt nannte der Oberrichter und Kirchenrath Füßli dasselbe einen elenden Wisch, den man unter den Tisch werfen sollte — eine Aeußerung, welche von einem Theile der Synode mit Scharren beantwortet wurde. In dem Reskripte nun, mit welchem die Regierung die Mittei-

Digitized by Google

lung der Synodalverhandlungen beantwortete, wurde der Präsident der Synode angewiesen, bei ähnlichen Ungebührlichkeiten der Synodalen den Ruf zur Ordnung nicht zu unterlassen. Geßner fand, die Rüge hätte sich eher nach einer andern Seite hin richten sollen und erwiederte der Regierung: er sei von jeher mit der größten Hochachtung und Ehrerbietung gegen die weltlichen Beisitzer der Synode erfüllt gewesen, er werde aber in der That, wenn wider Verhoffen ähnliche Vorkommenheiten sich wiederholen sollten, in Zukunft ohne Ansehen der Person jede Verletzung des parlamentarischen Anstandes zur Ordnung weisen. Das Schreiben war so fein gehalten, daß die Regierung nicht für gut fand, die Sache weiter zu spinnen.

An den Verhandlungen und Arbeiten der Synode nahm Geßner den lebhaftesten Antheil. Er stand an der Spitze der Kommission, welche den Entwurf einer neuen Kirchenverfassung auszuarbeiten hatte. Nachdem derselbe vom Großen Rathe genehmigt worden war, kam die Reihe an die Fragen über Revision des Kultus und im Besondern der Liturgie und des Katechismus, die beiden letzteren schon in der Periode vor 1830 angebahnt. Mit dem regsten Interesse verfolgte Geßner den Gang dieser Verhandlungen. Wie er auch hier den für Revision des Kultus und der Liturgie niedergesetzten Kommissionen angehörte, so sprach er auch in der Synode sein gern gehörtes, mildes, umsichtiges Wort und richtete außerdem mehrmals schriftliche Eingaben an die vorberathenden Kommissionen.

So suchte auch Geßner in seiner Weise beizutragen zu der Lösung der mannigfaltigen Aufgaben, welche die neue Zeit gebracht hatte. Es handelte sich in der That nicht blos um neue Formen, sondern es war ein neuer Geist wach geworden. In allen Richtungen entfaltete sich dieser neue Geist, mitunter auch sehr kurz aufräumend mit tief gewurzelten Institutionen. So war namentlich die Aufhebung des bisherigen Chorherrenstiftes ein Akt, der Vielen tief ins Herz schnitt. Zur Zeit der Reformation hatte das damalige Chorherrenstift eine neue, zeitgemäße Gestalt erhalten; ein Theil der sogenannten Chorherren hatte seit jener

Digitized by Google

Zeit die Professuren an der karolinischen Schule bekleidet, ein anderer Theil hatte die Gottesdienste am Großmünster besorgt und das Stift zum Großen Münster war lange Zeit der Mittelpunkt der geistigen Blüthe Zürichs gewesen — was Wunder, daß Viele, zumal die näher Stehenden, mit Schmerz das alte und doch jetzt wirklich in vielen Beziehungen veraltete Institut dahinfallen sahen. Geßner war auch unter ihnen. Statt der zahlreichen, den Großmünster bedienenden Geistlichkeit wurde jetzt das Personal auf zwei Geistliche, den Pfarrer und einen Helfer beschränkt, wodurch auch für Geßnern eine Vermehrung der Arbeit entstand. Das persönliche Interesse lag ihm indessen in dergleichen Sachen fern und so sehen wir ihn sich willig in das Unvermeidliche schicken. Noch gegen Ende der dreißiger Jahre hielt er u. A. während der Charwoche eine Reihe von Predigten selber, die früher unter Mehrere sich vertheilt hatten und mit freudigem Sinn arbeitete er sich in die Geschäfte und Verpflichtungen hinein, die das neu organisierte Armenwesen mit sich brachte.

Die neue Freiheit kam auch der Kirche vielfach zu Gute. Während man es früher nur schüchtern und nach langem Bedenken gewagt hatte, öffentliche Versammlungen von Bibel- und Missionsgesellschaften zu halten, waren jetzt die hemmenden Schranken gefallen. Das gleiche Recht, das alle andern Vereine hatten, sich öffentlich zu versammeln, konnten nun auch diese Vereine in Anspruch nehmen. Aber hinwiederum wollten Viele die Freiheit benutzen, um sich von den Schranken der Kirche los zu machen. Das Sektenwesen tauchte auf einmal an vielen Orten des Kantons auf und die Heftigkeit, mit der es geschah, der Anklang, den es weit umher fand, konnte an verwandte Erscheinungen in der Reformationszeit mahnen. Namentlich war es die Sekte der Neutäufer, die sich rasch in manchen Gegenden des Kantons festsetzte. Das erbitterte Volk verübte einige Excesse gegen derartige Versammlungen und die Behörden hatten genug zu thun, um die Ausschreitungen der Neutäufer zu zügeln und gleichzeitig dem Volke das in der Verfassung garantierte Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit begreiflich zu machen. So sehr sich Geßner über

Digitized by Google

jene auch der Kirche zu Gute kommenden Freiheiten freute; so sehr er in dieser Hinsicht erreicht sah, was er schon lange gewünscht hatte — mit so großer Besorgniß sah er das Sektenwesen um sich greifen. Aber er begnügte sich nicht, nur zu den amtlichen Verfügungen mitzuwirken, welche die Behörden zu treffen hatten; er erließ (1836) „väterliche Erinnerungen an die reformierten Christengemeinden des Kantons Zürich betreffend die Wiedertäufer". Es ist in dieser anspruchlosen Schrift so ziemlich Alles gesagt, was sich über den Gegenstand sagen ließ. Man dürfte vielleicht noch unumwundener eingestehen, als es hier geschieht, daß die Kindertaufe in der h. Schrift in der Weise wie sie bei uns ertheilt wird nicht vorkomme und könnte dennoch zeigen, daß sie ihre volle Berechtigung habe; sonst aber ist auch dieser Punkt genügend erledigt. Vor Allem spricht Geßner seine Freude aus, daß Gott es ihn noch habe erleben lassen, in Vielen einen neuen religiösen Sinn, ja ein religiöses Leben erwachen zu sehen. Aber ebenso betrübend, fährt er fort, „ist es dann auf der andern Seite, daß sich wieder der neu angeregten Gemüther ein, wenn ich so sagen kann, geistlicher Schwindel bemächtigt und sie sich Führern hingeben, die zwar wohl es gut meinen mögen, auch selbst die Schriften vielleicht kennen, ehren, sehr viel davon auswendig wissen, aber sie doch nicht verstehen und so in Irrthümer führen, die dem Geist und Herzen oft höchst gefährlich und verderblich werden." Und nun mahnt er mit allem heiligen Ernst der Liebe zum Festhalten an der Kirche und widerlegt die Einwürfe der Neutäufer so einfach und klar, daß wir dieses wahrhaft väterliche, weise und treffende Wort dem Besten anreihen möchten, was Geßner geschrieben.

Bald nach dem Erscheinen des Schriftchens kamen zwei Führer der Neutäufer zu Geßner, um ihm auf seine Aufforderung zur Rückkehr in die Kirche zu antworten. Das Gespräch drehte sich um die Separation überhaupt, welche jene namentlich hinsichtlich des Abendmahls damit begründeten, daß Judas nach dem Bissen weggegangen sei. Es kam natürlich bei dem Gespräche nichts heraus; doch wurde es in aller Freundlichkeit geführt und die

Digitized by Google

Neutäufer konnten nicht umhin zu bezeugen, daß Geßners Schriftchen ſtark geleſen werde und auf das Volk vielen Eindruck mache.

In aller dieſer vielfachen, unermüdeten Thätigkeit fand Geßner auch viele Anerkennung. In mancher Hinſicht war jetzt für ihn nach langer unverdroſſener Ausſaat eine Zeit der Ernte gekommen. Manches von dem, wofür er ſeit Jahren geredet und mit Beharrlichkeit und weiſer Umſicht zugleich gekämpft hatte, fand jetzt allgemeinere Anerkennung. Freilich ſtieß er auch ſo noch mit ſeiner Ueberzeugung da und dort an, ſo z. B. als er ſich gedrungen fühlte, öffentlich ſeine Stimme gegen die Errichtung eines ſtehenden Theaters in Zürich zu erheben. Aber auf der andern Seite fand er nicht nur in der Gemeinde Achtung und Anerkennung; auch die Wiſſenſchaft ehrte ſeine Verdienſte um die Kirche. Die theologiſche Fakultät der neu geſtifteten Univerſität Zürich ertheilte ihm (1834) in ehrenvoller Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Kirche in Schrift und Wort die Würde eines Doktors der Theologie.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Familienleben.

Geßner und seine Gattin in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Geßner als Vater und Erzieher seiner Kinder. Das Leben Jesu für Kinder. Ordination des Sohnes. Verkehr mit demselben während seines Aufenthaltes auf deutschen Universitäten (Stellen aus Briefen). Verheirathung der Kinder. Geßner an ihren Hochzeitfesten. Familienabende. Besuche der Kinder bei den Eltern nach dem Gottesdienste. Die Enkel. Luise Lavater — ihr Charakterbild. Zusammenkunft der Familie am Jahresschlusse. Geßners Besuche bei seinen Kindern auf dem Lande. Hausandacht. Geßners Briefe an seine Frau. Die Geburtstage im Hause des Großvaters.

Wir sind in unserer Erzählung auf einem Punkte angelangt, an dem es passend sein dürfte, ein etwas ausgeführteres Bild von Geßners Familienleben folgen zu lassen. Dieses Familienleben bildete auch in der That einen nichts weniger als unbedeutenden Theil seines Lebens.

Wie lieblich sich das Verhältniß zu der zweiten Gattin gestaltete, haben wir oben schon gesehen. Geßners Gattin, wie sie mit vollem Verständniß an allem Wirken und Arbeiten ihres Mannes Theil nahm, war überhaupt geistig sehr lebendig. Sie führte, häufig in späten Abendstunden, eine sehr ausgedehnte Korrespondenz, die sich in nichts weniger als engen Geleisen bewegte, die man vielmehr als ein frisches Reis von Lavaters Stamm bezeichnen kann. Geßner hinwieder war nicht nur ein zärtlicher, sondern auch ein zarter Gatte, der liebend und freundlich in das Wesen der Gattin eingieng. Treulich pflog er mit ihr Rath auch über wichtigere Angelegenheiten seines Berufes und hörte gerne

Digitized by Google

auf ihre in der Regel klare und bestimmte Meinung. Der treuen Lebensgefährtin eine Aufmerksamkeit zu beweisen und sie mit einer solchen zu überraschen oder etwas Verdrießliches zu beseitigen war ihm eine besondere Freude. In freundlichem Scherze stellte er seiner Gattin bei der Feier ihrer silbernen Hochzeit im Jahr 1820 einen „vom alleroberſten Ehegericht“ ausgefällten und in aller Form Rechtens abgefaßten Rechtsspruch zu, durch welchen ihr gegenseitiges Eheversprechen ad dies vitae (auf Lebenszeit) bestätigt wurde. Der heitere Scherz war nur das Spiegelbild des wirklichen Lebens; Geßners Ehe war eine „vom alleroberſten Ehegericht“ täglich neu bestätigte und geweihete. Freilich fehlte es ihr auch nicht an mannigfachen Prüfungen. Geßners Gattin war fast immer mehr oder weniger kränklich, oft ans Bett gebunden, einmal sogar mehrere Jahre lang nach einander. Das waren schwere Erfahrungen, zumal für den Vater einer ziemlich zahlreichen Familie; aber sie dienten nicht wenig zu seiner inneren Läuterung.

Auch der einzige Sohn, den Geßner nach dem Hinschiede eines früh verstorbenen Knaben hatte, war von Jugend auf ein Kind der Sorgen und erforderte um seiner zarten Gesundheit willen besondere Schonung und Sorgfalt. Von fünf Töchtern aus dieser zweiten Ehe starb eine ebenfalls früh, die andern waren des Vaters Lust und Freude. Wohl war er ernst und streng in seiner Erziehung; aber es war der Ernst der Liebe und diese Liebe ward den Kindern auch in milder Freundlichkeit und herzlicher Theilnahme kund. Auf ihren Unterricht verwandte er selbst manche Stunde oder beaufsichtigte doch ihre Arbeiten. Für sie zunächst schrieb er „das Leben Jesu und seine Lehre nach den Festgeschichten zur christlichen Unterhaltung für die Kinder“ — ein Büchlein, das in seiner Form manche Aehnlichkeit mit einigen Jugendschriften von Campe hat, und das heute noch mancher Mutter treffliche Anleitung zu fruchtbarer Behandlung der biblischen Geschichte mit ihren Kindern geben könnte, wenn auch die Form nicht gerade in allen Stücken mehr ganz genießbar ist. Mit inniger Liebe und Verehrung hiengen die Kinder an dem Vater

Digitized by Google

und blieben auch später, als eines ums andere seinen eigenen Heerd gründete, mit dem Vaterhause in der engsten Verbindung.

Eine Herzensfreude war es für Geßnern, seinen Sohn zum geistlichen Stande sich heranbilden zu sehen. Mit väterlicher Sorgfalt überwachte er die Entwicklung desselben und der Tag, an welchem der Vater dem Sohne die Ordination ertheilen konnte, war für jenen ein wahrer Festtag. Nach seiner Ordination im Frühjahr 1824 reiste der junge Georg nach Tübingen, wo er im Hause des bekannten Theologen Steudel wohnte. Geßner ließ es sich nicht nehmen, den Sohn zu begleiten und die kleine Reise erquickte ihn um so mehr, als ihm auch der Besuch seiner Freunde in Württemberg Freude und Gewinn brachte. Nach Verfluß eines Semesters bezog der Sohn die Universität Berlin. Daß Geßner mit ihm in regelmäßiger Korrespondenz blieb, versteht sich von selbst. Aber neben den Briefen schrieb er ihm auch auf besondere Blättchen, die dann von Zeit zu Zeit abgeschickt wurden, täglich einige Zeilen. Aus dem bunten Inhalt dieser Blätter heben wir Einiges heraus, was auf Geßners damaliges inneres und äußeres Sein ein Streiflicht zu werfen geeignet ist:

20. September 1824. Die Trennung von B...'s that uns weh. Wie ist es doch so viel werth, wenn alle Bande, die wir knüpfen, etwas Unauflösliches, Ewiges haben! Du, Lieber! gehst nun viele solche zu knüpfen und überhaupt Honig zu sammeln. Es ist freilich auch Wachs dabei. Das sondere wohl; es taugt nur zum Zellenbau.

25. September. Was dir immer von guten und weisen Menschen zu Theil wird, das erkenne als Gottes Gabe; aber nimm von Niemanden etwas ungeprüft an, darum weil er einen Namen hat.

26. September. Wenn dir Vortheile, Genüsse und Segnungen der Reise zu Theil werden, so denke zuweilen: das mußte dein Vater missen und hätte nie gedacht, daß er es einst dem Sohne könnte zu Theil werden lassen.

25. Oktober. „Drei Mal wäge dein Wort und sieben Mal Zeilen der Handschrift," sagte dein Großvater in Zeiten, die mit

Digitized by Google

den gegenwärtigen nicht zu vergleichen sind — was würde er jetzt sagen?

28. Oktober. Das erfahren wir überall, daß wenn wir zu viel erwarten, zu viel von uns selbst oder zu viel von Andern, so fallen wir unangenehm — oft mehr als nur dies — in die Wirklichkeit zurück.

31. Oktober. Wie oft rechnen sich auch die besten Menschen zur Sünde, was Gott ihnen nicht zurechnet, was sie ohne Wissen und wider Willen, freilich Böses, gethan haben. Wie oft meinen sie, Gott könne nur ihnen nicht vergeben. Warum ehren wir nicht lieber den durch Vertrauen, der nur Vertrauen will? — Ein Fall, der in tausend Gestalten in der Seelsorge immer wieder kommt.

9. November. Gegenwärtig ist Alles hier stille über die religiösen Verspannungen. Daß die Gesinnungen der Herzen in pro und contra geändert seien, kann ich nicht glauben; aber die einen hörten doch auf zu kreischen, die andern laut zu bellen.

2. December. Daß edle Menschen uns mit Freude über dich schreiben und dich recht lieb haben, das thut uns wohl. Du aber bleibe fein demüthig, wenn gleich die Menschen dir Ehre anthun. Es gibt Klippen, an denen wir scheitern, ohne daß es Jemand außer uns merkt.

16. December. Daß in Berlin so viel Christensinn laut werden könnte, wer hätte dies vor zwanzig Jahren noch geglaubt? Zürich! was wirst du in der Folge werden, wenn das Stroh des Rationalismus seine Strohheit genug erwiesen hat?

6. Januar 1825. Du glaubst nicht, wie wenig ich thun kann, was ich will. Immer ein Getreibe, das mich oft nicht zum Athem kommen läßt.

13. Januar. Wieder Ehegericht dies Jahr*) — neuer Zuwachs unangenehmer, zeitraubender Geschäfte. Allein, mein Sohn, Alles was die Stellung zur Pflicht macht, muß man sich gefallen lassen, wenn es auch unangenehm ist und von viel angenehmern, selbst nützlicher scheinenden Arbeiten abhält.

*) Vergl. Seite 100.

Digitized by Google

4. Februar. Du meinst, du könnest nicht predigen, wenn du nicht gerade dich in der gewünschten Stimmung findest. Lieber! da sieh dich vor; da guckt der Geißfuß hervor. Wir meinen manchmal, wir sollen nicht, was wir nicht mögen.

10. Februar. Wie gerne würd' ich tiefer in den Gang der Dinge des Reiches Gottes hinein blicken! Mir liegt immer die Ahnung in der Seele, es müsse doch bei uns auch wieder ein christlicherer Geist vorherrschend werden. Das Bangemachendste ist, daß man alle jungen Geistlichen durch Rationalismus zu verkrüppeln sucht.

17. Februar. Wenn du einmal auch im Berufsleben stehst, wirst du erfahren, wie viel ein Berufsleben mit sich bringt, was nur Last und Bürde ist. Aber nicht selten liegt gerade in diesem noch mehr Segen als Frucht, als in Manchem, was wir recht con amore gethan haben.

3. März. Alles Meinen, man dürfe nicht zu Christus kommen, weil man nicht rein genug sei, ist eitles Hinhalten vom Feinde der Wahrheit; denn so kommt man ewig nie zu Christus, weil man nie rein kommen kann, sondern erst durch ihn es werden muß. Da hat der Feind seine Lust daran; denn eben das will er, daß wir nicht zu Christus kommen.

17. März. Das Getreibe geht im 61. Jahre fort wie es war — oft etwas zu viel; doch lieber etwas zu viel, als zu wenig.

19. März. Eine meiner größten Ermunterungen ist die, daß ich oft bemerkte, daß die Kranken und Sterbenden mich gerne haben — wenn sie nur einmal über die Elendigkeit weg sind, daß sie den Pfarrer nicht mögen kommen lassen.

30. März. Die Passionspredigten, nun schon seit vierzig Jahren gehalten, sind mir doch immer die liebsten.

31. März. Hoher Donnerstag. Dies Mal Gedächtniß der allerersten reformierten Kommunion in Zürich, ja in der Christenheit — am Hohen Donnerstag 1525.

2. April. (Stiller Sabbat.) Die Ruhe des Gottmenschen im Grabe und sein Hingang in den Hades (das Todtenreich).

Digitized by Google

Es ist eine wunderliche Sache, daß unter so Vielen, die Christen heißen, der Gedanke ganz unbeachtet bleibt, daß Christus hingieng, um dort auch eine Anstalt zum Heile zu stiften für die tausend und tausend Millionen, deren Erlöser Er auch ist und die ihn hier nicht konnten kennen lernen. O welche Räthsel sind uns nur damit gelöst!

10. April. Die Gelegenheitsschriften von Neander, die geist- und kraftvollen Predigten von Strauß schaffen mir viel Genuß. — Schleiermacher scheint also auch mit Strauß in gutem Verhältniß zu stehen. Ueberhaupt dürfte sich kaum anderswo die Art des Benehmens gegen die, welche am alten Evangelium halten, finden, die man hier aufgebracht hat.

15. April. Daß mich Gott nicht reicher gemacht hat, um dir deine Reisezeit in allewege zu dem zu machen, was ich wünschte, das ist mir zwar leid; aber daß Er mir doch gab, um dir das werden zu lassen, was dir wird, das freut mich herzlich. Ueberhaupt denk' ich oft, daß ich, wär' ich reich gewesen und noch, bei meiner Individualität geistig und christlich weniger sein und weniger geleistet haben würde.

Im Jahr 1830 wurde der Sohn, nachdem er aus der Fremde zurückgekehrt einige Jahre im väterlichen Hause zugebracht hatte, Pfarrer in Oberrieden. Von den Töchtern war diejenige aus erster Ehe schon im Jahr 1810 in den Stand der Ehe getreten; die vier Töchter aus der zweiten Ehe verheiratheten sich ebenfalls, die letzte 1833. So lebte Geßner nun wieder mit seiner Gattin allein. Nach langen, schweren Stürmen waren für die letztere endlich leichtere Tage angebrochen und ihre Gesundheit hatte sich merklich gebessert. Nur war neben allerlei immer noch fortdauernden Beschwerden eine Schwerhörigkeit zurückgeblieben, die für sie und Andere oft sehr peinlich war, bis auch dieses Uebel später sich minderte.

War aber der engere Familienkreis klein geworden, so hatte sich dafür ein weiterer gebildet. Zwei der Töchter waren an Landpfarrer verheirathet, die drei andern lebten in der Stadt. Die Trauungstage seiner Kinder waren für Geßner ganz besondere

Digitized by Google

Freuden- und Ehrentage, an denen sich sein Wesen in seiner ganzen Lieblichkeit entfaltete. Bei der Trauung stand er da als Priester im schönsten Sinne des Wortes, weihend und segnend, aus der Fülle seiner Vaterliebe zeugend von der ewigen Liebe Gottes und den geliebten Kindern weisend den Weg der Wahrheit und des Lebens — und am fröhlichen Hochzeitmahle sprach sich diese selbe Vaterliebe in heiterer Gemüthlichkeit und unvergleichlichem Humor aus, so daß er auch da die Seele des Ganzen war. Natürlich durfte die Poesie, mit der er die Seinen und Andere oft erfreute, hier nicht zurückbleiben und Geßner verstand es, in seiner Weise die Eigenthümlichkeit derer zu treffen, denen sein Wort galt. Eines jener Gedichtchen wenigstens mag hier seine Stelle finden; es galt einer seiner Töchter, die er etwa wegen ihrer Ordnungsliebe zu necken pflegte.

Es Wybli, das gschyd und ordeli ist,
Macht Alles dur Liebi, au öppe dur List.
Es glitzeret Alles, keis Stäubli darf sy,
Es pützlet und rüpflet an Allem e chly.
Und will öppe 's Mannli unordeli cho,
So sait em 's Wybli enanderenoh:
Nei, pitti, d'Lüt möchtid fust gar noh säge:
Es sei mer a dir e kes Bitzeli gläge.

Wöchentlich einmal kamen die in der Stadt wohnenden Töchter und Schwiegersöhne bei den Eltern zusammen. Geßner liebte diese Familienabende sehr und sah es nicht gern, wenn sie ausgesetzt werden mußten. Gemüthliche Unterhaltung im Kreise der Seinen war ihm um so mehr Bedürfniß, je größer die Arbeitslast war, die auf ihm lag. Regelmäßig kamen auch die Kinder und Enkel nach dem Morgengottesdienste bei dem Vater und Großvater im „Oberstpfarrhaus"*) zusammen. Während jene ein frisches Brot verzehrten, rauchte dieser seine Pfeife und unterhielt sich gerne, nachdem er seine Sonntagsarbeit vollbracht, mit seinen Kindern über Politisches und Unpolitisches, über allerlei Neuig-

*) Antistitium, Wohnung des obersten Pfarrers, Antistes.

Digitized by Google

ketten von Stadt und Land, bis nach einer halben Stunde wieder Alles auseinander stob. So kurz indessen diese halben Stunden waren, so hatten sie doch einen eigenthümlichen Reiz und bildeten auch ihrer Seits ein Bindeglied für die Familie.

Auch die Enkel wurden von Zeit zu Zeit einmal eingeladen. Nicht ohne einen gewissen Stolz sah Geßner die zahlreiche Schaar seiner Enkel heranwachsen und gab sich gerne mit ihnen ab. Nicht nur ertrug er willig den Lärm, den das muthwillige Volk machte, sondern er nahm wohl auch wenigstens als Zuschauer Theil an den Spielen und wenn ein Schreibspiel gemacht wurde, so ließ er sich gern erbitten, die Kinder mit einem Verschen und dergleichen zu erfreuen. Der Entwicklung seiner Enkel folgte er mit herzlicher Theilnahme und ließ sie seine Freundlichkeit auf allerlei Weise spüren. Auch ihnen gegenüber ließ er es nicht an heiterem Scherze fehlen. Eine Enkelin, welche Englisch zu treiben angefangen hatte, pflegte er seine liebe kleine Miß zu nennen und einen Enkel, der lange Zeit regelmäßig nach Tisch sich einfand, um dem Großvater eine Anzahl Pfeifen zu stopfen, rief er häufig freundlich entgegen: Ah da kommt mein Dessert!

Zu dem Familienverbande im engsten Sinne gehörte auch Geßners Schwägerin, Luise Lavater. Die „Tante Luise", wie sie auch von Geßner und seiner Frau genannt wurde, war von der ganzen Familie hoch geachtet und geliebt. Sie war eine schlanke, feine Gestalt; ihr Antlitz zeigte die starken Züge Lavaters gleichsam ins Weibliche übersetzt und die grauen Locken, die aus dem Häubchen hervortraten, standen ihr vortrefflich. Sie hatte in ihrem Benehmen einen gewissen vornehmen Anstand. Zu diesem gehörte vor Allem eine große Höflichkeit, die nichts weniger als steif und doch aus jener alten Schule war, die nicht mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken alle Gerechtigkeit meinte erfüllt zu haben. Nicht minder aber war jener Anstand der Ausdruck ihres geistigen Adels, dessen sie sich gleicher Weise bewußt und nicht bewußt war und darum frei von jeder Berechnung — ein protestantischer Heiligenschein, wenn man will. Der zierlichen Form entsprach dann auch der Kern ihrer Unterhaltung. Sie sprach

Digitized by Google

immer äußerst bescheiden, in keiner Weise ihre Meinung aufdrängend und doch trat diese Meinung immer klar und scharf abgegränzt hervor, erst nur wie von ferne, aber unversehens stand der leise angedeutete Gedanke in voller Rüstung da. Je weniger sie darauf ausgieng, bestimmenden Einfluß auszuüben, desto mehr übte sie solchen. Immer war sie mild und liebevoll; aber mit fast unverändertem Ton konnte sie warnen, zurechtweisen und strafen und war sicher, ihren Zweck zu erreichen. Für die höchsten Lebensfragen, namentlich soweit sie wirkliche Lebensfragen und nicht gelehrte Schulfragen sind, hatte sie ein feines, durchdringendes Verständniß und mit ebenso klarem, sicherem Blick durchschaute sie die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens. An ihrem Vater hieng sie mit kindlicher Liebe und Verehrung und nicht minder mit vollem und doch ganz freiem Verständniß. Sie über ihn reden zu hören, war eine Lust. Wie ihre Schwester war sie reichlich geübt in allerlei Leiden und Trübsal; aber um so mehr nur reifte ihr innerer Mensch heran, um so mehr ward sie eine theilnehmende, herzliche Trösterin aller Bekümmerten, die sie kannte. Manches hohe Haupt ist in ihre Zelle eingetreten; wir nennen von vielen nur die Herzogin von Orleans; aber auch Unzählige, die nicht zu den hohen Häuptern gehören, haben bei ihr Nahrung für Geist und Herz gefunden und haben sie verehrt und geliebt als eine reich Begnadigte des Herrn. Lange, den sie sehr hoch schätzte, hat ihr nach ihrem Heimgang einen Nachruf gewidmet, in welchem er unter Anderm sagt:

In freier Friedenszelle
Saß sie — Lavaters Kind.
Die Thür auf ihrer Schwelle
Bewegte Gottes Wind.

Sie trug des Vaters Züge,
Die Erbin seiner Art,
Hat seine Adlerflüge
Im Taubenflug bewahrt.

Ihr alternd Bild verschönte
Des Geistes Jugendglanz;

Digitized by Google

Der Lenz der Liebe krönte
Sie stets mit frischem Kranz.

Wie schnell im eignen Leiden
Kam sie zu deinem Schmerz,
Ließ dich getröstet scheiden,
Das holde Schwesterherz.

Sie schien wie halb im Schweben
Der Heimat zugewandt;
Dahin hat sie ihr Leben
Im Geist vorausgesandt.

Wer Luise Lavater gekannt hat, der wird sagen: Lange hat ihr Bild sprechend ähnlich gezeichnet.

Kein Wunder, daß auch Geßner in brüderlicher Liebe und Verehrung sich zu der Schwägerin hingezogen fühlte. Außer jenen Eigenschaften, die wir schon kennen gelernt haben, schätzte er an ihr den aufopfernden Muth und die treue Beharrlichkeit, mit der sie am Kranken- und Sterbelager ihres Vaters wie an dem nicht minder schweren der Mutter ausgehalten hatte, wie sie denn auch fortwährend bereit war, wo immer es ihre schwachen Körperkräfte erlaubten, die Schwester zu unterstützen. Auf Luisens Urtheil legte Geßner einen großen Werth und für manche mehr oder weniger wichtige Entscheidung wurde, wenn er die Sache mit seiner Frau durchgesprochen hatte, auch „der Tante" Rath eingeholt. Viele Jahre lang gieng Geßner jeden Samstag Abend zu Luise zum Thee und las ihr dabei seine Predigt vor, da sie wegen ihrer zarten Gesundheit nur höchst selten den Gottesdienst besuchen konnte. Auch für manche andere Arbeit brachte ihm ihr feiner, gebildeter Geschmack Gewinn.

Den regelmäßigen Familienabenden wohnte Luise nicht bei; wohl aber fand auch sie sich, wenn es ihre Umstände gestatteten, bei der Zusammenkunft der Familie ein, welche Geßner je am letzten Abend eines Jahres veranstaltete. Wenn sie dann alle um ihn her saßen, durchsprach er mit ihnen die Erlebnisse der Familie im verflossenen Jahre in freier, natürlicher Weise und faßte zum Schlusse Alles in ein kräftiges Gebet zusammen.

Digitized by Google

Aber auch die auf dem Lande wohnenden Kinder wurden nicht vernachläſſigt. Nicht nur brachte Geßner gern bei ihnen ſeine Sommerferien zu, ſondern es war ihm Wohlthat, faſt zu jeder Jahreszeit für ein paar Tage ſich loszumachen und bei ſeinen Kindern ein wenig auszuruhen. In den zwanziger Jahren war es nur erſt das Pfarrhaus in Wangen, wo er Einſprache halten konnte. Der Aufenthalt daſelbſt war ihm um ſo angenehmer wegen der unmittelbaren Nähe ſeines ihm immer noch lieben Dübendorf. Mit einigen ſeiner dortigen Bekannten hatte er immer noch Verbindungen unterhalten und ſelten verſäumte er es bei irgend längerem Aufenthalte in Wangen, einen Beſuch im Pfarrhaus Dübendorf abzuſtatten. Später waren es auch die Pfarrhäuſer von Oberrieden und Rorbas, in welchen Geßner liebe Kinder heimzuſuchen hatte. Regelmäßig meldete das erſte Briefchen der Mutter, wie herzlich und liebevoll er von den Kindern aufgenommen worden ſei und faſt täglich folgte der erſten Depeſche eine weitere nach. Geßner benutzte aber die Zeit ſeiner Beſuche nicht blos zum Ausruhen, ſondern faſt ebenſo ſehr zur Erledigung von mancherlei Arbeiten, zu denen es in Zürich an Zeit gebrach. „Mir iſt bei den lieben Kindern recht behaglich, ſchreibt er einmal. Mit meinen Arbeiten bin ich hübſch nach, hab' auch ziemlich viel geleſen." „Wie dauerſt du mich in deiner Beladenheit, während mir hier ſo wohl iſt in ungeſtörter Arbeit." „Nun will ich an meine Arbeit und recht fleißig ſein, verſpreche dir aber, nicht zu fleißig, beſonders wenn das Wetter beſſer wird." „Ueberall umgibt mich dienſtfertige Liebe und erſetzt, was meiner Kraft abgeht." „Sehr behaglich bin ich hier, arbeite zum Schämen wenig und bequem, ſpaziere viel und freue mich der Kinder" — ſo kehrt in immer neuen Variationen das alte Thema wieder.

Geßner war, das läſtige Zittern der Hände abgerechnet, auch in dieſen Jahren immer noch rüſtig und machte gern noch den zweiſtündigen Weg nach oder von Wangen zu Fuß. Noch 1835 in ſeinem ſiebzigſten Jahre ſchrieb er an die Mutter:

Digitized by Google

Ich aber gehe früh von hier
Und komme hübsch zu Fuß zu Dir,
Gleich wie vor dreißig Jahren.

Gewöhnlich trank Geßner in den Sommerferien zu seiner Stärkung ein Mineralwasser. Wenn am frühen Morgen das Wasser getrunken war, wurde die Pfeife angezündet und Geßner zog hinaus in Flur und Wald. Traf er dann Jemanden an, so ließ er sich gern mit ihm in ein landwirthschaftliches Gespräch ein und hatte nicht zu befürchten, daß er sich irgend eine Blöße geben möchte. Kam er zurück, so frühstückte er mit den Kindern und Enkeln und hielt mit ihnen, wie er es auch zu Hause immer zu thun pflegte, die Morgenandacht. Er that das mit einer — man darf sagen — seltenen Würde. Schon die Art, wie er den Bibelabschnitt las, hatte etwas Ergreifendes, noch mehr sein freies Gebet. In diesem lag eine wunderbare Mischung von kindlicher Anmuth und männlicher Kraft. Auch die Enkel wurden davon ergriffen und wie tief der Eindruck war, mögen wir daraus sehen, daß einem seiner Enkel, einem zehnjährigen Knaben, der bisweilen schon darüber nachgedacht hatte, was der heilige Geist sei, von dem der Vater in der Kinderlehre geredet hatte, bei diesen Andachten ein Licht aufgieng: Jetzt weiß ich, was der heilige Geist ist; der Großvater hat den heiligen Geist. — Am Mittagstisch blieb er dann etwas länger sitzen; aber doch zog er sich bald wieder an seine Arbeit zurück, bis ihn der Abend zu einem nochmaligen Spaziergang ins Freie lockte.

Die Briefe an seine Frau enthalten natürlich wenig von allgemeinerem Interesse, da die Trennung gewöhnlich nur kurz war. Doch spiegelt sich auch in ihnen das herzliche Verhältniß der beiden Ehegatten. „Als mir H., schreibt er einmal, gestern Abend deinen zweiten Brief brachte, sagte sie (was ich zwar schon seit 46 Jahren weiß): Du hast doch wirklich die allerbravste Frau“ — und in Antwort auf ihre Erwiederung: „Freilich, Liebe! daß du nicht meinst, die beste Frau zu sein, gehört zu den Grundingredienzen, die dazu erfordert werden.“ Ein ander Mal wieder: „Es ist ein eigenes Gefühl, so unaussprechlich gern hier

Digitized by Google

zu sein, wo all der Ueberlauf nicht berührt und doch so sehr sich dahin gezogen fühlen, wo man hingehört. Man ist so gern heimatlich da, wo man ist; aber es gibt doch nur eine eigentliche Heimat, da wo man hingehört und das hat, was Einem noch eigener ist als das Eigene. So ist es nun mir." Wie wenig seine Frömmigkeit eine weltscheue und weltflüchtige war, das zeigt uns folgende Stelle aus einem Briefe, den er von Oberrieden aus beim Tode einer seiner Schwestern an seine Gattin schrieb: „Recht sehr wünscht' ich, daß du uns in unserem heitern, fröhlichen, oft sehr muntern Beisammensein beobachten könntest, so würdest du sehen, daß kein unzeitiger Sterbenswunsch in mir vorherrschend geworden. O wie gern überlass' ich diese Zeitbestimmung dem Herrn. Noch bin ich viel zu unreif zu einem solchen Uebergang und fühle tief, daß wenn ich auch noch so lange lebe, ich nur durch Gottes Erbarmen und Christi Entsündigung selig werden kann. Darum überlass' ich ihm auch ganz ruhig und ohne Wunsch der Verschnellerung oder Verzögerung die Zeit der Uebergangsbestimmung." Als er zum Zwecke einer revidierten Ausgabe der „wahren Züge aus dem Bilde einer Stillen im Lande" das Büchlein wieder durchlas, schrieb er, wie sehr die neue Vergegenwärtigung dieser herrlichen Mutter die freudige Hoffnung des Wiedersehens in ihm wecke. „O des ungenießbaren Philosophengedankens: Seligkeit ohne Persönlichkeit. Gottlob, daß unser Herr das Gegentheil sagt."

War aber die Mutter bei den Kindern auf Besuch, so meldete Geßner getreulich, wie es bei Hause stehe, was im Garten — der beiden gleicher Weise am Herzen lag — vorgehe und dergleichen. Vielfach zeugen auch diese Briefchen von seinem guten Humor. Als einst bei längerer Abwesenheit der Mutter die in Zürich wohnenden Töchter der Reihe nach den Haushalt des Vaters besorgten, meldete dieser: „Das töchterliche Regiment — geht excellent." „Mir geht es Gottlob gut, heißt es ein ander Mal, mit Ausnahme, daß ich heute sagen mußte, was man zu Mittag essen soll." Dann wieder wird die Hausmutter getröstet: „Die

Digitized by Google

Mägde zanken nicht“ und was dergleichen schnackische Bemerkungen mehr sind.

Die Krone des Familienlebens aber bildeten die Geburtstage des Großvaters und der Großmutter, der 16. März und der 11. December, welche von der ganzen Familie festlich begangen wurden. „Es ist doch, hatte Geßner einmal seiner Gattin geschrieben, es ist doch eine Vaterwonne, bei aller möglichen Verschiedenheit in Grad und Art, so in sieben Friedenshäusern zu fühlen: Auch da bin ich daheim.“ So war es ihm nun auch eine besondere Freude, die sechs Zweigfamilien an diesen Tagen mit der Stammfamilie in eine vereinigt zu sehen. An den Geburtstagen seiner Nette war er unerschöpflich in Beweisung seiner Liebe. In immer neuen Wendungen und Weisen brachte ihr ein Festgedicht den Willkomm zu dem festlichen Tage. Häufig waltet der Gedanke vor, der sich in der folgenden Strophe ausspricht:

Uns Allen hat er dich erhalten
Im Wechsel der Gebrechlichkeit;
Sieh um dich her das frohe Walten
Der Liebe, welche dein sich freut.
Sie betet dankend Ihn an;
Der Herr hat Großes gethan.

Ein ander Mal wieder:

Wir flehten selten um der Erde Gaben.
Nur das, was Geist und Herz beglückt,
Das wünschten wir von Dir zu haben.
Und doch hast Du auch das uns zugeschickt,
Was wir bedurften; täglich neu
War mit uns Deine Vatertreu.

Der Gruß „am siebzigsten Jahresschluß“ der treuen Gefährtin beginnt mit den Worten:

Die alte Harfe will nicht recht mehr klingen,
Die ausgedörrte Saite starrt;
Doch soll sie noch ein Wort des Herzens singen
Am Tage, der mir so zum Segen ward.

Digitized by Google

und endet mit dem Gebete:

Wie Du begannst, so fahre fort, vollende
Der Gnade Weg mit Deiner Kinder Paar!
Die zehen und die elf Mal sieben
Der Jahre zeugen: Herr, Du kannst nur lieben!
Und einst ruft lauter noch das Ende:
Seht, unser Gott ist ewig, der Er war!

Vor Tische sammelten sich allmälig die Kinder und Enkel — natürlich fehlte auch die „Tante Luise" nicht — in dem kleinen Empfangzimmer der Großmutter, das sie kaum zu fassen vermochte. Das Stübchen war eine Art Familienzimmer. Die Porträts einzelner Kinder wie die Abbildungen der Kirchen und Pfarrhäuser von Dübendorf, Wangen, Rorbas, Oberrieden und später Stäfa schmückten neben manchem andern Bild die Wände. Jetzt saß die Großmutter auf dem Sopha und nahm gerührt die Glückwünsche entgegen, die bald ihr allein, bald dem Großvater mit ihr galten. Der runde Tisch vor ihr war mit Geschenken reich beladen. Während nun die Alten sich mit einander unterhielten und die älteren Enkel auch etwa schon in den Kreis der Berathungen hineingezogen wurden, inspicierte das Volk der jüngeren Enkel vorläufig die große gedeckte Tafel sowie den in einem Nebenzimmer aufgestellten Dessert, machte auch wohl Versuche, die aus der Küche heraus dringenden Gerüche zu entziffern oder stürmte auf den Gängen umher, bis der Ruf zu Tische erscholl.

Im Pfarrhaus Fraumünster hatte die damals noch kleine Schaar der Enkel in dem großen Erker der Wohnstube Platz gefunden. Im Oberstpfarrhaus war es anders. Zwar befand sich auch hier ein Erker, der jedoch nur zwei Personen faßte; indessen waren die beiden hier angebrachten Gedecke sehr gesucht, namentlich von solchen Enkeln, denen es Bedürfniß war, die Festfreude durch den Blick auf die gegenüberliegende Schule noch zu erhöhen. In der Mitte der langen Tafel einander gegenüber saßen der Großvater und die Großmutter wie ein Patriarchenpaar — nicht weniger als dreißig Glieder zählte im Jahr 1836 die ganze Familie. Der Großvater war königlich vergnügt; manch

Digitized by Google

heiteres Scherzwort sprach er selber oder hörte mit Behagen den Scherzen der Andern zu oder mischte sonst seine freundliche Rede in das lebhafte Gespräch. Beim Nachtisch stand er auf und ergriff mit seiner zitternden Hand einen kleinen silbernen Becher, den ihm seine Kinder am fünfzigsten Jahrestage seiner Ordination geschenkt hatten. „Ich will den Becher des Heils nehmen und den Namen des Herrn anrufen" (Ps. 116, 13.), sprach er dann mit tiefbewegter Stimme und pries die Güte Gottes, die so reichlich sich an ihm erwiesen und dankte den Seinen für ihre Liebe, die ihm ein rechter Becher des Heils geworden. Oder wenns der Großmutter Geburtstag war, so brachte er ihre Gesundheit aus und redete so aus der Fülle der Liebe, daß die gute Großmutter nur wehren und wehren mußte, es sei des Guten zu viel.

Nach einigen Stunden Unterbruchs kam man Abends wieder zum Thee zusammen. Jetzt fanden sich auch — seit seine Brüder gestorben waren — Geßners Neffen ein. Im Laufe des Abends wurde von den Enkeln irgend eine Pantomime aufgeführt oder ein lebendes Bild dargestellt; oder einige von ihnen brachten in irgend einer Verkleidung eine kleine Lotterie oder man tummelte sich in einer besonders dazu eingeräumten oder vielmehr ausgeräumten Stube herum, bis vor Staub nichts mehr zu sehen war.

Den Schluß des Abends bildete jedes Mal ein gemeinsamer Gesang. Alle standen und saßen in einem Halbkreis um das Klavier. Es war ein uraltes Möbel, dieses Klavier. Wenn aber je ein naseweiser Enkel eine Bemerkung darüber machte, so wurde er von dem Großvater mit Ernst bedeutet, daß es eines der ersten gewesen, die aus einer berühmten wiener Fabrik nach Zürich gekommen seien. Jetzt leistete es zur Begleitung des Gesanges noch treffliche Dienste. Bisweilen an Geburtstagen der Großmutter hatte der Großvater ein besonderes Lied gemacht, das dann von den Enkeln vorgetragen wurde. Immer aber wurden aus dem Gesangbuch Choräle gesungen und der Großvater sang mit seiner schönen Baßstimme kräftig mit. Wenn sie dann sangen:

Hat er dich nicht von Jugend auf
Versorget und ernährt,

Digitized by Google

Und wunderbar der Dinge Lauf
Zu deinem Glück gekehrt?

Er hat noch niemals was versehn
In seinem Regiment:
Nein, was er thut und läßt geschehn,
Das nimmt ein gutes End.

Ei nun, so laß ihn ferner thun
Und red ihm nicht darein;
So wirst du hier im Frieden ruhn
Und ewig fröhlich sein! —

dann quollen die Thränen mächtig aus des Großvaters Auge; dann reichte er der Großmutter, die sinnend neben ihm saß, die Hand und schaute sie an und sie ihn.

Das waren die Geburtstage in des Großvaters Hause.

Digitized by Google

Eilftes Kapitel.

Freunde und Bekannte.

Heß. Mündlicher und schriftlicher Verkehr. Urtheile über Geßners Arbeiten. Geßners Freimüthigkeit gegen Heß. Schriftchen über Heß. Der Rathsherr Steiner. Geßners heiteres Wesen im Umgang. Die Familien Bernet in St. Gallen und Socin-Sarasin in Basel. Blumhardt. C. F. Spittler. Entstehung des Sonntagsblattes. Aeußere und innere Anstände hinsichtlich desselben. Geßner über die Erweckung. Verhandlungen über die Anstalt in Beuggen. Die Griechenvereine. De Wette. Besuch desselben in Zürich. Orellis Aeußerung gegen Bibliolatrie. Bahnmaier, Klaiber, Steudel, Strauß in Berlin, Ewald, Passavant. Die Herzogin Henriette von Württemberg. Jung-Stilling. Der Missionar Bärenbruck. Der Quäker Stephan Grellet. Aus seinen Briefen an Geßner und Salomon Pestalozzi. Der Aufenthalt des Prinzen Albrecht von Mecklenburg in Zürich. Geßner über Lavaters Verhalten zum Katholicismus und eigene Aeußerungen über denselben in Briefen und Predigten. Verkehr mit Sailer. Spittler und Geßner über Sailer. Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl. Evangelische Regungen in der katholischen Kirche und Gegenwirkungen. Fortdauernde Freundschaft mit Sailer. Graf Westerhold.

Von Geßners Freunden und Bekannten ist schon in der bisherigen Darstellung da und dort die Rede gewesen. Es dürfte aber wohl nicht unpassend sein, Geßners Verhältniß zu einigen seiner besonderen Freunde hier noch etwas einläßlicher zu betrachten. Freilich können wir das nicht in dem Umfange thun, wie wir es wünschten, da leider ein großer Theil der Briefe von Geßners Freunden an ihn verloren gegangen ist und uns von seinen eigenen Briefen verhältnißmäßig noch weniger zu Gebote steht. Doch wird

Digitized by Google

es auch so möglich sein, ein wenigstens einiger Maßen anschauliches Bild zu geben von der Art, wie Geßners Wesen im Verhältniß zu seinen Freunden sich ausprägte.

Von diesen Freunden nennen wir wie billig vor Allem den ehrwürdigen Antistes Heß. Das freundschaftliche Verhältniß hatte sich angeknüpft bald nachdem Geßner in Zürich bleibenden Wohnsitz genommen hatte. Damals schon theilte Geßner dem besonnenen, ruhig klaren Heß einzelne seiner Arbeiten zur Beurtheilung mit und benutzte gern die erhaltenen Winke und Bemerkungen. Später kam Heß auch als Censor in den Fall, Geßners Arbeiten durchzusehen und wußte in liebenswürdigster Weise die Doppelstellung als Censor und väterlicher Freund zu vereinigen. „Als Censor wüßte ich nicht das Mindeste, was den Druck dieser Schrift aufhalten könnte," schreibt er betreffend Geßners Predigten: Jesus der verheißene Messias; als „Ausleger und Theolog" aber theilt er ihm hinsichtlich der einleitenden Abhandlung über die Person Jesu einige treffliche Bemerkungen mit. Wie sehr übrigens Heß schon früh nicht nur freundschaftliche Gesinnungen, sondern Vertrauen gegen Geßner hegte, das zeigen die Worte, mit denen er den letzteren als seinen Nachfolger im Diakonat am Fraumünster begrüßte: „Es freut mich, so oft ich daran denke, meine Gemeindekinder unter Ihrer Lehre zu wissen. Da wird gewiß bei Manchem etwas ächt Christliches herauskommen." Wir haben schon oben gesehen, wie das Vertrauen mit der Zeit nicht abgenommen, sondern immer schöner sich entfaltet hat.

Zu fast ununterbrochenem gegenseitigem Verkehr boten in späterer Zeit ebensowohl die persönlichen als die amtlichen Beziehungen Gelegenheit. Geßner pflegte die ihn besuchenden auswärtigen Freunde regelmäßig zu Heß zu führen; in der kleinen bibelforschenden Gesellschaft wie in einer andern, mehr der geselligen Unterhaltung gewidmeten sahen sie einander zu bestimmten Zeiten, ebenso in der Bibelgesellschaft und wie oft suchte Geßner sonst das Antistitium auf. War es nicht möglich, sich persönlich zu sehen, so wurden Billets gewechselt. In der Regel beschenkten sich die beiden Freunde gegenseitig mit ihren literarischen Arbeiten, bis-

Digitized by Google

weilen wurde ein derartiges Geschenk sogleich erwiedert. „Nehmen Sie, mein Freund, schrieb Heß 1809, als wahren Dank für das lehrreiche Vergnügen, das Sie mir unlängst mit Ihren „Blicken auf die Menschheit" machten, diese neue Ausgabe der Apostelgeschichte an. In wie fern Sie und ich, fügt er bei, auch durch Schriften noch wie durch lebendigen Unterricht auf unser Zeitalter wirken können, wird unser vereintes Zeugniß um so kräftiger sein, da es für die Hauptsache und Hauptperson so unzweideutig übereinstimmt." Ueber die Biographie Lavaters äußerte sich Heß so: „Herzlich danke ich Ihnen für das wichtige Geschenk und für das geendete Werk selbst. Sie haben gesäet, was früher oder später reichlich Frucht tragen wird, um so mehr, je mehr für einmal auf die Saat der Dünger des schiefen Urtheils einiger widrig Gesinnter fällt. Ich finde den wahren, den ganzen Lavater in Ihrem Buche. Und dies ist jeder guten Biographie Kern und Prüfstein. Daß Sie sich des Selbsturtheilens so oft, des Lobens immer enthielten, wo doch so viel Reiz und Gelegenheit dazu war, gibt dem Werke den Werth der Unparteilichkeit, den selbst die anders Denkenden sollten zu schätzen wissen." In späteren Jahren unterließ es Geßner nie, seinen ehrwürdigen Freund mit einem Gedichte zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen, und Heß dankte gewöhnlich in einigen herzlichen Zeilen. Wie er das that, davon eine Probe aus dem Jahr 1822: „Ihre mir letzthin mündlich und schriftlich zugesicherte Freundschaft erheitert den Ueberrest meiner irdischen Tage. Das höhere Alter hat allerdings etwas Dunkles, das solcher Erheiterungen bedarf. Die Ihrigen sind mir um so wichtiger, um so kräftiger, weil sie dem reinsten Quelle des Glaubens und der Liebe entschöpft sind und weil ihre Wahrheit sich auf Erfahrungen gründet. O wie Manches sagen Sie mir in Ihrem geist- und herzvollen Liede, dazu mein Innerstes Ja und Amen spricht!" Umgekehrt pflegte auch Heß dem jüngeren Freunde zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen; so schrieb er ihm 1805: „Am letzten Tag Ihres vierzigsten Jahres — also recht mitten in Ihrem Wirkungsalter! Wie Vieles können Sie noch erleben, zu wie Vielem selbst mitwirken! Die gegenwärtige

Digitized by Google

Stille ist wohl nur Vorbereitungszeit zu immer größeren Auftritten. Der Herr, welcher die Rollen austheilt, wolle Ihnen auch die Ihre — sei sie schwerer oder leichter als die meine — gut ausspielen helfen." Auch an freundlicher Ermunterung und namentlich an herzlichem Danke für die Dienste, die Geßner ihm leistete, — „für Ihr bisheriges, auch zum Voraus für Ihr noch übriges, mir so nöthige Handbieten" — ließ es Heß nicht fehlen, und freute sich innig, wenn Geßners Wirken — oder einzelne Akte desselben — Anerkennung fand. Mehrfach sprach er auch, wie oben schon kurz erwähnt worden ist, die Hoffnung aus, daß Geßner sein Amtsnachfolger sein werde; so in einem Briefe von 1820: „Für eine besondere Wohlthat seh' ich es an, daß es mir auf dieser Altershöhe noch zu lieb wird, mit immer größerer Wahrscheinlichkeit (mir ist es wirklich mehr als nur Wahrscheinlichkeit) vorzusehen, wer an meine Stelle treten wird, wenn mein Heimgang erfolgt. Was ich Ihnen, besonders in dieser Rücksicht, anwünsche und zuhoffe, hab' ich nicht nöthig mit Worten zu sagen."

Geßner seiner Seits hieng an Heß mit kindlicher Verehrung. Doch konnte ihn diese Verehrung nicht hindern, auch ein allfälliges Bedenken offen auszusprechen. Heß hatte seit dem Reformationsfeste an einer Neugestaltung der Liturgie gearbeitet. Freilich hatte ihm Geßner hinsichtlich dieser Arbeit bemerkt, daß ihm manche von diesen Gebeten bei aller Schönheit und christlichen Wahrheit der Gedanken zu weitläufig scheinen und daß sich der Ton mehr der eigentlichen Predigt oder der Betrachtung, selbst der Privaterbauung nähere als dem liturgischen Gebetstone. Als nun aber Heß, nachdem die Arbeit von dem größeren Kirchenrathe revidiert worden war, statt einer bloßen letzten Redaktion eine nochmalige Umarbeitung vornahm, machte ihn Geßner sofort auf das Mißliche eines solchen Vorgehens aufmerksam, was dann auch Heß mit aller Freundlichkeit aufnahm, obgleich er über das Ganze wie über Einzelnes sich wohl glaubte rechtfertigen zu können.

Dem Gedächtnisse seines väterlichen Freundes hat Geßner ein besonderes Schriftchen gewidmet: „Blicke auf das Wesen und

Digitized by Google

Leben des verewigten Joh. Jak. Heß", in dem er das Bild des Vollendeten in aller Liebe und mit unparteiischer Treue zeichnet. Geßner hatte viel an ihm verloren. Als er den sterbenden Heß unmittelbar vor seinem Ende besuchte, zog ihn dieser zu sich herab und gab ihm den letzten Vater- und Bruderkuß mit dem Worte: Mein lieber, lieber Freund! Es war sein letztes Wort gewesen. Wenige Minuten nachher verschied er.

Die Gesellschaften weltlichen und kirchlichen Charakters, denen Geßner beizuwohnen pflegte, sind oben schon an mehreren Orten erwähnt worden. Daß Geßner mit den Gliedern derselben bald in näherem, bald in entfernterem freundschaftlichem Verkehr stand, versteht sich von selbst; es könnte aber kein Interesse gewähren, hier einzelne Namen zu wiederholen oder neu anzuführen, an die wir ein Weiteres doch nicht anzureihen wüßten. Nur ein Name ist hier noch besonders hervorzuheben, derjenige des Rathsherrn — später Oberamtmann — Steiner in Winterthur. Geßner hat manchen treuen Freund gehabt, zu den treusten gehörte jedenfalls Steiner. Die Freunde hatten einander in Deinach kennen gelernt und schon damals sich sehr von einander angezogen gefühlt. Von da an knüpfte sich das Band der Gemeinschaft immer fester. In den zehner und zwanziger Jahren war Steiner als Mitglied der Regierung häufig in Zürich und galt in Geßners Hause fast als Familienglied. Hinwieder war er unerschöpflich in Erweisung jeglicher Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gegen Geßner und sein Haus und blieb es bis an sein Ende.

Im Umgang mit den Freunden konnte Geßner ungemein heiter und vergnügt sein. So gern er über ernste Dinge ernst redete, so wenig verschmähte er Scherz und heitere Laune. Auch ein feiner Witz stand ihm zu Gebote, doch war derselbe nie verletzend. Natürlich durfte auch im Verkehr mit den Freunden die Poesie nicht ganz fehlen und manches Billet wurde in munteren Versen abgefaßt. Eine Probe wenigstens möge hier Platz finden. Geßner war einst im Begriffe, für einige Tage nach Wangen zu gehen und sollte einen Stellvertreter für die Donnerstagspredigt

Digitized by Google

am Fraumünster haben. Das setzte er einem jüngeren Freunde in einigen Versen aus einander und schloß folgender Maßen:

Und du, mein Freund! mit deiner Güte
Und herzlichen Erbauungslust,
Trägst ja ein williges Gemüthe
Zu helfen in der Bruderbrust.

Dein Auge sehe ja nicht finster
Dem Freunde, der auf dich vertraut.
Die rari nantes*) im Fraumünster
Sind ja so gern durch dich erbaut.

Freunde und Bekannte hatte Geßner außerhalb Zürichs namentlich in St. Gallen und Basel. In St. Gallen war es die Familie Bernet, mit welcher er freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Eine Tochter aus dieser Familie war die auch in weiteren Kreisen durch ihre Lieder und ihre Korrespondenz bekannte Anna Schlatter; eine andere war an den Waisenvater Heß verheirathet. Die Familie Bernet war schon mit Lavater und der Familie Römer befreundet gewesen; von beiden hatte sich die Freundschaft auch auf das geßnersche Haus fortgepflanzt. Zunächst führte Geßners Gattin die Korrespondenz, aber auch er selbst schrieb von Zeit zu Zeit. Seine kleinen Briefe sind auch hier immer wie er selbst war: heiter, ungezwungen, aber immer auch etwas Tieferes darbietend. Im Jahr 1809 nahm er den Sohn einer dritten Schwester, der Helene Schlatter-Bernet zu sich ins Haus, da sich derselbe in Zürich zum Lehrer wollte ausbilden lassen. Der junge Mann war von Natur etwas schwach; aber die liebreiche, freundlich verständige Behandlung, die er in Geßners Hause fand, trug Vieles zu seinem Erstarken bei. Als er nach einigen Jahren im Waisenhause in St. Gallen unter der Leitung seines Oheims eine Lehrerstelle übernehmen sollte, entließ ihn Geßner mit einem herzlichen Zeugniß. „Nichts beschämt mich mehr, schrieb er an den Oheim, als wenn man glaubt, ich habe ihn gebildet; denn ich fühle, wie unwahr dies ist. Die Gnade

*) Die Wenigen in dem weiten Raum.

Digitized by Google

unſers Herrn hat Alles, ich nichts an ihm gethan — ſo nichts, daß ich mich nur ſchämen und mit Wehmuth jetzt zurückblicken kann: Ach, hätt' ich mehr an ihm gethan.... Morgen muß ich ihn nun laſſen. Wie weh mir das thut, kann ich Ihnen nicht ſagen. Er war mir beſonders und den Meinigen allen mehr als er nie ahnte. In tauſend kleineren und größeren Dingen werd' ich ihn mehr miſſen, als ich nicht ſagen kann."

In Baſel war es vornämlich die Familie des Jakob Socin-Saraſin, mit welcher Geßner auf vertrautem Fuße ſtand und bei der er, wenn er nach Baſel kam, Einkehr hielt. Die Hausfrau, Gertrud geb. Saraſin, eine Tochter des bekannten Freundes von Lavater, Jakob Saraſin, war mit Geßners Gattin ſchon von Jugend auf innig befreundet geweſen und hatte ſich ihrer Verbindung mit Geßner herzlich gefreut. „Sie beſitzen, ſchrieb ſie damals an Geßner, in meiner Nette einen großen Schatz, der das Glück, das ich Ihnen von Herzen wünſche, ſo viel es auf Erden möglich iſt, faſt unausbleiblich macht... Gewiß bin ich mit herzlichem Danke gegen die Vorſehung überzeugt, daß auch meine Nette durch Sie recht glücklich werden wird und ich fürchte mich da gar nicht, meine Erwartung zu hoch zu ſpannen." Geßner fühlte ſich durch den ſcharfen Verſtand und die heitere Laune, wie durch das tiefe und doch nüchterne religiöſe Bedürfniß dieſer Frau ſehr angezogen. Aus den wenigen Briefchen, die ſie etwa an ihn ſelbſt richtete, möge folgende Stelle hier Platz finden: (1802) „Jetzt will ich aber recht artig einkommen und bitten, wo möglich mir im Laufe künftigen Monats eine koſtbare Verſendung zu thun, das heißt dieſe blos auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit zu leihen, beſtehend in Ihrer Frau. Nein hören Sie — Spaß a part — machen Sie, daß ich ſie zu ſehen bekomme, inſofern Sie es immer machen können. Ihre Gegenwart in Baſel wird mich herzlich freuen, ſobald ſie erfolgt, und das gibt ſich gewiß... So viel oder eher ſo wenig für heute, und wenn wieder, weiß ich wahrhaftig nicht. Doch a propos noch Eins. Papa grüßt Sie und er ſagt, die Biographie (von Lavater) habe ihm recht wohl gefallen, nur finde er, Sie machen ein wenig

Digitized by Google

zu viel Umstände mit dem Publikum, bei welchem Sie sich zu viel entschuldigen und das man gar nicht so verwöhnen müsse. Sie haben es ihm in der Vorrede recht brav gesagt und dann findet er, sollten Sie ohne Weiteres Ihren eigenen Gang fortgehen."

Auch mit der Familie von Gertruds Schwester, der Susette Sarasin geb. Sarasin war das geßnersche Haus sehr befreundet. Es knüpften sich zwischen den beiderseitigen Kindern herzliche Freundschaftsbande und auch nach dem Tode der Eltern bewahrten die Kinder Sarasin Liebe und Wohlwollen gegen Geßner und seine Familie und legten diese Gesinnungen auf mancherlei Weise an den Tag.

Wie sehr Geßner sich den von Basel ausgehenden Bestrebungen für das Missionswesen anschloß, haben wir oben gesehen. Er stand darum auch mit dem Inspektor des Missionshauses, Blumhardt, in freundschaftlicher Verbindung, noch mehr aber mit dem thätigen und unermüdlichen Sekretär der deutschen Christenthumsgesellschaft, dem ehrwürdigen C. F. Spittler.

Die Bekanntschaft mit Spittler datiert schon aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Geßner und Spittler standen ab und zu in mancherlei Verkehr und verschafften einander gegenseitig verschiedene Schriften, die der eine und andere zu beziehen und zu verbreiten wünschte. Auch die Beziehungen zu den Freunden in London gaben etwa Anlaß zur Korrespondenz. Unter Anderm suchte Spittler im Jahr 1815 auch das Handbüchlein für das eidgenössische Militär, das Geßner herausgegeben hatte, zu verbreiten. Genauer wurden die gegenseitigen Beziehungen seit dem Jahr 1816. In Basel war schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Sonntagsblatt von Pfarrer Huber herausgegeben worden. Nach dem Tode des Herausgebers war das Blatt von einigen andern Geistlichen wieder aufgenommen worden, drohte aber zu Ende des Jahres 1816 einzugehen. Da wandte sich Spittler an Geßner mit der Anfrage, ob er nicht die Leitung des Blattes übernehmen wollte, das in Zukunft vorzugsweise Predigten oder erbauliche Aufsätze bringen sollte. „Wie sehr Sie, schrieb Spittler, Gesetz und Evangelium, Liebe und Ernst, Gelehrtes und

Digitized by Google

Praktisches zu verbinden und Ihren Zuhörern oder Lesern mitzutheilen die Gabe haben, darüber will ich keine Worte machen." Geßner gieng auf den Antrag ein; vor der Hand jedoch wollte er anonym bleiben und Spittler schrieb: „Das kann ich Sie versichern, daß keine Seele ahnen wird, Sie seien der Verfasser, da Sie mit unserer Gesellschaft (der deutschen Christenthumsgesellschaft) in ganz keiner Verbindung stehen und mehreren unserer Freunde (Sie nehmen es nicht übel, wenn ich mich so ausdrücke) Ihr streng beobachtetes Neutralitätssystem nicht unbekannt geblieben ist." Der Ertrag des Blattes sollte zu einem näher zu bestimmenden wohlthätigen Zwecke verwendet werden; das Blatt selber erschien vom Juli 1817 an in Basel (siehe Seite 108) und mit Freuden über den Fortgang der Sache bemerkte Spittler einige Monate später: „Es ist Zeit, daß durch nüchterne Schriften wie das Sonntagsblatt überall gearbeitet wird, dem drohenden Strom einen Damm zu setzen." Die Freunde hatten freilich mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Etwa ein Jahr nach dem ersten Erscheinen des Blattes wurde verlangt, daß dasselbe, da es blos einen Bogen stark herausgegeben werde, gestempelt werden müsse. Etwas ärgerlich schrieb Spittler: „Wenn man glaubt, den monarchischen Staub von den Füßen geschüttelt zu haben, so will Einem ein so unfreies Wesen im freien Staate nicht behagen; doch das gehört zur Toleranz und zur Aufklärung". Und Geßner erklärte kurzweg: „Eher als daß ich ein gestempeltes Sonntagsblatt sehen will, zahl' ich aus meiner Tasche für den Monat Juli den Stempel — und dann ists aus, wenigstens mit dem Druck in Basel." Inzwischen wurde der Stempel in Gnaden erlassen und das Blatt konnte nach wie vor erscheinen.

Aber auch der Inhalt des Blattes blieb nicht ohne Anfechtung. Namentlich erhob sich gegen einen Aufsatz, der zu Anfang des Jahres 1821 erschien, eine ziemlich starke Opposition. Geßner hatte in demselben von den religiösen Gährungen gesprochen und gezeigt, wie solche Gährungen nöthig seien, wie aber in denselben viel Unlauteres sich zeige, das ausgeschieden werden müsse; er hatte die Eigenliebe getadelt, welche auf Andere wirken wolle

Digitized by Google

und sich groß dabei dünke, und bei welcher doch so viel Irrthum in die Wahrheit eingemischt werde; er hatte die Menschen getadelt, die umherziehen, als hätten sie den reinen Trieb, die Wahrheit Christi zu verbreiten, während sie Andern so oft ihre Ruhe, ihren Trost und ihre Kraft rauben. Das warf Staub auf und der treue Spittler schrieb: „Theuerster Bruder, habe doch die Güte, dich etwas gelinder oder aber deutlicher auszudrücken; denn das erste Stück (von 1821) hat gewaltig rumort und Abgang gedroht. So hat z. B. Professor Lachenal (der Freund der Frau von Krüdener) seine drei Exemplare sogleich aufgegeben. Freunde der Brüdergemeinde glaubten, du habest auf ihren reisenden Bruder Adam zielen wollen und selbst Blumhardt brummte etwas in den Bart, weil Viele glauben möchten, das Wirken nach außen auch bei der Missions- und Bibelsache sollte gemäßigter sein u. s. w. Aber wer in aller Welt, setzte Spittler freundlich begütigend hinzu, will es allen Menschen recht machen? Ich wollte es dir blos anzeigen; handle nach deiner Ueberzeugung.“ Geßner antwortete darauf folgender Maßen: „Gerade um die Zeit, als ich das erste Sonntagsblatt für dies Jahr schrieb, waren einige von Ganzens Irrthümern Ergriffene, ich weiß nicht ob abgesandt von ihm, in unserem Kanton, besonders auch in der Umgebung der Stadt sehr geschäftig, jene überquietistische Lehre auszubreiten. Etliche liebenswürdig fromme, aber nicht in der Wahrheit befestigte Seelen wurden hineingezogen, einige förmlich verrückt. Gerade in diesem Augenblicke kam mir L. Köllners (eines in Basel privatisierenden deutschen Geistlichen) äußerst verdankenswerther Warnungsbrief, den er nach Schaffhausen schrieb, in die Hand. Hoch freut' ich mich drüber; denn ich sah, daß er Gutes wirkte. Dies Alles bestimmte, ja drang mich, das Warnungswort in das Sonntagsblatt einzurücken, sowie ich mich am Weihnachtsfeste gedrungen fühlte, ein kurzes, warnendes Wort von meiner Kanzel zu sprechen. — Daß Brüder, die am einfachen, lauteren Evangelium halten, mich in dem Sonntagsblatt sollten mißverstehen, meinen können, ich wolle vor der Brüdergemeine, vor Bibelverbreitung, Mission ꝛc. warnen, das dacht' ich freilich nicht und

Digitized by Google

begreif' es noch jetzt kaum — obgleich ich fühlte, noch fühle und wills Gott immer fühlen werde, daß ich auch mir selbst eine wahre und nothwendige Warnung gab in dem, was ich von dem Ausgähren des Unreinen sagte, — wer macht nicht individuell diese Erfahrung? — Daß nun gerade Lachenal, d. h. Ganz mit meinem Sonntagsblatt unzufrieden ward, freut mich eher, als daß es mich betrübt. Ich werde also doch verstanden, wovon ich eigentlich sprach. Ach, wie ist in der ganzischen Schrift: „das Geheimniß der Gottseligkeit" Wahrheit und Verkehrtheit so gefährlich und für manche gute Seele so verführerisch durch einander geknetet! Was meinst du, mein Lieber? ich denke, wir lassen es gehn. Ohne Persönlichkeiten könnt' ich kaum nähere Erklärung geben und Persönlichkeiten geziemen nicht. Ich las mein Blatt wieder durch — und muß denn doch zu jedem Worte stehen."

Wo aber auch zwischen den Freunden selbst eine Meinungsverschiedenheit oder gar ein kleiner Konflikt auftauchte, da war beides bald wieder in Minne beigelegt. Spittler hatte gegen Ende des Jahres 1817 den Gedanken gefaßt, eine freiwillige Armenschullehreranstalt zu gründen und wünschte nun, daß Geßner, der schon am Ende des ersten Halbjahrgangs mit seinem Namen öffentlich hervorgetreten war, den Ertrag des Sonntagsblattes für diese Anstalt bestimmen möchte. „War es mir gleich, antwortete Geßner, ein angenehmer Gedanke, durch meine Arbeit im Sonntagsblatt vielleicht in der Folge etwas Weniges für die mich oft drückend umlagernde Armuth in allen Gestalten zu gewinnen, so bin ich dennoch von Herzen bereit, mein Sonntagsblatt Ihrer Anstalt hinzugeben. Längst war es mein Wunsch, die von mir hoch gehaltenen Missionsanstalten auf irgend eine Weise zu befördern. So geschehe es denn mit Freude durch mein Sonntagsblatt." Aber gegen die Sache selbst hegte Geßner einiges Bedenken und sprach dasselbe, um seine Meinung gefragt, auch aus. Einmal war er überhaupt nicht für Seminare. Er meinte, die jungen Leute würden in einen gewissen Pedantismus hineingeführt, in ein steifes, selbstgefälliges Wesen, das besonders bei Lehrern hervortrete, die nicht nur in ihrer Schule, sondern auch außerhalb

Digitized by Google

derselben leicht die Ersten sein und sich als solche fühlen können. Wolle man aber einwenden, es handle sich ja um ein christliches Seminar, so erwiedere er, daß es auch einen Pedantismus des Christenthums gebe, ja sogar einen eigenliebigen Stolz der Demuth oder richtiger ein Demuthskleid, in welches geheimer Stolz sich einhülle. Diesen Pedantismus des Christenthums halte er für den jämmerlichsten von allen und wenn ein solcher in das christliche Schullehrerseminar käme, so würde er eben damit auch in die Schulen verpflanzt. Uebrigens gab er zu, daß auf die Person des Direktors Alles ankomme, aber er glaubte, die Männer dürften selten sein, welche Kraft genug hätten, jene Uebelstände zu verhüten. Er für sich war der Ansicht, man thäte — nach der damaligen zürcherischen Weise — besser, christliche junge Leute jeden einzeln bei einem recht braven und geschickten Schulmeister in seiner Schule das Schulhalten lernen zu lassen. Der Verein, erfreut über Geßners Bereitwilligkeit, das Blatt für die Vereinszwecke herauszugeben, gieng freundlich auf diese Bedenken ein und suchte ihn namentlich darüber zu beruhigen, daß es nicht die Absicht sei, in den Zöglingen christlichen Sinn künstlich zu pflanzen, indem ein solcher schon vorausgesetzt werde. Geßner machte keine weitere Opposition und empfahl vielmehr selbst die Sache in den Berichten, die er über dieselbe auf den dringenden Wunsch des Vereins in der Regel am Schlusse eines Jahres für die Leser des Monatsblattes herausgab. Inzwischen konnte der Verein die Bewilligung des baselschen Erziehungsrathes für Errichtung der Anstalt nicht erhalten und entschloß sich daher, außerhalb des Kantons eine Stätte zu suchen, auf der die Anstalt ins Leben treten könnte. An diesen Plan knüpften sich allerlei Gerüchte und diese Gerüchte kamen auch Geßnern zu Ohren und regten ihn nicht wenig auf. Er schrieb einen außerordentlich derben Brief an Spittler: Er höre, daß Beuggen angekauft werden solle und daß es im Plane liege, nach und nach eine separierte Gemeinde wie z. B. in Kornthal zu gründen. „Thut ihr dies, so bildet ihr Schullehrer für Separatisten dieser Form, nicht für christliche Gemeinden, die sich nicht separiert haben und es nicht thun wollen,

Digitized by Google

sondern bei denen es um Christenthum ohne besondere Form zu thun ist." Wolle man aber das christliche Schullehrerseminar zur Parteisache machen, so werde er mit seiner Feder nicht mehr für dasselbe arbeiten. Dem derben Angriff ließ nun Spittler eine ebenso derbe Vertheidigung folgen; aber das Feuer war auf beiden Seiten bald wieder erloschen. Geßner lenkte ein und nun versicherte auch Spittler in aller Ruhe, daß er nie und nimmer eine separierte Gemeinde stiften werde. Später äußerte sich Geßner ganz befriedigt über den Gang der Anstalt in Beuggen. „Die Schriften von und über Beuggen freuen mich sehr," melhete er Spittlern, der ihm 1830 solche mitgetheilt hatte. „Zellers Antwort (auf erlittene Angriffe) ist meisterlich. Dank für die Mittheilung! O wie tief kann auch eine einzige unbesonnene und nicht vors Publikum gehörende Aeußerung greifen in unserer giftigen Publicistenzeit. Dennoch: der Herr wird sehen! Aber wir müssen, o daß wirs lernten! klug sein wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben."

Mit dem Jahre 1826 hörte das Sonntagsblatt zu erscheinen auf. Andere christliche Zeitschriften schmälerten den Absatz des Blattes. Die Freunde in Basel machten daher Geßnern den Vorschlag, vorerst für ein Jahr mit der Herausgabe des Blattes auszusetzen; Geßner aber wollte gänzlich abschließen, da er die Ueberzeugung hatte, daß es an zehn Bänden genug sei.

Natürlich konnte nun der Verkehr nicht mehr gleich lebhaft bleiben, seit das Blatt aufgehört hatte; doch gab es noch da und dort eine Frage von allgemeinerem Interesse, welche die Freunde beschäftigte. Der Aufstand der Griechen gegen die Türken hatte in der Schweiz lebhafte Theilnahme gefunden. In Zürich bildete sich neben dem von Melchior Hirzel, Chorherr Brämi u. A. gestifteten Verein für Unterstützung der Griechen auch ein Frauenverein, welcher sich namentlich die Erziehung verwaister Griechenkinder zur Aufgabe stellte und bei dem auch Geßners' Gattin sich angelegentlich betheiligte.*) Zu gleichem Zwecke hatte sich in Basel

*) „Welche Freude, schrieb Spittler einmal an Geßner, wenn du deine

Digitized by Google

ein Verein gebildet, und zwar aus Männern verschiedener Richtungen. Namentlich war in diesem Verein de Wette mit Männern zusammengetreten, die sich sonst von ihm ferne hielten. Spittler, der später häufig den Verkehr des zürcher Frauenvereins mit dem basler Männerverein vermittelte, theilte die Entstehung des letzteren Geßnern mit. Dieser antwortete: „Recht freuen würd' es mich, einmal de Wette zu sehen, sowie mich Euer gegenseitiges Annähern freut." Als bald nachher de Wette nach Zürich reiste, schrieb Spittler an Geßner: „Mich verlangt zu hören, ob du de Wette gesehen und gesprochen hast. Der neue Griechenverein, dessen Aufruf du gelesen haben wirst, hat ihn nun auch der Missionsgesellschaft näher und in eine angenehme Korrespondenz (Verbindung) mit Blumhardt gebracht. Die Sache hat hie und da etwas Aufsehen gemacht und man konnte sich den Zusammentritt so verschieden gesinnter Männer nicht recht reimen. Inzwischen gefällt die Sache an vielen Orten und wir hoffen, der Herr werde auch da seinen Segen geben. Unsere Sitzungen werden immer mit Gebet angefangen und geschlossen und wir sind jedes Mal vergnügt beisammen." Geßner erwiederte: „De Wette hat mir die Ehre seines Besuchs erwiesen; ich war froh, den Mann persönlich kennen zu lernen. Wir sprachen über den religiösen Griechenverein und ich sagte ihm offen meine Ansicht, daß wohl in diesem Momente die große Kraftanstrengung kaum einen ihr angemessenen Erfolg haben werde. Er antwortete mit eben der weisen Ruhe und Festigkeit, womit er in den basler Mittheilungen antwortet. Zur Ueberzeugung, daß es gerade die rechte Zeit zu einem solchen Unternehmen sei, hat er mich freilich nicht gebracht; aber den leidenschaftlich gehässigen Ton, der in jenen Mittheilungen de Wette entgegenbellet, wird doch Jedermann erkennen." Geßner fand seine Ansicht durch mancherlei schwere Erfahrungen, welche die Vereine mit den von ihnen unterstützten Kindern und namentlich mit den Angehörigen derselben machten, bestätigt. „Die Griechensache, schrieb

---

Frau mitbringen könntest, der unser Griechenverein so unendlich viel zu verdanken hat."

Digitized by Google

er 1830 an Spittler, nimmt doch einen unerfreulichen Gang. Nun schon wieder Knaben sehr undankbar zurückgerufen, wie de Wette meiner Frau schrieb. Wie schwer wird diesem Volk zu helfen sein."

Auch in dieser Korrespondenz tritt uns mehrfach die ruhige, milde Weite in Geßners Wesen entgegen und es möge hier zum Schlusse noch eine Probe davon mitgetheilt werden. Von mehreren Seiten waren die Leiter der zürcherischen Bibelgesellschaft auf einen Ausfall aufmerksam gemacht worden, den Joh. Kaspar Orelli gegen die Bibelgesellschaften sollte gethan haben. Geßner glaubte, es könne damit nur eine Bemerkung in Orellis lateinischem Programm: „Ausgewählte Stellen aus den Kirchenvätern" gemeint sein, in welcher die Bibliolatrie (Bibelvergötterung) der Protestanten als ein ebenso großer Irrthum dargestellt wird wie der Bilderdienst der Katholiken. Er fand aber mit Heß, daß das eine unrichtige Auffassung der Stelle sei. „Ich bin überzeugt, schrieb er über diese Sache an Spittler, daß Orelli dabei gar nicht an die Bibelgesellschaften dachte, sonst hätte er, bei seiner Manier Alles frei von der Leber weg zu sagen, sie genannt. Ich glaube, er dachte sich hiebei das Herausheben von Schriftstellen, um Sätze zu behaupten, die doch nicht darin liegen und mit den Schriftworten dennoch das Göttliche erhärten zu wollen. Ich schrieb deßwegen an Steinkopf, daß ich glaube, man würde der Bibelsache selbst sehr schaden, wenn man den über die Bibelverbreitung sonst unverdächtigen Orelli deßwegen angehen oder ihm gar die Korrektur der italiänischen Bibel entziehen wolle. Orelli denkt allerdings über die Bibellehre nicht so wie wir; aber wenn man diese Herren alle aus den Bibelgesellschaften ausschließen und ihre Mitwirkung untersagen wollte, so würde man gewiß den Zweck sehr verfehlen."

Von Geßners auswärtigen Freunden ist schon oben der treffliche Steinkopf mehrmals genannt worden, in dessen Fußstapfen als Sekretär der deutschen Christenthumsgesellschaft Spittler getreten war. Durch den letzteren war Geßner mit seinem Schwager Bahnmaier bekannt geworden, der früher Professor in Tübingen

Digitized by Google

nach Kirchheim unter Teck versetzt worden war, weil er in einem Rektoratsberichte über die Stimmung der Studierenden in der sand'schen Geschichte von ihrem sie ehrenden Abscheu vor den Grundsätzen Kotzebues geredet hatte, obgleich ausdrücklich beigefügt war, daß keine Spur des sand'schen Fanatismus bei ihnen zu finden sei. Das Verhältniß war ein sehr freundschaftliches und noch zu Ende der dreißiger Jahre war Bahnmaier zum Besuch bei Geßner. Nicht minder stand Geßner in angenehmen Beziehungen zu den Familien des Konsistorialrath Klaiber in Stuttgart und des Professors Steudel in Tübingen. Der letztere hatte Geßners Sohn während seines Aufenthaltes in Tübingen in seinem Hause beherbergt und ihm väterliche Liebe und Fürsorge erzeigt*) und Geßner vergaß ihm diesen Liebesdienst nie, wie er denn auch Steudeln als Theologen hoch schätzte. In ähnlicher Weise nahm sich in Berlin der Professor und Hofprediger Strauß des jungen Geßner an. Schon 1818 bei einem Besuche in Zürich hatte Strauß von Geßner viel Freundliches erfahren und vergalt nun das Empfangene dem Sohne in reichem Maße. Mehrmals gab er dem Vater Nachricht über des Sohnes Fortschritte, berichtete über einige wohlgelungene Predigten, die jener im homiletischen Seminar gehalten und sprach sich erfreut über seine Innigkeit, Bescheidenheit und sein ernstes, tüchtiges Streben aus. Auch ihm bewahrte Geßner ein treues, dankbares Andenken.

Mehr literarischer Natur war der lange Zeit fortgesetzte Verkehr mit dem Kirchenrath Ewald in Karlsruhe, dem Geßner in einige von ihm herausgegebene Zeitschriften eine Anzahl von Beiträgen lieferte. Intimer war das Verhältniß zu dem Pfarrer Passavant in Frankfurt, dem er seine „der Weg zum Ziele" betitelten Predigten widmete.

Wie wir oben kurz angedeutet haben, trat Geßner auch hinsichtlich mancher Freunde und Bekannten in Lavaters Erbe ein. Bisweilen waren es mehr Geßners Gattin und Schwägerin, die den Verkehr vermittelten; bisweilen aber war es auch er selbst,

*) Vergl. Kap. 10.

Digitized by Google

der die Leute herbeizog, ohne daß das Eine von dem Andern sich trennen ließ. So besuchte unter Andern die fromme Herzogin Henriette von Württemberg Geßnern und sein Haus im Jahre 1822 und Geßner erwiederte den Besuch, als er seinen Sohn nach Tübingen begleitete und widmete der Herzogin später seinen „Gang durchs Leben". Besonders gehörte auch Jung-Stilling zu diesen Freunden. Geßner schätzte ihn sehr, behielt aber auch ihm gegenüber seine Selbstständigkeit. So schreibt er in einem Billet an Heß (1806), in welchem er diesem Jungs Besuch ankündigt: „Ich erfuhr wieder mehr als je, wie viel freier und wahrer Jung blickt, als oft seine Schriften scheinen und wie äußerst lieb ihm die Wahrheit ist. Ich hatte herrliche Stunden mit ihm, die uns aber nie wurden bis Nachts sehr spät, wenn alles Getreib ein Ende hatte."

Ueberhaupt kam damals selten ein Fremder, der sich um das christliche Leben im engern Sinne und die Förderung desselben bekümmerte, nach Zürich, ohne neben dem ehrwürdigen Heß auch Geßnern zu besuchen; aber er überhob sich einer ihm gewordenen Ehre nie und fragte nicht nach Rang und Stand der ihn Besuchenden. Auch der äußerlich nicht hoch Gestellte war ihm herzlich willkommen. An dem Missionar Bärenbruck, der in einem Alter von 49 Jahren durch schweres Tagewerk fast aufgerieben, aber noch voll jugendlicher Lebhaftigkeit zu seiner Erholung aus Indien nach Europa zurückgekehrt war (1832), gewann er einen treuen Freund. Die Briefe, die Bärenbruck während einer Kur in Kannstadt und einer auf dieselbe folgenden Reise durch Deutschland an Geßner schrieb, sind ein rührendes Denkmal seiner Dankbarkeit und Freundschaft. „Ihr habt mich aufgenommen und geliebt, als wenn es der Herr selbst gewesen wäre; nun er hats versprochen, es anzusehen als ihm erwiesen" — und: „Mein ganzer Aufenthalt in Württemberg ist nicht so angenehm gewesen wie ein Tag in der Schweiz." — Bärenbruck starb noch im gleichen Jahre in seiner Heimat Stettin.

Eine besonders interessante Persönlichkeit unter Geßners auswärtigen Freunden war aber der Quäker Stephan Grellet.

Digitized by Google

Grellet war in Marseille geboren, widmete sich dem Kaufmannsstande und ließ sich dann in Newyork nieder. Indessen genügte ihm sein Beruf nicht; er fühlte sich getrieben, etwas für die Förderung des Reiches Gottes zu thun und unternahm zu diesem Ende drei große Reisen durch Europa. Er besuchte die Spitäler und Zuchthäuser, um — wie später Elisabeth Fry es that — an die Herzen der Kranken und Gefangenen zu reden. Zugleich suchte er überall auf bessere Einrichtungen der Anstalten für beide, namentlich auch für die Irren hinzuwirken. Außerdem hielt er freie religiöse Versammlungen und suchte auch auf diesem Wege christlichen Sinn und christliches Leben zu fördern, ohne sich weiter um die Konfessionen zu kümmern, zunächst allerdings innerhalb der protestantischen Kirche, aber auch so weit er Gelegenheit hatte, die Einwirkung auf Katholiken nicht verschmähend. Schon auf seiner ersten Reise, die er in den Jahren 1811—1814 machte, besuchte er (1813) Zürich und fand bei Geßner freundliche Aufnahme. In engeren Kreisen hielt er erbauliche Ansprachen, ebenso im Spital, wo der mit Geßner befreundete Kaufmann Salomon Pestalozzi sein Dolmetscher war. Grellet war erfreut über die ihm in Zürich gewordene Aufnahme und sprach diese Freude in einem Briefe an Geßner aus, indem er auch der Kinder und namentlich der vielgeprüften Gattin Geßners aufs freundlichste gedachte und sie zum Festhalten an einem lebendigen Glauben ermunterte. „Laßt uns, liebe Freunde, schrieb er u. A., uns anstrengen, in uns selbst einzukehren. Hier ists, wo Gottes Gegenwart wie in ihrem Heiligthum wohnt; hier ists auch, wo das Leben und die Gnadenströme fließen. Der Zustand der Vollkommenheit, nach dem wir streben sollen, wird auch dadurch erreicht." Nach Newyork zurückgekehrt meldete er seine glückliche Ankunft dem Freunde Pestalozzi. Auch in diesem Briefe gedenkt er vorzugsweise der Kinder seines Freundes. „Grüße mir deine liebe Frau und alle deine Kinder — sie sind junge Pflanzen, für deren Glück ich mich sehr interessiere." Dann frägt er den Freund, der damals ein einflußreiches Mitglied der Spitalpflege war: „Hast du die Bücher, die ich dir von London sandte, erhalten? Es waren

Digitized by Google

einige darunter, von denen ich mit dir sprach, die Beschreibung eines Instituts für die Wahnsinnigen und die Behandlungsweise derselben. Sicherlich ists ein Beweis, daß die Welt tugendhafter wird. Man hat mehr Gefühl und Zärtlichkeit für die Menschheit, da die Zahl der Anstalten zur Erleichterung der Unglücklichen sich mehrt. Es gibt mehrere der Art in England. Ich hoffe, du wirst dich ermuntert fühlen, deine Sorge für euer Hospital fortzusetzen und den Zustand seiner armen, unglücklichen Bewohner zu verbessern." (Man hatte damals in Zürich noch keine besondere Anstalt für die Geisteskranken.) Im Jahr 1818 machte sich Grellet neuerdings auf den Weg. Von London aus reiste er gemeinsam mit seinem Freunde, dem bekannten, für Verbesserung des Gefängnißwesens sehr thätigen Quäker William Allen*) durch Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland u. s. w. und kam auch auf dieser Reise wieder nach Zürich. Gleicher Weise noch einmal im Jahr 1832, wo er u. A. die Waldenser, Südfrankreich u. s. w. besuchte. Mehrfach versichert er auch jetzt wieder in seinen Briefen, wie lieb ihm die zürcher Freunde seien — „wenige Tage vergehen, an denen ihr mir nicht im Geiste gegenwärtig seid; die Bande, die uns vereinigen, sind die der Wahrheit und des Geistes unsers Herrn" — und wie sehr ihre Briefe ihm Trost bringen in den mancherlei Anfechtungen, die er auf seinen Reisen zu erdulden habe. Das edle, einfach würdige Wesen Grellets, das Apostolische so zu sagen in seiner Erscheinung machte auf Jedermann einen bedeutenden Eindruck — Geßner selbst rechnete das Verhältniß zu Grellet zu den schönsten Lichtpunkten seines Lebens.

Eine gar freundliche Episode in Geßners Leben bildete ferner der Aufenthalt des jungen Prinzen Albrecht von Mecklenburg-Schwerin in Zürich (1825—1828). Der Prinz, der sich zu seiner inneren und äußeren Ausbildung für einige Zeit in Zürich aufhalten sollte, war von einem Hofmeister, dem Herrn von Brandenstein und einem Informator, dem Kandidaten Koch

*) Geßner nennt Allen in einem Briefe an Spittler einen „Quäker mit reiner Kindesseele".

Digitized by Google

begleitet und bewohnte das hübsche, im Westen der Stadt liegende Landgut zur Brandschenke. Unter Andern waren die Fremden auch an Geßner empfohlen und es dauerte nicht lange, so hatte sich zwischen beiden ein sehr freundliches Verhältniß gebildet. Der begabte, bei seiner Ankunft in Zürich etwa dreizehnjährige Prinz schloß sich sehr zutraulich an Geßner an und fand in ihm einen väterlich besorgten Freund, der liebend sich seiner annahm, ihn so oft als möglich bei sich sah, ja eine ganz besondere Zuneigung zu ihm faßte. Die Liebhaberei des Prinzen, kleine Verse zu machen, wurde von Geßner unterstützt und geleitet und in des letzteren ältestem Enkel fand jener bald einen erwünschten Genossen. Auch Brandenstein und seine Gattin waren sehr liebenswürdige Leute, die sich gar bald die Liebe der ganzen geßnerschen Familie zu gewinnen wußten und nicht minder fand Geßner Wohlgefallen an dem tüchtigen Kandidaten Koch, so daß er denselben bisweilen für sich predigen ließ und es gerne sah, daß Koch bei jener oben erwähnten ersten Missionsversammlung auf der Chorherrenstube einen Vortrag hielt. In der That war der treffliche und besonnene Vortrag sehr geeignet, der Missionssache Eingang zu verschaffen und die gegen dieselbe obwaltenden Bedenken zu beseitigen. Schon war das gegenseitige Verhältniß ein recht intimes geworden, als im Sommer 1827 die Erbgroßherzogin von Mecklenburg mit der Prinzessin Helene und einem kleinen Gefolge in Zürich zum Besuche des Prinzen anlangte. Man kennt aus Schuberts Erzählung den trefflichen Charakter der edlen Frau, die diesen beiden Kindern aus erster Ehe ihres Gemahls eine Mutter im schönsten Sinne des Wortes war und nicht minder entfaltete die dreizehnjährige Helene schon damals die Lieblichkeit und Anmuth ihres Wesens. Wie die letztere den Aufenthalt in Zürich nicht vergessen und noch als verwittwete Herzogin von Orleans die ehrwürdige Luise Lavater besuchte, das haben wir oben schon erwähnt.

Während die Erbgroßherzogin in Zürich war, gebar Frau von Brandenstein einen Knaben. Die Taufe desselben wurde von Geßner — der hierin der deutschen Sitte sich anbequemte — in der

Digitized by Google

Brandschenke vollzogen; seine ganze Familie war zu dem Feste geladen, bei dem der heiterste, ungezwungenste Ton herrschte. Im Oktober 1827 reiste die Erbgroßherzogin mit ihrer Tochter wieder ab und im Mai 1828 folgte der Prinz mit seiner Begleitung. Lange noch blieben die schönen Stunden, welche sie mit diesen trefflichen Freunden verlebt hatten, der Familie Geßner im freundlichsten Andenken.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick zu werfen auf Geßners Verhältniß zu seinen katholischen Freunden. Die Wurzeln auch dieses Verhältnisses weisen auf Lavater zurück, nicht nur — theilweise wenigstens — in Betreff der Personen, sondern auch in Betreff der ganzen, demselben zu Grunde liegenden Anschauungsweise. Bekanntlich hat man Lavatern lange und mit großer Heftigkeit den Vorwurf einer heimlichen Hinneigung zum Katholicismus gemacht — einen Vorwurf, der heute noch von Vielen auf Hörensagen hin wiederholt wird, den aber schon der gewiß unparteiische Joh. Kaspar Orelli in den biographischen Notizen am Schlusse der von ihm herausgegebenen ausgewählten Schriften Lavaters (Bd. 8. S. 327) einen durchaus ungegründeten nennt. Geßner beschäftigte sich mit diesem Vorwurf schon in seinem Tagebuch von 1786, zu einer Zeit, in der er noch in keiner Verbindung mit Lavater stand. Er erwähnt dort, daß man den Vorwurf eines heimlichen Katholicismus vielen damaligen Geistlichen mache, doch Niemanden mehr als Lavatern; man behaupte sogar, er sei von den Jesuiten in eine geheime Gesellschaft aufgenommen worden. „Alles daher, was in seinen Schriften von Glaubens- und Gebetskraft, von Geistestheilhaftigkeit und Vereinigung mit Gott zum Vorschein kommt, muß auf diese Rechnung geschrieben werden; Alles, was er von positivem Einfluß Christi auf die Menschen redet, wird katholisch geheißen.“ Gewiß nicht ohne Grund findet Geßner das Hauptmotiv zu jenem Vorwurf in der Feindschaft gegen das positive Christenthum überhaupt; dagegen wollte er es nicht billigen, daß Lavater sich vor einer öffentlichen Erklärung sträubte, um sich nicht den Zugang zu den Herzen der ihm befreundeten Katholiken zu verschließen. Das ewige Schonen

Digitized by Google

aller Thorheiten des Katholicismus nütze nichts. Später freilich bei näherer Bekanntschaft mit Lavater urtheilte Geßner über den letzteren Punkt anders, indem er in Lavaters Biographie (Bd. 2. S. 315 ff.) ausdrücklich berichtet, wie stark, ja wie derb Lavater immer die zahlreichen an ihn gerichteten Aufforderungen zum Uebertritt zur katholischen Kirche beantwortet habe. Man darf es frisch behaupten, daß Lavaters Verhalten zum Katholicismus nicht nur keinen Tadel, sondern entschiedenes Lob verdient. Während damals Viele ein großes Toleranzgeschrei erhoben und daneben so intolerant als möglich waren, übte Lavater die schönste Toleranz. Die Ueberzeugung, daß es über den Konfessionen noch etwas Höheres gebe, nämlich den lebendigen Glauben an Christum, der an die äußeren Formen und Schranken der einzelnen Konfession nicht gebunden sei, war bei ihm That und Leben geworden. Daher war Lavater fern von aller Proselytenmacherei; daher hatte er für den zum Katholicismus übergetretenen Friedrich Stolberg kein Wort des Tadels, sondern schrieb ihm: „Mich freuts, wenn du bei diesem wichtigen Schritte an Ruhe deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelisch-christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi gewonnen hast oder gewinnen wirst"; — daher war er aber auch umgekehrt für alle an ihm selbst gemachten Bekehrungsversuche von Katholiken unempfänglich. Mochte er gleich die Ansicht aussprechen, daß der Sturz der katholischen Kirche der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein würde, — ohne Zweifel weil der Unglaube alles Positive vernichten würde, wenn er einmal zu solcher Macht gelangte —; mochte er gleich das hervorheben und anerkennen, was die katholische Kirche ihren Gliedern hinsichtlich der Lehre und des Kultus lieb und theuer machen könne; so anerkannte er nichts desto weniger die Vorzüge der evangelischen Kirche — und die Art, wie er sich über die Mängel des Katholicismus in dem Schreiben an Stolberg ausdrückt, ist so unmißverstehbar, daß sie allein hinreichen sollte, jenen Verdacht von Lavater fern zu halten.

Auch in Geßner faßte Lavaters Anschauung dieser Fragen Wurzel. Mehrfach spricht er in den Predigten „über die Schick-

Digitized by Google

sale der Wahrheit unter den Menschen" seine Ueberzeugung aus, daß das Christliche über den Konfessionen stehe. Zwingli, sagt er mit Beziehung auf die beiden evangelischen Konfessionen, würde sich freuen zu sehen, daß je die ächtesten von seinen und Luthers Nachfolgern nicht mehr fragen: bist du lutherisch? bist du reformiert? sondern nur: bist du Christi? Diese von innen heraus kommende Ueberzeugung würde ihn mehr freuen, als alles Streben, blos im Aeußern jeden Unterschied abzuthun. Ganz in gleichem Sinn sagt er auch mit Beziehung auf die katholische Konfession, es sei eine der köstlichsten Früchte der Reformation, daß die Christen aller Konfessionen sich als Brüder zusammenfinden in dem gemeinsamen Glauben an Christum, durch den sie gerecht gesprochen seien und darum Frieden haben mit Gott. Auch in einer andern jener Predigten hebt er sehr schön das Gemeinsame hervor, auf welches die wahre Kirche sich gründe, die für einmal noch unter verschiedener äußerer Form dennoch in einem Geiste der Wahrheit und der Liebe vereinigt sei und deren Glieder sich ermuntern, von dem was Nebensache sei hinzuschauen auf die große Hauptsache, wenn gleich der sich glücklich schätzen dürfe, der schon von den Nebensachen los geworden sei.

Diesen Glauben an eine Gemeinschaft der Heiligen innerhalb der verschiedenen Konfessionen, ohne daß doch jetzt schon eine äußere Vereinigung derselben erfolgen sollte, bethätigte Geßner gleich Lavatern auch im Leben. Ganz in Uebereinstimmung mit Lavaters Aeußerungen schrieb er 1808 an Heß, der ihm einen Brief von Stolberg mitgetheilt hatte: „Wenn alle Katholiken und alle Protestanten den reinen Sinn für Christus und die Bibel hätten wie Stolberg, so wäre wohl das Reich des Herrn schon unter uns und die Formenschalen würden brechen, damit auch die Form nichts Trennendes und Hemmendes mehr hätte." So sehr er aber diesen gemeinsamen Kern anerkannte, so urtheilte er doch über den Uebertritt zur katholischen Kirche schärfer als Lavater. Stolbergs Schwester Katharina war im Jahr 1803 dem Beispiel ihres Bruders gefolgt. Ihre Nichte, die Gräfin Ranzau, welche Geßners Gattin auf der Reise nach Kopenhagen kennen gelernt hatte, meldete

Digitized by Google

es der letzteren und Geßner theilte die überraschende Kunde dem Freunde Heß mit: „Von Katharinen, die so über ihres Bruders Uebertritt schrieb, ist es mir ganz unbegreiflich. Ach daß doch die guten Leute so viel Werth auf eine Schale setzen, daß sie lieber den Kern wieder (in die Schale) hineinschieben — denn den Kern wollen sie doch, das trau ich ihnen ganz zu.“ Heß — um dies hier auch noch beizufügen — antwortete: „Der Uebergang der Katharina Stolberg zur Religion ihres Bruders ist ein Phänomen, das ebenso sehr von der Leichtigkeit als von dem wirklichen Religionsbedürfnisse des menschlichen Herzens zeugt. Es weiß nicht eigentlich, was es will; nur ist es sich bewußt, das noch nicht zu haben, was es bedarf — aber auch auf solchem Ueberschrittswege kaum finden wird.“ Dagegen pflegte auch Geßner gern die Gemeinschaft mit Katholiken, in denen eine ähnliche Ueberzeugung von dem gemeinsamen Glaubensgrunde beider Konfessionen vorhanden war. Zu diesen gehörte namentlich Sailer. Lavater hatte ihn auf seiner Reise nach Kopenhagen besucht; Sailer selbst war öfter in Zürich, wohnte bei Lavater, besuchte dessen Predigten und war auch sehr befreundet mit Heß, der ihn den „Lavater der Katholiken“ nannte. Durch Lavater lernte auch Geßner den trefflichen Mann kennen und nahm ihn nach Lavaters Tode, wenn er Zürich besuchte, als lieben Gast in sein Haus auf. Dennoch vergab er seinem protestantischen Bewußtsein nicht das Mindeste und wahrte dasselbe entschieden, sobald auf der andern Seite das Römische in den Vordergrund gestellt wurde. Sailer hatte um seines Glaubens und seiner freieren Stellung zur Kirchenlehre willen schon manche Anfechtung erduldet. Nachdem er 1794 von seiner Stelle als Professor in Dillingen entsetzt worden war, konnte er erst 1799 eine Wiederanstellung in Ingolstadt erlangen, von wo die Universität im Jahr 1800 nach Landshut übersiedelte. Hier lebte und wirkte er zwei und zwanzig Jahre lang im Segen, aber Rom war ihm in dieser Zeit um nichts günstiger geworden — im Gegentheil: als im Jahr 1819 der König Max Joseph von Baiern Sailern zum Bischof von Augsburg ernannte, verweigerte der päpstliche Stuhl geradezu die Bestätigung, hauptsächlich wegen

Digitized by Google

der gegen ihn erhobenen Anklage des Mysticismus. Das war nun Sailern doch zu viel. Er erließ daher am 17. November 1820 eine Erklärung, um sich über seine Stellung zur katholischen Kirche zu rechtfertigen. Er verdammte in dieser Erklärung alle von der katholischen Kirche verdammten Irrlehren und sprach seine Unterwerfung unter dieselbe in folgenden Worten aus: „Ich erkläre vor dem Auge der ewigen Wahrheit, daß wenn es mir wider all mein Bewußtsein und all mein Wollen begegnet sein sollte, in meinen Büchern, Schriften, Gesprächen irgend etwas von der Wahrheit Abweichendes, irgend einen Irrthum zu behaupten, ich denselben verwerfe und dem Beispiel des großen Fenelon nachfolgend in Allem mich dem Urtheil des höchsten Oberhaupts der Kirche unterwerfe und auf diese Weise der Wahrheit zum Siege, der Kirche zum Frieden und Eintracht, mir zur Ehre des Gehorsams Glück wünschen würde." Die ganze Erklärung ließ Sailer auch der Nachlese zu seinen „Briefen aus allen Jahrhunderten" beidrucken und auf diesem Wege wurde sie auch in weiteren protestantischen Kreisen bekannt. Spittler schrieb darüber an Geßner: „Also auch Sailer ist ein armer Römler und Päpstler und fürchtet sich, mit Goßner und Lindel (die zuletzt aus der katholischen Kirche austraten) die Wahrheit zu bezeugen. Es ist höchst traurig, wenn solche Erklärungen ins Publikum kommen und das mit Macht niederreißen, was mit so vieler Mühe aufgebaut worden ist. So mancher junge Geistliche baute auf Sailer und sieht sich nun schändlich getäuscht und in seinem Wirken ganz gehindert wie z. B. namentlich in der Verbreitung des Neuen Testamentes." Geßner erwiederte: „Herzlich betrübte mich die Nachricht, die du mir von Sailern gibst. Es geht mir, wie es Einem geht, wenn Thatsachen von einem sehr geachteten und geliebten Freunde vorliegen, die man nicht glauben mag, nicht bezweifeln kann, nicht zu entschuldigen weiß. Die sailersche Schrift hab ich nicht gesehen, aber von mehr als einer Seite hat man mir darüber wehmüthig geschrieben. Das schrecklichste Wort ist: „Ich verdamme, was die römische Kirche verdammt." Ists möglich, daß Sailer dies schrieb? Daß Sailer sehr katholisch ist, das wußte ich; aber ich glaubte

Digitized by Google

immer, er halte so fest an der Form, weil er glaube dies thun zu müssen, damit er für den Herrn wirken könne. Und daß er den Herrn liebt und auch die protestantischen wahren Ehrer des Herrn ehrt und liebt, das kann ich auch jetzt noch nicht bezweifeln. — Noch glaub' ich nicht, daß Sailer privatim auf andere Geistliche einwirke gegen die Bibelverbreitung. Ach ich weiß nicht was sagen. Zwar liegt ein Aktenstück vor, aber ich mag doch Sailern nicht richten, bis ich ihn selbst gehört habe; ich kann ihn aber auch nicht entschuldigen, zumal über die angeführten dürren Worte."

Die Besorgnisse Spittlers waren allerdings nicht ungegründet. Die Anbahnung eines Gemeinsamen auf dem Boden beider Konfessionen zeigte sich damals auch in der größeren Verbreitung der Bibel unter den Katholiken. Die protestantischen Bibelgesellschaften verbreiteten unter den Katholiken namentlich die Uebersetzung der beiden van Eß. Geßner, Heß, Spittler u. A. standen auch persönlich in freundschaftlichen Beziehungen mit diesen Männern, namentlich mit Leander van Eß, der damals Professor in Marburg war. „Solche Katholiken, schrieb Geßner 1818 an Heß, würden zu unserm Reformationsfest Ja und Amen sagen!" Wirklich hatte ja Karl von Eß — Pfarrer in Huysburg bei Halberstadt — bei der Jubelfeier der deutschen Reformation 1817 eine „kurze Geschichte der Religion" herausgegeben, welche zur „Nachfeier des Reformationsfestes" von den katholischen Domschülern in Halberstadt öffentlich verbrannt wurde. Für das damalige Verhältniß dieser Männer unter einander kann kaum etwas charakteristischer sein als der Umstand, daß die — für beide Konfessionen bestimmte — van eßsche Uebersetzung des Neuen Testamentes (zweite Auflage von 1810) unmittelbar nach der bischöflichen Approbation zwei Zeugnisse von dem bekannten sächsischen Oberhofprediger Franz Volkmar Reinhard und dem Antistes Heß über die Treue der Uebersetzung und die bei allem Streben nach verständlich deutschem Ausdruck vorhandene Uebereinstimmung mit dem Urterte enthält. Manche katholische Geistliche aus Sailers Schule interessierten sich sehr für die Verbreitung der Bibel und machten sich auch gern mit protestantischer Literatur bekannt. So

Digitized by Google

kam einst ein älterer katholischer Geistlicher zu Spittler, legte Geßners Predigten über Nikodemus auf den Tisch und sagte: Sehen Sie, diese Predigten habe ich schon seit zwei Jahren meinen Kanzelvorträgen zu Grunde gelegt und ich denke, dies wird mich bei Ihnen legitimieren. „Ich erstaunte, erzählt Spittler in einem Briefe an Geßner, und wir waren bald mit einander einverstanden. Ich fand an ihm einen recht aufgeklärten und erweckten Mann.“ Aber auf der andern Seite machten sich auch bereits mancherlei entschiedene Gegenwirkungen geltend. Es gab katholische Pfarrer, welche von der Kanzel gegen den Gebrauch der Bibel eiferten und sogar mit Entziehung des Abendmahls denen drohten, welche das Neue Testament nicht zum Verbrennen zurückgeben oder es selbst verbrennen würden. So waren Spittlers Befürchtungen betreffend den Eindruck von Sailers Erklärung allerdings begründet; aber auch Geßner hatte Recht mit seiner Voraussetzung, daß Sailer auch fernerhin keine feindliche Stellung zur Bibelverbreitung einnehmen werde. Ueberhaupt änderte jene Erklärung an Sailers ganzer Art und Weise nichts. Es ist uns zwar nicht bekannt, wie sich die Freunde verständigt haben; so viel aber wissen wir, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Geßner und Sailer auch späterhin ungetrübt fortbestanden, als Sailer (1822) Generalvikar und Koadjutor des Bischofs von Regensburg geworden und seit 1829 an die Stelle des letzteren vorgerückt war. Noch in dieser Zeit war Sailer mehrmals zum Besuch in Zürich. Einst kam er mit ziemlichem Gefolge von Luzern nach Zürich. Beim Pfarrhaus Fraumünster hielten die Wagen an. Die geistlichen Herren wurden von Sailer mit aller seiner hohen Stellung zukommenden Würde verabschiedet; oben an der Treppe aber wartete Geßner und die Freunde fielen einander in die Arme und hielten sich lange, Freudenthränen in den Augen, umschlungen. — Es klingt wie eine alte Sage mild erbaulich. Wann wird die Zeit kommen, die dergleichen wieder als eine Verheißung betrachtet?

Wir schließen die Reihe dieser freundlichen Bilder mit einem Manne, der ebenfalls Katholik, ein treues evangelisches Herz in sich trug — ein Herz, geläutert und gereift in mancherlei Trübsal.

Digitized by Google

Der Graf Westerhold, fürstlich thurn- und taxischer Oberpostdirektor in Regensburg, „ein vertrauter und würdiger Freund von Sailer", war — wahrscheinlich durch den letztern — schon seit dem Anfang des Jahrhunderts mit dem lavater-geßnerschen Hause bekannt. Mehrmals kam er auch in späteren Jahren seiner leidenden Gesundheit wegen nach der Schweiz, so unter Anderm im Jahr 1814, wo er gleichzeitig mit Geßners Gattin eine Kur in Baden im Aargau machte. Seine Briefe an Geßner und die Seinigen lassen hineinblicken in ein tiefes, treues Gemüth. Sie enthalten freilich nichts, das sich besonders zur Mittheilung eignen würde; es sind einfache Herzensergießungen über eigene und der Freunde Leiden, Versicherungen herzlicher Freundschaft und Aeußerungen einer einfachen, ungeschminkten Frömmigkeit. In der Regel unterzeichnete Westerhold seinen Namen abgekürzt als „Hold" — er war in der That eine holde, liebenswürdige Erscheinung.

So war Geßner auch durch seine Freunde reich gesegnet. Geben und Empfangen im leiblichen und geistigen Sinn gieng unmerklich in einander über. Willig und freudig, Freundschaft zu empfangen und zu genießen war Geßner auch ebenso willig und freudig, Freundschaft zu üben und wir haben gesehen, welche bedeutsamen Fäden diese Freundschaften in das Gewebe seines inneren Lebens eintrugen und wie sehr sie zur Verschönerung seines äußeren Lebens mitwirkten. Gott hatte ihm auch da sein Loos aufs Liebliche fallen und ihm ein schönes Erbtheil werden lassen und Geßner wußte es zu schätzen.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Der Lebensabend.

Niederlegung der Antistesstelle. Schreiben an die Synode und Antwort derselben. Das Jahr 1839. Geßners „Mahnungen der Zeit". Votum über eine gemischte Synode. Der Abend des Berufslebens. Sulzer von Wart. Professor Lange. Heimsuchungen. Eine Schlagberührung. Die Jubelfeier. Die Muße eines stillen Lebensabends. Großvaterworte an einen Enkel. Die letzte Krankheit. Der friedliche Heimgang.

Auch in Geßners Leben kam der Abend — er kam mild und allmälig. Es war kein Herbststurm, der über das grau gewordene Haupt einherbrauste und die Lebenskraft knickte, aber daß die Sonne sich neigte, das konnte man an den länger werdenden Schatten erkennen und wie schön auch der Baum in seinem herbstlichen Schmucke noch dastand, es war eben doch ein herbstlicher Schmuck und von den äußeren Zweigen fiengen schon die Blätter an, sich zu lösen und zu fallen.

Geßner selbst täuschte sich über den Stand der Dinge nicht; er erkannte es als Pflicht, das Amt eines Vorstehers der Kirche jüngern und kräftigern Schultern zu überlassen. Wohl hatte er bei der Uebernahme des Amtes mit einem gewissen Bangen daran gedacht, daß er genöthigt sein könnte, das Amt einst niederlegen zu müssen; aber gerade die neue Ordnung der Dinge machte ihm jetzt den Rücktritt leichter. Da die Stelle des Antistes nach dem neuen Gesetze nicht mehr nothwendig an die Pfarrstelle am Großmünster gebunden war, so konnte Geßner die erstere aufgeben und dessen ungeachtet die letztere beibehalten. Wir haben schon oben

Digitized by Google

gesehen, wie Geßner bei der Leitung der Synode die Hülfe des Vicepräsidenten in Anspruch nehmen mußte. Die Abnahme des Gehörs machte es ihm außerdem immer schwerer, den Verhandlungen zu folgen. Der schon gefaßte Entschluß der Resignation wurde durch eine schwere Krankheit zu Anfang des Jahres 1837 noch bestärkt und im Laufe dieses Jahres erbat sich Geßner vom Großen Rathe seine Entlassung von der Antistesstelle und erhielt dieselbe in ehrenvoller Weise.

Seinen Rücktritt zeigte Geßner der Synode in einem herzlichen Schreiben an. Das Schreiben sprach die Freude aus über das neue, rege Leben, das Geßner in der Synode habe aufgehen sehen und dessen allmälige Entfaltung er gern noch in einer Rede gezeichnet hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die Synode noch einmal zu eröffnen. Es schloß mit der Versicherung von Geßners fortwährender Theilnahme an den Interessen der vaterländischen Kirche und mit dem Wunsche „daß die Kirche nicht nur der Zahl, sondern dem Gehalte nach in nicht zu ferner Zeit sich wieder erfreuen werde des Eintretens würdiger Vaterlandssöhne in ihren Dienst, die da seien im apostolischen Sinne erzogen in den Worten des Glaubens und der guten Lehre".

Die Synode erwiederte diesen Scheidegruß mit herzlichem Danke für die treuen, langjährigen Leistungen Geßners, und gab dem Scheidenden den freundlichen Segenswunsch mit: „Möge nach solch thatenreichem Tage Ihr Abend nun sanft und ruhigerquickend sein, verschönert durch eine freudig und kräftig fortgesetzte Wirksamkeit für Ihre theure Gemeinde, verschönert insbesondere durch den Anbruch der Morgenröthe wenigstens eines der Kirche aufgehenden neuen innern und äußern Lebens; und mögen Sie noch lange unter uns weilen, uns als Zierde, Ermunterung und Segen."

Wie gut hatte es doch Gott gemacht, daß er den Greis gerade jetzt jener Würde und Bürde entledigt hatte! Ein Jahr nur lag zwischen seinem Zurücktreten und dem Sturm, der sich im Jahr 1839 an die Berufung von Strauß knüpfte. Damals stellte der Gang der Ereignisse an den Vorsteher der zürcherischen

Digitized by Google

Kirche Anforderungen, zu deren Erfüllung Geßners Kräfte nicht mehr hingereicht hätten. Geßner selbst pries Gottes gnädige Führung, die es so gut gemacht und freute sich der muthigen Thatkraft seines Nachfolgers im Amte. Er für sich sah die Bewegung mit Freuden, so lange und so weit sie eine religiöse war. Offen sprach er auch auf der Kanzel seine Ueberzeugung aus, daß es ein Unrecht sei, Strauß zum Lehrer der künftigen Diener der Kirche zu berufen; er zeichnete die Tendenzen, die bei dieser Angelegenheit zu Tage getreten und mahnte zur Treue im Glauben, zugleich warnend vor der Einmischung unreiner Elemente in die Bewegung. Diese Predigten, welche fast alle an Züge aus dem Leben des Propheten Elias anknüpften, ließ Geßner unter dem Titel: „Mahnungen der Zeit" im Drucke erscheinen und fügte denselben einen — wie er es nannte — „blos geschichtlichen" Ueberblick der religiösen Bewegung bei, der freilich ein sehr entschiedenes Urtheil nicht ausschloß. Aber so wenig diese Predigten ohne Werth sind — seine Zeit war vorbei; es waren jetzt Andere, die den Kampf führten und auf deren Stimme man vorzugsweise hörte.

Geßner fühlte das auch selbst; aber wo die Gelegenheit ungesucht sich bot, da legte er gerne seine Stimme noch mit in die Wagschale und er that es nach seiner Ueberzeugung, auch wenn sein Wort nicht mit der gerade vorherrschenden Meinung übereinstimmte. So betheiligte er sich im Juni 1839 in der Synode mit einem einläßlichen Votum an der Verhandlung über die Einführung einer gemischten Synode. Unter den Garantien, welche das Volk für den ungestörten Fortbestand der Kirche verlangte, war auch eine aus Geistlichen und Weltlichen gemischte Synode genannt worden und die bestehende Synode der Geistlichkeit sollte nun ihr Gutachten darüber abgeben. Geßner sprach sich gegen die Einführung einer gemischten Synode aus, weil das Volk noch nicht reif dazu sei und weil durch eine solche Einrichtung leicht ein demokratischer Geist in der Kirche Meister werden und sie ins Gebiet des Weltlichen hinabgezogen werden könnte, während doch das Reich des Herrn nicht von dieser Welt sei.

Digitized by Google

So Manches sich nun auch gegen diese Argumentation einwenden läßt, so erklärt sich dieselbe theilweise aus den Vorschlägen, die Mitglieder jener gemischten Synode unmittelbar durch das Volk und ohne irgend welche zum Voraus bestimmte Repräsentation des geistlichen Standes wählen zu lassen und immerhin zeigte das wohldurchdachte Votum das lebendige Interesse Geßners an diesen wichtigen Fragen.

Dies war Geßners letztes Auftreten in der Synode. Obgleich er auch fernerhin die kirchlichen Angelegenheiten mit reger Theilnahme im Auge behielt, so war doch jetzt seine Thätigkeit fast ausschließlich seiner Gemeinde gewidmet. Aber auch in seinem Predigtamte war es Abend geworden. Der einst so gefeierte Prediger sah nur noch eine kleine Schaar von Freunden und Verehrern um sich, die aus seinem Munde das Wort Gottes hören wollten und er war bisweilen schmerzlich davon berührt, da ja sein Eifer und seine Treue nicht nachgelassen hatten. Er war es auch, der — nachdem alle andern vormittäglichen Wochengottesdienste in der Stadt abgeschafft waren, immer noch seine „Dienstagspredigt" hielt. Aber allmälig lichtete namentlich der Tod die Reihen der Getreuen immer mehr, so daß zu Anfang der vierziger Jahre nichts Anderes übrig blieb, als diese Wochenpredigten aufhören zu lassen. Der Seelsorge widmete Geßner immer noch mit Freuden einen Theil der ihm übrig bleibenden Kraft und war jetzt nicht minder als früher an manchen Orten ein gern gesehener Berather und Tröster.

Da und dort gieng jetzt ein Freund dem Genossen voran; aber mit den zurückbleibenden wurde die Freundschaft gepflegt wie zuvor und bisweilen brachte der wechselnde Gang des Lebens dem Greise mit dem Herzen voll jugendlicher Liebe noch einen neuen Freund. Ein solcher wurde der Baron Friedrich Sulzer von Wart, der als Mitglied des Regierungsrathes seinen Wohnsitz in Zürich nehmen mußte und sich mit der Liebe und Pietät eines Sohnes an Geßner anschloß. Vor Allem aber gewann dieser in Lange einen Freund, dem er mit ganz besonderer Hochachtung und unbedingtem Vertrauen sein Herz hingab. Als Lange nach

Digitized by Google

Zürich kam, um seine Professur anzutreten, fand er in Geßners Hause gastliches Unterkommen, bis seine eigene Wohnung eingerichtet war. Geßner war entzückt von Langes geistvollem Wesen und fühlte sich bis an das Ende seines Lebens an ihn gefesselt und Lange vergalt dieses wahrhaft sich hingebende Vertrauen in liebenswürdiger Weise mit freundlichem Eingehen in Geßners Wesen, mit steter Bereitwilligkeit zur Aushülfe im Predigen, überhaupt mit aller der Zartheit, welche der wahren Freundschaft eignet.

Zu den milden Strahlen, mit denen Geßners Lebensabend beleuchtet war, gehörte natürlich auch sein Familienleben, das wir oben eingehender geschildert haben. Seit Geßner im Jahr 1815 ein Töchterchen bald nach der Geburt verloren hatte, war die Zahl der Kinder und der sich mehrende Kreis der Enkel unversehrt geblieben. Jetzt im Jahr 1837 starb eine Enkelin und zu Ende des Jahres 1838 wurde in der besten Kraft seiner Jahre und aus einem gesegneten Wirkungskreise heraus einer der Schwiegersöhne, der Dekan Finsler in Wangen, abgerufen. Geßner war durch diesen Verlust tief ergriffen, aber nur um so treuer stand er der trauernden verwittweten Tochter zur Seite und ließ es sich nicht nehmen, sie abzuholen, als sie mit den Ihrigen den Ort verlassen mußte, der auch ihm so lieb geworden war. Auch eine herbe Prüfung, die seinen Sohn traf, berührte sein Vaterherz schmerzlich. Eine äußerst langwierige Halskrankheit, die ihn der Stimme beraubte, machte den Sohn seit 1834 unfähig, sein Pfarramt zu führen und es vergieng Jahr um Jahr, ohne daß die angewendeten Heilmittel und Kuren einen wesentlichen Erfolg hatten. Wie unermüdet war Geßner, den Sohn aufzurichten und zu trösten; wie zeigte sich auch in dieser Prüfung seine starke Glaubenskraft. „Ist doch, schrieb er einmal dem Sohne, auch der Schatten Zeuge des Lichtes. Daß die Prüfung des längern nicht Predigendürfens dir nicht leicht ist, das begreift kaum Jemand besser als ich. Dennoch füge dich nun dem Willen des Herrn. Ist doch Alles gut, Alles Liebe, was von ihm kommt.“ Und ein ander Mal bei den Berathungen über neue Heilmittel: „Oft

Digitized by Google

blick ich zum Himmel und wie kann ich zweifeln: die Liebe droben interessiert sich gewiß und mit ihrer einzigen Arztkraft, wenn die Liebe hier so geschäftig ist. Amen!" Groß war Geßners Freude, als nach fünfjährigem Leiden es dem Sohne möglich ward, allmälig seine Berufspflichten selbst wieder zu erfüllen.

Wie aber etwa vor Sonnenuntergang plötzlich ein kaltes Lüftlein uns anweht, ohne daß man weiß, woher es kommt — so kam es auch bei Geßnern. Am 9. Oktober 1840, als er eben an einer Predigt schrieb, traf ihn ein leichter Schlaganfall, von dem er sich jedoch bald wieder erholte. „Aber, schrieb er an Spittler, du weißt schon, es bleibt nicht bei einem Glockenton und wie bald sich die weiteren nach einander einfinden, wer will das sagen? Das weiß nur der Herr. Aber daß wir uns suchen recht gefaßt zu machen, das ist unsere Sache. Meines eigentlichen Wirkens zumal als Prediger wird nun wohl nicht mehr viel sein, das sei nun aber auch ganz meinem Herrn anheimgestellt."

Indessen war Geßners Stunde noch nicht gekommen; er sollte zuerst noch das Geläute einer andern Abendglocke vernehmen, deren Klang zu hören nur Wenigen vergönnt ist. Ihm ertönte diese Abendglocke in ganz besonderer Reinheit und Lieblichkeit. Wir reden von der Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums. Am 19. Juni 1791 hatte Geßner das Diakonat am Waisenhause angetreten; es kam indessen nicht darauf an, gerade denselben Tag zu feiern; der Kirchenrath, der die Einleitungen zu der Feier traf, beschloß vielmehr noch eine andere Erinnerung mit derselben zu verbinden. Das Jahr 1841 brachte nämlich zugleich auch den hundertjährigen Geburtstag Hessens und Lavaters, jenen am 21. Oktober, diesen am 15. November. Der Geburtstag von Heß wurde als Feiertag gewählt und — damit möglichst viele Geistliche beiwohnen können — die Synode auf die beiden vorangehenden Tage verlegt.

Es war ein milder, schöner Oktobermorgen. Ueber der Thür des Pfarrhauses zum Großmünster las man das Wort der Schrift: Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren — Blumengewinde faßten den Spruch in einen

Digitized by Google

hübschen Rahmen. Sinnig und einfach sprach das Wort den Grundton des ganzen Festes aus, der in mannigfachen Akkorden sich während des Tages Leben und Gestalt gab. Um neun Uhr begann die gottesdienstliche Feier im Großmünster. In festlichem Zuge wurde Geßner in die von Theilnehmern dicht angefüllte Kirche geleitet. Neben dem Kirchenrathe, der Bezirkskirchenpflege Zürich und der Kirchenvorsteherschaft der Gemeinde Großmünster nahmen an dem Festzuge Theil die Abgeordneten der Regierung, des Erziehungsrathes, des Stadtrathes und die theologische Fakultät, nach ihnen Deputierte der Stillstände von Fraumünster, Neumünster und Dübendorf, die Aufsichtsbehörde der Mädchenschule und endlich die gesammte Geistlichkeit nach Kapiteln geordnet. Die Feier selbst war überaus ergreifend; der Anblick des Jubelgreises stimmte jedes Herz zur Rührung. Mit dem Gesang der Gemeinde wechselten die Gesänge von Männerchören, denen sich wieder die Chöre der Mädchenschule und der Waisenknaben anreihten. Nach dem Eröffnungsgebete, das der Diakon Kramer am Großmünster sprach, folgte die einleitende Rede des Antistes Füßli. In trefflichen, sinnigen Worten wußte er der Feststimmung den rechten Ausdruck zu geben. Anknüpfend an das Wort: Gelobet sei der Herr, der seinem Knechte wohl will (Psalm 35, 27.) redete er davon, wie wir uns zu diesem Lobe Gottes gedrungen fühlen müssen, wir mögen nun auf das Saatfeld sehen, das dem Jubelgreise übergeben war, oder auf die Stürme, die über dasselbe ergiengen, oder auf die Sonne, die ihm geleuchtet, oder auf die Früchte, die es getragen. Geßners Leben und Wirken, sein Wesen und Denken, seine inneren und äußeren Erfahrungen wußte der Redner in ein überaus ansprechendes Bild zu fassen, das weit entfernt von Schmeichelei oder ermüdender Aufzählung des Einzelnen doch alle wesentlichen Züge enthielt und alle in der rechten Beleuchtung.

Nach einem Zwischengesange betrat Geßner selber die Kanzel — wankenden Schrittes, fast unterliegend den mächtigen Eindrücken des Augenblicks, der sein ganzes Leben so zu sagen in einem Bilde ihm vor die Seele führte. Kaum konnte er Worte finden vor gewaltiger Bewegung und als er angefangen, erstickten

Digitized by Google

wieder die hervorbrechenden Thränen seine Stimme. Aber allmälig legte sich der Sturm der Empfindungen und mit steigender Freudigkeit und Sicherheit konnte er seine Jubelrede halten: „Mein Gott und Vater! so begann er — so stehe ich denn, nachdem ich volle fünfzig Jahre in unserer lieben Vaterstadt ein Zeuge Deiner Gnade war, als ein solcher noch hier. Anbetender Dank ist das Erste, was mein Herz mich drängt Dir auszusprechen. Nimm gnädig an den schwachen aber herzlichen Dank! Du hast das liebe Predigtamt mir anvertraut, bis heute mich in demselben erhalten, damit ich es bekenne vor Deiner Gemeine: Erfahren hab' ich es, wie Du so gnädig trägst, bis ins hohe Alter trägst." Dann gab er einen kurzen, ansprechenden Ueberblick der verschiedenen Stellungen, die er in Zürich bekleidet, wobei er namentlich auch der „unvergeßlich theuren Fraumünstergemeinde" gedachte und feierte nun seiner Seits das Andenken der beiden Männer Heß und Lavater, denen der Tag mit geweihet war. Zuletzt wandte er sich mit freundlichen, eindringenden Worten an seine Großmünstergemeinde und an seine Amtsbrüder und schloß mit einem herzlichen Gebete um Segen für Kirche und Schule, für Regierung und Volk, für Stadt und Land.

Alles war gerührt und ergriffen. Durch eine freudig bewegte Menge wanderte Geßner seiner Wohnung wieder zu.

Nachmittags war im Kasino großes Festmahl; zweihundert und fünfzig Gäste nahmen an demselben Theil. Es war eine überaus heitere, geweihete Feier. Füßli eröffnete die Reihe der Trinksprüche — mit ihm erhob sich die ganze Versammlung. Er sprach: „Wenn an einem Familienfeste die Glieder ihrem Haupte, ihrem Vater das Lebehoch bringen, so drängen sich alle hinzu und die ihn am liebsten haben, denen fehlen die Worte. So geht es jetzt mir. Hier ist auch ein großer Familienkreis, der um einen theuren Mann sich gesammelt hat; hier ist auch ein Vater, der lange und wohl gesorgt, ein Hirt, der freundlich geweidet, ein Knecht, der treu gedient und dem sein Herr wohl will; hier ist auch ein theures Haupt, vor dem wir alle aufstehen, es zu ehren. Was wir ihm alles wünschen an diesem schönen Tage,

Digitized by Google

wir können es nicht sagen; wir legen es stille in Gottes Hand; wir fassen Alles in dem einen Worte zusammen: Er lebe — Gott gebe noch lange, noch viel länger in unseren dankbaren Herzen, und ewig bei dem Herrn, dem er gedient."

Geßner erwiederte die freundlichen Worte, wiederum tief ergriffen und wiederum die Rührung mit Macht bekämpfend — folgender Maßen: „Zwar nicht in der Zeit und nicht in der Gegend geboren, wo Toaste heimisch sind, und beim Gefühle, heute schon viel gesprochen zu haben, sollt' ich wohl billig schweigen, und doch drängt es mich, einen Wunsch auszusprechen, der im tiefen Grunde meines Herzens wurzelt, und in den Sie gewiß alle mit mir einstimmen. Unser Heß pflegte oft zu sagen: Religion und Vaterland gehören zusammen. An diese goldene Wahrheit sei auch die Gesundheit angeknüpft, die ich ausbringe. Kirche, Schule, Staat, das theure Drei schwebt mir vor der Seele. Ihre Gesundheit ist wohl das Größte, Schönste, was wir wünschen können und Sie vereinigen sich alle in diesem Wunsche."

Zwischen hinein wurden Lieder gesungen, welche Professor Lange und Fröhlich für das Fest gedichtet hatten. Bald aber nahte sich ein langer Zug von Abgeordneten verschiedener Behörden und Korporationen, welche dem Jubilar die reichsten und ausgesuchtesten Geschenke überbrachten. Schon am Morgen hatten die Abgeordneten der Regierung dem Gefeierten in seinem Hause die Glückwünsche der Regierung sammt der großen auf das Reformationsjubiläum von 1819 geprägten Medaille mit Zwinglis Bild in Gold überbracht; jetzt wollte von all den Behörden und Gesellschaften, denen Geßner angehört hatte oder noch angehörte, oder mit denen er sonst in Verbindung stand, keine fehlen; einige derselben hatten sich Enkel und Enkelinnen Geßners zu Boten auserkoren. Besonders ragten unter den Festgeschenken die getreu nach den auf der Stadtbibliothek befindlichen Orginalen gemalten Bilder Zwinglis und Bullingers hervor, die Gabe der Synode, ja es fehlte sogar nicht an einer theologischen Festschrift — die theologische Fakultät überreichte durch Professor Fritzsche die von diesem in zierlichem Latein geschriebene Dissertation über das Leben

Digitized by Google

des berühmten zürcher Theologen Zimmermann. Unscheinbar aber vielsagend lag neben diesen Gaben ein Kranz von Aehren und Lorbeer.

Geßner war tief bewegt durch diese Aeußerungen der Liebe und Hochachtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden. Mehrmals durchwanderte er, gemüthlich seine Pfeife rauchend, die Reihen der Festgäste, überall bewillkommt und begrüßt. Inzwischen floß der Strom der Toaste immer reichlicher. Das Andenken des seligen Heß wurde von Diakon Fäsi, dasjenige Lavaters von Lange gefeiert; Professor Fröhlich dehnte die Erinnerung auch auf Bodmer und Breitinger aus, während Andere sich in der unmittelbaren Gegenwart bewegten. Viel später erst, als er gedacht, zog sich Geßner in seine Wohnung zurück, wo die weiblichen Glieder der Familie, die an dem officiellen Festmahl nicht Theil genommen hatten, bei einander waren. Da wurde nun noch im traulichen Familienkreise der schöne und in jeder Weise gelungene Tag geschlossen.

Die Aufregung des Tages brachte Geßnern keinen Nachtheil; aber wie es etwa zu geschehen pflegt, die Jubelfeier bildete doch einen gewissen Abschluß. Die Kräfte fiengen an merklich abzunehmen; eine längere Krankheit trat zu Anfang des folgenden Jahres ein, so daß Geßner im Frühjahr 1842 sich genöthigt sah, einen bleibenden Gehülfen zu suchen. Er fand einen solchen in einem seiner Enkel, der bereits ein anderes Vikariat bekleidet hatte und nun gern dem Großvater helfend zur Seite trat. Die größere Muße, die Geßnern dadurch zu Theil ward, benutzte er zur Lektüre. So wurde unter Anderm Schuberts Reise nach dem Morgenland mit dem lebendigsten Interesse gelesen; nicht minder fand Geßner reichen Genuß an Tholucks Stunden der Andacht. Als im Herbste ein anderer Enkel ein deutsche Universität besuchte, schrieb ihm Geßner in ähnlicher Weise Großvaterworte, wie er früher seinem Sohne Vaterworte in die Fremde hinaus geschrieben hatte. Jeweilen, wie es ihm gerade drum war, schrieb er einige Zeilen und wenn das Blättchen voll war, sandte er es ab. Mehrmals kommen kurze Auszüge aus Schuberts Reise vor, die er eben

Digitized by Google

zum zweiten Male las; oder Notizen über andere Bücher, die er gelesen; zwischen hinein kleine Gedichte, Nachrichten von seinem Befinden oder von kirchlichen und politischen Neuigkeiten u. s. w. Wir lassen hier noch einige Auszüge folgen.

23. September 1842 gleich nach dem Abschiedskuß. Nichts löst die Bande, die mein Herz an das deine knüpfen. Halt im Gedächtniß Jesum Christum. Er liebt dich mehr als ich. Gelobet sein Name!

21. Oktober. Heute ein Jahr seit meinem Jubelfeste, seit dem ich, so oft ich darüber nachdachte, immer und heute noch nicht begreifen konnte, warum mir Gott die Auszeichnung zu Theil werden ließ, die, so viel ich weiß, keinem Prediger unserer Stadt zu Theil ward, und dabei so viel Liebe und Achtung, deren ich mich nicht werth fühle. Warum dies? selbst von Menschen, von denen ich weiß, daß sie mich oft sehr gering schätzten, zwar nicht deßwegen, worüber ich mir selbst Vorwürfe machen mußte, sondern nur weil ich den vom Evangelium Christi abweichenden Sinn nie für Fortschritt des Zeitalters halten, sondern als entschiedenen Rückschritt erklären mußte und mich immer so aussprach. Und auch dies Jahr that mir der Herr so gnädig hinzu. So sehr sein Anfang durch meine lange Krankheit ein fortgehender Wink des Herrn war, so war auch seiner Freundlichkeit kein Ende und ich stehe noch ungefähr in derselben Altersschwäche wie vorm Jahr da.

31. Oktober ..... Und nun lebe wohl, mein lieber Dessert*). Ob wohl mein guter Gott dich auch zum Dessert meines Lebens machen will in deiner Heimkunft? Wie Er will! du aber wachse in der Gnade und Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi.

20. November. Gottlob, heut hab ich wieder einmal gepredigt. Vorpredigt auf Advent, Hebr. 11, 13—16: Der Christ ein Pilger auf Erden.

27. November. Noch hat der alte Pilger seinem theuren jungen Freunde, dem Pilger in Bonn, ein paar Räthe zu geben:

*) Vgl. Seite 151.

Digitized by Google

Wenn du alt zu werden und auch im Alter noch etwa ein öffentliches Wort sprechen zu können wünschest, so mache dich nie zum Sklaven deines Koncepts, denn im Alter wird das Gedächtniß ein stättiges Roß, das weder dem Zaum des Geistes noch dem Sporn des Herzens gehorcht. Und diesen beiden ihre Meisterschaft zu bewahren, das sei unter Anderm auch dein Konservatismus.

18. December. Wenn ich am Abend dieses Jahres auf dasselbe zurückblicke, so wird mir ja das Abwärtsgehen meines Wesens recht auffallend. Nicht zwar so, wie dem rüstigen Läufer das Abwärtsgehen durch die Leichtigkeit seines Laufes klar wird, gerade das Gegentheil. Wenn mich auch der Hinblick auf die erste Hälfte des Jahres in Erstaunen setzt, daß ich noch da bin, und so da bin, so mahnt mich doch jeder Tag so sehr ans Abnehmen in jeder Hinsicht.

24. December. Da sitz ich in meiner Stube etwas wehmüthig, obgleich an diesem Abend jedes Christenherz nur Freude sein sollte über die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, der um unsertwillen ist arm worden, da er reich war, damit wir durch seine Armuth reich würden. Und warum denn wehmüthig, Großvater? frägst du. Darum, daß ich über diese Feiertage nicht mehr zeugen kann von dieser Gnade, wie sie sich in einen Brennpunkt zusammenzog, da der arm Gekommene sich selbst ausgeleert und bis zum Tod am Kreuze gehorsam ward, um das Werk der Verherrlichung des Vaters und der Erlösung der Brüder zu vollenden.

25. December. O wenn die Menschen immer einfach das Glück erkannt und demüthig benutzt hätten, daß Gott seinen Sohn gesandt hat zum Heile der Welt, den der von jeher Offenbarer der Gottheit, Logos, war und hätten nicht in unselige philosophische Spekulationen sich einlassen wollen, sondern wären nur kindlich und einfach bei dem geblieben, was Christus und seine Apostel sagen, wie viel mehr hätte der einfache Glaube ihnen ausgetragen, wie viel weniger hätte der Glaube Schiffbruch gelitten, wie viel weniger wäre die Liebe verletzt worden. Ach, es ist doch nur der Hochmuth, der will wie Gott sein, welcher

Digitized by Google

die Menschen aus dem Paradiese vertrieb und noch immer von ihm ausschließt; da hingegen der Menschgewordene der Demuth, dem einfachen Glauben an Gottes Wort, dem Kindervertrauen auf die in Christus geoffenbarte, erbarmende Gottesliebe ein Paradies der Ruhe, der Seligkeit in Gott öffnet.

22. Januar 1843. Diesen Abend hatt' ich Armenkommission, der ich sagte, daß ich die Stelle in der Armenpflege niedergelegt. So springt ein Reif um den andern, bis endlich die Kufe zusammenfällt.

14. Februar. Kennst du Klumpps: „das Missionswesen" — ein Aufsatz in der „deutschen Vierteljahrsschrift", aber auch besonders gedruckt. Es ist das Schönste, Umfassendste und Gediegenste, was ich über Mission gelesen. Nicht populär, sondern ganz für Gebildete geschrieben. Gottlob, daß ich bei wenigem Arbeiten, das mir vergönnt ist, doch noch lesen kann. Da schafft es mir viel Genuß, theils Bibel, theils Kirchengeschichte zu lesen. Thiele hat mich sehr angesprochen. Auch seh ich mich sehr gern in den Blättern des Tages um, mit besonderer Beziehung auf den Gang der göttlichen Regierung. Denn es wird mir immer klarer: Gottes Finger ist nicht nur im Kirchlichen und Religiösen, sondern auch im blos politisch Scheinenden, selbst erz Radikalen und Gott Widerstrebenden sichtbar.

19. März. Schon der vierte Tag im 79. Jahre meines Lebens. Mit huldreicher Liebe führte mich Gott wieder in dieses Jahr ein, im vollen, frohen Kreise aller meiner Geliebtesten um mich her, dem nur du, mein bonner Pilgrim, mangeltest; fandest dich aber durch deinen sehr lieben Brief ein. Herzlich dank ich dir. Gottlob! Alle hatt' ich die Freude, um mich zu sehen, auch die Schwachen und Kranken.

7. Mai. Nicht um zu klagen, sondern blos damit du es von mir selbst wissest, sage ich dir, daß seit einiger Zeit mein Gesicht bedeutend abnimmt. Man sollte denken, es nehme zu; denn sehr oft sehe ich Dinge, die gar nicht sind, oft zwei- und mehrfach, was nur einfach ist. So gehts, wenn die Organe zur Wahrnehmung nicht mehr richtig sind. Gott sei aber Lob und Dank,

Digitized by Google

daß ich noch lesen und schreiben kann. Und auch dafür sei ihm Lob und Dank, daß er mich nach und nach entwöhnt von dem, was doch nur für des Erdenlebens Dauer gegeben ist. O daß nur mein Herz bei Ihm bleibe! damit es schon bei Ihm sei, wenn Er rufen wird und verstehe, was es heißt: Laß dir genügen an meiner Gnade.

10. Mai. Sie bauen gewaltig an unserm Großmünster. Die alten ausgetretenen Treppen sollen ganz weg und ein neuer Treppengang durch die ehemalige französische Kirche hinauf soll auf die Emporkirche führen. Dann soll das große Hauptportal der Kirche in seiner alten Herrlichkeit wieder dargestellt werden, sagen sie. Und ich frage: Werden sie ihm wohl die schönste Zierde wieder geben: die kirchlich fromme Menge, die durch das schöne Thor fleißig zum Tempel Gottes wallete, um demüthig und gläubig anzubeten den Vater und den, den er gesandt hat, Jesum Christum?? O dann würd ich mich freuen, vom Himmel zu schauen auf unser liebes Zürich. Werden sie es thun?

Damit enden diese „Großvaterworte", die wie kaum etwas Anderes geeignet sind, uns ein lebendiges Bild von Geßners innerem und äußerem Wesen in den letzten Monaten seines Lebens wie von der Liebe zu geben, mit der er bis an sein Ende die Seinigen auf seinem treuen Herzen trug. Wie ist Alles so mild und weich und doch wieder so kräftig und stark in Gott! wie ist ihm der ferne Enkel so lieb und wie möchte er ihm die Liebe, die er den Anwesenden thätlich beweist, in seinen Großvaterworten so spürbar machen! und wie ist die Hauskapelle, die der Greis sich gebaut, so heimelig und wohnlich!

Die Ahnung des herannahenden Endes trog Geßnern nicht. Eine unbedeutende Verletzung, die ihm beim Lösen eines ins Fleisch gewachsenen Nagels an der großen Zehe der selbst schon greise Operateur beibrachte, nöthigte ihn im Juni 1843, für einige Zeit das Bette zu hüten. Er fühlte, daß das an sich Unbedeutende bedeutend werden könnte und äußerte gegen eine seiner Töchter: „Nun ists bei mir wie bei Asa, von dem es heißt: Asa ward krank an seinen Füßen — und starb." (2. Chron. 16, 12. 13.)

Digitized by Google

Die Wunde war zwar bald wieder geheilt, aber der Anstoß war groß genug, um die schon erschütterte Lebenskraft noch ganz zu untergraben. Es trat eine schnell überhand nehmende Schwäche ein, der unverkennbare Vorbote des nahenden Todes. Wohl konnte Geßner noch zeitweise das Bette verlassen; bisweilen an einem schönen Tage durchschritt er noch am Arme einer seiner Töchter einige Male den Garten, mußte sich dann aber bald todtmüde auf eine Bank setzen. Doch bald mußte er auch darauf verzichten. Jetzt gieng er nur noch etwa einmal die Stube auf und ab, bald geführt, bald noch einmal versuchend, ob er es allein mit Hülfe des Stockes vermöge. Hie und da wurde auch noch die Tabakspfeife für einige Augenblicke angezündet, bis er sie eines Tages wie von ihr Abschied nehmend wieder in die Ecke stellte. Neben der allgemeinen Schwäche, die mit einer gänzlichen Appetitlosigkeit verbunden war, stellten sich auch mancherlei größere — innerliche und äußerliche — Beschwerden des Unterleibes ein.

Anfangs war er noch munter und heiter. Dem abwesenden Enkel ließ er melden, wenn er ins Zimmer träte, so würde der Großvater trotz seiner kranken Füße aufspringen. Bald aber erkannte er wohl, daß die eilfte Stunde gekommen sei. Oft betete er still vor sich hin, einmal auch laut, herzlich und innig seine Seele Gott anempfehlend. Die immer peinlicher werdenden Schmerzen ertrug er mit großer Geduld und bat in seiner Herzensgüte die Seinen immer wieder, daß sie Geduld mit ihm haben möchten. Eines Abends sprach er zu ihnen: Ach, ich will euch allen eine gute Nacht wünschen und des Herrn Segen ruhe auf euch allen, küßte jedes, trug ihnen Grüße auf an Freunde und Bekannte und fügte dann bei: Ach daß ich jetzt einschlummern könnte und nicht mehr erwachen müßte! Am andern Morgen sagte er zu einer seiner Töchter: Ach, ich bin noch da. Bisweilen war er von starken Bangigkeiten heimgesucht und sprach häufig seine Sehnsucht nach der Stunde der Erlösung aus. Wie lange säumt der Herr noch, sagte er einmal und zu einer Tochter, die ihm einen Löffel stärkenden Weines gab: Wollt ihr mich denn gar nicht sterben lassen? Inzwischen mehrten sich die Schmerzen

Digitized by Google

und wurden oft faſt unerträglich. Mehrmals glaubte man das Ende nahe, aber jedes Mal erholte er ſich wieder. Endlich am 28. Juli nahte die Erlöſung. Geßner fühlte das Herannahen derſelben und gab einer ſeiner Töchter, die ihn fragte: Wie iſt es dir zu Muthe? zur Antwort: „Wunderbar, ſiehe wunderbar iſt es dem Sterbenden zu Muthe.“ Als man ihm die Worte ſagte: Kommet zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken, fügte er noch mit vernehmlicher Stimme bei: „Und lernet von mir.“ Es waren ſeine letzten Worte. Bald nachher wurde er unruhig und nach 10 Uhr Morgens entſchlief er in den Armen ſeiner Gattin — er war eingegangen zur Freude ſeines Herrn.

Ein reiner Gottesfriede lag auf den Zügen des Entſchlafenen, ſein Angeſicht war wie verjüngt. Groß war die Theilnahme an ſeinem Leichenbegängniß. Am Grabe redete Geßners Gehülfe im Amte, der Diakon Kramer, würdige, paſſende Worte. Am Sonntag nachher wurden in allen Stadtkirchen Gedächtnißpredigten auf den Entſchlafenen gehalten, ſelbſt in der katholiſchen Kirche wurde ſeiner gedacht.

Auf ſein Grab legen wir dieſe Blätter. Sie haben verſucht, die Weite und Fülle von Geßners Weſen zu ſchildern und haben die ihm geſetzten Schranken nicht verhehlt. Sie haben verſucht zu zeigen, was er der Kirche Zürichs in ernſten Tagen geweſen und wie ſein Leben auch von der rein menſchlichen Seite betrachtet ein Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen darf. Möge es ihnen gelingen, Geßners Andenken zu erneuern unter denen, die ihn gekannt haben und auch Andern dieſes Lebensbild aus der zürcheriſchen Kirche lieb zu machen. Dann würden dieſe Blätter als *friſches Laub* Geßners Grabſtein bekränzen.

Digitized by Google

Verzeichniß
der
von Geßner herausgegebenen Schriften.

Erweckungen, die gegenwärtige Zeit christlich zu benutzen. Predigten und Predigtfragmente gehalten in der Waisenhauskirche 1794.

Zwölf christliche Lieder für die lieben Kinder im zürcherischen Waisenhause. Von ihrem neu erwählten Pfarrer. 1795.

Ruth oder die gekrönte häusliche Tugend. 1795.

Steuerpredigt über Matth. 16, 24, gehalten am 16. Januar 1796.

Geschichtliche Festlieder zur Ehre unsers Herrn. Nach den gewohnten Kirchenmelodieen der zürcherschen Festgesänge. 1796.

Morgenstunden. (Prosaisches und Poetisches.) 1797.

Jesus der verheißene Messias. Einige Predigten. 1798.

Morgen- und Abendgebet für die zur Grenzbesetzung ausgesendete zürcherische Mannschaft. Auf ausdrückliches Verlangen aufgesetzt den 12. Hornung 1798.

Religiose Winke und Hoffnungen, die sich aus unserer gegenwärtigen Lage ergeben. Zwo Predigten. Sonntag den 11. und 18. Februar 1798. In Gegenwart von zwo Kompagnien zum Zuzug zur Grenzbedeckung bereiteter zürcherscher Stadt- und Landbürger.

Das Leben Jesu und seine Lehre, nach den Festgeschichten zur christlichen Unterhaltung für die Kinder an Festtagen. 1798.

Zwo Predigten und Kirchengebete der helvetischen Regierung in Luzern vorgetragen Sonntags den 9. und 23. Christm. 1798.

Christliche Unterhaltungen und Gebete, zur sonntäglichen Erbauung aufgesetzt im Sommer 1798. (1799.)

Digitized by Google

Bitten des alten scheidenden Hirten (Pfarrer Oeri beim Fraumünster) an seine Gemeinde. 1799.

Religiöses Denkmal der Errettung Zürichs aus großer Kriegsgefahr den 6. Juni 1799. Oder einige öffentliche Vorträge und Gebete.

Schluß und Beginn des Jahrhunderts. Eine kleine Sammlung von Predigten gehalten vom 7. December 1800 bis zum 5. Januar 1801. (1801.)

Steuerpredigt für Altorf über Matth. 18, 33. sammt Beschreibung des Brandes, gehalten am 28. Januar 1801.

Andenken an J. K. Lavater. 1801.

Lavaters Familie an die beiden Musikgesellschaften am 26. Februar 1801. (Danksagung für die von denselben veranstaltete Trauermusik.)

Eröffnungsrede, Predigt und Gebete bei der Wiedereinweihung der Fraumünsterkirche. Vorgetragen Sonntag Morgens den 23. August 1801.

Zwei Anreden an die zürcherische Garnison nach Rettung unserer Stadt den 19. September 1802.

Joh. Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung. 3 Bände. 1802—1803.

Neujahrsgeschenke der Gesellschaft auf dem Musiksaal: Johann Kaspar Lavater. 1802. Das gerettete Zürich. 1803.

Neujahrsgeschenke der Musikgesellschaft der deutschen Schule: Der Väter Tugenden: 1. Biedersinn. 2. Staatsklugheit. 3. Gastfreundschaft. 4. Treu am Vaterlande. 5. Frömmigkeit. 6. Menschenliebe. 7. Freundschaft in der Noth. 1805—1811. (Poesien mit vorangehender historischer Einleitung.)

Christliche Religionslehre für die zartere Jugend. 1803. Fünfte Auflage. 1825. Dieselbe mit Bibelstellen nach Luthers Uebersetzung. 1825.

Oeffentliche Rechenschaft um die Verwendung der Privatsteuern an die unglücklichen Unterwaldner in den Jahren 1798 und 1799. (1804.)

Christliche Unterhaltungen für Kranke und Leidende. 1803. Dritte Auflage. 1825.

Digitized by Google

Einladung zur Steuer für die durch den Bergsturz im Kanton Schwyz und die Ueberschwemmung in Unterwalden beschädigten Eidsgenossen. 23. November 1806.

Der Charakter des Christen. Zehn Reden an Christen. 1807.

Weihnachtsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht. 1807.

Blicke auf die Menschheit, wie sie war, wie sie ist und wie sie sein wird, nach biblischer Darstellung. Erstes Bändchen. Auch unter dem Titel: Christus oder der Weg Gottes zur Führung des Menschengeschlechtes. (Vorlesungen.) 1808.

Vermischte Blätter. Eine Quartalschrift. 1809.

Der Christ in der Bauernhütte. Ein Büchlein für das liebe Landvolk und sonst alle christlich denkenden Leute. Zweite Auflage 1809, dritte 1823.

Vermischte Schriften. Zwei Bändchen. 1811 und 1812. Das zweite Bändchen auch unter dem besondern Titel: Briefe und Auszüge aus Briefen.

Nikodemus oder die Lehre Jesu vom geistigen Gottesreiche. Predigten. 1814.

Das Unser Vater als Grundlage christlicher Betrachtungen benützt. 1815.

Handbüchlein für das eidsgenössische Militär im Dienste des Vaterlandes. 1815.

Wahre Züge aus dem Bilde einer Stillen im Lande. 1816. Zweite Ausgabe 1836.

Denkmal einer Edeln. (1817.)

Sonntagsblatt oder Beiträge zur Beförderung christlicher Erbauung. 10 Bände. 1817—1828.

Christliches Handbuch, enthaltend Gebete, Unterhaltungen und Betrachtungen über die wichtigsten Wahrheiten und Lehren der Religion. 1817.

Schicksale der Wahrheit unter den Menschen oder: Predigten über die Hauptzüge der Geschichte des Christenthums bis auf die Reformation in ihrer Anwendung auf das Leben vorgestellt. Drei Hefte. 1818—1820.

Digitized by Google

Zwei Predigten am Reformationsfeste Freitags den 1. und Samstag den 2. Januar 1819.

Lieder zur Feier des Reformationsfestes 1819.

Die Ruhe des Christen beim Naturunglück 13. Juni 1819.

Vaterlandsglück. Predigt am Tage der Eidsgenossen 1821.

Vaterlandsliebe. Predigt am Tage der Eidsgenossen, gehalten den 1. Juli 1822.

Noah oder die Arche. Fünf Reden an Christen. 1823.

Der Weg zum Ziele. Predigten. 1823.

Passionsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht. 1825.

Der sichere Gang durchs Leben. Eine Sammlung zusammenhängender Predigten. 1826.

Die Abendglocke. Eine Quartalschrift zur christlichen Erbauung. Zwei Bände. 1827 und 1828.

Andenken an den vollendeten Greisen Joh. Jakob Heß, Doktor der Theologie, Antistes der Kirche Zürich. Predigt, gehalten den 8. Juni 1828.

Erinnerungen auf dem Wege des Lebens. 1828.

Die paulinischen Bitten und Ermahnungen als Abschiedsworte der Gemeinde zum Fraumünster vorgetragen, nebst der am 30. November gehaltenen Abschiedspredigt. 1828.

Antrittspredigt beim Großen Münster. 1828.

Blicke auf das Leben und Wesen der verewigten Johann Jakob Heß, Antistes der Kirche Zürich. 1829.

Denkmale auf dem Wege des Lebens. 1830.

Die Pflicht des Christen gegen das Vaterland. Am Tage des Bürgereides und gleich nach (Bürgermeister) Usteris Tode. Sonntag den 10. April 1831.

Sendschreiben an die geliebten Christengemeinden des Kantons Zürich. 1831.

Ein Wort an das zürcherische Publikum über die Errichtung eines stehenden Theaters. 1832.

Winke über die treue Sorge fürs Vaterland. Religiöse Ansprache am Tage der Eröffnung der h. Tagsatzung den 7. Juli 1834.

Der Christenglaube in seiner Fruchtbarkeit oder das Glaubens-

Digitized by Google

bekenntniß in kurzen Abschnitten praktisch behandelt zur Privaterbauung. 1835.

Väterliche Erinnerungen an die reformierten Christengemeinden des Kantons Zürich betreffend die Wiedertäufer. 1836.

Christliche Gebete beim häuslichen Gottesdienst. Mit besonderer Beziehung auch auf gemeinschaftlichen Gebrauch in einer Krankenanstalt bearbeitet und gesammelt. 1838.

Mahnungen der Zeit. Einige Kanzelreden mit einem blos geschichtlichen Ueberblick über den Gang der religiösen Bewegung im Kanton Zürich. 1839.

Alle Bettagspredigten von 1802—1841; außerdem: Nachtrag zur Bettagsfeier 1802 und Worte der Erweckung oder drei Predigten bei der gemeineidgenössischen Bettagsfeier 1813.

Predigten bei der Trauung seiner Kinder.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Das Original des beigegebenen Bildes befindet sich auf der Stadtbibliothek in Zürich. Geßner hatte gleich seinen Vorgängern im Amte des Antistes sein Bild für die beim Antistitium befindliche und zu demselben gehörende Antistitial-Bibliothek in Oel malen lassen. Bei der Aufhebung des Chorherrenstiftes kam die ganze Sammlung dieser Bilder auf die Stadtbibliothek. Das Bild stellt Geßner im Alter von etwa 70 Jahren dar; es wurde damals allgemein als ein äußerst gelungenes anerkannt und es schien passender, dieser Biographie ein Bild beizugeben, das noch die ganze geistige Frische Geßners wiedergiebt, als das dem Publikum schon bekannte aus seinen letzten Lebensjahren hier zu reproducieren, das freilich der persönlichen Erinnerung der Meisten mehr entsprechen dürfte, das aber schon ganz das Gepräge des Greises trägt.

Zu Kap. 1 und 2.

Das erste und ein Theil des zweiten Kapitels sind nach der Selbstbiographie bearbeitet, die Geßner zunächst „blos für seine lieben Kinder" verfaßt hat. Das erste Stück, welches bis zur Anstellung eines Hauslehrers in Dübendorf geht, ist geschrieben im Jahr 1807; das zweite größere Stück geht bis zur Verlobung mit der ersten Gattin und ist erst im Jahr 1838 verfaßt.

Das Tagebuch beginnt mit dem Jahre 1782 und endet mit dem Jahre 1800. Außerdem sind nur noch aus dem Jahre 1815 kurze Tagebuchnotizen vorhanden.

Zu Kap. 6.

Seite 83 f. Ueber die Offenbarungen der nordischen Freunde und über Rudolf Hermanns Visionen nach Lavaters Briefen an J. G. Müller hat Gelzer einläßlicher berichtet in dem Aufsatze: Lavaters und seiner Freunde Verkehr mit der Geisterwelt. Protest. Monatsblätter 1859. Septemberheft. Die hier gegebene Darstellung gründet sich auf die Mittheilungen in Geßners Tagebuche.

Zu Kap. 8.

Seite 114. Ueber die Entstehung der Bibelgesellschaft vgl. Nachricht von der ersten Generalversammlung der zürcher Bibelgesellschaft 1819 und die weiteren Berichte, außerdem das Neujahrsblatt des Waisenhauses von 1848, welches Geßners Leben kurz beschreibt.

Digitized by Google

Seite 119 f. Die Mittheilungen über Geßners Thätigkeit für die Schule sind theils dem Neujahrsblatt, theils schriftlichen Mittheilungen des Herrn Dekan Locher in Zürich entnommen.

Zu Kap. 9.

Seite 134. Ueber Füßlis Auftreten in der Synode vgl. mein Schriftchen: J. J. Füßli, Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken. Zürich 1860. S. 5 ff.

Zu Kap. 11.

Seite 167. Ueber Jakob Sarasin vgl. Hagenbach „Jakob Sarasin und seine Freunde" in den Beiträgen zur vaterländ. Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Bd. 4. 1850.

Seite 179 f. Ueber den Aufenthalt des Prinzen von Mecklenburg in Zürich vgl. Schubert, Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin von Orleans. S. 37 f.

Seite 181 f. Ueber Lavaters angeblichen Katholicismus vgl. die Briefe an Katholiken bei Orelli, V. S. 278 ff. Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, II. S. 322. Mörikofer, die schweiz. Literatur des 18. Jahrhunderts. S. 358.

Seite 184 f. Ueber Sailer vgl. Bodemann, Joh. Michael v. Sailer, weil. Bischof von Regensburg. Gotha 1856.

Zu Kap. 12.

Seite 194. Ueber die Jubelfeier vgl. Denkschrift zur Erinnerung an die Jubelfeier der 50jährigen Amtsführung Geßners. Zürich 1841.

Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Schultze) in Basel.

Digitized by Google

Berichtigungen.

S.	12.	Z.	15 v. o. lies: Drechsler statt Dechsler
"	48.	"	12 v. u. l.: wenn auch noch (statt: nicht) so bescheidenen
"	97.	"	12 v. o. l.: würde st. wurde
"	110.	"	8 v. o. l.: war st. ward
"	161.	"	14 v. u. l.: Freimüthig st. Freilich
"	172.	"	12 v. u. l.: Sonntagsblattes st. Monatsblattes
"	178.	"	8 v. o. l.: Einrichtung st. Einrichtungen
"	186.	"	16 v. u. l.: van Es st. von Es

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten

für den

Kanton Zürich.

Als Beitrag zur Geschichte desselben,

sowie auch

zur Schweizergeschichte.

Mit einem Anhange wichtiger Notizen.

Aus den Quellen untersucht und nach Manuscripten bearbeitet

von

Joh. Jakob Leuthy.

Erstes Heft.

Zürich,
Leuthy's Verlagsbureau.
1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Die Bearbeitung der Geschichte des Bockenkrieges, des Volksaufstandes in den ehemaligen Herrschaften Wädenschweil und Knonau, sowie besonders aber derjenigen von 1794—1830 und von da an bis 1840, hat mir in dem Gebiete der Forschung ein reiches, noch nicht urbares Feld gezeigt. Ich habe seither in Bibliotheken und Privatsammlungen wichtige Manuscripte und andere Aktenstücke gesammelt, die noch ganz oder größtentheils unbekannt, aber sehr interessant sind, so daß ich mich entschloß, dieselben, als höchst wichtige Beiträge zu den genannten geschichtlichen Werken, wie auch zur Schweizergeschichte, namentlich zur „Helvetia" von Balthasar, durch den Druck zu veröffentlichen, überzeugt, daß der Geschichtsfreund sowie überhaupt jeder Schweizer, der Freiheit und Vaterland liebt, diesem Werke Interesse abgewinnen wird. Ich verweise besonders auf die Beiträge zur Justizpflege des 18ten Jahrhunderts, in welchen zwei Prozesse enthalten sind, die gewiß jeden Schweizer, ja jeden fühlenden Menschen höchst interessiren müssen, und unwillkürlich die Frage hervordrängen: Wie kann es möglich sein, daß in jener Zeit

Digitized by Google

noch solche Gräuel selbst von der Justiz verübt werden konnten? — Ein freies Volk muß, um den Werth der Freiheit gebührend schätzen zu können, auch seine Geschichte kennen, muß wissen, wie hart der Druck der Aristokraten- und Adelsherrschaft seine Väter beugte, und wie dieselben in langem Kampfe gegen die Vorrechte Einzelner, oft mit Einbuße von Gut und Leben, rangen, bis die Freiheit gewonnen war. Ich darf hoffen, daß Alle, welche den Werth dieses köstlichen Gutes erkennen, mich gerne bei meinen so mühevollen Forschungen durch ihre Theilnahme an diesem Werke unterstützen werden, um so mehr, da dasselbe wenig kostet und leicht angeschafft werden kann; dagegen gewiß den Vorzug vor so vielen, oft sehr vagen literarischen Erscheinungen der neuern Zeit verdient.

Möge auch diese Arbeit mit Wohlwollen aufgenommen werden und denjenigen Nutzen stiften, den ich bezwecke, dann ist mein Wunsch erfüllt.

Zürich, im Juli 1846.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Geschichte

des

Regiments der Stadt Zürich bis auf die Einführung der Zünfte (Brauniſche Staatsumwälzung 1336).

Die Geſchichte des Kantons Zürich, von 1794—1830, enthält als Einleitung eine Schilderung der Verfaſſungsverhältniſſe dieſes Kantons, von 1798, und das daherige und ſonſtige Verhältniß zur Stadt. Als Vorläufer möge nun hier die Geſchichte des Stadtregiments bis zur Brauniſchen Staatsumwälzung folgen. Dieſe höchſt intereſſante geſchichtliche Mittheilung iſt einem von Prof. J. J. B. Tigur. verfaßten Manuſcripte entnommen, welcher folgende Vorrede vorangeht:

„Es iſt wunderlich, daß die ſo nützliche liebe zum Vaterland ihren Urſprung nichts anderm als der Eitelkeit des menſchlichen Herzens zu verdanken hat. Man betriegt ſich gewis, wenn man glaubet, daß eine wohl überlegte Betrachtung und einſicht der Vortheile, welche ein land in Anſehung der fruchtbarkeit, geſunder und anmuthiger Lage, verfaſſung des Regiments und dergleichen vor andern beſitzet die quelle dieſer liebe ſey. Wir lieben das Vaterland eh wir es kennen, wir lieben es, wenn wir es gleich in allen dieſen ſtüken für mangelhaft erkennen, und wenn wir darin dem hunger, dem durſt, der kälte, der hitze, der dürre, der wilden natur unterworfen ſind, wenn wir an die verfaſſung des Staats, und an den perſonen, welche an dem ſteur-ruder ſitzen das größte mißfallen haben. Daraus erhellet genug, daß wir es nicht wegen ſeines eignen werths lieben. Die liebe desſelben muß dann den grund in uns haben, wir lieben es aus gewohnheit,

Digitized by Google

weil wir darin geboren werden, darauf stehen, treten, gehen, weil es uns zugehört, nnd nach unserer einbildung ein stük von uns ausmachet. Die liebe zum Vaterland ist, wie das wort lautet, in der That, eine liebe zu dem land und boden, worauf wir leben, ohne absicht auf die innerliche beschaffenheit desselben.

Daß die liebe zum Vaterland keinen vesten grund habe, zeiget sich aus einer seltsamen Wirkung derselben. Sie ist ursach an der begierde, wormit wir die geschichten der Menschen lesen, undersuchen, ausstreichen, bewundern, welche vor alters auf eben diesem boden gelebt, gehandelt und gegangen haben, wie wohl sie uns im übrigen nichts angehen, oder verwandt sind. Steigen wir über ein paar jahr-hundert herauf, so werden die wenigsten under uns ihre Voreltern schon in dieser Statt wohn- und seßhaft antreffen. Viele werden die ihren auf einem von den dörfern unserer landschaft hinter dem pflug finden, andere werden ihre auf den benachbarten alpen noch das vieh treiben sehen, noch andere werden ihre zu Costantz suchen müssen, aus welcher Staat zur Zeit der Reformation sich eine ziemliche anzahl nach Zürich begeben hat; noch andere müssen den Gotthartsberg übersteigen ihre ahnen jenseits der alpen bei unsern Ultramontariis zu suchen. Indessen nehmen wir an den nachkommen dieser nationalischen ausländer nicht nur einen eifer wahr die zufähle und geschichten unsers lands, sint der zeit da sie und ihre Väter darauf gewohnt haben, zu wissen und zu erlernen, sondern auch die vorher gegangene ältere zeiten werden mit gleicher begierde gelesen.

Nichts ist gläublicher, als daß an denen leuthen, welche unsere Vater-statt zuerst mit mauren eingeschlossen, und hernach den Grund zum bürgerlichen Regiment gelegt haben, nicht zehen nachkommen mehr all hier vorhanden sind, es sey daß die Zweige mit dem stamm zu grunde gegangen; es sey daß die nachkommen, wenn davon noch übrig sind, durch tausend zufähl in andere länder und gegenden versetzt worden. Dem ohngeachtet ist niemand under uns, die weit späther in unsern Voreltern an andern ländern an disen orth gekommen, welcher nicht an den begebenheiten, dem glück und unglück, und gantzen zustand derselbigen zeiten, und personen antheil nemmen, sich darum bekümmern, wenn es ihnen

Digitized by Google

übel gegangen und groß damit dunke, wenn sie etwas geschikt und glücklich ausgeführt haben. Da freuen wir uns manchmahl über einen sieg der Statt, wenn vielleicht die überwundene unsere Stamm-eltern waren, welche uns nach einer langen reihe von vätern und söhnen das leben überliefert haben.

Dises beweiset fürwahr nichts anders, als daß die liebe zum Vaterland nicht von dem Vater, sonder von dem land herrühre. Nachdem wir ein mahl eine liebe an den boden, auf welchen uns die schickung aufgeworffen hat, geleget haben, nach dem wir uns dessen als des unsrigen bemächtiget haben, schreibet unser stolz uns alsobald einen antheil an allem demjenigen zu, was sich darauf jemals begeben hat, als wenn das land und die einwohner von einem zuken zusammen hiegen, und eine verrichtung, so durch vorgenommen worden, oder einzufahl, der es betroffen, durch eine nothwendige Folge mit uns verknüpfet wäre. Daher eignen wir uns das Lob dazu, das die alten einwohner verdient haben, und wir trauren um das unglück, das ihnen geschehen ist. Diser ist die blinde eitelkeit des menschlichen Herzens.

Aber gesetzt, daß die liebe zum Vaterland einen so schlechten Boden hat, so hat sie anbei ihren gewissen und großen nutzen. Sie verbindet die gemüther eines gantzen lands durch dises dünne, aber starke Band zusammen, sie bringet ferner die leuthe in bewegung, daß sie um des Vaterlands willen manche schwehre arbeit verdauen, sie gibt denjenigen, welche ihre kräfte dem Vaterland zu ehren, zum besten und trost aufgewendet haben, das ihnen gebührende lob.

Ich will keinen umweg nemmen, daß allein die liebe zum Vaterland, in dem verstand wie ich sie erkläret habe, mich erstlich auf das Vorhaben geführt, die geschichten des alten Regiments unserer Stadt mit einiger præcision zu beschreiben, wiewohl ich vergwissert bin, daß keine von meinen Stamm-eltern an demselben, noch an der bürgerschaft antheil gehabt haben, und eben dieselbige hat mir diese mühsame arbeit erleichtert, durch die geheime überredung, daß an meiner dißmahligen Freyheit schon von jenen ersten stiftern und Vätern dises Staats gearbeitet worden, daher mir der Fortgang ihrer rathschlägen nicht schien gleichgiltig zu seyn. End-

Digitized by Google

lich verließ ich mich darauf, daß eben dieselbe meinen mitbürgern eine begierde einjagen werde, mein werk mit einer mehr als gewöhnlichen aufmerksamkeit zu lesen und zu beurtheilen, mir, die stücke, wo ich von meinen vorfahren abgegangen bin, entweder mit neuen beweißthümern zu unterstützen, oder durch gründliche und rechtverstandene urkunde zu widerlegen. Dieses ist die Belohnung, so ich mir von dieser arbeit verspreche, genug, wenn man aus diesem versuch erkennen wird, daß ein mann, welchem es an geduld und fleiß nicht gebricht, die noch allzeit übergebliebenen zulänglichen Briefschafften und urkunden genau und wohlbedächtig einzusehen, uns über viele stücke eigentliche und umständliche nachrichten würde mittheilen können, von welchen wir bis dahin nur einige schwache und unerlauterte begriffe bekommen haben.

Digitized by Google

Geschichte*).

§ 1.

Wenn die Stadt Zürich von ihren Einwohnern, nachdem sie von J. Cäsar wieder heim gesendet worden, schon wieder aufgebaut ward, so kann doch ihr Ansehen nachgehends nicht groß gewesen sein. Die Geschichtschreiber gedenken derselben mit keinem Worte, in der Zeit, daß sie Vindonissens mit vielem Ruhm erwähnen. Diese benachbarte Stadt nahm Zürich alle Mittel weg, sich zu vergrößern. Nach der Niederlage, welche die Helvetier von Cäcinna erlitten, verfiel Zürich noch mehr; und in den beständigen Ueberfällen der Allemanier endlich ganz, wenigstens blieb uns keine Nachricht übrig, daß sie von Konstantin, der Winterthur und Windisch wieder verbessern und hatte befestigen lassen, ebenfalls sei erneuert worden. Dieses unglückliche Schicksal drückte die helvetische Nation noch weit schwerer. Nach der besagten Niederlage auf dem Vocetius (Bötzberg) ward ein Theil der sequanischen und ein Theil der rhätischen Provinz zugetheilt. Der Name Helvetier kam in Vergessenheit, sie wurden von den römischen Quästoren (Schatzmeistern) nicht milder gehalten, als andere Provinzen in Gallien; darauf kamen die Allemanier und vergossen das reinste Blut der Helvetier. Obwohl diese wilde Nation etliche Male geschlagen wurde, rüstete sie sich doch immer wieder auf's Neue und ruhete nicht eher, als bis der dießseits der Reuß gelegene Theil Helvetiens

*) Zur Bequemlichkeit der Leser sind wir der neuern Orthographie gefolgt, sowie auch einzelne Worte, bisweilen auch ganze Sätze abgeändert und dem jetzigen Geschmacke angepaßt worden sind.

Digitized by Google

unter ihrer Bothmäßigkeit war. Der andere Theil war schon früher von den Burgundern, einem andern Volke von deutschem Geblüte, eingenommen worden. Diese waren gegen die alten Einwohner sehr gelinde und ließen sie auch theilweise an der Regierung Theil nehmen. Von den Allemaniern hingegen können wir nichts dergleichen rühmen. Sie bezogen das Land als ihr Eigenthum und führten ihre Sitten und Gebräuche ein. Was von den vorigen Einwohnern zurückblieb, mußte sich unter ihr Joch schmiegen. Es ist wahrscheinlich, daß die angesehensten Helvetier, welche nicht umkamen, sich in die burgundischen Länder jenseits der Reuß gerettet haben. Mithin theilten die neuen Einwohner ihren Namen auch dem eroberten Lande mit, und so ging der Name **Sequana maxima** und **Rhætica**, wie früher schon der Name **Helvetia** verloren. Die Allemanier waren ein rauhes, unbändiges Volk, welches an Streit und Morden sein bestes Vermögen fand, den römischen Künsten und Wissenschaften eben so feind, als den Römern selbst, zu wild, als daß es sich in Städte und Mauern sollte einsperren lassen. Also können wir leicht schließen, daß Zürich unter ihnen von seinem Verfall nicht aufgerichtet wurde, wiewohl nicht die geringste Nachricht von Zürich, oder Zürichern in den Schriftstellern, welche von den Allemaniern vor ihrer Ueberwindung durch die Franken geschrieben haben, anzutreffen ist.

§ 2.

Der Sieg Clodoveus am Rhein sicherte den Franken nicht nur den Besitz von Gallien, dessen sie sich schon größten Theils bemeistert hatten, sondern legte ihnen noch Allemanien hinzu. Die allemanische Nation, welche ihnen die Eroberung von Gallien lang streitig gemacht hatte, ward jetzt selber ihnen unterworfen. Feuer und Schwert verzehrten das meiste von der Nation und ihren Wohnungen. Der kleine Rest der Einwohner ward mit dem Lande unter die Sieger vertheilt; jeder bekam eine gewisse Portion Land (in den alten Urkunden **Curtis** genannt), mit einer genugsamen Anzahl allemanischer Knechte, dasselbe zu bauen, für eigen. Von diesen Ländereien war eine große Anzahl für die Reichsangelegenheiten, für die Besoldung der obrigkeitlichen Personen und der-

Digitized by Google

gleichen Gebrauch behalten. Zuerst war die Knechtschaft der Allemanier so hart, daß sie nicht anders, als andere fahrende und liegende Güter von ihnen besessen wurden; was sie erwarben, war sowohl als sie selbst ihren Herren. Diese konnten sie sogar mit der Todesstrafe belegen*), ohne einige Form des Rechtens.

In bürgerlichen Dingen waren sie dem ordentlichen Richter unterworfen. Die Allemanier trugen das Joch mit Geduld**), die Tapfersten waren dahin, der Rest war entwaffnet worden, sie gewöhnten sich bald zu sclavischer Arbeit. Später ward ihnen die Knechtschaft erträglicher gemacht; das, wiewohl noch rohe, Christenthum hatte die wilden Gemüther um etwas besänftigt, man sorgte nun auch für die Sclaven in den allgemeinen Landesgesetzen, damit sie von ihren Herren nicht ohne Recht ermordet würden; noch mehr machte der eigene Vortheil einen Herrn gegen seine Sclaven gütig, wenn sie ihm ihre Arbeitsamkeit, Treue, Geschicklichkeit in Besorgung der Feld- und Hausgeschäfte bewährt hatten. Er vergönnte dem einen ein kleines Eigenthum, einen andern ließ er aller Knechtschaft gänzlich ledig, oder behielt sich, oder der Kirche allein einen

---

*) Daher entstand das Sprüchwort: Er ist mein eigen, ich mag ihn sieden oder braten. Damit die Sklaven von einem ergrimmten oder unbarmherzigen Herren nicht ohne Ursach wie das Vieh geschlachtet würden, wurden ihnen die Kirchen zu Asylen gemacht.

Dr. Bluntschli sagt hingegen in seiner Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Zürich: „die Geschichte des Regiments der Stadt Zürich, bis auf die Einführung der Zünfte, habe, um der falschen Annahme willen, daß die Allemannen durch ihre Niederlage bei Zülpich sämmtlich in Knechtschaft gerathen seien, eine ganze schiefe Richtung erhalten.“ Bullinger stimmt hingegen mit dieser Geschichte hinsichtlich der Unterjochung der Alamannen im Wesentlichen überein. Wir werden dieser geschichtlichen Darstellung Bullingers und Bluntschlis Abhandlungen hierüber folgen lassen.

**) Erst im J. 942 findet sich, daß diese allemanischen Sclaven einen Versuch zur Freiheit mit den Waffen gethan haben. Die Bauern im Thurgau, worunter auch Zürichgau begriffen war, rotteten sich unter Anführung Heinz von Stein, eines Bauern, zusammen, wurden aber von den Herren in einer Schlacht geschlagen.

Digitized by Google

kleinen Zins von ihnen und ihren Gütern vor. Diese Freigelassenen wurden demnach für keinen Theil der fränkischen Nation angesehen, sondern standen noch ziemlich entfernt von den Ueberwindern. Ein Verbrechen von gleicher Natur ward an einem Allemanier schärfer gestraft, als an einem Franken. Die Freigelassenen blieben noch allezeit der Waffen beraubt.

§ 3.

Im Uebrigen hatten die Allemanier, Freie, Freigelassene und Leibeigene, einen und eben denselben Richter, Todesverbrechen ausgenommen. Dieser war der Graf mit seinem Untervogt, welcher in einem Bezirke Gericht und Recht verwaltete, das Finanz- und Fiscalwesen gehörten auch mit zu ihrem Amte. Ueber sich hatten sie die Herzoge, welche in einer Provinz vornehmlich den Staat und den Krieg besorgten. In bürgerlichen Händeln sprachen diese das Recht über die Grafen und andere große Herren; auch konnte eine Klage von dem Gerichtsstuhl der Grafen an sie gebracht werden. An der Spitze dieser Beamten stand der König, der oberste Richter und höchste Präsident, der Agent der Nation und Bewahrer ihrer Macht, welcher die wichtigsten Angelegenheiten im Staate besorgte und in bürgerlichen Sachen das Richteramt über vornehme Personen und die wichtigsten Fälle hatte. Alle diese Herren besaßen ihre Herrschaften als obrigkeitliche Aemter und nicht als Familienherrlichkeiten. Der König ward von der Nation erwählt und ernannte die Herzoge und Grafen. Ich muß auch der Gesandten gedenken; das waren königliche Beamtete und bevollmächtigte Staatsverweser, welche der König in einigen Sachen in die Provinzen außerordentlich sandte, damit sie eine genaue Aufsicht über das Verhalten der Grafen hätten. Zu diesen kamen endlich auch die geistlichen Richter. Die Priester und Geistlichen waren für ihre Personen von dem weltlichen Richter befreit; sie standen unter ihren Dekanen, Aebten und Bischöfen; hingegen wurden ihnen auch die weltlichen auf gewisse Weise unterworfen, nachdem ihnen die Kirchenzucht übergeben worden; aber ihre Güter sowohl als diejenigen der Kirchen standen unter eigenen Advocatis (Schutzvögten). Ich gedenke hier nicht der Form des

Digitized by Google

Rechtes, welche in dem fränkischen Reiche eingeführt war, weil ich unten einen bequemen Ort haben werde, hievon zu reden. Nach diesem Hauptstücke, welches das ganze Reich durchgehends angeht, komme ich nun näher zu meiner Vaterstadt.

§ 4.

Einen gewissen Strich von Allemanien machte das Zürichgau, welches ein Abschnitt des größern Thurgau war. Diese Theilung gab indessen dem Thurgau keinen Vorzug vor dem Zürichgau. Jede Gegend, also das Thurgau wie das Zürichgau, hatte seinen eigenen Grafen und diese standen unter dem Herzog, wie der Herzog unter dem Könige, was ihre besondern Amtsbedienungen antraf. Jeder dieser Grafen war dem andern an Ansehen und Macht gleich. Das Zürichgau führte diesen Namen von dem Flecken, der an der Mündung des See's gleichen Namens gelegen war. Die Lage von beiden Seiten an dem Ausfluß war sehr seltsam gestaltet. Auf beiden Seiten erhoben sich ziemliche Hügel mit einer allmäligen Neige, zwischen welchen die Lindemag (Limmath) ihren ersten Strom anführte. Zu unterst, linker Hand, wo der Berg am höchsten war und sich mit einer abhängigen Wage gegen der Lindemag senkte, stand ein öffentliches Gebäude, welches die Grafen bewohnten, aus dem alten Mauerschutt von dem helvetischen und römischen Tigurum grob genug aufgeführt, im übrigen unbefestigt, und zu schwach, einen Feind aufzuhalten.

§ 5.

Beide Ufer an der Lindemag waren nichts anders als Curtes*) oder Meierhöfe von Matten, Baumgärten, Feldern mit einigen gemeinen Hütten für die allemanischen Sclaven und etwas besser gebauten Häusern für die Eigenthumsherren derselben. Einige waren des Reichs und den in obrigkeitlichen Bedienungen in der

*) Da war der Curtis Ruperts, wo hernach das große Münster gebaut war, der Curtis Radilof, der Curtis des Grafen, der Curtis Stamfebach, der Curtis, welcher hernach dem Frauen Münster verehrt ward.

Digitized by Google

Grafschaft sitzenden Herren übergeben, welche sie theils für sich benutzten, theils für des Reichs Aerarium verpachten mußten. Diese änderten ihre Besitzer mit jedem Grafen, der abging. Andere gehörten Privatpersonen vom fränkischem Stamme als Erbsitze; alles was darauf war, auch die Sclaven waren ihren Voreltern bei der ersten Vertheilung des Landes, da ganz Allemanien in dergleichen Curtes oder Meierhöfe eingetheilt worden war, zugleich dem Hofe zu eigen übergeben worden.

§ 6.

An diesem Ort war bis spät hinaus noch kein Tempel, das Christenthum selbst war noch sehr übel gestaltet, nicht nur unter den Allemaniern, sondern selbst unter den Franken, auch war noch eine große Zahl Heiden übrig. Diejenigen, welche bekehrt heißen wollten, behielten nichts desto weniger die abergläubischen Gebräuche der alten Religion und führten sie auch in der neuen ein. Als im Anfang des VII. Seculi Columbanus sich mit Gallus von Luxeuil wegen der gottlosen Brunehildis weg begeben, der Lindemag und dem Zürichsee nach hinaufwärts ging, fand er oben an dem See zu Tucken (Tuggen) noch schändliche Götzendiener, und als er von da vertrieben, ferner nach Brigantium (Bregenz) gekommen, sah er da in einem Bethause drei eherne vergoldete Bilder, welche die Einwohner neben dem wahren Gott der Christen verehrten und sagten: „Diese sind die alten Götter und Wohlthäter dieses Ortes, unter deren Schutz wir und alles das unsrige glücklich gestanden sind.“ Andere Festtage als Ostern, Pfingsten und Weihnacht wurden nicht gefeiert. Die Herren einer jeden Provinz wurden genöthigt, sich in die nächsten Städte und andere große Plätze zu begeben, wenn sie das Fest begehen wollten. Die Könige selbst, welche ebenfalls, wie alle Franken, auf dem Lande wohnten, verfügten sich mit andern Gläubigen dahin. Da Windisch, als im burgundischen Reiche gelegen, wo das Christenthum ziemlich früher blühte, Bischof und Kirchen hatte, so war dieses der nächste Ort, wohin man aus dem Zürichgau auf die Festtage ging. Die übrige Zeit verrichtete man den Gottesdienst zu Hause, in kleinen Gebetzimmern. Nach Windisch war der nächste öffentliche Tempel

Digitized by Google

zu Konstanz, wohin König Hildebert Anno 597 den bischöflichen Sitz von Windisch verlegte.

§ 7.

Pepin von Herstal hatte sich jetzt der königlichen Gewalt in allen drei fränkischen Reichen, Neustrien, Burgund und Austrasien bemächtigt; weil er dennoch noch nicht ruhsam fand, in Neustrien, wo eine ziemlich starke Gegenpartei übrig geblieben war, etwas Neues einzuführen, ließ er die Krone Dietrichs Kindern, einem nach dem andern aufsetzen. Damals lebten zwei Brüder von vornehmem fränkischem Stamme, des Königs nahe Anverwandte, welche in dem Zürichgau und vornehmlich auf dem Berg Albis ansehnliche Meierhöfe hatten, so ihnen von ihrem Vater angestammt waren. Der älteste von denselben, Rupert genannt, ein hoher Offizier, beschloß bei sich, seinen Antheil davon zu Erbauung einer Kirche zu Zürich und zu Verpflegung solcher Personen, welche allda dem Gottesdienste abwarteten, und das Christenthum in Aufnahme zu bringen beflissen waren, anzuwenden. Dergleichen Stiftungen geschahen sonst damals nicht allein von gottseligen Leuten, sondern auch die schlimmsten Menschen schmeichelten sich, damit ihre Uebelthaten wieder gut zu machen. Rupert stellte zu dem Ende seine Güter dem König Ludwig zu und verband ihn zugleich, daß er davon in dem Flecken Zürich eine Kirche erbauen und einen ordentlichen Gottesdienst darin einführen sollte. Das Gerücht von Felix und Regula's Selbstbeerdigung hatte sich schon tief eingepflanzt; die Kirche wurde auf demjenigen Berge angelegt, wo die Fabel die heil. Märtyrer begraben hatte. Ich kann denjenigen nicht beipflichten, welche dafür halten, daß damals der Thurm linker Hand von dem großen Münster aufgeführt worden, auf welchem en relief ein Ritter zu Pferd sitzend, eingehauen ist, und daß der auf rechter Hand erst später hinzugesetzt worden. Dem Exempel Ruperts folgten unterschiedliche vornehme fränkische Herren von dieser Gegend, welche schöne Stücke und Güter an die neue Kirche verehrten. Der gemeine Glauben, daß sie dadurch ihre Sünden abkaufen, bewog sie dazu. Daneben machte sich die Kirche

Digitized by Google

durch ihre Heiligkeit wegen der Märtyrer, welche daneben begraben lagen, beliebt.

§ 8.

Von eben den fränkischen Herren, welche die Kirche erbaut und mit Einkünften bereichert hatten, ward größtentheils auch der Gottesdienst besorgt; sie lebten in einer regulirten Gesellschaft mit einander und führten eine gemeinschaftliche Haushaltung. Es waren zwar nicht alle Priester, sondern einige blieben Weltliche. Ihre Verrichtungen bestanden vornehmlich darin, daß sie bei Tage und bei Nacht, zu sieben unterschiedlichen Malen in der Kirche sangen. Die Unwissenheit war noch immer sehr groß; die Religion war ein Bettellumpen von abergläubischem Zeug, womit man sich vermaß, die bösen Werke der Unholdinnen, vor welchen man sich ungemein fürchtete, zu verthun, der Gesang in der Kirche war fast die ganze Wissenschaft, worauf man sich befliß, nicht nur Geistliche, sondern auch weltliche Herren, welche etwas Gottesfurcht besaßen. Karl der Große ordnete zuerst an, daß in dem bischöflichen Münster und in den Abteien Schulen zur Unterweisung der Jugend sollten eingerichtet werden; allein man lehrte da nicht mehr als die Psalmen, die Singkunst, das Compositum, die Sprachlehre. Unter andern Verbesserungsmitteln hielt man sehr viel von dem gemeinschaftlichen Leben, da man das Leben, Tage und Stunden zu gewissen gottesdienstlichen und andern nützlichen Geschäften ordentlich eingetheilt, Haus und Tafel gemein und sowohl beschickt hatte, daß die Sorge für Speise und Trank die wenigste Unruhe verursachte.

§ 9.

Gleichwie Karl beflissen war, die Religion zu verbessern, also war er eben so sorgfältig, die Polizei besser einzurichten. Unter hundert andern guten Ordnungen ließ er eine fleißige Untersuchung und gemeine Verzeichniß des ganzen Staats von dem fränkischen Reiche verfertigen. Er ließ jeden Gau in gewisse mansiones eintheilen, so daß man vermittelst dieser Eintheilung genau wußte, welches Fiscalgüter waren, welche Ländereien für die Bestellung

Digitized by Google

gewisser Aemter und obrigkeitlicher Bedienungen dienten, welches fränkische Landsitze (solche, die nur auf männliche Nachkommen übergingen) oder freie Allodial- oder Erbgüter, Kirchenhöfe oder Bauernhöfe waren. Diese Verordnungen kamen auch dem Zürichgau und besonders der Kirche allda zu statten. Karl sandte einen von seinen Bischöfen, Namens Theodor, dahin, die Vermächtnisse, welche bis dahin an die Kirchen geschehen waren, zu inventiren und ihr den Besitz derselben zu versichern und zugleich aus seiner eigenen Freigebigkeit einige neue Stücke hinzuzufügen. Diese bestanden theils in Feldern und in Matten, theils in Zehnden von gewissen Reichsgütern, von denen, so in den Bezirk der Pfarre gehörten. Insonderheit gabe er ihr zu Zürich gewisse Weinberge, Fischenzen und Mühlen. Alle die Meierhöfe, die er der Kirche gegeben oder welche ihr von andern gegeben worden, wurden ihr mit allem Eigenthum, also auch mit den Sclaven darauf, welche gleichsam ein Stück davon ausmachten, gegeben, und wenn ein Freigelassener noch in einigen Schulden gegen die ersten Besitzer stand, fielen solche jetzt den Chorherren zu. Zugleich ward versehen, daß diese Güter nicht sollten in Lehen verwandelt, auch keine Beschwerde ohne der Chorherren Bewilligung darauf gelegt werden.

Derselbe Bischof, welchen Karl zu diesen Verrichtungen bevollmächtigte, consecrirte (weihte) zuletzt die Kirche, vielleicht weil sie wegen einer größern Erweiterung diese Feierlichkeit von nöthen zu haben schiene. Sonst ist nicht wahrscheinlich, daß schon damals das massiv steinerne Gebäude, welches jetzt noch steht, sei aufgebaut worden. Es ist sehr dunkel, ob Karl selbst bei der Consecration zugegen gewesen. Was überhaupt von seiner Hofhaltung zu Zürich angegeben wird, beruht auf dem Zeugniß weit späterer Schriftsteller. Ich sehe auch nicht, was er für eine ausnehmende Gütigkeit gegen dieses Stift gehabt habe oder was für einen besondern Vorzug und Vorrecht er den Chorherren mitgetheilt habe.

§ 10.

Durch diese Stiftung und Begabung der Kirche geschahe im Uebrigen nicht die wenigste Veränderung in der Regierung. Die Leibeigenen auf den Höfen blieben stets den ordentlichen Grafen

Digitized by Google

oder Richtern in bürgerlichen Verbrechen unterworfen. Die Personen derselben, ihren Erwerb sowohl als andere liegende und fahrende Habe besorgte der Stiftspfleger oder Vogt, welcher ein Weltlicher und nicht aus dem Mittel der Chorherren war. Denn diese sollten sich der weltlichen Geschäfte nichts beladen. Jenen erwählte der König selbst. Die Chorherren hatten ihren Dekan, den sie aus ihrem eigenen Mittel setzten, welcher unter dem Bischof das Richteramt über sie hatte.

§ 11.

Die Begierde zu einem abgesonderten Leben war bei den Frauenspersonen eben so groß als bei den Männern; Jedermann war dafür eingenommen. Etwa fünfzig Jahre nach Karls Begabung des großen Münsters baute dessen Enkel, Ludwig der Deutsche, Ludwigs des Andächtigen Sohn, ein anderes Münster vor ein Frauen Collegium an der linken Seite von Zürich, rechts an dem Gestade, oberhalb, wornach das Wasser in einen Strom schießt. Der Boden, worauf er baute, war sein eigen, und nicht seines Reiches; er war in einem Hofe oder Erbsitze begriffen, welcher ein großes Stück von dem Bezirke ausmachte, wo jetzt die kleine Stadt steht, und bis an den Fiscalhof des Grafen reichte; bis jenseits des Wassers reichte dieser Hof nicht. Diesen ganzen Hof verehrte Ludwig dem neuen Münster, so viel er nämlich selbst eigenthümlich in Zürich besaß. Auf demselben Boden ward später auch die Kirche St. Peter gebaut, wo jetzt nur noch eine schlechte Kapelle stand. In dieses Münster setzte er eine Anzahl vornehmer Fräuleins, welchen er seine Tochter Hildegardis, die eine besondere Lust zum Klosterleben hatte, zur Vorsteherin gab, und damit sie nach ihrem andächtigen Naturell von dem Gewühl der Welt entfernt, Gott dienen könnten, erklärte er sich für ihren Schützer und befahl mit Ernst, daß keine oberkeitliche Person sie an ihren Gütern antasten, noch unter welchem Mittel es wäre, mit Auflagen beschweren sollte; auch die Zölle waren hierunter verstanden.

§. 12.

Weltliche Herrschaften gab er ihnen nicht, weder zu Zürich noch an anderm Orten. Die Leute, die in ihrem Hofe saßen,

Digitized by Google

Leibeigene oder Freigelassene, waren dem ordentlichen Gerichtskreise nicht entzogen und hatten vor denen, welche auf den Meierhöfen der Stift oder der fränkischen Herren wohnten, nichts zum Voraus, sondern standen in gleichen Rechten. Wenn Streit um ein Stück Gutes des Frauenmünsters entstand, mußten sie sowohl als die Chorherren in der öffentlichen Gerichtsversammlung zu Recht stehen. Beide Münster waren St. Felix und Regula gewidmet. Hildegardis stand dem Münster nicht mehr als 5 Jahre vor; sie starb im 28. Jahre ihres Alters. Ihr Vater setzte an ihre Stelle ihre Schwester Bertha zur Aebtissin. Diese erhielt von demselben und hernach von ihrem Bruder, Karl dem Dicken, und von ihrem Geschwisterkind Lothar neue Zugaben von Meierhöfen und Gefällen.

§ 13.

Die Einwohner zu Zürich vermehrten sich täglich, die Freigelassenen zogen sich gerne dahin, weil sie hier auf dem Reichsboden sichere Wohnstätte fanden, wo sie den Handwerken und Künsten bequem abwarten konnten. Die beiden Münster, welche mit vornehmen Herren und Damen besetzt waren, zu welchen von ihren Anverwandten ein starker Zulauf war, verursachten einen guten Abgang ihrer Waaren und Arbeit. Es scheint, daß man zuerst an den ebenen Plätzen dem Flusse nach gebaut habe und mehr zur rechten Hand des Flusses*), wo der Boden dem Fiscus gehörte,

*) Die Benennung der Gassen Niederdorf und Oberdorf, die wir jetzt noch haben, zeigen genugsam an, daß man zuerst an diesen Orten gebaut habe. Die große Stadt war schon wohl mit Häusern besetzt, als in der kleinen noch viel leerer Platz war, weil die Fremden, so hieher kamen, auf dem Boden des Fiscus bauten. Auf dem Hofe der Aebtissin bauten meist die Leute, welche in den Hof gehörten und ihr mit Pflichten zugethan waren. Indessen standen diese und jene, die Angelegenheiten, Vorrechte oder Beschwerden der Bürger betreffend, auf gleichen Füßen. Nachdem der Flecken mit Gräben und Ringmauern umgeben war, welches auf Unkosten und Arbeit der Bürger geschah, sowohl als die Unterhaltung derselben und andern dergleichen Sachen, wurden die Beschwerden und folglich auch der Genuß davon auf die Bürger zu gleichen Theilen verlegt, und weil die Stifter litten, daß ihre Leute, welche ihnen noch mit knechtischen

Digitized by Google

doch blieb Zürich noch ein offener Flecken*). Karl der Dicke soll zuerst angefangen haben, eine Mauer um die Stadt anzulegen, welche hernach weiter fortgeführt wurden, als die Ungarn mit ihren Streifzügen bis in diese Gegenden eindrangen. Zu Kaiser Heinrichs des Finklers Zeit ward Zürich schon das Prädikat einer Stadt beigelegt. Die Mauern waren größtentheils auf dem Reichsboden gezogen, ein kleines Stück davon kam auf der Aebtissin Grund, welche aber bei Befestigung der Stadt selbst so viel Sicherheit fand, daß sie dem gemeinen Nutzen der Stadt solches gerne aufopferte, auch war das Opfer bei damaliger großer Menge des leeren Platzes nicht groß. Wie dem sein mag, so waren die Einwohner von Zürich von den übrigen Einwohnern des Zürichgau's, welche auf dem Lande wohnten, was Gericht und Recht antraf, nicht unterschieden.

§ 14.

Ich habe hieher verspart, von der gerichtlichen Verfassung und Form Rechtens, welche in denselben und folgenden Zeiten in der Grafschaft Zürichgau üblich war, einige Nachrichten mitzutheilen, weil ich beschloß, keine andere zu geben, als solche, die ich zu Hause, ich will sagen, in den Urkunden dieser Stadt und Landes vorfinde, allermaaßen vor Abgang der Karolininischen Linie kein dergleichen vorhanden sind; die Richter, weder der Graf noch der Herzog, fällten selber das Urtheil, sie waren nur die Ausschreiber und Aufseher in dem Gerichtskreise. In eine Gerichtsversammlung mußten sich alle Einwohner eines gewissen Bezirkes einfinden. Es waren in einer Grafschaft verschiedene Gerichtsplätze, nach der Verschiedenheit der Bezirke. In jedem Gerichtsplatze procedirte

---

Diensten zugethan waren, in der Stadt bauten und den Nutzen davon gleich den andern bezogen, mußten sie zugleich zugeben, daß sie auch die Beschwerden mit ihnen theilten. Die Pflichten der sogenannten Gotteshausleute oder Angehörigen der Stifter bestanden in knechtischen Frohndiensten, in Bebauung ihrer Felder, in Zinsen und Gefällen, und welche mit den bürgerlichen Pflichten wohl bestehen konnten.

*) In einer Urkunde Karls des Fetten vom J. 878 wird Zürich noch ein Kastell genannt.

Digitized by Google

man also: Eine Ansprache sowohl, als eine Anklage mußte mit Zeugen oder Briefschaften erwiesen werden, und mit eben dergleichen mußte der Geforderte und Beklagte sich entschütten. In Mangel von tüchtigen Zeugen hatte man andere grausame Beweisthümer, die Berührung eines feurigen Eisens, die Eintauchung der Hand in siedendes Wasser, ein Zweikampf und vornehmlich den Eidschwur auf das Kreuz oder Evangelienbuch oder Reliquien der Heiligen. Hierauf nahm der Vorsteher des Gerichtsplatzes das Befinden und Urtheil des versammelten Volkes auf und bekräftigte mit seiner Beipflichtung dasjenige, welches von den Mehrern für gut befunden war.

§ 15.

Aber da in einem Gerichtsplatze Leute von verschiedenem Stande zusammenkamen, sowohl Urtheile zu holen als zu fällen, ward in gewissen Fällen ein gewisser Unterschied zwischen den Personen gemacht. Es brauchte mehrere und andere Zeugen, einen freien Franken zu überzeugen; wenn es Ehre oder Recht oder Leben betraf, konnte ein Dienstmann gegen einen solchen nicht Zeuge sein. Er mußte von seines Gleichen überwiesen und gerichtet werden. Er konnte einen Todschlag mit Geld erkaufen, aber der Werth war so hoch geschätzt, daß einer dadurch ruinirt ward. Von einem untern Richter konnte eine Sache vor den obern, von dem Vogt an den Grafen und von diesem an den Herzog gebracht werden; alsdann änderte nur der Vorsteher des Gerichtsplatzes, das Gericht selbst ward von denselben Leuten besetzt. Mein Vorhaben erfordert nicht, daß ich mich in die Untersuchung dieser dunkeln und mit vielen Veränderungen und Ausnahmen begleiteten Materie einlasse. Ich will nicht ein Land- oder Stadtrecht schreiben.

§ 16.

Wenn ein Richter zu Zürich ein Gericht ausschrieb, so gehörten in denselben die geistlichen Herren und Damen in beiden Münstern, mit ihren Dienstleuten, die Leute von dem Fiscus, d. i. die, welche auf dem Rechtsboden saßen, die Güter des Reichs um den Zins bauten, nutzten, die Zölle und Gefälle desselben einnahmen. Diese

Digitized by Google

waren fast meist von allemanischem Geschlechte, doch mögen auch von fränkischem Herkommen, welche etwa durch Unglück herunter gekommen, mit darunter gewesen sein. Sie waren vornehmer als die Leute der Münster. Ein Freier, der eine Person des Fiscus heirathete, verminderte seinen Stand nicht. Endlich die Leute, die mit dem Fiscus angrenzten und auf dem Zürichberg und da herum ihre Erbgüter hatten, von freiem, fränkischem Herkommen sammt ihren Dienstleuten. Es ist aber nicht möglich, zu bestimmen, wie weit dieser Gerichtskreis gegangen. Zu meiner Absicht ist genug, daß beide Münster sowohl als besondere Personen des Fiscus und Zürichbergs vor dieses Gericht konnten gefordert werden, wenn es um eine Ansprache an sie zu thun, und sie mußten davor andere von demselben Gerichtskreise, an welche sie Anforderungen hatten, berechten. In gleichen Händeln konnten alle die beschriebenen Personen des Gerichtskreises Zeugen abgeben und Urtheil finden.

§ 17.

Zu mehrerer Erläuterung dieser Materie will ich jetzt etliche gerichtliche Handlungen beschreiben, von welchen uns die authentischen Urkunden seit dem IX. und X. Seculum bis auf unsere Zeiten übrig geblieben sind. Ratine und Richilde hatten unter König Arnolph gewisse Stücke Güter, welche ihren Voreltern von dem Frauenmünster um den Bodenzins waren verliehen worden, mit einander vertauscht, und war bedungen, daß Ratine auch den Bodenzins, der auf Richildens Antheil gestanden, künftig von ihrem als dem größern und bessern Theil abtragen und ihr also ihren Antheil gänzlich ledig machen sollte. Allein Ratine konnte ihr nachher diese Bedingung nicht halten, weil die Aebtissin als Eigenthümerin der vertauschten Güter darin nicht einwilligen wollte. Richilde wollte sie durch den Grafen Adelgotz in dem öffentlichen Gericht aller Gerichtsangehörigen mit Recht dazu anhalten. Aber der Handel ward dießmal nicht ausgemacht, sondern auf die Ankunft eines königlichen Gesandten verwiesen, welchen man erwartete, daß er die Einkünfte des Frauenmünsters untersuchen und was etwa daran unterschlagen worden, ihm wieder zueignen sollte. Der

Digitized by Google

Abgeordnete hieß Hildebald, ein Herr von der Kammer und Hofgerichten des Königs. Derselbe mit dem Grafen nahmen also das Geschäft in dem Gerichtskreise desselben Volkes wieder vor und Jedermanns Befinden bei dem Eide auf, wie damals das Recht vermochte. Man fand einhellig, daß die Aebtissin offene Hand haben soll, ob sie den Tausch für gültig achten oder aufheben wollte. Dieselbe traf dieses Mittel, daß Ratine und Richilde die streitigen Güter ganz gleich, ohne daß ein Theil besser wäre als der andere, unter sich vertheilen und alsdann auch den jährlichen Bodenzins, so viel als zuvor darauf gestanden, einander sollten tragen helfen.

§ 18.

Die heimlichen Verheirathungen der Leibeigenen des großen Münsters mit denen vom Frauenmünster gaben Anlaß zu vielfältigen Verwirrungen der Kinder halber, so von diesen Ehen geboren wurden. Eigentlich waren diese Ehen verboten und konnten wenigstens nicht ohne den Willen beider Herren der Leibeigenen geschehen. Der Herzog Hermann von Allemanien nahm unter König Heinrich dem Finkler auf Bitte der Klosterfrauen und der Chorherren eine Untersuchung ihrer streitigen Leibeigenen vor, machte ein ordentliches Verzeichniß derselben und eignete jedem Theil die seinen mittelst Austauschung und Auswechselung zu. Er schärfte zugleich den Leibeigenen von beiden Münstern ein, daß sie künftig nicht mehr unter einander heirathen sollten. Diese gerichtliche Handlung geschah auf dem Gerichtsplatz der Stadt Zürich.

§ 19.

Unter König Otto I., als sein Sohn Leupold in Allemanien Herzog war, machten die Chorherren eine Ansprache an Linzo und Wicco, betreffend ein Stück Gut, Samelins Rüti genannt. Sie setzten zum Rechten, weil Samelin, besagter Linzo und Wicco Vater, von seiner Mutter Fridigunda, einer Leibeigenen ihres Stifts, ebenfalls ihr Leibeigener gewesen, gehöre das Stück Gut dem Stift zu. Linzo und Wicco antworteten, daß sie das Stück Gut von dem Frauenmünster übernommen hatten und ihm einen gebührenden Zins davon bezahlten; allein die Chorherren behaupteten, daß

Digitized by Google

ihre Voreltern dasselbe selbst erstlich auf List an das Frauenmünster übergeben und durch einen geheimen Vertrag gleich wieder gegen einen schlechten Zins empfangen hätten. Der Handel kam vor den Untervogt des Grafen, als den ordentlichen Richter, Namens Kerhard, welcher denselben allem Volk von seinem Gerichtszwang in dessen ordentlicher Versammlung vortragen ließ. Die Chorherren unterstützten ihre Forderung mit dem Zeugnisse vieler Einwohner der Stadt. Nach derselben genugsamem Verhör nahm Kerhard das Befinden von allen Anwesenden auf, von denen, die in der Stadt dem Fiscus zugethan waren, und von denen auf dem Zürichberg, welche außer den Stadtmauern wohnten, und aber doch noch in denjenigen Gerichtszwang gehörten, wie auch von den Angehörigen des Stifts. Das Befinden brachte mit, das Stück Gut gehöre den Chorherren und sollte ihnen wieder zugestellt werden. Als der Richter noch weiter fragen wollte, fiel ihm Cundilo, ein Schaffner der Chorherren, ein, und bat, man möchte inne halten und die Sache vor ihren Oberherren ausrichten lassen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Inzwischen trat Wicco einem gewissen weltlichen Herrn, Namens Uto, seine Rechte an das streitige Gut ab; darüber wurden die Chorherren erst böse und zogen vor dem versammelten Gerichte alles Volkes unter dem Graf Liuto und dem Richter Kerhard die erste Klage an, wobei sie sich auf die Zeugen, welche bei der vorigen Handlung gewesen waren, berufen. Diese wurden von dem Grafen bei ihren Eiden darüber gefragt, und als sie sämmtlich aussagten, daß sich die Sache, wie oben erzählt worden, verhielte, nahm er aller Personen in dem Gerichtszwang Befinden auf; dieses fiel wie das vorige Mal. Alsobald bestätigte der Graf Liuto dieselbige und sprach das Stück Gut in Gegenwart Uto, seiner Söhne und seines Bruders Wicco ohne den Widerspruch und mit Bekenntniß der Klosterfrauen den Chorherren zu. Ferner gab er den Chorherren einige von ihm Bevollmächtigte zu, welche mit ihnen auf das Stück Gut gehen und ihnen die Uebergabe davon zu Handen ihres Redners Rison thun mußten.

§ 20.

Auf demselben Gerichtstage schwebte auch folgender Streit.

Digitized by Google

Rubo, Landfrieds Sohn, sprach an die Chorherren ein Stück Gut als sein Eigenthum an. Es war in der Gegend von Höngg gelegen und sein Großvater Maginard, der damals ein Dienstmann der Chorherren war, hatte es mit Beihilfe der Leibeigenen des Stifts und Freien, so auf selbigem Hofe bei Höngg saßen, gereutet und gebaut. Es war allezeit in den Händen des Stifts geblieben, und weder von Rubo noch von seinem Vater besessen worden. Um diesen Streit war kein Gutfinden oder Urtheil aufgenommen worden, weil Rubo von seiner Ansprache abstand. Vielleicht traf es eben dieses Stück Gut zu Höngg an, welches Adilhelm unter dem Richter Kerhard an die Chorherren forderte. Die Chorherren wurden, weil dieser nicht abstehen wollte, nach dem Befinden des Volks angehalten, auf dem Altar und Reliquien St. Felix und Regula eidlich zu zeugen, daß dasselbe Stück Gut von jeher das ihrige gewesen.

§ 21.

Zu desselben Königs Otto Zeiten, als Herimann Herzog in Allemanien und Liuto Graf allhier war, hatten die zwei Kirchen zum großen Münster und St. Peter einen ernstlichen Streit um die Zehnten. Derselbe war vor Wolfhard, Bischof Konrads Erzpriester und von ihm anhero Abgeordneter oder Bevollmächtigter, gebracht, und in dem Vorhofe der Kirche von St. Peter, in Gegenwart aller Pfarrgenossen, ingleichen der Personen von dem Fiscus und derer von dem Zürichberg behandelt. Man ließ es aber nicht auf einen rechtlichen Spruch ankommen, sondern kam überein, daß man 7 Männer von Seiten des Stifts zum großen Münster und 7 andere von der Kirche zu St. Peter erwählen wollte, welche den Zehnten eidlich für jeglichen Theil bestimmen sollten, wie sie davon von ihren Voreltern und Vorfahren in Guten und Rechten Wissen hätten. Man ließ sie auf die Reliquien St. Peter und anderer Heiligen schwören. Diese 14 Männer machten darnach einen einhelligen Abscheid und Abtheilung. Die Aebtissin Cotisthiu, in deren Schutz und Boden die Kirche St. Peter lag, war in der Versammlung gegenwärtig.

Digitized by Google

§ 22.

Im 28. Jahr Otto I., als Burkard in Allemanien Herzog und Gotifried allhier Graf war, hatten die Chorherren eine starke Ansprache an Coldbriga, ein Gut zu Fenichland anbetreffend. Engilbold hatte selbiges als sein Eigenthum in ruhigem Besitz gehabt und auf seinen, seines Weibes und Neffen, welcher geistlich werden wollte, Todesfall, den Chorherren vermacht. Nach diesem Neffen war Coldbriga die nächste Erbin und nahm als solche das Gut in Besitz, sobald als derselbe mit Tod abgegangen war; denn sie wollte von keinem Vermächtniß etwas wissen. Deßwegen zogen die Chorherren dieselbe vor den Grafen Gotifried und das ganze von ihm auf der Gerichtstätte versammelte Volk vor Gericht. Sie stellten zur Rechtfertigung ihrer Ansprache eine Anzahl Zeugen sowohl von Personen des Fiscus und des Zürichbergs, als aus dem Mittel der beiden Stifter und ihrer Angehörigen, welche alle die Ansprache der Chorherren mit geschworenen Eiden bekräftigten. Die Namen aller derselben ließ der Graf gerichtlich verzeichnen, ohne daß er im Recht fortgefahren und also das Befinden des versammelten Volkes eingenommen hatte, sondern er verschob den Handel auf die Ankunft seines Höhern und Obern, nämlich des Herzogs. Die Ursache war, weil einige von denjenigen, welche die Chorherren zu Zeugen gerufen und welche ihnen auch zuvor versprochen hatten, Kundschaft zu sagen, ihnen durch Geld waren abwendig gemacht worden. Der ganze Handel ward von dem Graf dem Herzog überliefert. Derselbe sandte etliche Bevollmächtigte, welche in seinem Namen dem Gerichtstage des Grafen beiwohnen sollten. Auf diesem Gerichtstage sahen Anwesende sowohl des Volkes als der Bevollmächtigten für gut an, daß 7 exemplarische Männer von den Chorherren in Beisein der Frau Coldbriga, ihrer Söhne und Anverwandten, eidlich sollten befragt werden, was sie von Engilbolds Vermächtniß im Wissen hatten. Diese sagten eben dasjenige aus, was schon oben gemeldet worden. Also und nach eingenommenem Befinden der Vornehmsten und vieler anderer aus dem gemeinen Haufen sprach der Graf mit Geständniß der Frau Coldbriga selbst den Chorherren das Eigenthum der Güter zu, sandte auch ohne Anstand einen von den Bevollmächtigten des Her-

Digitized by Google

zogs mit etlichen von seinen Leuten nach Fenichland, damit sie den Chorherren eine feierliche Uebergabe der Güter machten.

§ 23.

Diese Einrichtung des Gerichts mag bis in das eilfte Jahrhundert gewährt haben. Damals, als dem gemeinen Manne wegen seinem Gewerbe und Handthierung zu ungelegen fiel, auf dem Gerichtsplatz zu erscheinen, ward eingeführt, daß gewisse Personen bestellt wurden, welche unter einem Vorsteher dem Gerichte beisitzen und nach der alten Manier Urtheil fällen mußten, wenn es um Erb und Eigen u. dgl. zu thun war. Der Vorsteher ward Schultheiß genennt und die Aebtissin erhielt wegen ihres geistlichen Charakters und voraus vermutheten Heiligkeit das Vorrecht, sowohl ihn als seine Beigesetzten zu erwählen; was aber Frevel und andere Uebelthaten waren, die in des Grafen Verwaltung gehörten, wurden von demselben in der Versammlung des Raths vorgenommen, welche Versammlung sich allmälig gebildet hatte, wie wir gleich erzählen wollen *).

§ 24.

Indessen blieb Zürich, wie schon gemeldet worden, weder an Einwohnern noch an Nahrung dahinten. Sie war wegen leichter Verführung ihrer Waaren mittelst der Lindemag und des Rheins zur Handelschaft sehr bequem. An dem Rheinstrom standen jetzt so viele ansehnliche Städte, daß die größte Stärke des Reiches in dem Bezirk zwischen Basel und Mainz bestand. Wie die Könige

*) Daß der Schultheiß um Erb und Eigen, der Vogt um Uebelthaten gerichtet habe, erzeigte sich sattsam aus den nachfolgenden Zeiten. Auch ist aus denselben gewiß, daß die Aebtissin die Beisitzer des Schultheißen sowohl als ihn aus den Bürgern genommen hat. Daß aber der Vogt zu den Capitalgerichten mitgezogen worden, beruht auf einem wahrscheinlichen Grunde. Aus der allgemeinen Uebung damaliger und auch späterer Zeiten ist bekannt, daß zu einem Blutgericht alles Volk versammelt ward, Urtheil zu finden. Nun repräsentirte zu Zürich der Rath das Volk; will man den Rath nicht dabei haben, so kann man doch das Volk nicht ausschließen.

Digitized by Google

sich noch in keine Hauptstadt eingesperrt hatten, ward Zürich von ihnen öfters besucht. Wenn die Mailänder vor dem Kaiser zu Rechte stehen sollten, ward versehen, daß das Gericht in der Stadt Zürich sollte gehalten werden. Die beiden Münster sahen die Vermehrung der Bürgerschaft gerne; je mehr die Künste und Kaufmannschaft blühte, je mehr Materialien bekamen sie zu ihren Lustbarkeiten.

§ 25.

In einer zahlreichen Stadt, die mit Handwerkern und Krämern wohl besetzt ist, fallen tausend kleine Streitigkeiten vor, welche das bürgerliche Leben, Handthierung, Umgang, Wohnung anbetreffen. Zu Besorgung, Beilegung und Einrichtung derselben vergönnte die hohe Obrigkeit den Städten, einige Männer aus ihrem eigenen Mittel zu verordnen. Diese machten also eine Gattung von einem Stadtrath aus. Man ließ den Bürgern zu *), Gewohnheiten anzunehmen und unter einander zu beschwören, welche entweder in die Regierungskonstitution nicht hineinliefen oder damit wohl bestehen konnten. Dergleichen waren zu Zürich zum Spätesten mit Anfang des XII. Jahrhunderts. Die Einschließung der Stadt mit Ringmauern und festen Thürmen machte es ganz natürlich, daß den Bürgern die Beschützung und Bewahrung derselben überlassen ward. Die Kosten geschahen von ihnen und weil man von besoldeten Truppen nichts wußte, legten die Freien und Freigelassenen den Harnisch an, wenn das Vaterland in Gefahr stand **).

*) Der Richtebrief der Bürger von Zürich erklärt sich gleich im Eingang mit dürren Worten, daß die Satzungen darin nicht von dem Kaiser vorgeschrieben, weder von Friedrich II. noch einem andern, sondern von den Bürgern gemacht worden.

**) Es war dem Kaiser daran gelegen, den Städten aufzuhelfen, weil sie dadurch die Gewalt der Fürsten und Herren zertheilen konnten, welche ihnen zum Haupt gewachsen waren. Da sie allein das Recht, die Vasallen hingegen die Macht in den Händen hatten, konnten diese sich ihrer Schuldigkeit ungestraft entziehen, wozu sie ihr Geist der Unabhängigkeit, kraft welches sie keine Höhern dulden konnten, nur zu oft verleitete.

Digitized by Google

Dadurch bekam die Bürgerschaft mehr Ansehen und Macht und zugleich der Rath mehr und wichtigere Geschäfte, wiewohl der Graf oder wer dessen Stelle vertrat, bei den Berathschlagungen zugegen war und des Reiches Nothdurft und des Kaisers Willen jedesmal vortrug *).

§ 26.

Die Aemter des Herzogs, des Grafen, der Vögte oder Richter waren an vielen Orten erblich gemacht worden **). Man hatte manche Grafschaft oder einen gewissen Gerichtszwang einer Familie ganz oder stückweise zugetheilt. Nach den Ottonen folgten die unruhigen Zeiten des Investitur-Streites und nach denselben die Kreuzzüge, ein noch ärgeres Uebel. Die Bannstrahlen wurden von dem Vatikan bis in das Herz Deutschlands auf die größten Häupter geschossen und fehlten ihr Ziel selten. In diesen Verwirrungen war dem Unabhängigkeitsgeist, womit die großen Herren von Allemanien von Alters her eingenommen waren, Thür und Thor aufgethan ***).

§ 27.

Wohl manchen von den Grafen, die das Richteramt je zur Zeit zu Zürich geführt hatten, mochte es gelüstet haben, sein Amt mit den königlichen Einkünften auf seine Nachkommen fortzupflanzen. Doch findet sich keine Nachricht übrig, daß einer zu diesem Zwecke einen Versuch gemacht habe. Berchtold II. von Zähringen erhielt indessen aber dieses mehr durch eine Fatalität, als daß er einigen Anschlag darauf gemacht hätte. Berchtold II. war mit Kaiser Heinrich IV. lange Zeit im Streit gewesen. Sein Vater war

*) Dieß zeigt sich aus der Satzung, durch welche der Rath den Vogt von seinen Versammlungen ausschloß, sofern er nicht von ihm berufen wurde.

**) Was sie vordem in fremdem Namen verwaltet hatten, das maßten sie sich jetzt als ihr Eigenthum an. Im Thurgau und Zürichgau bekamen die größten Stücke die Herren von Kyburg, von Baden, von Rappersweil und von Toggenburg.

***) Was sie vordem im Namen des Reiches verwaltet hatten, maßten sie sich jetzt als ihr Eigenthum an.

Digitized by Google

schon wider ihn gestanden, weil der Kaiser ihm das Herzogthum Kärnthen und gleich darauf wieder einem Andern gegeben. Er hatte sich mit etlichen geistlichen und weltlichen Fürsten wider ihn verbunden und Herzog Rudolf von Allemanien zum Gegenkönig aufgeworfen. Der Sohn führte eben diesen Krieg mit mehr Muth als Glück fort. Der Kaiser erklärte Rudolf für einen Rebellen und gab das Herzogthum Allemanien Friedrich von Hohenstauffen, welchem er zugleich seine Tochter vermählte. Hingegen gab Rudolf, der ebenfalls als König handelte, Berchtolden seine Tochter und Allemanien sollte das Heirathsgut sein. Um dasselbe wehrte er sich mit solcher Tapferkeit, daß wie Friedrich in dem äußern Theil davon den Meister spielte, er also das diesseitige Stück davon immer auf seiner Seite behielte. Und wiewohl sein Schwäher in einer Schlacht mit Kaiser Heinrich das Leben einbüßte, hatte Berchtold dennoch den Muth und fand Mittel, den Krieg noch eine Zeit lang fortzusetzen. Nachdem man endlich beiderseits müde geworden, ward der Streit beigelegt, daß Friedrich den äußern Theil von Allemanien, nämlich Schwaben, sammt dem Titel Herzog von Allemanien behalten, Berchtold die übrigen diesseitigen Stücke, den Harzwald, Thurgau, Breisgau, Montenau, Neckargau haben sollte. Dazu ward ausdrücklich als ein Hauptstück die Stadt Zürich hinzugethan, welche Berchtold von dem Kaiser zu einem ewigen Lehen haben sollte. Also bekam er alle die Rechte über Zürich, welche die Kaiser bis dahin gehabt hatten. Die Reichs- und Kastenvögte hingen jetzt von ihm ab. Auch ward Berchtold die wichtige Ehre gegönnet oder er hat sie sich selbst genommen, sich einen Herzog zu nennen.

§ 28.

Durch diese Veränderung verloren die Bürger von Zürich ein ziemliches. Gericht und Recht ward zwar nach der alten Form wie bis anher verwaltet. Auch die Gewohnheiten der Bürger und des Raths blieben. Aber sie waren jetzt an das Glück eines Partikularhauses gebunden, da sie zuvor von einem Kaiser, der veränderlich war, abhingen. Wie nun die Nothdurft eines Partikularfürsten größer war, als des Haupts im Reiche, weil dieser mehr

Digitized by Google

Quellen und Goldbrunnen hatte, wie ferner ein Kaiser ein so Großes zu besorgen hatte, daß er das Kleinere darüber vergaß, also war eine Partikular-Fürstenstadt mehr Zufällen unterworfen, hatte auch einen nähern und genauern Aufseher, als eine Reichsstadt, daher ihr der Weg zur Freiheit enger versperrt war. Zürich erfuhr also bald, daß sie ihren Zustand verschlimmert.

§ 29.

Berchtold II., jüngerer Sohn Konrads, verderbte es mit Kaiser Konrad II., und Zürich mußte deßwegen mit andern Staaten Herzog Konrads leiden. Der junge Friedrich von Hohenstaufen belagerte und gewann die Stadt Anno 1139. Diese Ergebung zog indeß das Gute nach sich, daß die Stadt wieder in den vorigen Stand, unter des Kaisers, als Hauptes des Reiches, unmittelbare Gewalt gesetzt ward. Die Reichsvögte wurden jetzt wieder von dem Kaiser gesetzt.

§ 30.

Die Stifter hatten sich in Ansehung der Investitur noch allezeit an den Kaiser gehalten; selbst in der Zeit, da die Kastvogtei von Zähringen abhing, hatten sie sich von den Kaisern als obersten Vögten und Schirmherren ihre Rechte und Güter bestätigen lassen. Erst unter Friedrich I. schien den Chorherren, daß die Kaiser ihr Investiturrecht gegen die Päbste verloren hatten; daher kehrten sie sich zu Clemens III. und baten ihn, daß er ihnen ihre Güter derselben Exemtion (Ausnahme) von Beschwerden versichern sollte. Dieser that es fast in denselben Ausdrücken, wie es zuvor die Kaiser gethan; es war ihm genug, daß das Stift seinen Beifall suchte und nöthig erachtete. Er bestätigte ihnen auch die Wahlmacht des Vorstehers.

§ 31.

Berchtold IV., obigen Konrads von Zähringen Sohn, machte seine Sache mit Friedrich I., welcher als ein junger Fürst Zürich eingenommen hatte, wieder so gut, daß er ihm die kaiserlichen Rechte über Zürich sowohl über die Stifter, als über die Stadt wieder auf die Weise übergab, wie seine Voreltern dieselben gehabt hatten. Diesem hat Freiburg im Uechtland seine Erbauung zu

Digitized by Google

verdanken. Die freien und edlen Herren im Lande sahen seinen Reichthum mit theils neidischen, theils furchtsamen Augen an. Sie fürchteten, daß sie aus freien Baronen in Lehenmänner möchten verwandelt werden. Freiburg schien denen von Zähringen den Weg dazu ziemlich offenbar zu bahnen; den Groll, den sie deßwegen faßten, gaben sie gegen seinen Sohn Berchtold V. auf eine grausame Weise an den Tag. Die Uebelthat, mit welcher das Haus Zähringen in desselben 2 Söhnen ausgereutet waren, zog indessen unterschiedenes Gutes nach sich.

§ 32.

Zürich fiel nach dem Absterben des letzten Berchtolds auch wieder in die Hände des Kaisers zurück. Hätte sich das Haus von Zähringen fortgepflanzt, so war sie schon so gut als ihnen unterwürfig, daher die Fürsten ihr Aufblühen gerne gesehen und alles dazu beigetragen hatten. Jetzt bekam sie wieder einen Vogt in des Kaisers Namen, auf eine gewisse Zeit oder auf des Vogtes Leben. Friedrich II. nahm die Kastvogtei über beide Stifte selbst auf sich und wollte, daß dieselben künftig, was ihre Rechte und Güter anbetreffe, von keinen Nachgesetzten, sondern von ihm selbst abhangen sollten. Mithin erlaubte er ihnen, daß sie ihre weltlichen Güter und Rechte selbst besorgen und verwalten dürfen. Und weil hernach die Aebtissin die meisten von ihren Höfen lehenweise übergab, ward ihr der Titel einer Fürstin oder Vorderstin am Lehen beigelegt.

§ 33.

Das Ansehen des Rathes wuchs je mehr und mehr mit dem Ansehen der Bürgerschaft. Die Bürger hatten sich nach und nach mit guten Gewohnheiten und Satzungen ziemlich festgesetzt, welche zwar des Reichs Constitutionen nicht entgegen liefen, sondern vielmehr strenger anzogen und verstärkten; mithin aber auch die Autorität der Richter des Reiches verringerten. Die Gewalt der Richter, die der Kaiser dahin setzte, sowohl des Vogts als der Schultheißen, war jetzt von schlechtem Nachdruck, wenn der Gehorsam nicht freiwillig war oder von dem Rath nicht unterstützt ward.

Digitized by Google

Hingegen ward die Autorität des Raths mit der schnellsten Execution bewaffnet, weil sie von Gewohnheiten und Satzungen abhing, welche die gesammte Bürgerschaft in allgemeinen Versammlungen auf- und angenommen hatte. Sie merkten ihre Kräfte wohl und daß sie bei den Königen selbst deßwegen in Betrachtung kamen. Heinrich, Kaiser Friedrichs Sohn, sandte ihnen ein Rescript zu, daß sie in dem Streit zwischen dem Kästellan von Schnabelburg und den Chorherren Recht sprechen, scheiden und die Sentenz, wenn es nöthig, selbst mit den Waffen vollstrecken sollten. Anno 1228 ward für nöthig angesehen, die Ringmauern zu verbessern, die Graben zu machen und eine Wacht anzuordnen. Zu dem Ende mußten alle Bürger das Ihrige mit Steuern und eigener Arbeit beitragen. Sie machten sich kein Bedenken, auch die Geistlichen dazu anzuhalten, als welche auch bürgerliche Pflichten auf sich hätten *). Dieses hatte ihnen Arnold von Brixia beigebracht. Bei diesem Anlaß verbanden sie sich eidlich, daß sie die Kebsweiber der Geistlichen zur Stadt hinausjagen wollten, womit sie diesen in die Augen griffen. Noch mehr wurden die Gemüther erbittert, als in folgender Excommunication des Kaisers der Clerus sich auf der Päbste Seite lenkte **). Der Rath und die Bürger standen von ganzem Herzen auf des Kaisers Seite. Beide Theile trieben ihren Eifer auf's Aeußerste und exequirten den Willen ihrer Häupter recht fleißig. Die Bürger wurden von dem Pabst in das Interdict gethan. Alsobald standen die Priester in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen stille. Die Absolution ward keinem Sterbenden gegeben, welcher nicht Trostung gegeben, falls er wieder zur Ge-

*) Es war damals in die Gewohnheit gekommen, daß die weltlichen Bürger in den Städten die Güter der Geistlichen um Gewerf und Beisteuer zur Nothdurft der Stadt, ihrer Verwahrung und Gebäuden anlegten. Der Kaiser Friederich II. hatte so viel Gefälligkeit für die Pfaffheit gehabt, daß er im Anfang seiner Regierung sie von dergleichen Beschwerden ledig sprach.

**) Damals bestrebten sich die Bischöfe, Pabst und Clerus mit aller Macht, daß die Güter der Geistlichen alle, von was Art sie wären, der weltlichen Jurisdiction in dem ganzen Reich entzogen würden.

Digitized by Google

sundheit kommen werde, daß er die Partei des Pabstes annehmen wolle. Eben so gehorsam folgten die Bürger dem Kaiser, als er ihnen schrieb, daß sie die Verräther, die an ihrem rechtmäßigen Herrn untreu wären, aus der Stadt jagen und ihre Güter confisciren sollten. Dieses verband den Pabst, gelindere Saiten anzustimmen. Er hob das Interdict wieder auf und erlaubte ihnen zu taufen und an gewissen Tagen Messe zu lesen.

§ 34.

Dieser innerliche Streit that der Bürgerschaft einestheils nicht geringen Schaden, indem er den Handel hemmte und sie den Räubereien der herumliegenden Edelleute, welche des Pabstes Partei hielten, bloß setzte, anderseits kam er ihr zu nutze, weil sie in der Zeit kriegerischer und muthiger wurden, daher sie auch mit mehr Munterkeit und Entschlossenheit handelten, als die wüste Verwirrung nach Friedrichs II. Tod entstand. Sonst findet sich nicht, daß dieser Kaiser den Stiftern einiges Recht abgenommen und der Bürgerschaft zugetheilt habe; was ihnen auch an Gut war confiscirt worden, das ward ihnen bei ihrer Wiederkunft alles wieder zugestellt.

§ 35.

Das ehrlichste Mittel, sich frei zu machen, ist die Errichtung von Schutzbündnissen. Die Stadt verstärkte sich durch ein solches in der Zwietracht nach Friedrichs Tod. Dazu berechtigte sie die Sorge für ihre eigene Sicherheit in der Zeit, da sie ohne ein Haupt waren, ferner die angenommene Regel, daß alle guten und ehrlichen Gewohnheiten auch rechtmäßig wären, wenn sie gleich von den Oberherren nicht durch eine förmliche Handlung wären legalisirt worden. Sie verband sich demnach Anno 1252 mit den Ländern Uri und Schwyz, welche von der Natur mit selbst gewachsenen Mauern umgeben, ihre Freiheit auf einen gleichen Grad und dieses fast durch gleiche Umstände gebracht hatten, als die Stadt Zürich. Das Bündniß war nur auf eine Zeit gesetzt und sehr geschickt ausgesonnen. Nachgehends, als die Verwirrung nicht aufhören wollte, hielt sie bei dem Freiherr von Regensburg,

Digitized by Google

Ulrich, um ein Schutzbündniß an, kraft welcher sie ihn zu ihrem Hauptmann annehmen und ihm eine starke Pension bezahlen wollten. Sie waren mit dessen Herrschaften und Schlössern fast umgeben und er hatte die Stadt in Gedanken schon verschluckt, daher er sie zu gering schätzte, mit ihnen einen Bund zu machen, als mit seines Gleichen, und ihnen sagen ließ, daß er ihrer Freundschaft oder Hilfe nicht von nöthen hätte; wenn sie ihn zum Herrn annehmen wollten, so wollte er ihnen schon ruhige Tage verschaffen. Rudolf von Habsburg hielt mehr von ihnen, als sie ihm den Vortrag machten, und die Freundschaft mit Zürich brachte es dahin, daß er an ihrer Spitze den von Regensberg, von welchem er vor Jahren übel war mitgenommen worden, zum Bettler machte.

§ 36.

In denselben verworrenen Zeiten wollte Konrad, Friedrichs II. Enkel, die Stadt Zürich als eine Privat-Fürstenstadt, welche einem Herzog von Schwaben angehöre, betrachten; allein die von Zürich, welche bei der Theilung der alten Provinz Allemanien dem Stamme von Zähringen zugetheilt worden und seit dem Abgange dieses Hauses unmittelbar von dem Kaiser abgehangen waren, wußten sich sattsam zu rechtfertigen, und Konrad war ohnedem nicht der Stärkste im Reiche. Die Bürgerschaft hatte sich verbunden, wenn einmal ein Kaiser durch einhellige Wahl erwählt würde, daß sie denselben ansuchen wollten, ihnen künftig einen Vogt nur auf zwei Jahre zu setzen, der dann nach dem Verlauf 5 Jahre lang nicht mehr sollte zu dieser Stelle kommen können, ferner die Stadt Zürich und den Gerichtszwang daselbst in keines Privatfürsten Gewalt zu übergeben. Sie sahen wohl, daß unter der unmittelbaren Oberherrschaft des Kaisers, welcher so vielen Ländern vorzusehen hatte und in so viele Geschäfte und Sorgen verwickelt war, der Weg zu einem freien Regiment viel leichter und kürzer wäre, als unter einem Privatfürsten, der seine Länder nahe beisammen hatte und schneller übersehen könnte. König Rudolf, welchen die Züricher als ihren gewesenen Hauptmann sehr vertraulich kannten, willigte sehr gütig in ihr Begehren.

Digitized by Google

§ 37.

Derselbe erzeigte sich nicht weniger gütig gegen die Aebtissin und die Chorherren. Er bestätigte der Aebtissin Elisabeth des Klosters Lehen, Weltlichkeit, Regalien, Mannschaft- und Lehengerichte, daß sie künftig dieselbe ohne einen weltlichen Pfleger selbst verwalten möchte.

§ 38.

Von Adolf erhielt die Stadt, daß sie in der Zeit, die von dem Tod eines Königs bis auf die Erwählung eines andern verflöße, einen oder mehr Richter über Kapitalverbrechen setzen konnte, welcher jedoch nach der üblichen Form prozediren sollte. Derselbe gab den Bürgern das Vorrecht, daß sie Niemand vor ein anderes Tribunal als ihrem Stadtgericht fordern sollte.

§ 39.

Zu dieser Zeit, seit Friedrichs II. Absterben, hatte sich das Regiment der Bürgerschaft so wohlgestaltet, daß eben demselben vornehmlich die Zunahme der Freiheit zuzuschreiben ist. Demnach wollen wir jetzt davon in einem fort diejenigen Nachrichten mittheilen, welche den begierigen Leser am meisten interessiren können. Der Rath der Stadt Zürich bestand nach der ersten Einrichtung allein in 12 Personen, welche die Angelegenheiten der Bürger ein ganzes Jahr hindurch besorgten und nach Verfließung des Jahres entweder von der Gemeinde wieder eingesetzt oder denselben Nachfolger gegeben wurden. Nach diesem sahen sie für gut an, daß ihrer Regierung ein kurzes Ziel gesetzt würde. Ein solcher Rath, der aus 12 Personen bestand, sollte das Steuerruder nicht länger als 4 Monate führen, hernach einem andern Platz machen, also daß in einem Jahre dreimal auf diese Weise sollte abgewechselt werden, mit Jenner, Mai und September. Vierzehn Tage vor jedem dieser Monate mußte der abgehende Rath beschließen, daß seine Amtszeit verflossen, und die nöthige Anstalt treffen, daß die Bürger zusammen berufen würden, einen neuen Rath zu setzen. Die Versammlung war auf dem erhabensten Platze der Stadt, wo vor Altem des Grafen Haus und Schloß gestanden und welcher

Digitized by Google

in etwas befestigt war. Der abgehende Rath stand bei Wahl vor. Jeder Bürger hatte da seine Stimme; wiewohl aber die Wahl frei war, so pflegte man doch denjenigen Herrn wieder zu setzen, welcher vor einem Jahr schon in dem Amt gewesen war. Diese Gewohnheit hatte sich durch die weise Regierung der ersten Räthe eingeführt und durch die Zeit befestigt; wenn aber einer des Raths während der Zeit seiner Regierung mit Tod abging oder sich seiner Stelle mit Meineid oder durch einige andere Verbrechen unwürdig machte, war den übrigen des Raths überlassen, einen andern an seine Stelle zu erwählen *). Die Rathspersonen konnten aus allen

*) Die ausdrückliche Ueberlassung dieser zufälligen Wahl in den Rath scheint weiter zu beweisen, daß die ordentliche Besetzung des Rathes bei den Bürgern gestanden habe. Zu Zürich ward die Gemeine nur in Ritter und Bürger abgetheilt, wiewohl unter den Bürgern viele waren, welche wegen ansehnlicher Erb- oder Lehengüter oder Aemter, auch wegen Geblüte edel waren. Also wurden die Ritter nicht wegen ihres Adels, sondern wegen anderer Verdienste von den Bürgern ausgezeichnet, wie denn ein Sohn eines Ritters, der nicht auch ritterlichen Orden annahm, wieder zu den andern Bürgern gezählt ward. Einige schreiben, es haben allemal die Hälfte Ritter im Rath sein müssen. Im Richtbrief steht nichts davon. Im ersten geschwornen Brief werden wir berichtet, daß der Rath zuvor aus 8 Bürgern und 4 Rittern bestanden habe.

Bullinger und Tschudi melden, daß einer, welcher einmal zu Rath erwählt war, ohne eine fernere Wahl des Rathes geblieben sei, so lang er gelebt, nur daß er jedesmal nach dem vierten Monat des Regiments stille stehen müssen. Allein weil sie für diese Meinung keinen Gewährsmann angeben, falle ich lieber der vorangebrachten bei, welche sich in der Satzung des Richtbriefes gründet: „So dez Rates zil aus gat, sol man einen andern nemmen und sol der Rat das vürdern" und in folgender: „Swanne man ein Rat nemmen sol, das nehmlich da sin soll und swenne der Rat genommen wirt und er gesworen, so suln die Burger unter in sweren." Dieser Meinung ist die Stelle in dem Instrument, worin die Herren von Hottingen ihr Lehenrecht von dem Boden der Wasserkirche der Probstei überlassen, nicht entgegen: nos etiam proxime futuri Consules, quorum hoc sunt nomina; denn dieses Instrument ist 14 Kal. April gestellt, also

Digitized by Google

Bürgern ohne Unterschied erwählt werden, es möchten Ritter oder Bürger sein. Die Ritter waren solche, welchen das Schwert von

---

zu einer Zeit, da die neuen Räthe schon erwählt waren, wiewohl die andern noch in der Regierung waren. Die Wahl mußte 14 Tage vor Ausgang des Ziels geschehen. Diesem Begriffe, den wir angeführt, steht dennoch im Wege, was Bullinger und Tschudi in der Erzählung des Auflaufs meldet. Bullinger schreibt: „Als die erste Raths-Rotte ausging am Mayabend, stund am Maitag an die andere Raths-Rotte. Dieweil aber allermeist über dieselbe Klage ging, ward im Brachet eine Unruh in der Stadtgemeinde. Zu der stand Rudolf Brun und forderten sie Rechnung von dieser Raths-Rotte, wenn sie die gegeben, würden sie Rechnung fordern auch von der andern Raths-Rotte." Und Tschudi: „Wie nun der zwölfe von der ersten Raths-Rotte Regierung am Maiabend dieses 1335sten Jahres ausging und die andern zwölfe von der mittlern die Regierung wollten antreten, da hat Brun das gemeine Volk zur Aufruhr bewegt, daß es dieselben 12 Räthe nicht wollte anstehen lassen an das Regiment, es wäre dann, daß sie zuvor Rechnung geben von etlichen Jahren her von der viermonatlichen Zeit ihrer Regierung und wollten ihnen nicht schweeren den Bürgereid, sie gäben denn zuvor Rechnung." Wenn die Wahl frei und neu ward, so war nichts weiter vonnöthen, als daß die mißvergnügten Bürger an deren Statt, welche ihnen zur Last geworden, andere erwählten. Was zwang sie, ihnen die Regierung von Neuem aufzutragen? Nach diesen beiden Erzählungen ist eine Rathsklasse ohne eine vorhergehende Versammlung der Bürger an die Regierung gestanden, weil man von ihnen von etlichen Jahren her Rechnung forderte, wenn ihnen die Regierung mehr als einmal wieder übergeben worden. Diesen Knoten aufzulösen, könnte man sagen, die Furcht habe die Bürger hinterhalten, daß sie keinen von denen schon ehmals im Rath gewesenen Herren haben anstellen dürfen, viel weniger eine Anzahl derselben; ihr Entschluß sei noch nicht genommen gewesen. Ich bitte auch anzumerken, daß Tschudi von Bullinger wesentlich abweicht, indem er zu verstehen gibt, daß der Aufruhr eben an dem Wahltag, als am Maytag, an welchem auch die Bürger den Eid zu schweeren pflegten, vorgegangen, hingegen aus Bullinger erscheint, daß die Einrede der Bürger erst im Brachmonat geschehen, folglich der Wahltag in der Stille ohne Widerrede vorbeigegangen. Es kann sein, daß die abgehenden Räthe als Präsidenten der Wahl dieselbe in

Digitized by Google

andern Rittern war angegürtet worden. Ein Sohn eines Ritters, der selbst nicht auch Ritter war, ward nicht anders betrachtet, als ein anderer gemeiner Bürger. Er mußte Gewerf geben wie die andern. Daß man allezeit Richter und Rath hatte, kam aus keinem Vorrechte derselben her, sondern weil sie diese Würde verdienten.

§ 40.

Wir erkennen leicht, daß es den Urhebern dieses Regiments an politischer Schlauigkeit nicht gemangelt, welche ein staats-verständiger Kopf mit Lust überdenken wird. Die Stadt fuhr unter demselben lange Zeit glücklich *) und hatte nicht Ursache gehabt,

---

einer einzigen Handlung beendigt haben, also, daß sie alle die Rathsglieder des vergangenen Jahres zusammen genommen und in eine Umfrage gebracht, ob man sie wieder bestätigen wolle.

*) Die Aufnahme und die Vergrößerung der Stadt entstand theils von den innerlichen Anstalten, von der Einrichtung des Raths, von seiner Abwechslung und Bande mit der Bürgerschaft, von dem freiheitsbegierigen Geist der Bürger und dergleichen Ursachen, welche ein geschickter Politikus in speziellen Exempeln aus dem Richtbrief wird heraus lesen können, theils von den äußerlichen Umständen, in welchen die Stadt gegen ihre Benachbarten und in Ansehung aller obern deutschen Landen begriffen war. Alle die Länder, welche heut zu Tage den schweizerischen Bund formiren, hatten in ihrem Schooß eine Menge von Grafen, Freiherren, Städten, Gemeinden, Stiften und Klöstern, welche jeder und jede einen absonderlichen Stand ausmachten und einander nichts zu befehlen hatten, jedoch sämmtlich an das römische Reich gebunden waren und von demselben ihre Rechte empfangen hatten. Da waren die Grafen von Kyburg, von Habsburg, von Toggenburg, von Rapperswyl, von Lenzburg; und die Freiherren von Regensburg, von Eschibach, Wolfhausen, Kränkingen, Willisau; und die Städte Zürich, Bern, Basel; und die Gemeinden Uri, Schwyz; und die Stifte vom großen Münster und Frauenmünster in Zürich, St. Ursus in Solothurn und die Klöster St. Gallen, Seckingen, Murbach, Muri und eine Menge anderer, von welchen man ein großes Register voll schreiben könnte. Von diesen allen war einer auf den andern eifersüchtig, einer hatte sich vor dem andern in Acht zu nehmen, einer hatte einige

Digitized by Google

ſich daſſelbe reuen zu laſſen. Hätte ſich die Herrſchaft nicht unter die Staatsperſonen ſo ſehr eingeſchlichen, daß ſie ſich allein zum

---

kleine Händel mit dem andern. Der Unterſchied an Macht, Stärke und Reichthum war zwiſchen dem Geringſten und Vornehmſten merklich, aber unerheblich zwiſchen dem erſten und andern, dem andern und dem dritten u. ſ. f. Derneben waren ſie unter einander verſtellt, ihre Grenzen liefen durch einander und ſchwammen in einander; daher mußte einer, der dem andern ſchwächern auf den Leib kommen wollte, allezeit über etliche mittlere ſpringen, welche damit nicht zufrieden waren. Das Bündniß zweier oder mehrerer Kleinern ſetzte ſie ſchon in Stande, einem Größern die Stirne zu bieten. Sobald ein Großer anfing, etliche Kleinere zu verſchlingen, wurden die andern gleich, Große ſowohl als Kleinere, wache und thaten ihm Einhalt; alſo ſtützte einer den andern auf. Das Ganze hielt die Theile; dieſe beſtanden vielmehr durch die Kräfte des Ganzen, als ihre eigene. Die größte Gefahr entſtand, als Habsburg durch fatale Erbfälle Meiſter von etlichen Grafſchaften und Freiherrſchaften ward und weil es in der Perſon Rudolf I. und Albert I. an dem Haupt des Reichs ſtand, zugleich mit der Macht und Anſehen eines Königs handeln konnte, wozu noch die Macht der Herzogthümer Schwaben und Oeſtreich kam, welche dem Hauſe Habsburg zu Erblehen gegeben wurden. Es iſt außer Zweifel, daß König Rudolf ſchon auf das Vorhaben gefallen, durch Unterdrückung aller dieſer kleinen Städte in dieſen Landen ein Fürſtenthum aufzurichten. Die Anſuchungen, die er an viele Klöſter, Stifte und Freiherren gethan, ſich unter den Schutz ſeines höchſten Hauſes zu begeben, laſſen uns dießfalls keinen Zweifel übrig. Aber Albert zeigte dieſes Vorhaben ohne Hinterhalt; aller Anſchein war vorhanden, daß es ihm glücken ſollte; ein großer Theil war ſchon gethan. Zuerſt mißlang es ihm an den kleinen Waldſtätten, welche doch, ungeachtet ihrer Verbindung, von ſehr geringen Kräften waren; allein es ſchlugen da phyſikaliſche, moraliſche und politiſche Hinderniſſe auf eine fatale Weiſe zuſammen, welche den Waldſtätten anhalfen und nach und nach andere und andere mit ihnen vereinigten, daß endlich der Bund der Eidgenoſſen zum Beſtand und Kräften kam. Jenſeits des Rheins hatte es dieſelbe Beſchaffenheit. Es waren eben ſo viele Grafſchaften und Freiherrſchaften, Städte und freie Klöſter. Man muß ſich einen Herzog in Schwaben nicht einbilden als einen Fürſten aller der Orte, welche Schwabenland hießen. Dieſelben machten ebenfalls Bündniſſe und wehrten ſich für

Digitized by Google

Befehlen und das Volk zum Gehorsam geboren zu sein achteten; sie schonten den gemeinen Mann zu wenig, von welchem sie ihre Herrschaften empfangen hatten, daher entstand der Fall dieses Regiments. Einer von ihnen hielt es mit dem Volk und schwatzte ihm von einem Regimente, an welchem auch der gemeine Mann Antheil haben sollte. In etlichen Städten Deutschlands waren schon Zünfte von Handwerken eingeführt, welche sich selbst mit einander mit allerlei Restrictionen in Ansehung ihrer Arbeit und des Verkaufs derselben verstrickten. Zu Zürich waren dergleichen Verbindungen bei schwerer Buße verboten, nicht nur, weil der Rath sie für verderblich und dem gemeinen Handel und Wandel beschwerlich achtete, sondern auch, weil er sie als eine Gattung von Partei oder etwas, das leicht zu einer Faction werden könnte, ansah. Aber eben damit schmeichelte Brun dem Handwerksmann, welcher sich für sein Particularwesen viele Vortheile davon versprach. Der Geist der Neuerung herrschte zu derselben Zeit und in verschiedenen benachbarten Städten gab es Veränderungen. Tschudi's Nachrichten machen es zweifelhaft, ob Brun aus Liebe zum gemeinen Besten oder aus Begierde, sich zu erheben, sich an die Spitze des gemeinen Volkes gestellt habe. Der Dominicaner-Mönch von Winterthur, der damals lebte, macht auch das Verbrechen der

---

ihre Reichsfreiheit nicht ohne glücklichen Fortgang. Doch brachten sie es nicht so weit, als die schweizerischen Eidgenossen es nachgehends gebracht hatten. Das Haus Zähringen mochte vielleicht ebenfalls das Vorhaben gefaßt haben, welches hernach Albrecht so weit ausgeführt, allein eben die Eifersucht, welche die großen Herren darüber empfanden, brachte ihm den Untergang. Gewiß ist, daß sie nach dem Abgang ihrer Könige, welche Burgund von dem deutschen Reiche abgesondert beherrscht hatten, sich zu hoch dünkten, eine Provinz von Deutschland abzugeben. Der größte Theil davon erwehrte sich dessen in der That, das übrige, das Deutschland näher lag, nahm das Haus Zähringen mit Unwillen zum kaiserlichen Regenten an. Die Häuser von Habsburg, Lenzburg, Baden waren doch nicht unter der Zähringer Statthalterschaft begriffen, sondern standen unmittelbar unter dem Kaiser, wie sie weiland unmittelbar unter dem Könige von ihrer Nation gestanden hatten.

Digitized by Google

angeklagten Rathspersonen ungewiß und scheint es größtentheils für aufgebürdet angesehen zu haben. Aus den großen Vorrechten, welche Brun in dem neuen Regiment sich nachgehends zutheilen ließ, können wir leicht erkennen, daß er gern geherrscht habe. Wie dem sein mag, so brachte es Brun dahin, daß die Bürger von der mittlern Rathsklasse Rechenschaften um die gemeinen Ausgaben forderten, und als die solches ausschlugen, sie eines Tages, da sie auf dem Rathhaus versammelt waren, beinahe eingesperrt hätten. Sie entrannen mit genauer Noth. Allein die Gemeinde fuhr fort und fällte ihnen die Urtheile, sie sollten sich mit einem Eide verbinden, daß sie sich der Strafe, welche ihnen mit Recht würde zuerkannt werden, unterziehen wollten, worauf sie in verschiedene Orte und auch eine verschiedene Anzahl Jahre von der Stadt verwiesen worden. Auf diese Weise fuhr man mit den andern Rathsklassen, welche für schuldig erkannt wurden, und weil sie sich dem gethanen Eide zuwider nicht an diejenigen Oerter, welche ihnen angewiesen waren, verfügten, sondern sich zusammen hielten und tausend Anschläge für ihre Wiedereinsetzung machten, wurden sie auf ewig aus der Stadt verwiesen und endlich ein ganz anderes Regiment von einer andern Art und Verfassung aufgerichtet, in welchem auch der gemeine Mann halben Theil an der Regierung bekommen hat, der andere halbe Theil den Edelleuten, Rittern und vornehmen Geschlechtern also gelassen worden, daß sie von dem Bürgermeisteramte, welches sich Brun auftragen ließ, fast abhingen. Unter dem Titel, daß jene die größere Anzahl ausmachten, wurden sie in viele Zünfte abgetheilt, aber mit dem gemeinen Absehen, sie zu sondern. Als das neue Regiment nun eingerichtet war, gab man dem Kaiser Ludwig davon Nachricht und bat ihn, dasselbe gut zu heißen. Man gab ihm vor, daß schon vor alten Zeiten zu Zürich Zünfte gewesen seien, wovon man doch in keinen alten Urkunden nur das Wenigste aufweisen kann. Aber der Kaiser wollte sich die Stadt desto mehr verpflichtet machen, weil sie ehemals die Partei des Herzog Friedrichs wider ihn gehalten hatte. Die beiden Stifte gaben auch ihre Einwilligung *).

*) Wie die Worte der Chorherren gestellt sind, geben sie mehr

Digitized by Google

Dieſes war darum nothwendig, weil ſie auch als Glieder der Burgerſchaft angeſehen wurden und mit einem Rath der Stadt Zürich ſo viel zu thun hatten, daß es gefährliche Folgen gehabt hätte, wenn ſie denſelben, wie er jetzt verändert war, nicht erkannt hätten. Zudem hatten ſie noch unter den Bürgern ihre Leute, welche ihnen mit Lehenſchaften, Dienſten und Gefällen verpflichtet waren, daß ihnen auch deßwegen das neu verfaßte Regiment nicht gleichgültig ſein konnte. Sie verloren im übrigen durch das neu eingeführte Regiment an ihren Vorrechten und Gütern nichts.

---

eine Atteſtation und Urkund, als erforderte Genehmhaltung zu verſtehen; hingegen zeigen die Worte der Aebtiſſin vielmehr eine Vergünſtigung an, daß es ſcheint, ſie ſei berechtigt geweſen, den Bürgern ihr Vornehmen zu verbieten. Aber es ſcheint nur ſo: „wir haben erlaubt und erlauben ihnen auch und von dem Rechte unſers Fürſtenamts“. Dieſes Fürſtenamt beruhte auf der weltlichen Herrſchaft und Gerichtsbarkeit, welche ſie über ihre Dörfer und Güter, wie oben, § 23, angezeigt worden, erhalten hatte; ferner, was die Stadt Zürich anbelangt, wenn man will in dem Bann des Stadtgerichtes, welcher Bann ihr von dem Kaiſer verliehen war und welchen ſie wieder dem Schultheiß und ſeinen Beiſitzern ließ, wie auch in andern Lehen, ſo ſie entweder Privatperſonen aus den Bürgern oder der Stadt verliehen hatte; z. E. Münz und Zoll. Und weil die Lehenſchaften eine gewiſſe Herrlichkeit und Subordination mit ſich führten, konnte die Aebtiſſin ſich wohl obiger Worte bedienen.

Digitized by Google

Vom Ursprunge der Leibeigenschaft.

Hierüber sagt Bullinger in seiner Chronik (Manuscript) im Wesentlichen Folgendes.

Als die eroberungslustigen Alamannen, nachdem sie auch in den Besitz unserer Gegenden gelangt waren, von den Galliern in der Schlacht zu Tolbiach (Zülpich) bei Köln besiegt waren, benutzte König Ludwig diesen Sieg zur Ausbreitung seines Ansehens und seiner Macht, (seiner Herrlichkeit und Ehre, sagt Bullinger,) indem er den Alamannen auf dem Fuß nachfolgte, ihnen Land und Leute wegnahm und sie den Ordnungen und Satzungen, die ihm gefällig waren, unterwarf. — Damit sie nicht wieder aufkommen, zu den Waffen greifen und sich wieder setzen konnten, beraubte er sie aller Gewalt, setzte ihnen Regenten und adeliche Herrscher und that sie in allen Dingen unter das Joch der Dienstbarkeit oder Leibeigenschaft. Diese Knechtschaft wurde nicht nur den Leibern der bisher frei gewesenen Alamannen, sondern auch dem Boden auferlegt, da verschiedene Leute, oder Mann und Güter, an des Königs Hof zu dienen beordert wurden, oder Kirchen und Klöstern dienen mußten. Die Güter aber verlehnte oder vergabte der König seinen Amtsleuten, oder Lieben und Getreuen, welche er ihrer treuen Dienste wegen belohnen wollte, so daß unter den Leibeigenen und Gütern auch ein Unterschied war, denn die, welche an den Hof gehörten, hießen servi Fiscalini und bona Fiscalina (Hofknechte und Hofgüter). Die aber, welche an die Kirchen, Stifte oder Klöster vergabt waren, hießen ecclesiastici et monastici (Stift oder Klöster eigen Leut und Güter). Und daher kam in unsern Landen der Ursprung der Leibeigenschaft und Lehenschaft an Leuten und Gütern, denn da das Zürichgäu und

Digitized by Google

Thurgäu in der Landschaft der Alamannen lag, so entsprangen nach der unseligen Schlacht bei Tüllbach „für die Bewohner dieser Gäue jene unglücklichen Folgen, und daher kommen auch die „Eigenfähl“ der Sterbenden, so daß namentlich die Amtsleute der Stifte und Klöster pflichtig waren, die Leibeigenen zu controlliren und ihnen zur Pflicht zu machen, bei dem Tode eines Hausvaters dem Stift oder Kloster das beste Kleid oder Haupt Vieh im Stalle abzuliefern und dergleichen mehr, welches alles an die Kirchen von den Königen, Fürsten und Herren in Frankreich und andern Ländern vermacht wurde.

Etliche unter den unterjochten Alamannen wurden **fiscales regii** genannt, weil sie dem königlichen fiscus oder der Schatzkammer des Königs mit Leib und Gut verfallen waren. Andere, die mit Leib und Gut an die Klöster vergabt waren, wurden Klosterleute oder Gotteshausleute genannt. Die Klöster hatten viele solcher eigener Leute, die ihnen von fränkischen Königen vergabt wurden, zum Theil aus religiösem Eifer, denn sie wurden beredt, sie können dadurch ihr Blutvergießen büßen, zum Theil um sie eher im Gehorsam zu behalten. Daher kommen auch die vorbemerkten Todesfälle, welche die Lehenvögte der Geistlichen so fleißig und ohne Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waisen mit hartem Herzen eintrieben. Viele hatten auch ihre eigenen Güter an die Klöster vergabt und konnten solche bei ihren Lebszeiten wieder lösen. Aber die Kinder und Erben überhaupt gelangten nicht mehr zu ihrem Eigenthume, sondern blieben Leibeigene; und wenn etwa eine freie Tochter sich mit einem Leibeigenen verheirathete so wurde ihr wegen ihrem Ungehorsam ihr väterliches Erbe entzogen.

Digitized by Google

Ueber den Urſprung des Adels.

Wir entheben hierüber aus Bullingers Chronik folgende geſchichtlichen Daten und geben dieſelben wegen beſſerer Verſtändlichkeit in verbeſſertem Style.

Diejenigen, welche man jetzt „Edle“ (Adelicht) nennt, hießen damals **Liberi** (ſehr freie); es waren ſolche, die der Knechtſchaft ledig waren. Bullinger hielt es für richtig, daß der Adel zu vorbemeldeter Zeit ſeinen Urſprung habe, denn (ſagt er) als **Lodovicus** den herrlichen, ungehofften Sieg über die Alamannen und Teutſchen erlangte hatte, trachtete er fürſichtiglich, wie er dieſes ſtreitbare Volk im Gehorſam behalten, auch ſeine Ritterſchaft und Kriegsleute für ausharrenden Muth und Treue gehörig belohnen und begaben möchte; er ſaß demnach mit den Seinigen zu Rath und faßte mit ihnen den Entſchluß, die verdienteſten unter ſeiner Ritterſchaft und dem Kriegsvolke auf gewonnen Land zu ſetzen und ſie mit Lehen zu begaben. Ueber jedes Land wurde dann ein Hauptmann oder Oberſter, den man damals Herzog nannte, geſetzt. Herzog hieß nämlich des Heerzugs Führer, denn wenn der König einen Zug thun wollte, oder Kriegsleute bedurfte, gebot er dem Herzog, den er über ein Land geſetzt hatte, daß er in Heer ſammeln und ihm zuführen ſolle. In ein ſolches Heer wurden keine Leibeigenen, **Servi** (Dienſtbare) oder Bauern, ſondern allein die **Liberi**, Freien und Belohnten, vom Fürſten angenommen, welche auch auf ihren Lehen mit Pferden und aller Kriegsrüſtung zu jeder Zeit verſehen waren. Außer den Kriegen führten ſie ihre Haushaltungen ſtattlich und ehrlich und lebten von ihrem Solde, oder verliehenen Gütern und Leibeigenen, welche

Digitized by Google

ihnen ihre Güter bauten und von ihnen wie Sclaven gehalten wurden, denn alle Güter, Städte, Märkte und Dörfer, Höfe und Weiler hingen vom Könige ab und waren nicht Eigenthum, sondern wurden nur lehensweise, so lange es dem Lehenherren gefiel, zur Nutznießung den Betreffenden überlassen. Doch hatten die Freien auch Eigenthum, wie später sich zeigen wird. Diese Lehen nannte man gewöhnlich Höfe, welche, je nachdem der Lehenherr einem günstig war, nicht nur aus Aeckern, Matten, sondern selbst aus ganzen Dörfern und Flecken mit Gebäuden und Leuten bestanden, welche letztere alle dem Lehenherren dienstpflichtig waren. So ist es ganz erklärlich, daß der eine einen gelindern, der andere einen härtern Lehenherren hatte.

In diese Besitzungen ließen sich dann die Lehenherren, gewöhnlich auf Hügel und Anhöhen, Häuser bauen, die man Schlösser nannte, von denen aber einige mit der Zeit in Raubschlösser ausarteten, welche dann auch auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen wurden, z. B. Hohenkrähen, Schwanau, Schauburg ꝛc. Von diesen Schlössern erhielten dann auch die Besitzer ihre Namen z. B. Heinrich von Rümlang, Hans von Liebenfels u. s. w. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den Wappen, welche von tapfern Thaten herrührten (Adler, Bär, Greifen, ꝛc.); diejenigen, welche sich durch keine besondere Thaten auszeichnet, führten des Orts Lehen in ihrem Wappen oder Schild. Dieß ist der Ursprung von Schild und Helm, letzterer war anfangs immer geschlossen.

Aber auch die Fürsten oder Könige hatten in ihren Ländern zerstreute Wohnsitze, Pfalzen genannt, wo dieselben zeitenweise Hof hielten und Recht sprachen; in der Zwischenzeit waren dieselben von begünstigten Dienern bewohnt, welche Pfalzdiener, Pfalzmeister hießen.

Schon bei den Römern hießen die weisen und erfahrenen Männer **Nobiles**, Edle, und wie solche schon damals ausgezeichnet wurden mit Aemtern und Ehrenstellen, so auch späterhin. Dieser Adel war aber keineswegs erblich; daher der Spruch:

Fromm, weis und milt, hört in des Adels schilt.
Lebt der Edel ohn Vernunft, hört er in die Bauernzunft.

Digitized by Google

Als dem Kaiser Friedrich an seine Thüre geschrieben wurde:

Da Adam räth und Eva spann
Wo war damahls der Edelmann?

schrieb der Kaiser folgende Antwort darunter:

Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann
Doch daß mir Gott der Ehren gann.

Zeichneten sich die Nachkommen solcher Adelichen ebenfalls durch Fähigkeiten aus, so wurden sie auf gleiche Weise mit Aemtern und Ehrenstellen betraut. Konnte man sie aber zu nichts gebrauchen, so wurde ihr Adel für nichts gerechnet, sie haben, wie der Chronist sagt, von ihren Vordern allein den Namen, ohne daß derselbe etwas bedeutet, das ist ein Haselnuß mit einem Löchli.

Gleich wie die Päbste mit dem Ablaß Handel trieben, so machten es auch die Könige und Kaiser mit dem Adel, sie boten denselben feil, und so gab es papierne Edelleute, wozu aber der Chronist bemerkt, daß mancher so gemachte Edelmann ein besserer Säumer gegeben, der völler von Eselsstaub als Witz und Tugend steckt. Wer verständig und tugendreich ist, der ist edel, darf den Adel nicht lang kaufen, mag auch durch keinen Kaufbrief Edler werden. Ist er dann ein Esel und grau, so nimmt ihms weder Kaufbrief noch Freiheit ab und das ist kurz und wahr.

So erhielt der Conventuale von Einsiedeln Albrecht von Bonstetten vom Kaiser Friedrich mehrere hundert Adelbriefe, worin nur noch der Name des in den Adelstand zu Erhebenden zu setzen war, welche er theils verkaufte, theils seinen Günstlingen schenkte, das doch, heißt es in der Chronik, ein Spott ist und eben so viel schätzenswerth, als so man auf den hohen Schulen einem giebt einen gesiegelten Brief, daß er sei ein Magister der 7 freien Künste, da er aber doch unter diesen 7 Künsten nicht eine kann.

Auch über den Mißbrauch, der mit den Titulaturen getrieben wurde, wird geklagt. Anno 1002 ward der Name Nobilis, Edler, nur Freien und Grafen gegeben; diejenigen, welche sich zu dieser Zeit so nannten, waren Dienstleute, Vasallen oder Edelknechte; zeichnete sich ein solcher durch tapfere Thaten aus, so erhielt er den Namen Ritter. Jeder Edelknecht aber maßte sich den Namen eines Freiherrn an und ist dann auch, sagt der Chronist, in allen

Digitized by Google

Ständen, Würden und Aemtern kein Maaß noch Bescheidenheit. Es ist alles nichts, denn Unordnung und Schmeichelei. Man vermeint unrecht zu sein, so man nicht also redet und schreibt: „Allerdurchlauchtigster, Hochgeborenster, Allerunüberwindlichster.“ Rechte Ehrentitel solle man geben allen Obern und Ehrenleuten, und mit ihnen nicht reden, wie mit Küh- und Schweinhirten; unsere Eltern aber sind auch ehrlich gewesen, welche doch an jetzt gedachte Stempenelen nie gedacht und ihre Obern, ihre Herren und ehrbare Leut, fromme und ehrbare genannt und begrüßt haben.

Wir glauben hier noch beifügen zu müssen, was Bullinger von Namen und Bedeutung der Würden und Aemter sagt, und lassen daher die Definitionen wörtlich folgen:

Ich will auch kurz verzeichnen von Namen der Würden und Aemtern, was sei ihr rechter Ursprung und Bedeutnuß; sintemahl einst die Alten ihre Vollkommensten und Künstler, das ist, die Namhaftesten zu ihren Regenten, Führern und Obern erwählt und angenommen, haben sie dieselbigen genannt **König**, das ist die **Könenden**, oder die es könnend; sie heißen bei den Lateinern **reges a regendo** regieren, danahen die Deutschen auch sagen regieren, das ist, leiten, herrschen, führen. **Julius** der erste **Monarcha** zu Rom ist genannt worden **Cæsar**, das ist, ein Ausgeschnittener von dem Leib der todten Mutter, und nennen sich nun alle römische König und Kaiser **Cæsares**, wir sagen Keyser und weiß der wenigste Theil, daß es heißt ein Ausgeschnittener. Gott gebe, daß die Kaiser also nicht regieren, daß sie der Ausgeschnittenen sein müssen aus dem Buch oder Zedel der ewigen Seligkeit.

Der nächst Kaiser auf **Julium** ist genannt worden **Augustus**, von dem nennen sich alle folgende Kaiser **Augustus**, das ist verdeutscht, ein Mann der da ist ein Vermehrer des Reichs. Ob aber das seie das Reich vermehrt, da ganze Herzogthum, Grafschaften und Städt und Herrlichkeiten dem Reich abgeschränzt und zu Erbfürstenthum gemacht werden, sieht ein jeder wohl, der nicht blind ist.

Principes, Fürsten haben den Namen vom Fürstehen, oder Vorstahn und daß sie fürgesetzt sind, Fürsten, Fürstehnder, wie König und Kaiser Fürsten sind.

Digitized by Google

Churfürsten haben den Namen von der Chur her, weil es in ihrer Willchur steht, zu erwählen einen Römischen Kaiser, deren sind 3 Bischöfe: Mainz, Trier und Cöln, und 4 Fürsten, nämlich Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Bayern. Man schreibt, daß diese 7 Churfürsten vom Pabst Gregorio V. eingesetzt und von Otto III. bestätigt worden sehen Anno 998. Anderst schreibt davon Aventinus.

Duces, Herzogen, sind Duces militum et excercitiis Herzogen des Heerzeuges, Hauptleuth und Führer. Duces Provinciarum, Landshauptmann der Landen und der Ritterschaft. Dann wie vorgemeldt, daß die Alten ihre Krieg nicht gefähret haben mit den Landsleuthen, Bauern und Bürgern oder Handwerksleuthen, deren diese Land voll waren, sondern allein mit freien Edelknechten, Prälaten und andern freien Franken und Allemannen, welche noch mit Freiheit begabet waren, und daß Anfangs kein Erblehen gewesen. Dann wie erst gehört die Herzog von Fürsten nach der Redlichkeit und Geschicklichkeit gesetzt wurden, so blieb auch der Bezirk des Lands, über welche sie die Herzogen waren, (Ducatus oder Herzogthum genannt) in des Fürsten Hand und Gewalt, das aber hernach und mit der Zeit ein Erblehen worden, entweder durch Vergabung des Fürsten, welcher das Herzogthum einem Geschlecht vergunnt und verliehen, oder daß in Verehrung der Landen ein jeder das Ihre zu verwalten befohlen, zu eigen übergeben worden und also den Namen behalten und das Herzogthum für eigen ererbt, an die Seinen kommen lassen.

Grafen, werden die Grafen genannt, nicht wegen des Alters, oder daß sie grau sein müssen, denn auch junge, aber doch weise Leute in diesem Stand und Wesen gebraucht worden, sonder von deßwegen, daß sie fürgesetzte Räth und Rathsherren waren, die bei den Römern Senatores, die Alten, genannt worden, da aber bei ihnen der Gewalt der Regierung (Senatus, des Raths) zergangen und die Kaiser etliche liebe und vertraute Leute hatten, die sie stets an und bei sich gehabt, deren Rath sie auch brauchten und etwann hin und her Länder und Aemter zu verwalten setzten, wurden dieselben Comites, das ist, Gefährten und Mitgesellen genannt, doch niederes und minderes Stands denn der war, dessen

Digitized by Google

Comites sie waren; das war zum Theil, als wann jetzt ein König einen seiner treuen Dienern mit seinem Orden begabet und etwann dazu mit der Regierung eines Landes verehrt, dieselben Bezirk und Begriff sind nachgehends von langer Besitzung her von dem Namen Comitum, Comitatus, die wir jetzund Grafschaften nennen, geneunt worden, welche zu Erb und Eigen an die Geschlecht mögen dergestalt kommen sein, wie erst von Herzogen und Herzogthümern ist gemeldet worden.

Pfalzgrafen waren anfangs die, so die königlichen Behausungen und Palläste innhatten, zu des Königs Ankunft und Erwählung aller Dingen zum Palast nothwendig. Item des königlichen Hofs und Landts darzu gehörige Richter. Mit der Zeit hat sich dieß merklich verändert.

Markgrafen sind die königliche Amtleuthe und Regierer oder Richter, so an die Marken und Anstößen gesetzt und geordnet waren, wie die Landgrafen, Landrichter oder eines bestimmten Lands Regierer und Richter waren.

Item, die Burggrafen, Burgvögt und Richter. Centgrafen, waren die obersten Richter in einer Centen, da etliche Land in Centen abgetheilt waren, dann ein Theil der Abtheilung Cento genennt war, der aber, so darüber regieren müssen, ist Centgraf genennt worden. Centum aber ist ein lateinisches Wort und heißt hundert. Bei den Wallisern ist noch etwas Anzeigung dessen, da ihr Land in Zehnden, das ist Zenten abgetheilt worden, und sind der Gerichten oder Centen 7. Goms, Brieg, Visp, Raron, Leuck, Siders und Sitten. So sind auch noch in Frankenland die Centgericht.

Also erfindt es sich, daß die Namen Herzog, Grafen und andere, Namen sind der Aemter, an welche von den Fürsten die Nobiles oder Edlen verordnet und gesetzt sind, als lang dem Fürsten gefällig und nicht erblich. Hernach aber unter Kaiser Otto hat man's angehebt zu Erblehen verleihen.

Von den alten Zeiten her nennt man den einen Freiherren, der mit ehrlichen und langwierigen Diensten, die Güter, so er hiervor von Fürsten zu zeitlichen Handen oder Schupflehen empfangen, wie andere Edelknecht, um seiner getreuen Dienste willen,

Digitized by Google

zu seinen ewigen eigenen Gütern empfangen, erblich zu besitzen; auch der Pflichten und täglichen Diensten und zum Theil der Reisen über andere Edelknecht erlassen und befreit war, dann auch das Wörtli frei erwachsen und nannte man vor Zeiten, die so frei waren, nicht wie jetzt freie Herren, sondern allein frei, wie man das in alten Rödeln findet: Hans von Bonstetten, Frei; Ulrich von Sax, Frei. Junker sind anfangs genannt worden der Fürsten und Herren junge Söhne, ist so viel als Jung-Herren, jetzt aber will ein jeder Baurensohn also begrüßt sein und Junker heißen, der weder vom Geschlecht, Verdienst, Ehr, noch Verstand des Namens werth ist, deren Eltern schlechte Handwerks- und Baursleute gewesen, etliche auch ihr Gut nicht mit rechten Zügen gewonnen und um ihres unrechtfährigen Gutes und unehrbaren Müssiggangs wegen in die Junkerschaft sich selbst auflupfen und erhoben, ihnen selbst Schilt und Helm erdichtend, und zum ersten von Schärer- und Bader-Knechten und andern schlechten und schmeichelnden Leuten, die ihren genießen, auch wissen, daß sie es gerne haben, wenn man sie Junkern nennt, Junkern begrüßt werden, daß also der Ursprung eines solchen Adels aus der Schär- und Badstuben und aus andern schmeichelnden Sekten herfür kreucht.

Die Ritterschaft aber ist eine Bekrönung der Mannheit und ritterlichen Thaten, darum auch etwann die König und Fürsten selbst den Ritterorden und Ritterschaft angenommen und sich zu Rittern schlagen lassen und sich der Ritterschaft gefreut und gerühmt, jetzt ist auch dieser Orden zerhublet worden, dieweil Leut den Orden erworben, die ihn nicht durch Tapferkeit erlangen. So macht jetzt der Pabst Ritter, welche man jedoch Pfaffen-Ritter schilt und wenig gelten.

Es haben aber auch die Fürsten und Herren noch andere Diener bei ihnen an den Höfen gehabt, als Marschalken, Truchsessen, Schenken, Erzschenken. Es nennen es etliche auch Majoren, das ist ein Hausmeister, der sonst auch **Major domus** heißt, wovon auch hernach besonders folgen wird. Andere nennen den Marschall **Magister equitum**, den Obersten über die Reisigen, **Major stabuli**, der die Pferd der Fürsten versorgt und die Reisigen des Königs verwahrt, und aus diesen sind mit der Zeit auch

Digitized by Google

Erbmarschalken geworden, als Erbmarschalk des römischen Reichs zu Pappenheim, welcher auch jederzeit dem Kaiser das Schwerdt vorträge.

Die Truchsessen waren der Herren Kuchi Meister, Fürtrager, Fürschneider und Credenzer, welcher Amt war, fürzusehen und Sorge zu haben, daß im Essen dem Herrn nichts Böses widerfahre.

Die Schenken aber waren der Herren Kellner und die ihm den Wein fürtrugen und einschenkten, auch darauf sahen, daß damit kein Falsch gebraucht wurde, und von diesen Aemtern haben etliche ihre Namen empfangen und sind genannt worden Trinksässen oder Schenken von Habsburg, von Waldburg ꝛc.

Von dem Amt und Lehen haben auch ihren Adel die Meyer, als die Oberste gewesen, von dem König verordnet über die Meyereien an des Königs Hof, besonderbar gehörig. Also findet man auch gar alte Edelgeschlecht, an die es auch erblich mit der Zeit kommen ist, als die Meyer von Knonau, noch zu Zürich sässhaft, gar ein ehrlich Volk, die Meyer von Windegg, die Meyer von Glarus.

Es war aber anfangs der Adel in diesem unsern und andern Landen nicht so köstlich wie jetzt, war auch nicht so mannigfalt. Was aber des Adels war hielt sich wohl zusammen und waren einander beholfen und berathen, waren nicht üppig noch leichtfertig, sondern wohl einig, eines ehrbaren, ernsthaften Wandels, waren nicht Müssiggänger, sondern stets an der Arbeit, mit Jagen, Fischen, Voglen, ja auch unterweilen mit dem Ackerbau. Man sagt nach, wie ein Herzog von Oestreich von Rapperschweil gen Winterthur verritten und auf der Straße im Feld dort gesehen einen schönen alten Mann den Pflug heben, der schöne Pferd gehabt, die den Pflug zogen und durch einen schönen Jüngling getrieben waren, gesprochen: halt durch Gott solchen schönen und redlichen Bauern haben wir mit schönen Pferden im Feld und am Pflug nie gesehen. Der Hofmeister antwortete: Gnädiger Herr, das ist der Freiherr von Hegnau mit seinem Sohn, morn werdet Ihr sie auch sehen zu Hof reiten, und morndest sei er dem Fürsten zu Winterthur gar wohl gerüstet selb siebend zu Hof geritten.

Digitized by Google

Es war auch des alten Adels Speis und Trank unköstlich, Wildpret, Fisch aus den Büchen und Molken aus den Gemsten, sie trunken mehr Wasser, als daß sie sich mit Wein überluden, so war auch die Kleidung ihrem Stand gemäß und stund all' ihr Sinn nicht auf Völle und Ueppigkeit, sondern auf Ehrbarkeit und ehrliche Thaten, ließen sich auch mit geringen schlechten Häusern vergnügen, wie man noch sieht an etlichen alten Burgstahlen, da jetzund auch Bauren und Handwerksleut köstlichere Wohnung haben.

Wie sich aber alles in diesen vergänglichen Zeiten verändert und verböseret, also hat sich zwar der Adel mit der Zeit gar nicht gebessert, dann mehrtheils dieser Zeit Adel dem alten weder gleich steht noch thut.

So viel vom Adel.

Wir lassen nun hier nach den vorangegangenen geschichtlichen Erörterungen, bezüglich auf den Unterschied der Stände in unserm Lande, zur Zeit des Mittelalters, Dr. J. C. Bluntschli's von gründlichen Forschungen ausgehenden Resultate in den nachstehenden Abschnitten folgen (Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Zürich, 1. Thl. S. 28 u. f. w.).

Digitized by Google

Die freien Stände.

Auch bei den Alamannen finden wir die drei Stufen, welche sich, so weit die Geschichte zurückgeht, allenthalben bei den deutschen Völkern zeigen: Adel, Gemeinfreie und Hörige. In diesem Werke haben wir uns indeß nur mit der eigenthümlichen Gestaltung zu beschäftigen, welche bei jenen diese Gliederung erhielt. Und da ist es denn vor allem aus auffallend, daß sich hier die Freien, wie wir füglich alle vollberechtigten Theile des Volkes im Gegensatze zu den Unfreien nennen können, wieder in drei Klassen theilen. Das Alamannengesetz nämlich unterscheidet die Gemeinfreien (minofledi), die Mittelfreien (medii, mediani), und die Edlen (primi, meliorissimi.)

Den sichersten Maßstab für die Werthung und das Verhältniß dieser Stände geben die Bestimmungen über das Wergeld, welches entrichtet werden mußte, um die Verwandten eines Erschlagenen zu sühnen. Das Wergeld für den getödteten Gemeinfreien bildet die Grundlage des Systems. Die Mittelfreien und Edeln erhalten nur ein erhöhtes Wergeld. Auch ist es merkwürdig, daß sich der Adel bei den Alamannen weniger über die Gemeinfreien erhebt, als bei manchen andern deutschen Völkern. Während nämlich die alamannischen Gemeinfreien ein Wergeld von 160 Schillingen haben, so erhalten die Mittelfreien ein solches von 200, die Edlen von 240 Schillingen, so daß jede Stufe sich nur um den vierten Theil des maßgebenden Wergelds eines Freien erhebt. Zuweilen steigt sogar das Wergeld des Gemeinfreien auf 200 Schilling, nämlich, wenn der Getödtete keine Söhne hinterläßt. Der Grund liegt wohl darin, daß zu dem gewöhnlichen Wergeldsanschlag noch das Wergeld eines neugebor-

Digitized by Google

nen Kindes hinzugerechnet wird, weil durch den Tod jede Fortpflanzung des Geschlechtes unmöglich wurde.

Die Mittelfreien haben sich wohl erst später, vermuthlich im Zusammenhang mit kriegerischer Ehre und dem Vasallennexus, in welchen sie zu wirklichen Edlen traten, über den Stand der einfachen Freien emporgeschwungen, und so eine Zwischenstufe gebildet, welche sich zwischen diese und die Edlen hineinschob. Auch darauf deuten die Wergeldsverhältnisse. Während nämlich der Gemeinfreie, wie sich das Gesetz ausdrückt, mit zweimal achzig Schillingen gesühnt wird, so steigt das Wergeld des Edlen auf dreimal achzig. Und wie das Wergeld des Freigelassenen die Hälfte des Wergeldes eines Freien beträgt, so ist das des Edlen hinwieder um diese nämliche Hälfte größer als jenes.

Der geringe Unterschied zwischen dem Wergelde der Gemeinfreien und der Edlen hat Eichhorn zu der Vermuthung veranlaßt, die Alamannen haben überhaupt keinen ächten Adel gekannt, außer den fürstlichen Geschlechtern, aus welchen früher ihre Könige, später ihre Herzoge gewählt worden. Er erklärt dann jene dreifache Abstufung so, daß in die niederste Klasse die schutzpflichtigen Freigelassenen und etwa die freien Colonen des Königs und der Kirche, in die mittlere die persönlich vollfreien Alamannen, die aber kein ächtes Grundeigenthum besaßen, und endlich in die höchste die Freien mit ächtem Grundeigenthum gehört haben möchten.

Gegen diese allerdings sinnreiche Auffassung läßt sich aber manches einwenden. So ist es gewiß an sich schon sehr unwahrscheinlich, daß ein einzelnes deutsches Volk ausnahmsweise den Stand der fürstlichen Geschlechter und der Freien gekannt, dagegen die Mittelstufe des Adels, welche sich sonst überall findet, vermißt habe. Wenn daher das wenig hervorragende Wergeld der alamannischen Edlen auffällt, so wird man dasselbe weniger gewagt auf andere Weise erklären, sei es nun, daß man eben darin eine nationelle Eigenthümlichkeit der alamannischen Auffassung des Adels oder vielleicht auch eine Erniedrigung des früher höher gestellten alamannischen Adels erblickt, die vielleicht eine Folge der fränkischen Unterwerfung war.

Unsere obige Ansicht wird nun insbesondere noch bestätigt durch

Digitized by Google

die Erzählung von einem Schulbesuche Karls des Großen, bei welcher Gelegenheit er ebenso wie das alamannische Gesetz drei Stände unter den Schülern unterscheidet, die Edlen, Mittlern (mediocres) und Untersten (infimi), den ersten dieser Stände aber geradezu als den der Nobiles bezeichnet. Vergleicht man beide Stellen, so wird man kaum zweifeln, daß die Primi, Ersten des Volksgesetzes, und diese Edlen die gleichen sind.

Endlich scheint mir die immerhin nicht ganz seltene urkundliche Erwähnung von Edlen in Alamannien eine Hindeutung des Volksgesetzes auf eine ausgedehnte Dienstherrschaft einzelner Alamannen, und die obige Betrachtung über die Namen der alamannischen Dörfer ganz entscheidend dafür, daß auch die Alamannen einen einheimischen Adel gekannt haben, dessen Wergeld eben in ihrem Volksrechte näher bestimmt wurde.

Der Abstammung nach waren der große Theil dieser Freien der drei Stände unzweifelhaft Alamannen. Es gehörte zu den Irrthümern einer frühern Zeit, daß die Alamannen durch jene Niederlage bei Zülpich sämmtlich in Knechtschaft gerathen seien. Eine bloße Einsicht des alamannischen Gesetzes, welches später erlassen wurde, mußte, ganz abgesehen von allen andern historischen Gründen, jenen Irrthum für immer beseitigen, so daß man ihn gegenwärtig nicht mehr zu widerlegen, sondern höchstens zu erwähnen braucht. Unter den Alamannen mochten sich auch, wie z. B. in Zürich selbst während des neunten Jahrhunderts, einzelne Franken besonders vom Adel niedergelassen haben.

Mit Rücksicht auf Lebensweise und Beruf war der Unterschied der Stände eben nicht sehr groß. Die Edlen besaßen in der Regel große Höfe und ausgedehnte Grundstücke, auf denen ihre Hörigen arbeiteten. Daneben lagen sie den vorhandenen öffentlichen Aemtern, dem Kriegsdienste und vorzüglich der Jagd ob. Die Mittelfreien mochten oft auch eigene Grundstücke, daneben aber Beneficien besitzen, mit welchen sie von ihren Gefolgsherren beliehen worden waren. Kleineres Grundeigenthum stand den Gemeinfreien zu.

Wie ungemein ausgebildet insbesondere das Vergnügen der Jagd gewesen sei, zeigt sich in den alten Volksgesetzen sehr anschaulich. Die verschiedenen Jagdhunde werden sorgfältig unterschieden

Digitized by Google

und für die besten sehr hohe Preise angesetzt, wenn sie ihrem Herrn entfremdet werden. So z. B. wird der Leithund (laitihunt) mit 12 Schillingen gebüßt, andere Jagdhunde mit 6 und 3 Schillingen, während ein Streithengst nicht mehr als 12 Schillinge, ein gewöhnliches Pferd höchstens 6, ein Wucherstier nur 3 Schillinge geschätzt werden.

Die Weiber werden im alamannischen Rechte bedeutend höher gestellt, als in den Volksgesetzen anderer germanischen Stämme. Ihr Wergeld beträgt dort immer die doppelte Summe von der für den erschlagenen Mann. Eine Gemeinfreie wird mit 360, die Mittelfreie mit 400, die Edle mit 480 Schillingen gebüßt. In demselben Verhältniß wird auch für jedes andere Vergehen die Buße immer auf das Doppelte gesetzt, sobald dasselbe gegen ein Weib verübt wurde.

Beachtenswerth ist endlich die eigenthümliche Schätzung der Geistlichen im alamannischen Recht. Wer einen Bischof schlägt oder verletzt, sagt das alamannische Gesetz, der soll die Buße, auf die dessen Geschlecht Anspruch hat, dreifach geben, oder richtiger ausgedrückt, er soll büßen, wie wenn er gegen den Herzog Unrecht verübt hätte. Und wird der Bischof erschlagen, so hat er ein Wergeld gleich dem Herzog. Selber niedere Geistliche erheben sich nicht allein über die Freien, sondern sogar über den Adel. Der Pfarrer (presbyter parochianus) hat ein Wergeld von 600 Schillingen, der Helfer und Regularmönch ein solches von 400 Schillingen. So hat jener das dreifache, dieser das doppelte Wergeld eines Mittelfreien, während der edle Laie dieses nur um einen Fünftel übersteigt. Vielleicht dürfen wir aus dieser Zusammenstellung schließen, daß der Bischof, der doch gewöhnlich wohl in der ersten Zeit aus edlem Geschlechte war, und ebenso der Herzog der Alamannen ein Wergeld von 720 Schillingen oder das Dreifache des Wergeldes eines Edlen gehabt haben.

Wenn ich nicht irre, so liegt für diese frühe Hochstellung der Geistlichen, die sich in andern deutschen Rechten, wenn auch nicht in diesem Maße, doch ähnlich findet, die Erklärung großentheils in den alten vorchristlichen Zuständen. Es ist kaum gläublich, daß die Freien und Edlen, deren Bekehrung zum Christenthum

Digitized by Google

man sich in der ersten Zeit nichts weniger als sehr ideal zu denken hat, die Geistlichen dem Range und Werth nach sofort hätten über sich hinaufsteigen lassen, wenn sie nicht von Alters her an die höhere Stellung ihrer Priester gewöhnt gewesen wären. Aus Tacitus wissen wir nun aber, wie hoch diese Priester geachtet waren. Ihnen allein und nicht den Herzogen war es gestattet, im Namen der Götter schwerere Strafen über freie Männer zu verhängen. Ebenso ist bemerkenswerth, daß bei andern, den Deutschen verwandten Völkern, wie den Indiern, die Priesterkaste hoch über die Kaste der Krieger und Edlen hervorragte, und Verbrechen gegen die Brahmanen verübt, sehr viel härter behandelt wurden als solche, die gegen Kschetrias begangen wurden. Wäre es zu gewagt, nach der Analogie den Schluß zu ziehen, daß auch die deutschen Priester der Vorzeit höheres Wergeld gehabt als die Edlen, welche sich nicht diesem Stande gewidmet? Würde es nicht gerade darum begreiflicher, daß auch die christlichen Priester höher geschätzt wurden? Und könnte nicht auch darin ein Grund dafür liegen, daß die Bekehrung zum Christenthum nicht stärkern Widerstand von den Priestern fand, wenn diese sicher waren, im Falle des Uebertritts keine geringere Stellung unter ihrem Volke einzunehmen, als sie bereits inne hatten?

Digitized by Google

Verfassung.

Schon bevor die Alamannen mit in den großen Völkerverband, an dessen Spitze die fränkischen Könige mächtig herrschten, hineingezogen wurden, war ihre Verfassung der fränkischen nicht unähnlich. Seither theilten sie in manchen Hinsichten die Einrichtungen der Franken. Nur der Hauptunterschied erhielt sich fortwährend, daß Alamannien eine fast durchgängig deutsche Bevölkerung hatte, während in Gallien, dem eigentlichen Sitze der fränkischen Eroberer, die Masse der Bevölkerung dem römischen Stamme angehörte und die Deutschen nur unter jene gemischt waren. Aber nachdem einmal die fränkischen Könige gewußt hatten, aus ihrer Doppelstellung als Beherrscher der römischen Gallier und als Könige der Franken Vortheil zu ziehen und ihrem Königthume eine früher nicht in diesem Umfang gekannte Bedeutung und Macht zu verschaffen, da mußte natürlich diese königliche Gewalt gleichmäßig auch auf die Alamannen wirken. Diese konnten sich ihrem Einflusse um so weniger entziehen, als sie nicht als Gleiche mit Gleichen, sondern unter ungünstigen Verhältnissen mit dem Reiche der Franken vereinigt worden. Pipin nahm ihnen durch Aufhebung der einheimischen Herzogswürde auch den letzten Schein eines eigenthümlichen Staates.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Verfassung des gesammten fränkischen Reiches, als Rechte der Könige und ihrer Reichsbeamten, der Reichstage, welche alljährlich im Frühling und Herbst in doppelter Gestalt abgehalten wurden, näher zu schildern, indem unser Augenmerk zunächst auf ein kleines Gebiet in diesem Reiche gerichtet sein muß. Es genügt, jener nur in so weit zu gedenken, als nöthig ist, um bei Betrachtung der untern Basis

Digitized by Google

des staatlichen Organismus den Zusammenhang mit seiner Spitze nicht aus dem Gesichtskreise zu verlieren.

Nach dem alamannischen Gesetze sind noch alle Freien verpflichtet, in der Gemeinde zu erscheinen, welche sich gewöhnlich an einem Samstage entweder auf Geheiß des Beamteten oder in den ungebotenen Dingen auch ohne solches versammelt. Je zu vierzehn Tagen oder, wie sich unsere Vorfahren ausdrückten, zu vierzehn Nächten um, in unruhigen Zeiten allwöchentlich, trat die Gemeinde zusammen. In jeder Huntari (Centena) konnte das Ding von dem Gaugrafen selber oder seinem Verweser oder dem Centgrafen, dem Vorsteher der Huntari, gehalten werden. In allen diesen Fällen, wo das Ding als wahres Gauding zu betrachten war, wurde daher auch das Ausbleiben mit gleicher schwerer Buße bedroht.

Es war die Buße von 12 Schillingen, bei welcher sonst nur der Herzog etwas gebieten konnte, während der Bann des Gaugrafen nur 6, der des Centgrafen nur 3 Schillinge war.

Die Gemeinde wurde unter freiem Himmel, gewöhnlich in der Nähe alter, ehrwürdiger Bäume gehalten. In Zürich, dessen Dingstätte in alten Urkunden öfters erwähnt wird, bot der geräumige Lindenhof mit seiner schönen freien Aussicht und seinem üppigen Baumwuchs einen sehr geeigneten Platz für die Versammlung dar. Vor diesen Gemeinden wurden alle bedeutenderen Geschäfte von öffentlichem Interesse, besonders aber Rechtsstreite behandelt, Verträge über Grundeigenthum und Erbschaften abgeschlossen, Mündiggewordene für wehrhaft erklärt, Wahlen vorgenommen u. s. w.

Der vorsitzende Graf hegte und leitete das Gericht, aber urtheilte nicht selber. Er fragte zuerst den mit Zustimmung des Volkes von dem Herzoge bestellten rechtskundigen Urtheiler an. Dessen Thätigkeit scheint von dem größten Einflusse auf den Entscheid gewesen zu sein, während die Theilnahme des Grafen mehr eine formelle war und die anwesenden Edlen und Freien in der Regel dem Ausspruche des Weisern folgten. Unzweifelhaft aber waren alle Freien befugt, auch ihre Meinung zu sagen und ein anderes Urtheil zu finden.

In der Folge finden wir dann diese rechtskundigen Einzelnurtheiler verschwinden und die Gerichtsverfassung mehr nach der spä-

Digitized by Google

tern Weise der fränkischen Könige eingerichtet. Karl der Große nämlich führte ständige Schöffen ein, welche von dem Send- und Gaugrafen, später wohl von diesem allein, mit Zustimmung des Volkes gewählt wurden. Ihnen lag es dann zunächst ob, in dem Gericht zu erscheinen und das Urtheil zu finden. Den übrigen Freien war es immer noch verstattet, ebenfalls beizuwohnen und an dem Geschäfte des Urtheilens thätigen Antheil zu nehmen. Aber verpflichtet waren sie nicht mehr dazu, wie vordem. Indessen bleibt es doch unausgemittelt, ob dieses neue Institut auch in unsern alamannischen Gegenden ganz so durchgeführt wurde, wie in andern Theilen der fränkischen Monarchie. Wir werden im Verfolge sehen, daß sich eine lebendige und nicht scharf begrenzte Theilnahme des Volkes an der Gerichtsverfassung länger bei uns erhielt, als in Ländern, wo die Schöffen sich rascher zu heben wußten.

War das Urtheil gefunden und von dem Volke bestätigt, so sprach es der Graf aus und besorgte die Execution. Früher von dem Volke erwählt, später von dem Könige zu seinem Beamteten gesetzt, hat er zugleich den Kriegsbefehl über den Gau. Handhabung der Rechtspflege und Anführung im Kriege waren damals noch immer verbunden und die einfachen Elemente jeder germanischen Staatsgewalt zum deutlichen Zeichen, daß eben im Kriege diese Staaten selber ihren Ursprung genommen.

Nur auf einer tiefern Stufe als der Gaugraf stand der Centgraf. Seine Beamtung war aber ebenfalls aus Rechtsverwaltung und Kriegsführung zusammengesetzt. In Urkunden des achten und neunten Jahrhunderts finden sie sich auch im Thur- und Zürichgau oft erwähnt. Dagegen ist mir eine urkundliche Erwähnung von hiesigen Dekanen aus dieser Zeit nicht bekannt, obwohl anzunehmen ist, daß diese untere Beamtenstufe auch bei den Alamannen vorgekommen sei. Diese führten wohl die Genossenschaften der einzelnen freien Weiler dem Centgrafen zu und saßen ihrem Dorfgerichte, welches über kleine Sachen entschied, vor.

Karl der Große verminderte übrigens die Gerichtsbarkeit des Centgrafen. Zur Zeit des alamannischen Gesetzes nämlich schienen noch Sachen jeder Art unter seinem Vorsitze wie vor dem Gauding verhandelt worden zu sein, indem dasselbe die gleiche Buße

Digitized by Google

auf das Nichterscheinen setzt und überhaupt nicht weiter zwischen beiden Dingen unterscheidet. Von nun an aber soll, nach Karls Verordnung, kein Streit über Freiheit und Eigenthum an Grundstücken und Hörigen vor dem Centgerichte entschieden, sondern diese Sachen nur unter Vorsitz des Gaugrafen behandelt werden. Auch soll Keiner auf den Tod vor dem Centgrafen angeklagt werden dürfen. Wohl aber konnten fortwährend Schuldsachen und Frevel auch in dem Centgerichte vorkommen.

Eine Spur dieser veränderten Kompetenz scheint mir in einer Urkunde vom Jahr 820 zu liegen. Bei Gelegenheit eines Eigenthumsprozesses nämlich werden Zeugen in Stammheim eidlich von den bevollmächtigten Boten des Grafen im Gerichte (Centgericht) vernommen, das Urtheil in dieser Sache aber erst in Zürich unter Vorsitz des Gaugrafen (Gauding) gefunden.

Digitized by Google

Die unfreien Stände.

Unter den Freien und ihnen dienstbar wohnte eine große Anzahl von Unfreien, welche des Volksrechtes nicht theilhaft waren, sondern unter dem Schutze ihres Herrn lebten. Die deutschen Völker hatten jene harte Ansicht der Römer von der Sclaverei nie bei sich gekannt. Der römische Sclave war absolut rechtlos, eine Sache gleich einem Thiere. Der deutsche Knecht wurde von jeher als ein rechtsfähiges Wesen angesehen, wenn er auch immer noch tief genug gestellt war.

Bei den meisten deutschen Völkern finden wir in der ältesten Zeit schon verschiedene Arten der Unfreiheit, eine härtere Knechtschaft und eine halbfreie Hörigkeit der sogenannten Liten. Eine Menge Mittelstufen führen von jener zu dieser, von dieser zur Freiheit. Gerade der Reichthum an mannigfaltigen Zuständen macht ihre Festhaltung und Unterordnung schwierig.

Tacitus schildert den Zustand des niedern Knechtes gerade so, wie wir ihn viele Jahrhunderte später noch in den alamannischen Urkunden wieder finden. Der unfreie Bauer besitzt gewöhnlich ein Grundstück, welches er bebaut, und wohnt mit seiner Familie in einer eigenen Hütte, die mit Stallung und Scheune versehen ist. Der Herr legt ihm gewisse Lasten auf. Er muß einen Theil seiner Früchte dem Herrn abliefern. Das Uebrige behält er für sich. Zwar steht ihm kein wahres Eigenthum zu an seiner Habe, denn zu diesem fehlt ihm der Antheil an dem Volksrechte der Freien; und wenn der Herr den Hörigen veräußert, so veräußert er ihn gewöhnlich sammt seiner Habe. Ein gewisses Recht daran steht aber dem Hörigen doch zu; und es würde der Herr nach deutschen Begriffen gewiß unrechtlich und willkürlich handeln, wenn er ihm

Digitized by Google

seine Habe ohne weiters entzöge, wozu der römische Herr seinem Sclaven gegenüber vollständig berechtigt war. Die Habe gehört zu dem Eigenen und gehört ihm so lange er lebt, und erst bei seinem Tode kann der Herr nach Hofrecht gewisse Ansprüche auf diese Verlassenschaft machen. Daneben muß der Knecht auch auf den übrigen Grundstücken des Herrn, auf dessen unvertheiltem Hofe Frohndienste thun. Drei Tage lang arbeitet er gewöhnlich in der Woche für sich, drei Tage für den Herrn.

Dieser ganze Zustand hatte weit mehr Aehnlichkeit mit dem der römischen Colonen der Kaiserzeit, als mit dem der römischen Sclaven, daher erinnert Tacitus hier auch an jene.

Nun lebten aber, als die Alamannen unsere Gegenden eroberten, daselbst wohl eine Menge solcher Colonen, deren Zustand sich unter der neuen Herrschaft kaum sehr veränderte. Er hat sich wohl noch eher verbessert als verschlimmert, weil die Sieger selber an Bildung und Lebensweise sich nicht so sehr vor ihren Knechten unterschieden und ihnen näher standen, als die feinern, aber hartherzigen und kaltgrausamen Römer.

Andere Knechte dienten dem Herrn persönlich und wohnten auf seinem eigenen Hofe. Dritte verstanden als Handwerker ihr Brod zu verdienen und zugleich dem Herrn reichlichere Einkünfte zu verschaffen.

Die Weiber dienten als Mägde und wurden zu Hausgeschäften oder auch zu Feldarbeiten gebraucht. Besser unterrichtete verfertigten Kleidungsstücke.

Der Herr war berechtigt, seine Knechte und Mägde zu veräußern, doch nicht außer Landes. Leibeigene, welche einzelne Hufen zur Bebauung erhalten hatten, die sogenannten Huber (hobarii) wurden wohl selten anders veräußert, als sammt ihrer Hufe. Doch kommt es ausnahmsweise auch vor, daß der Herr das Grundstück veräußert, aber einzelne Hörige sich zu seinem Dienste vorbehält.

Für Vergehen wurden sie von dem Herrn bestraft, sehr frühzeitig, aber nicht willkürlich, sondern nach den Grundsätzen des Hofrechtes. Die Strafarten aber waren empfindlicher, als bei Freien. Körperliche Züchtigung wird in dem alamannischen Gesetze als Strafe erwähnt, wenn ein Leibeigener den Sonntag durch seine Arbeit entheilige.

Digitized by Google

Umgekehrt wurden Vergehen gegen Eigene verübt, gelinder bestraft, als die gegen Freie.

Ein Wergeld hatten die Eigenen nicht. Wurde einer erschlagen, so mußte der Schaden seinem Herrn gebüßt werden, wie wenn dieser sonst an seinem Eigenthum gekränkt worden wäre. Nach dem alamannischen Gesetze werden für den getödteten Knecht 15 Schillinge bezahlt. Die brauchbaren Eigenen werden dann höher angesetzt. Wenn ein Höriger einer größern Heerde oder als Seneschal einem Gesinde von wenigstens 12 Personen oder als Marschall wenigstens 12 Pferden (Mähren) vorsteht, so werden für einen solchen 45 Schillinge bezahlt. Ebenso wird die nämliche dreifache Buße auch auf Tödtung der vorzüglichern hörigen Handwerker gesetzt, als des Bäckers und Kochs und der Grob-, Gold- und Waffenschmiede.

Während jene Hörigen durch ihren Beruf eine ausnahmsweise höhere Stellung erhielten, finden wir mit Rücksicht auf den Stand der Herren eine ganze Klasse von Hörigen erhoben, nämlich die Hörigen des Königs und der Kirche, welche offenbar schon den Uebergang zu der halbfreien Klasse der Liten bildeten. Freilich ist auch die Buße, welche für sie bezahlt wird, nicht als ein wahres Wergeld zu betrachten. Aber sie beträgt doch schon 54 Schillinge, mithin mehr, als das Dreifache eines Eigenen, der einem andern Herrn zugehört.

Von allen diesen Eigenen sind nunmehr die Liten zu unterscheiden. Daß auch sie für Unfreie zu achten und nicht den Freien gleich zu stellen sind, wird sich im Verfolge da, wo wir die Verhältnisse der zürcherischen Fiscalinen erörtern werden, noch deutlicher ergeben. Diese besaßen nun schon ein wahres Wergeld, welches in der Regel die Hälfte des Wergeldes der Freien betrug.

Gerade dieser Umstand ist für Verhältniß der beiden Arten der Unfreiheit von der größten Bedeutung. Eben dieser Ansatz eines Wergeldes nämlich beweist, wie Gaupp trefflich bemerkt hat, daß die Liten politisch als wahrer Bestandtheil des Volkes angesehen werden müssen, während solches von den tiefer stehenden Eigenen nicht gesagt werden kann. Mir scheint, dieser glückliche Gedanke läßt sich noch bedeutend erweitern und dadurch denn freilich ein

Digitized by Google

ganz anderes Resultat gewinnen, als worauf Gaupp gekommen ist. Er glaubt nämlich annehmen zu dürfen, die strenge Knechtschaft sei das ältere, der Stand der Liten das neuere Verhältniß, während aus jener Auffassung der Liten als eines wahren Volksstandes doch wohl weit eher das Gegentheil folgt.

Als Tacitus, den Zustand der deutschen Freigelassenen schildernd, von ihnen sagte, daß sie sich wenig über die Sclaven erheben, und im Hause geringe, im Staate gar keine Bedeutung haben, mochte er allerdings auch von dem Stande der Liten gehört und sie mit gemeint haben. Wären zu seiner Zeit noch die uralten römischen Standesverhältnisse lebendig oder auch nur allgemein bekannt gewesen, so hätte der jedes Wort erwägende Schriftsteller wohl, gerade so wie er bei den deutschen Sclaven an die Colonen erinnert, hier der Clienten gedacht. Denn auch die alten Römer hatten neben der Sclaverei der Servi eine milde Hörigkeit der Clienten gekannt. Die Servi waren massenhaft durch Unterwerfung im Kriege entstanden. Ueber die Entstehung der Clienten wissen wir nichts, sie sind in der Geschichte so alt, als das Volk, zu welchem sie gehören. Und wie in Rom die freigelassenen Sclaven in der ältern Zeit nur Clienten wurden und auch später, nachdem der Stand der Clienten längst aufgelöst worden, ihrem vormaligen Herrn gegenüber als Clienten zu betrachten waren und ihn als Patron zu ehren hatten, so findet sich auch bei den deutschen Völkern eine ähnliche Erscheinung. Nach dem Edikte des Königs Rother wird der nicht mit der vollsten Wirkung freigelassene Eigene nur zum Aldius, wie die Longobarden den Liten. Auch deutsche Chronisten übersetzen daher den Ausdruck Liten oft mit Liberti.

Wir haben oben schon einmal zur Erklärung deutscher Standesverhältnisse die schärfere Eintheilung der indischen Kasten herbeigerufen. Auch jetzt wird es erlaubt sein, auf die analogen Verhältnisse des verwandten Volkes hinzuweisen. Dort findet sich als besondere zum Volk gehörige vierte Kaste, die der Sudras, welche zwar Diener der drei höher stehenden Kasten sind, deren Dienstverhältniß jedoch ein sehr mildes ist. Die harte Knechtschaft der europäischen Völker kennt die Kastenverfassung nicht.

Digitized by Google

und für die besten sehr hohe Preise angesetzt, wenn sie ihrem Herrn entfremdet werden. So z. B. wird der Leithund (laitihunt) mit 12 Schillingen gebüßt, andere Jagdhunde mit 6 und 3 Schillingen, während ein Streithengst nicht mehr als 12 Schillinge, ein gewöhnliches Pferd höchstens 6, ein Wucherstier nur 3 Schillinge geschätzt werden.

Die Weiber werden im alamannischen Rechte bedeutend höher gestellt, als in den Volksgesetzen anderer germanischen Stämme. Ihr Wergeld beträgt dort immer die doppelte Summe von der für den erschlagenen Mann. Eine Gemeinfreie wird mit 360, die Mittelfreie mit 400, die Edle mit 480 Schillingen gebüßt. In demselben Verhältniß wird auch für jedes andere Vergehen die Buße immer auf das Doppelte gesetzt, sobald dasselbe gegen ein Weib verübt wurde.

Beachtenswerth ist endlich die eigenthümliche Schätzung der Geistlichen im alamannischen Recht. Wer einen Bischof schlägt oder verletzt, sagt das alamannische Gesetz, der soll die Buße, auf die dessen Geschlecht Anspruch hat, dreifach geben, oder richtiger ausgedrückt, er soll büßen, wie wenn er gegen den Herzog Unrecht verübt hätte. Und wird der Bischof erschlagen, so hat er ein Wergeld gleich dem Herzog. Selber niedere Geistliche erheben sich nicht allein über die Freien, sondern sogar über den Adel. Der Pfarrer (presbyter parochianus) hat ein Wergeld von 600 Schillingen, der Helfer und Regularmönch ein solches von 400 Schillingen. So hat jener das dreifache, dieser das doppelte Wergeld eines Mittelfreien, während der edle Laie dieses nur um einen Fünftel übersteigt. Vielleicht dürfen wir aus dieser Zusammenstellung schließen, daß der Bischof, der doch gewöhnlich wohl in der ersten Zeit aus edlem Geschlechte war, und ebenso der Herzog der Alamannen ein Wergeld von 720 Schillingen oder das Dreifache des Wergeldes eines Edlen gehabt haben.

Wenn ich nicht irre, so liegt für diese frühe Hochstellung der Geistlichen, die sich in andern deutschen Rechten, wenn auch nicht in diesem Maße, doch ähnlich findet, die Erklärung großentheils in den alten vorchristlichen Zuständen. Es ist kaum gläublich, daß die Freien und Edlen, deren Bekehrung zum Christenthum

Digitized by Google

man sich in der ersten Zeit nichts weniger als sehr ideal zu denken hat, die Geistlichen dem Range und Werth nach sofort hätten über sich hinaufsteigen lassen, wenn sie nicht von Alters her an die höhere Stellung ihrer Priester gewöhnt gewesen wären. Aus Tacitus wissen wir nun aber, wie hoch diese Priester geachtet waren. Ihnen allein und nicht den Herzogen war es gestattet, im Namen der Götter schwerere Strafen über freie Männer zu verhängen. Ebenso ist bemerkenswerth, daß bei andern, den Deutschen verwandten Völkern, wie den Indiern, die Priesterkaste hoch über die Kaste der Krieger und Edlen hervorragte, und Verbrechen gegen die Brahmanen verübt, sehr viel härter behandelt wurden als solche, die gegen Kschetriahs begangen wurden. Wäre es zu gewagt, nach der Analogie den Schluß zu ziehen, daß auch die deutschen Priester der Vorzeit höheres Wergeld gehabt als die Edlen, welche sich nicht diesem Stande gewidmet? Würde es nicht gerade darum begreiflicher, daß auch die christlichen Priester höher geschätzt wurden? Und könnte nicht auch darin ein Grund dafür liegen, daß die Bekehrung zum Christenthum nicht stärkern Widerstand von den Priestern fand, wenn diese sicher waren, im Falle des Uebertritts keine geringere Stellung unter ihrem Volke einzunehmen, als sie bereits inne hatten?

Digitized by Google

Verfassung.

Schon bevor die Alamannen mit in den großen Völkerverband, an dessen Spitze die fränkischen Könige mächtig herrschten, hineingezogen wurden, war ihre Verfassung der fränkischen nicht unähnlich. Seither theilten sie in manchen Hinsichten die Einrichtungen der Franken. Nur der Hauptunterschied erhielt sich fortwährend, daß Alamannien eine fast durchgängig deutsche Bevölkerung hatte, während in Gallien, dem eigentlichen Sitze der fränkischen Eroberer, die Masse der Bevölkerung dem römischen Stamme angehörte und die Deutschen nur unter jene gemischt waren. Aber nachdem einmal die fränkischen Könige gewußt hatten, aus ihrer Doppelstellung als Beherrscher der römischen Gallier und als Könige der Franken Vortheil zu ziehen und ihrem Königthume eine früher nicht in diesem Umfang gekannte Bedeutung und Macht zu verschaffen, da mußte natürlich diese königliche Gewalt gleichmäßig auch auf die Alamannen wirken. Diese konnten sich ihrem Einflusse um so weniger entziehen, als sie nicht als Gleiche mit Gleichen, sondern unter ungünstigen Verhältnissen mit dem Reiche der Franken vereinigt worden. Pipin nahm ihnen durch Aufhebung der einheimischen Herzogswürde auch den letzten Schein eines eigenthümlichen Staates.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Verfassung des gesammten fränkischen Reiches, als Rechte der Könige und ihrer Reichsbeamten, der Reichstage, welche alljährlich im Frühling und Herbst in doppelter Gestalt abgehalten wurden, näher zu schildern, indem unser Augenmerk zunächst auf ein kleines Gebiet in diesem Reiche gerichtet sein muß. Es genügt, jener nur in so weit zu gedenken, als nöthig ist, um bei Betrachtung der untern Basis

Digitized by Google

des staatlichen Organismus den Zusammenhang mit seiner Spitze nicht aus dem Gesichtskreise zu verlieren.

Nach dem alamannischen Gesetze sind noch alle Freien verpflichtet, in der Gemeinde zu erscheinen, welche sich gewöhnlich an einem Samstage entweder auf Geheiß des Beamteten oder in den ungebotenen Dingen auch ohne solches versammelt. Je zu vierzehn Tagen oder, wie sich unsere Vorfahren ausdrückten, zu vierzehn Nächten um, in unruhigen Zeiten allwöchentlich, trat die Gemeinde zusammen. In jeder Huntari (Centena) konnte das Ding von dem Gaugrafen selber oder seinem Verweser oder dem Centgrafen, dem Vorsteher der Huntari, gehalten werden. In allen diesen Fällen, wo das Ding als wahres Gauding zu betrachten war, wurde daher auch das Ausbleiben mit gleicher schwerer Buße bedroht.

Es war die Buße von 12 Schillingen, bei welcher sonst nur der Herzog etwas gebieten konnte, während der Bann des Gaugrafen nur 6, der des Centgrafen nur 3 Schillinge war.

Die Gemeinde wurde unter freiem Himmel, gewöhnlich in der Nähe alter, ehrwürdiger Bäume gehalten. In Zürich, dessen Dingstätte in alten Urkunden öfters erwähnt wird, bot der geräumige Lindenhof mit seiner schönen freien Aussicht und seinem üppigen Baumwuchs einen sehr geeigneten Platz für die Versammlung dar. Vor diesen Gemeinden wurden alle bedeutenderen Geschäfte von öffentlichem Interesse, besonders aber Rechtsstreite behandelt, Verträge über Grundeigenthum und Erbschaften abgeschlossen, Mündiggewordene für wehrhaft erklärt, Wahlen vorgenommen u. s. w.

Der vorsitzende Graf hegte und leitete das Gericht, aber urtheilte nicht selber. Er fragte zuerst den mit Zustimmung des Volkes von dem Herzoge bestellten rechtskundigen Urtheiler an. Dessen Thätigkeit scheint von dem größten Einflusse auf den Entscheid gewesen zu sein, während die Theilnahme des Grafen mehr eine formelle war und die anwesenden Edlen und Freien in der Regel dem Ausspruche des Weisern folgten. Unzweifelhaft aber waren alle Freien befugt, auch ihre Meinung zu sagen und ein anderes Urtheil zu finden.

In der Folge finden wir dann diese rechtskundigen Einzelnurtheiler verschwinden und die Gerichtsverfassung mehr nach der spä-

Digitized by Google

tern Weise der fränkischen Könige eingerichtet. Karl der Große nämlich führte ständige Schöffen ein, welche von dem Send- und Gaugrafen, später wohl von diesem allein, mit Zustimmung des Volkes gewählt wurden. Ihnen lag es dann zunächst ob, in dem Gericht zu erscheinen und das Urtheil zu finden. Den übrigen Freien war es immer noch verstattet, ebenfalls beizuwohnen und an dem Geschäfte des Urtheilens thätigen Antheil zu nehmen. Aber verpflichtet waren sie nicht mehr dazu, wie vordem. Indessen bleibt es doch unausgemittelt, ob dieses neue Institut auch in unsern alamannischen Gegenden ganz so durchgeführt wurde, wie in andern Theilen der fränkischen Monarchie. Wir werden im Verfolge sehen, daß sich eine lebendige und nicht scharf begrenzte Theilnahme des Volkes an der Gerichtsverfassung länger bei uns erhielt, als in Ländern, wo die Schöffen sich rascher zu heben wußten.

War das Urtheil gefunden und von dem Volke bestätigt, so sprach es der Graf aus und besorgte die Execution. Früher von dem Volke erwählt, später von dem Könige zu seinen Beamteten gesetzt, hat er zugleich den Kriegsbefehl über den Gau. Handhabung der Rechtspflege und Anführung im Kriege waren damals noch immer verbunden und die einfachen Elemente jeder germanischen Staatsgewalt zum deutlichen Zeichen, daß eben im Kriege diese Staaten selber ihren Ursprung genommen.

Nur auf einer tiefern Stufe als der Gaugraf stand der Centgraf. Seine Beamtung war aber ebenfalls aus Rechtsverwaltung und Kriegsführung zusammengesetzt. In Urkunden des achten und neunten Jahrhunderts finden sie sich auch im Thur- und Zürichgau oft erwähnt. Dagegen ist mir eine urkundliche Erwähnung von hiesigen Dekanen aus dieser Zeit nicht bekannt, obwohl anzunehmen ist, daß diese unterste Beamtenstufe auch bei den Alamannen vorgekommen sei. Diese führten wohl die Genossenschaften der einzelnen freien Weiler dem Centgrafen zu und saßen ihrem Dorfgerichte, welches über kleine Sachen entschied, vor.

Karl der Große verminderte übrigens die Gerichtsbarkeit des Centgrafen. Zur Zeit des alamannischen Gesetzes nämlich schienen noch Sachen jeder Art unter seinem Vorsitze wie vor dem Gaurichte verhandelt worden zu sein, indem dasselbe die gleiche Buße

Digitized by Google

auf das Nichterscheinen setzt und überhaupt nicht weiter zwischen beiden Dingen unterscheidet. Von nun an aber soll, nach Karls Verordnung, kein Streit über Freiheit und Eigenthum an Grundstücken und Hörigen vor dem Centgerichte entschieden, sondern diese Sachen nur unter Vorsitz des Gaugrafen behandelt werden. Auch soll Keiner auf den Tod vor dem Centgrafen angeklagt werden dürfen. Wohl aber konnten fortwährend Schuldsachen und Frevel auch in dem Centgerichte vorkommen.

Eine Spur dieser veränderten Kompetenz scheint mir in einer Urkunde vom Jahr 820 zu liegen. Bei Gelegenheit eines Eigenthumsprozesses nämlich wurden Zeugen in Stammheim eidlich von dem bevollmächtigten Boten des Grafen im Gerichte (Centgericht) vernommen, das Urtheil in dieser Sache aber erst in Zürich unter Vorsitz des Gaugrafen (Gauding) gefunden.

Digitized by Google

Die unfreien Stände.

Unter den Freien und ihnen dienstbar wohnte eine große Anzahl von Unfreien, welche des Volksrechtes nicht theilhaft waren, sondern unter dem Schutze ihres Herrn lebten. Die deutschen Völker hatten jene harte Ansicht der Römer von der Sclaverei nie bei sich gekannt. Der römische Sclave war absolut rechtlos, eine Sache gleich einem Thiere. Der deutsche Knecht wurde von jeher als ein rechtsfähiges Wesen angesehen, wenn er auch immer noch tief genug gestellt war.

Bei den meisten deutschen Völkern finden wir in der ältesten Zeit schon verschiedene Arten der Unfreiheit, eine härtere Knechtschaft und eine halbfreie Hörigkeit der sogenannten Liten. Eine Menge Mittelstufen führen von jener zu dieser, von dieser zur Freiheit. Gerade der Reichthum an mannigfaltigen Zuständen macht ihre Festhaltung und Unterordnung schwierig.

Tacitus schildert den Zustand des niedern Knechtes gerade so, wie wir ihn viele Jahrhunderte später noch in den alamannischen Urkunden wieder finden. Der unfreie Bauer besitzt gewöhnlich ein Grundstück, welches er bebaut, und wohnt mit seiner Familie in einer eigenen Hütte, die mit Stallung und Scheune versehen ist. Der Herr legt ihm gewisse Lasten auf. Er muß einen Theil seiner Früchte dem Herrn abliefern. Das Uebrige behält er für sich. Zwar steht ihm kein wahres Eigenthum zu an seiner Habe, denn zu diesem fehlt ihm der Antheil an dem Volksrechte der Freien; und wenn der Herr den Hörigen veräußert, so veräußert er ihn gewöhnlich sammt seiner Habe. Ein gewisses Recht daran steht aber dem Hörigen doch zu; und es würde der Herr nach deutschen Begriffen gewiß unrechtlich und willkürlich handeln, wenn er ihm

Digitized by Google

seine Habe ohne weiters entzöge, wozu der römische Herr seinem Sclaven gegenüber vollständig berechtigt war. Die Habe gehört zu dem Eigenen und gehört ihm so lange er lebt, und erst bei seinem Tode kann der Herr nach Hofrecht gewisse Ansprüche auf diese Verlassenschaft machen. Daneben muß der Knecht auch auf den übrigen Grundstücken des Herrn, auf dessen unvertheiltem Hofe Frohndienste thun. Drei Tage lang arbeitet er gewöhnlich in der Woche für sich, drei Tage für den Herrn.

Dieser ganze Zustand hatte weit mehr Aehnlichkeit mit dem der römischen Colonen der Kaiserzeit, als mit dem der römischen Sclaven, daher erinnert Tacitus hier auch an jene.

Nun lebten aber, als die Alamannen unsere Gegenden eroberten, daselbst wohl eine Menge solcher Colonen, deren Zustand sich unter der neuen Herrschaft kaum sehr veränderte. Er hat sich wohl noch eher verbessert als verschlimmert, weil die Sieger selber an Bildung und Lebensweise sich nicht so sehr vor ihren Knechten unterschieden und ihnen näher standen, als die feinern, aber hartherzigen und kaltgrausamen Römer.

Andere Knechte dienten dem Herrn persönlich und wohnten auf seinem eigenen Hofe. Dritte verstanden als Handwerker ihr Brod zu verdienen und zugleich dem Herrn reichlichere Einkünfte zu verschaffen.

Die Weiber dienten als Mägde und wurden zu Hausgeschäften oder auch zu Feldarbeiten gebraucht. Besser unterrichtete verfertigten Kleidungsstücke.

Der Herr war berechtigt, seine Knechte und Mägde zu veräußern, doch nicht außer Landes. Leibeigene, welche einzelne Hufen zur Bebauung erhalten hatten, die sogenannten Huber (hobarii) wurden wohl selten anders veräußert, als sammt ihrer Hufe. Doch kommt es ausnahmsweise auch vor, daß der Herr das Grundstück veräußert, aber einzelne Hörige sich zu seinem Dienste vorbehält.

Für Vergehen wurden sie von dem Herrn bestraft, sehr frühzeitig, aber nicht willkürlich, sondern nach den Grundsätzen des Hofrechtes. Die Strafarten aber waren empfindlicher, als bei Freien. Körperliche Züchtigung wird in dem alamannischen Gesetze als Strafe erwähnt, wenn ein Leibeigener den Sonntag durch seine Arbeit entheilige.

Digitized by Google

Umgekehrt wurden Vergehen gegen Eigene verübt, gelinder bestraft, als die gegen Freie.

Ein Wergeld hatten die Eigenen nicht. Wurde einer erschlagen, so mußte der Schaden seinem Herrn gebüßt werden, wie wenn dieser sonst an seinem Eigenthum gekränkt worden wäre. Nach dem alamannischen Gesetze werden für den getödteten Knecht 15 Schillinge bezahlt. Die brauchbaren Eigenen werden dann höher angesetzt. Wenn ein Höriger einer größern Heerde oder als Geneschal einem Gesinde von wenigstens 12 Personen oder als Marschall wenigstens 12 Pferden (Mähren) vorsteht, so werden für einen solchen 45 Schillinge bezahlt. Ebenso wird die nämliche dreifache Buße auch auf Tödtung der vorzüglichern hörigen Handwerker gesetzt, als des Bäckers und Kochs und der Grob-, Gold- und Waffenschmiede.

Während jene Hörigen durch ihren Beruf eine ausnahmsweise höhere Stellung erhielten, finden wir mit Rücksicht auf den Stand der Herren eine ganze Klasse von Hörigen erhoben, nämlich die Hörigen des Königs und der Kirche, welche offenbar schon den Uebergang zu der halbfreien Klasse der Liten bildeten. Freilich ist auch die Buße, welche für sie bezahlt wird, nicht als ein wahres Wergeld zu betrachten. Aber sie beträgt doch schon 54 Schillinge, mithin mehr, als das Dreifache eines Eigenen, der einem andern Herrn zugehört.

Von allen diesen Eigenen sind nunmehr die Liten zu unterscheiden. Daß auch sie für Unfreie zu achten und nicht den Freien gleich zu stellen sind, wird sich im Verfolge da, wo wir die Verhältnisse der zürcherischen Fiscalinen erörtern werden, noch deutlicher ergeben. Diese besaßen nun schon ein wahres Wergeld, welches in der Regel die Hälfte des Wergeldes der Freien betrug.

Gerade dieser Umstand ist für Verhältniß der beiden Arten der Unfreiheit von der größten Bedeutung. Eben dieser Ansatz eines Wergeldes nämlich beweist, wie Gaupp trefflich bemerkt hat, daß die Liten politisch als wahrer Bestandtheil des Volkes angesehen werden müssen, während solches von den tiefer stehenden Eigenen nicht gesagt werden kann. Mir scheint, dieser glückliche Gedanke läßt sich noch bedeutend erweitern und dadurch denn freilich ein

Digitized by Google

ganz anderes Resultat gewinnen, als worauf Gaupp gekommen ist. Er glaubt nämlich annehmen zu dürfen, die strenge Knechtschaft sei das ältere, der Stand der Liten das neuere Verhältniß, während aus jener Auffassung der Liten als eines wahren Volksstandes doch wohl weit eher das Gegentheil folgt.

Als Tacitus, den Zustand der deutschen Freigelassenen schildernd, von ihnen sagte, daß sie sich wenig über die Sclaven erheben, und im Hause geringe, im Staate gar keine Bedeutung haben, mochte er allerdings auch von dem Stande der Liten gehört und sie mit gemeint haben. Wären zu seiner Zeit noch die uralten römischen Standesverhältnisse lebendig oder auch nur allgemein bekannt gewesen, so hätte der jedes Wort erwägende Schriftsteller wohl, gerade so wie er bei den deutschen Sclaven an die Colonen erinnert, hier der Clienten gedacht. Denn auch die alten Römer hatten neben der Sclaverei der Servi eine milde Hörigkeit der Clienten gekannt. Die Servi waren massenhaft durch Unterwerfung im Kriege entstanden. Ueber die Entstehung der Clienten wissen wir nichts, sie sind in der Geschichte so alt, als das Volk, zu welchem sie gehören. Und wie in Rom die freigelassenen Sclaven in der ältern Zeit nur Clienten wurden und auch später, nachdem der Stand der Clienten längst aufgelöst worden, ihrem vormaligen Herrn gegenüber als Clienten zu betrachten waren und ihn als Patron zu ehren hatten, so findet sich auch bei den deutschen Völkern eine ähnliche Erscheinung. Nach dem Edikte des Königs Rother wird der nicht mit der vollsten Wirkung freigelassene Eigene nur zum Aldius, wie die Longobarden den Liten. Auch deutsche Chronisten übersetzen daher den Ausdruck Liten oft mit Aldii.

Wir haben oben schon einmal zur Erklärung deutscher Standesverhältnisse die schärfere Eintheilung der indischen Kasten herbeigerufen. Auch jetzt wird es erlaubt sein, auf die analogen Verhältnisse des verwandten Volkes hinzuweisen. Dort findet sich als besondere zum Volk gehörige vierte Kaste die der Sudras, welche zwar Diener der drei höher stehenden Kasten sind, deren Dienstverhältniß jedoch ein sehr mildes ist. Die harte Knechtschaft der europäischen Völker kennt die Kastenverfassung nicht.

Digitized by Google

Das Alles scheint die gedoppelte Annahme zu unterstützen, einmal, daß der weit verbreitete Stand der deutschen Liten, Laten, Lassen, Aldionen und wie sie sonst noch genannt worden sein mögen, wie die Clienten der Römer und die Sudras der Indier ein ursprünglicher dienender aber zum Volke gehöriger Stand gewesen sei; zweitens, daß gerade die härtere Knechtschaft spätern Ursprungs und eine Folge kriegerischer Eroberung und Verwilderung sei. Für die deutschen Völker wird diese Ansicht noch insbesondere dadurch bestätiget, daß das Verhältniß der Liten schon in der ersten Zeit unserer Geschichte im Absterben begriffen zu sein scheint, während wir eine Menge auch späterer Beispiele kennen, wo überwundene Völkerschaften in die härtere Knechtschaft übergehen. Beweist doch der Name Sclave selber die spätere Unterwerfung der slavischen Eigenen!

So aufgefaßt scheint endlich die merkwürdige von Gaupp angeführte Stelle des Abtes Nithard († 853) eine noch tiefere Bedeutung zu erhalten, wenn er sagt: „Das Volk der Sachsen ist „in drei Stände (ordines) getheilt. Die einen werden in ihrer „Sprache Edhilingi (Edle), die andern Frilingi (Freie), die „Dritten Lazzi (Lassen, Liten) genannt. In der lateinischen „Sprache heißen sie: Nobiles, Ingenuiles atque Serviles." Die Eigenen hält er nicht für einen Volksstand, wohl aber die Liten, die in einem bestimmten Verhältnisse stehen zu Freien und Edlen und mit ihnen das ganze Volk bilden.

Diese Betrachtung wird uns nun aber geneigt machen, auch bei den suevischen Völkern, denen Gaupp nur die einfache härtere Knechtschaft zuschreibt, auf das Vorhandensein von Liten zu schließen, gesetzt auch, es sollte uns ganz zu Zeugnissen dafür fehlen. Aus dem Mangel an bestimmten Angaben über die Liten könnte höchstens ein früheres Verschwinden dieses Standes bei den suevischen Völkern gefolgert werden. Daß sie aber bei den Alamannen vorgekommen seien, beweist die Erwähnung der Liten in dem alamannischen Gesetze selbst und seinen Zusätzen. Der fränkische Einfluß, welchen Gaupp hier vermuthet, kann sich doch immer nur auf den Namen, nicht aber den Zustand selbst beziehen. Denn wäre dieser den Alamannen unbekannt gewesen, hät-

Digitized by Google

ten nicht Biten in einer ansehnlichen Zahl unter ihnen gelebt, so wären sie sicher nicht in dem Gesetze besonders erwähnt worden. Ueberdieß wird die Darstellung des Zustandes der Fiscalinen zeigen, daß derselbe dem Litenverhältnisse nachgebildet war, woraus doch wohl auf ein früheres lebendiges Eingreifen dieses letztern in die Standesordnung auch der suevischen Völker geschlossen werden darf.

So weit nun über den Adel und den Unterschied der Stände zur Zeit des Mittelalters. Seitdem die Schweiz zum Freistaate ward, verlor auch der Adel seinen Werth und seine Bedeutung. Dr. Bluntschli sagt hierüber: Mit der gänzlichen Lostrennung der Schweiz vom Reiche und bei der Eigenthümlichkeit der zürcherischen Stadtverfassung mußte auch jede staatsrechtliche Bedeutung des Adels verschwinden, und es gab von da an schon keinen einheimischen Adelstand mehr, wenn gleich Namen und Ansprüche sich erhielten. Ein Stand, in staatsrechtlichem Sinne nämlich, ist nur insofern gedenkbar, als derselbe eigenthümliche Rechte besitzt und in dem Staatsleben eine besondere Stellung einnimmt. Im deutschen Reiche hatte der Adel solche Bedeutung behauptet und auch in Fürstenthümern, ja selbst in Aristokratien ließ sich die Fortdauer derselben wohl denken. In Zürich aber, woselbst wissenschaftliche Ausbildung und der durch Handelsgeschäfte erworbene Reichthum als die vorzüglichsten Glanzpunkte des Lebens galten, mußte der Adel verkümmern, zumal er weder sehr reich, noch durch große Verbindungen mächtig war. Unterscheidende Rechte besaß er keine, und nur im gesellschaftlichen Leben verliehen historische Erinnerungen ihm noch einen gewissen Glanz, der, wenn einzelne Glieder in's Ausland gingen, auf dem fremden Boden mehr als in der Heimath hervor trat. Zu einem neuen einheimischen, städtischen Adel, in Form eines abgeschlossenen Patriziates, waren zwar zu verschiedenen Zeiten Neigungen und selbst Anfänge vorhanden. Man wollte Familien, in denen sich gewisse Ehrenstellen durch einige Generationen hindurch erhalten hatten, vorzugsweise als regimentsfähige betrachtet

Digitized by Google

wissen; man legte der Bekleidung hoher, besonders Militärstellen, welche im Auslande von Zürchern erlangt wurden, auch zu Hause Auszeichnung bei; innerhalb der Bürgerschaft selbst bildeten sich ausschließende Koterien. Das Alles kam aber nie zum rechten Durchbruch, erlangte nie wahre staatsrechtliche Bedeutung. Es blieb dieß fortwährend auf dem Stadium der Anmaßung und konnte eben deshalb bis auf unsere Tage hinab nur im gesellschaftlichen Leben sich äußern und dieses verunstalten.

Digitized by Google

Wie Zürich eine Steuer auf dem Lande anlegt und die zu Wädenſchweil nicht ſteuern wollen, deßwegen überzogen und gehorſam gemacht worden.

Die Geſchichte von 1794—1830 zeigt deutlich, wie das Landvolk, wenn es ſeine Rechte geltend machen wollte und ſich auf Brief und Siegel berief, von der Stadt oftmals unterdrückt und wie ihm ſeine ſchriftlichen Beweiſe (Waldmanns Briefe) gewaltſam entriſſen wurden. Dabei verloren viele Bürger Leben, Gut und Ehre. Als Beitrag und Vorläufer zu jenen geſchichtlichen Daten folgen hier einige Belege aus Bullingers Chronik.

1.

Als der Stadt Zürich Seckel leer worden durch langwierige Krieg und um die Verpfändung Winterthur viel erlegen mußten, ward man räthig, eine Steuer auf Stadt und Land zu legen, daß ein jeder Bürger und Landmann, ſo eine Haushaltung führe, ſoll 5 Plappert erlegen; das war männiglich wohl zufrieden, denn man bisher viel Unruhe von der Stadt Winterthur wegen gehabt und weiter zu beſorgen war.

Allein war das Volk der Herrſchaft Wädenſchweil gar nicht willig, etwas zu geben, der Meinung, ſie gehörten in das Haus Wädenſchweil an die Herren Meiſter des Johanniter Ordens und waren ſonſt der Stadt Zürich nichts weiter verpflichtet, mit Ihnen zu reiſen und ſonſt keine Steur zu geben, und wiewohl Zürich durch Botſchaft, alte Briefe und Verſchreibungen Sie eines andern berichtete, fertigten ſie doch die Boten ab mit höſen Worten,

Digitized by Google

und warben an die von Schwyz um Rath und Hilfe, dann die Zürcher Sie von ihren alten Freiheiten bringen wollen und anerboten sich, Ihnen das Schloß Wädenschweil einzugeben.

Wie nun das Zürich vernahm, ordnete man Hrn. Heinrich Schwend Ritter zum Hauptmann mit 40 Knechten in Zusatz in das Schloß Wädenschweil; dieser Hauptmann ermahnte das Volk gar gründlich, gehorsam zu sein, das doch nicht mehr Frucht brachte, dann daß den Bauern ab den Bitten der Kopf groß worden und bei nächtlicher Weile unterstanden, das Schloß zu besteigen, welche Untreu der Hauptmann gen Zürich schrieb, darauf man sich gerüstet, die Ungehorsamen zu überziehen. Man schrieb aber anfangs denen von Schwyz was Fürnehmens sie wären, nehmlich ihre Ungehorsamen gehorsam zu machen, mit ernstlichem Ermahnen, der Ungehorsamen sich nichts zu beladen. Demnach erwählten sie einen Hauptmann Eberhard Ottiker, dem gaben sie zu 1500 Mann, die von Wädenschweil zu überziehen und gehorsam zu machen, und Anno 1468 den 29. März zog man zu Zürich mit dem Panner aus zu Mitternacht zu Wasser und Land und kamen Morgens am Tag zu Wädenschweil an. Die Bauern aber wurden gewarnt und waren mit Gewehr und Harnisch hinübergewichen in das Schwyzerland mit Bitt, ihnen beholfen und berathen zu sein. Also waren die Schwyzer auch mit ihrem Landpanner auf samt 400 Mann und legten sich an die March. Solches bedauerte die von Zürich nicht unbillig, und waren Willens sie anzugreifen. Es kamen aber Schiedboten von Zug und Glaris, bald auch von andern Orten und legten sich in die Parteien, selbige zu vertragen, und vertrugen sie auch endlich, daß beide Parteien innert Monatsfrist vor dem Schultheiß und Rath der Stadt Bern erscheinen und da den Rechtspruch von ihnen annehmen sollten. Hierauf zog Zürich wieder ab und hat das Volk zu Wädenschweil nicht wenig Schaden erlitten, denn über das ihre Güter übel geschändet worden, wurde ihnen auch aufgegessen und getrunken, was sie hatten.

Und innert Monatsfrist kamen beide Parteien zum Rechten gen Bern, da ward gesprochen, daß die von Zürich bei ihrer Ansprache und Forderung sollen bleiben und die von Wädenschweil

Digitized by Google

sollen der Stadt Zürich gehorsam und gewärtig sein wie andere ihre Leut und Hintersäßen, nicht allein mit Reisen, sondern auch mit Steuern und andern Sachen, nichts ausgenommen, und deren Dinge gaben die von Bern ein Urtheilbrief der Stadt Zürich, welchen hernach die von Wädenschweil schwören mußten der Stadt Zürich, in der Wasserkirche daselbst, ewiglich zu halten, das ihnen zwar gar bitter war.

Die von Schwyz aber versprachen sich hernach gegen Zürich, daß sie mit ihrem Panner nicht ausgezogen, ihre Ungehorsamen zu stärken, sondern weil eine Rede gegangen und sie gewarnt worden, Sie sollen Sorge haben, damit sie die Höfe nicht wiederum verlieren, deßwegen allein ausgezogen, das ihrige zu bewahren, wiewohl sie sich zu Zürich besseres versehen, das ließ man also in seinem Werth und Unwerth beruhen.

2

Von Aufruhren der Landschaft Zürich, die sich wieder die Stadt an etlichen Orten erhebt haben.

Bei den Bauersleuten außert dem Rhein und bei den benachbarten lernten die Bauersleute der Stadt Zürich, zu Eglisau, in der Herrschaft Grüningen, in der Grafschaft Kyburg und in andern der Stadt Zürich Gebieten Ansprach suchen wider die Obrigkeit mit Unruh und Empörungen.

Dann zu Eglisau hatte die Stadt Zürich eine Fischenzen, an dem Ort, da die Glatt in den Rhein lauft; an den Ort führt der Vogt im Merzen auf den Nasenfang. Als nun auf Freitag vor Lätare Johannes Schwytzer, der Zeit Vogt zu Eglisau, zu der Fischenzen, die verbannt war, ging, hatten sich da etliche Bauern versammelt, welche auch zu fischen unterstanden, und sprachen (wie auch die Bauern als oben gehört in deutschen Landen): Gott habe die Wasser, die Wälder, die Vögel, die Fische und das Gewild gefreit. Hierneben redeten sie so unbescheiden und aufrührerisch, daß obgemeldter Vogt abtrat und alle Handlung hinein gen Zürich einem Ehrsamen Rath überschrieb.

Digitized by Google

Da schickte ein Ehrsamer Rath Zürich Junker Jörg Göldi hinaus, die Aufrührigen freundlich zu sprechen und gütlich abzureden. Aber sobald er mit ihnen redete, und das Recht anzeigte, das eine Stadt Zürich zu dieser Fischenzen habe, warfen etliche mit Steinen zu ihm, dermaßen, daß er übel verletzt entrinnen mußte, und wo nicht etliche der Bauern geschieden, wäre der Rathsbote sammt dem Vogt umgebracht worden.

Zu Rüti im Kloster, das in der Herrschaft Grüningen gelegen, regierte die Abtei dieser Zeit Hr. Felix Klauser, gebürtig von Zürich. Dieser Abt aber ward im April flüchtig, nahm bei Nacht und Nebel Brief und Siegel, Barschaft und Kleinode und setzte sich gen Rapperswyl, da er hievor hinter dem Wein den Herren von Zürich übel geredet, das ihm der Helfer von Rapperswyl ausgebracht, darum ihm der Abt entsaß und floh. Im Flöchnen aber wurden etlich der Bauern den Untreuen gewahr, und fingen dem Amt etliche Roß auf und führten es dem Vogt zu Grüningen, Jörg Berger, zu, welcher zur Stunde etliche Knechte in das Kloster zu hüten legte, und that alle Handlung der Stadt Zürich zu wissen.

Deß waren die Bauern im Grüninger Amt froh, brachen allenthalben auf den 20. April 1525 und fielen in das Kloster Rüti, fingen da an fressen, saufen und fast ungeschickt sein, und als sie auf der Nacht besorgten, ihrer wären zu wenig, ihr Unfuhr und Aufruhr zu schirmen, dieweil ihnen der Vogt aus dem Kloster zu ziehen geboten, schlugen sie in der Nacht in den nächsten Dörfern Sturm, welchen der Vogt abstellte; dennoch war der Zulauf groß, daß man auf Montag folgends das Volk auf 1200 schätzte. Es fiel auch in das Johanniter Haus Bubikon ein großer Haufen Bauern, die da nicht minder mit Fressen und Saufen ungeschickt waren, dann die andern zu Rüti. Da beschahen allerlei Anschläge. Etliche vermeinten ab den Klöstern so viel zu lösen, daß sie sich möchten abkaufen von der Stadt Zürich, um das sie von Zürich verkauft sind, endlich war so viel dazu geredet, daß die Bauern die Artikel ihrer Beschwerden in Schrift stellen lassen. Dann Zürich hatte ihre Rathsboten hinaus in das Kloster gesendet zu den Bauern; bei denselben war auch der Vogt, die gaben

Digitized by Google

dem wüthenden Volk fast gute Wort, und wiesen sie darauf, daß sie ihre Beschwerden sollen in Artikel stellen und demnach abziehen, so wollten sie vor Rath auch das Beste dazu reden, gar guter Hoffnung, Ihre Herren von Zürich werden sie wohl in Gnaden bedenken. Hierauf zog der Mehrtheil ab, doch blieben etlich unvermöglich Leut noch dem Wein zu lieb in beiden Klöstern, aber der Rath Zürich schickte ein Mandat hinaus und gebot ihnen abzuziehen, verbot auch mit offenem ausgegangenem Mandat fürohin zu stürmen und in die Klöster zu fallen bei ihrer Ungnad und höchster Straf.

1) So vermeinend wir die Amtsleut von Grüningen, daß unser Herren von Zürich uns etlich mal anzogen und gebeten ihnen bei dem heiligen göttlichen Wort beizustehen und ihnen die Amtleut das zugesagt, zu ihnen zu setzen ihr Leib und Gut. Demnach aber haben unsere Herren von Zürich sammt dem Vogt von Grüningen und Herren Abt zu Rüti das nicht gehalten, sondern das Klostergut bei Nacht und Nebel aus meiner Herren Gebiet entführt, das beschwert die Amtleut.
2) Demnach sind die Amtleut beschwert mit der Eigenschaft und vermeinend keine Herren zu haben dann Gott den Herrn, demnach unser Herren von Zürich, die sollen unsere Schirmherren sein.
3) Sind die Amtleut beschwert mit den kleinen Gerichten und vermeinend, an einem Gericht genug im Amt Grüningen zu haben.
4) Vermeinend die Amtsleut keinem Herrn kein Huhn mehr schuldig zu sein.
5) Kein Tagwen mehr schuldig sein.
6) Keinem Herren kein Fall, Gnäß noch Ungenossame mehr schuldig sein.
7) Kein dritten Pfenning mehr geben, damit arm Leut ihre Kind desto bas mögen erziehen.
8) Vermeinend die Amtsleut keinen Zoll mehr fürohin in unser Herren Gericht und Gebiet mehr schuldig sein.
9) Kein Umgelt mehr von dem Wein, noch Tavernengelt zu geben.
10) Keine Lehen mehr von keinem Herrn zu empfangen.

Digitized by Google

11) Keinem Vogt mehr keine Gaben schuldig sein.

12) Nichts schuldig sein an dem Schloß Grüningen zu bauen.

13) Vermeinen die Amtsleut, wann man arme Leut richte, so sollen meine Herren von Zürich die Kosten geben, dieweil sie der Hingerichteten Gut nehmen. Des Gerichts Kosten aber sollen die Amtsleut fertigen.

14) Daß der Klöster Güter sollen im Land bleiben und nicht daraus gezogen werden.

15) Was an Jahrzeit ist geben, und man nichts darum thut und man das Gelt noch hat, das soll den Erben werden.

16) Daß alle Bäch, die Fisch im Wasser, die Vögel in der Luft und die Thier in Wäldern und Feldern frei seien, den Armen als den Reichen.

17) Daß die Klöster keine liegenden Güter mehr sollend kaufen.

18) Vermeinend die Amtsleut keinen kleinen Zehnden mehr schuldig zu sein, aber Wein, Korn, Haber, wie das Wort Gottes zugiebt. Dabei soll es bleiben und unsere Herren solches ermessen nach dem Wort Gottes.

19) Bitten die Amtsleut unsere Herren, daß wo ein Bidermann einen ewigen Mütt Kernen schuldig wäre, daß er ihn möge mit 25 ℔ lösen.

20) Vermeinend die Amtsleut kein Holz mehr schuldig zu sein.

21) Wo Pfründen gestiftet sind, die wieder sind abgegangen, daß wer seine Gabe wieder könne anzeigen, daß ihm das sein wieder soll werden.

22) Daß wo ein Bidermann weibet, daß er darum kein Buß keinem Herren schuldig sei.

23) Bitten wir auf obgesetzte Ding unsere Herren von Zürich, unsere und der Armen Noth zu bedenken, nach dem Wort Gottes und ob dasselbige mehr zugebe, wollen imselben die Amtsleut unvergriffen sein.

24) So Jemand gefangen würde um ehrlich Sachen, den soll man nicht in das Schloß Grüningen führen, wann er Trostung halt.

25) So klagend sich die Amtsleut und vermeinend, so einer stirbt,

Digitized by Google

sollen ihn seine die nächsten Freunde erben und kein Herr die erben, er sei Weib oder Mann.

26) Ist der Amtleuten Meinung, wann biderbe Leut uneins, aber wieder Eins werden, so solle solcher Sache niemand nichts mehr nachfragen.

27) Wann sich ein Pfarrer bei uns nach dem Wort Gottes nicht hielte und nach der Billigkeit, daß sie dann Macht und Gewalt haben, einen solchen zu setzen und zu entsetzen je nach Gestalt der Sachen und ihrem Gutbedünken, und sollen hierin auch die Kaplanen begriffen sein.

Gleicher Gestalt schickten auch andere der Stadt Zürich Herrlichkeiten, ihre Beschwerdeartikel für einen Ehrsamen Rath Zürich, mit Bitte, die ihnen abzunehmen. Darüber berathschlagte man sich und war eine schriftliche Antwort gestellt und vor Pfingsten 1525 durch etliche Rathsboten und die Vögt an den Landsgemeinden fürgetragen, wie folgt:

Antwort der Zweihunderten der Stadt Zürich durch ihre verordneten Rathsboten den ihren von Kyburg, Grüningen, Andelfingen, Eglisau, aus dem neuen Amt, Bülach, Rumlang ꝛc. auf ihre Artikel abgegeben.

Liebe und getreue Freund!

Ihr wisset wie ihr und andere aus bemeldten Vogteien kurzvergangener Tagen haben geschickt eure Botschaft für unsere Herren von Zürich und lassen anbringen etliche Artikel in Schrift gestellt, damit ihr und andere biderbe Leut in denselben Vogteien vermeinend beschwert zu sein, mit Bitt, so fern man in der h. Schrift und den h. Evangelien, deßgleichen in dem wahren und lautern Wort Gottes könnte oder möchte erfinden, daß dieselben Artikel ziemlich und gebührlich wären abzuthun, daß dan unser gnädig Herren und Obern so gnädig und demüthig sein und dasselbe im besten Vernehmen und Nachlassen wollen, so wollen ihr das gegen unsere Herren unterthäniglich als fromm, gehorsam getreue Unterthanen treulich verdienen, dann solches begehrten ihr

Digitized by Google

aus keinem Muthwillen, besonders aus demüthiger trungenlicher Bitte und daß ihr allenthalben darmit vermeinten beschwert zu sein, weiter und ferner dann aber das Evangelium, das unsere Herren in ihrer Stadt und auch in ihrer Landschaft zu unserm Heil und Seligkeit, treulich als eine fromme christliche Obrigkeit äufneten und handhabten, vielleicht nicht eine solche Dienstbarkeit zugebe.

Auf das sind unsere Herren, die so an dem ein Wohlgefallen haben, daß ihr und andere euer Anliegen und Beschwerden also tugendlich, wie das sein soll, und nicht mit Unmaaß (wie dann jetzt die Läuf sind) fürbringen, und deßhalb über euere angebrachte Artikel gesessen und haben die Urbar und Gerechtigkeiten, auch die Sprüch, Verträg, Brief und Siegel, deßgleichen die Oeffnungen und Gerechtigkeiten, so sie gegen Euch und einer biderben Landschaft, allenthalben deßgleichen eine Landschaft gegen ihnen hat, ersucht und erlesen und die gegen die heilige Schrift und dem Wort Gottes erwogen, auch dabei betrachtet die Läuf und Händel, so sich jetzt allenthalben empören und vorhanden sind und daß sie als eine Oberkeit, denen eine solche Stadt und Landschaft zu regieren, von Gott dem Allmächtigen verleihen und befohlen ist, nicht minder schuldig sind zu handhaben, beidem so einer Obrigkeit von Gott Billigkeit und Recht zugehört, damit man gemeinen Nutz, auch einen jeden bei Gericht und Recht möchte erhalten, und ihm Schutz und Schirm geben, dann die gemeinen Unterthanen vor Drang, Unbill und Beschwerd zu verhüten, und sich wohlbedacht mit gutem Recht und rechtem Wissen auf solch' euer angebrachte billige Artikel und Beschwerden ihrer Antworten entschlossen und lassen die euch also vorlesen, und erscheinen der Hoffnung, ihr und andere werden hören und spüren, daß ihr gut gnädig Herren habend, die alles das thun, was sie mit Gott und Recht thun sollen und mögen, und ist das ihre Antwort:

1) Erstlich als ihr und andere haben angebracht, ihr wollet keinen eigenen Herren haben, dann Gott, unsern himmlischen Vater, der soll allen unser Herr und Heil sein, doch so wollet ihr unsere gnädig Herren von Zürich für eine weltliche Obrigkeit haben, und sonst niemand, gebend unser Herren die Antwort, daß dieser Artikel keiner Antwort bedürfe, denn er stehe

Digitized by Google

für sich selbst also, daß wir alle Einen Gott haben. So seien unsere Herren von Zürich in weltlichen Sachen solcher Grafschaften, Herrschaften, Vogteien recht-natürliche Herren und Obern, die sie haben, die mit keinem Zwang oder königlicher Gewalt an sich gebracht, sondern frei um baar Geld erkauft; deshalb man es dabei lasse bleiben und soll nichts anders sein, denn daß wir all Gott geben, was wir Gott schuldig sind, und unsern Herren oder der weltlichen Obrigkeit, was man ihr auch schuldig ist, und achten unsere Herren, ihr als die Ihren begehren nichts anders und sei auch also euere Meinung; denn so ihr Gott gehorsam sind, so werdet ihr auch ihnen als euern Herren gehorchen und ihnen als euern Herren und Obern geben, was ihr ihnen schuldig seid, die euch bisher gnädiglich und tugendlich haben gehalten. Denn Gott heißt ja uns Alle ihm und der Obrigkeit gehorsam sein.

2) Habet ihr, die bemeldten Herrschaften und Vogteien, angebracht, ihr wollet fürohin niemand wer der sei keinen Fall, Gläß- und Ungenossame, Leib- und Raubsteuer, noch keinen Zehnden mehr geben, denn Korn, Wein und Haber, und keinen niedern Gerichtsherren mehr haben, auch keinen Dienst und Tagwen mehr zu thun schuldig sein. Auf solches ist unser Herren Antwort von wegen der Leibeigenschaft des Leibfalls und des Leiblassens halben, haben unsere Herren das höchst angesehen, daß wir all Kinder Gottes sind und brüderlich gegen einander sollen leben, darum sagen sie ihre leibeigenen Leute solcher Eigenschaft frei, auch der Fällen und Gläßen und Ungnossamen, so von der Leibeigenschaft herrühren, und erlassen sie des in Hoffnung, ihr und andere unser Herren biderbe Leute werden solches gegen Gott und unsern Herren in Treuen in ander Weg ergänzen. So aber unsere Herren niemand gern das Seine hingeben, wollen sie mit andern Leuten und Herren, so eigen Leute in ihrem Gebiete haben, sonderlich reden, ob sie solches auch gleicher Form nachlassen wollen.

Von der Raubsteur geben unser Herren dießmal keine Antwort, sondern lassen sie ruhen und besser erkundigen, woher sie komme.

Um die Leibsteuer geben unser Herren die Antwort, daß sie

Digitized by Google

die laſſen bleiben, angeſehen, daß es ein rechter Tribut einer Obrigkeit iſt und müſſe eine Obrigkeit auch damit enthalten, auch ſchützen und ſchirmen die Unterthanen, das ohne Koſten nicht mag zugehen, wie ihr wohl wiſſet, und wo man ſolche Steur nicht gebe, ſo hätte eine Obrigkeit nichts von Obrigkeits wegen, das aber nicht ſein ſoll, dann die göttlich Schrift heißt denen den Tribut geben, denen man Tribut ſchuldig iſt, und Ehr, dem man Ehr ſchuldig iſt. Wo ihr aber damit beſchwert ſeid, unſer gnädigen Herren aber um ſolche Steur auch ihr baar Geld geben haben und ſolches erkauft wie ein anders, ſo wollen unſere Herren dieſelb auch gern zu löſen geben.

Des Zehenden halben iſt unſer Herren Antwort: Männiglich weiß, daß im großen Zehenden Korn, Roggen, Weizen, Gerſten, Haber, Wein und das Heu (wo es gewohnt iſt zu geben) begriffen iſt; ſo fern nun ihr und andere biderbe Leuth, die und andern Stück, ſo in den großen Zehenden gehören, treulich und ohne Minderung und unverzüglich geben würden, alſo daß unſer Herren darin keinen Abgang ſpürten, wollten ſie die, ſo in ihren Gebieten ſitzen kleine Zehnten haben, freundlich anlangen, daß ſie denſelben zum erſten gütlich nachlaſſen wollten, und demnach die, ſo außer ihren Gebieten ſitzen, gleicher Weiſe auch anlangen, in Hoffnung, wo in dem großen Zehnden ungefährlich gefahren, der kleine wurde alsdann gütlich nachgelaſſen. Wo aber das nicht ſein wollte, wollen unſere Herren gern nach Löſung helfen werben, mit der Erläuterung, was Früchten man zu Jahr einiſt in das Feld, oder in den Acker ſäe, davon ſoll der Zehnden einiſt geben werden, und wo in demſelben Jahr wieder darein geſäet wurde, ſoll dieſelbe Frucht frei ſein. Ob aber eine Kirchhöre den Zehnden gerne wollte zu ihren Handen löſen, wollen unſere Herren Tag darum geben, was gewahrſame ein jeder darum habe zu verhören und darum gebürlich handeln.

Der niedern Gerichten und Tagwen halben, ſo ein jeder Frommer wohl verſtehen mag, daß die niedern Gerichten von nöthen ſind und man in aller Welt ohne die nicht leben mag, laſſen unſere Herren die niedern Gerichte und Tagwen bleiben, nach Inhalt der alten Bräuche und Herkommen. So fern aber Jemand

Digitized by Google

von den niedern Gerichtsherren unziemlich gedrängt wurde, mag der Gedrängte solches fürbringen, so wollen unsere Herren gebührlich darin handeln und alle Unmaaß und Muthwillen verhüten. Doch wolltet ihr die niedern Gerichte in Vogteien an euch lösen, darin wollen unsere Herren gern das Beste thun, ob es möchte zuwegen gebracht werden.

3) Auf den dritten Artikel, der also lautet: Es soll männiglich in allen Rünnen, den Wassern, mit seiner Hand, mit dem Storberen, mit dem Angel wohl mögen fischen und kein Bann darüber gesetzt sein, über diese Stuck aber soll Niemand darin fangen, noch jemand weiters einigen Schaden thun — ist unser Herren Antwort also: daß es soll bleiben bei den Sprüchen und Urbarien wie von Alter her, doch wie bisher der Storberen, nach Inhalt des Gebeuts, deßgleichen die Federschnur seien frei gewesen, dabei soll es aber bleiben. Und sagt man euch dabei auch, was ihr mit solchem Fischen verliegen und was Unruh und Mangels euch daraus entstehen möchte und daß solches Fischen nicht für euch ist, wo man es euch schon nachließe. Doch so wollen unsere Herren gern helfen, ob euch draußen solche Fischenzen möchten zu lösen werden.

4) Und als ihr und andere obbemeldter Herrschaften und Vogteien vermeinen, keinen Zoll mehr zu geben von dem Eisen, damit man das Erdreich bauet in unser Herren Gebiet und wo darin neue Zöll aufgesetzt wären in unserer Stadt oder auf dem Land, die sollen auch abgehen. Darauf ist auch unser Herren Antwort, daß es solle bleiben wie bisher und die Sprüch weisen, und sagt man euch dabei, daß unsere Herren deshalb keine Neuerung wissen, wisset ihr aber darin Neuerung, möget ihr die anzeigen. Dabei zeigt man auch an, daß ein Bürger, der seinen Sitz außerhalb hat, wenn er etwas aushin führt, den Zoll unter den Thoren geben muß, dabei erscheinen unser Herren euch an, daß ihr unter den Thoren nicht zollen, als ihr aber thun sollten. Darum sagt man euch, daß ihr das einander saget; denn wer hierüber nicht zollte, wie er soll, den werde man strafen.

5) Um den fünften Artikel euers und der andern Anzeigens, daß man niemand mehr solle verbieten, der Gehorsam und Pfand

Digitized by Google

zu geben habe, — ist unser Herren Antwort, daß dieser Artikel sollte bleiben und gehalten werden, wie von Altem her. Und sagen unser Herren euch dabei, daß es mehr für euch sei als wider euch, so man es also halte, denn sonst würde euch niemand nichts mehr geben, denn um Baares, das ihr nicht erzeugen möchtet.

6) Auf den 6ten Artikel, den ihr und andere haben angebracht, daß man Klöster, Gotteshäuser, Kirchen- und Pfrundgüter nicht hinweg führen solle, sondern dasselb an jetlichen Orten behalten und lassen bleiben, ob man das den Armen gebe oder sonst der Gemeind nothdürftig sein möge, damit man es sonst könnte angreifen — da ist unser Herren Antwort also: daß unser Herren Meinung nie gewesen sei, dieselbigen geistlichen Güter ihnen überall zuzueignen, sondern erstlich einem jeden sein jus Patronatus, sein väterlich Erblehen, so viel das von den Seinen gestiftet sei, unangerührt lassen. Demnach wollen unser Herren förderlich in alle Kirchhörenen wohlberichte; bescheidene Leute schicken, die werden die Güter, so von bderben Leuten an die Gotteshäuser kommen sind, bescheiden, wohin man die verordnen soll.

7) Des siebenten Artikels halben, den ihr und andere haben angebracht des Inhalts, daß die Thier im Wald und der Vogel in der Luft sollen frei sein — ist unser Herren Antwort, daß es dieß Orts solle bleiben bei den Sprüchen, und sagt man euch, daß es auch nicht für euch wäre, so man es also frei ließe, wie ihr angezeigt habend; denn man verbietet das Birsen und das Schießen darum, daß ein jeder seiner Arbeit Acht habe und Niemands davon Schaden entspringe, darzu schieße man oft das Gewild und fälle es doch nicht, treffe es aber, daß es sterbe und verderbe.

8) Von wegen des achten Artikels, daß männiglich allenthalben solle außerhalb unserer Gebiet Wein mögen kaufen und trinken oder verschenken ohne Umgelt, geben unser Herren die Antwort, daß es solle bleiben bei den Sprüchen und daß auch das Weinschenken solle bleiben wie von Alters her an einem jeden Ort sei gebraucht worden, und sagt man euch dabei des fremden Weines halben, wann gemeiner Landespreſt gewesen sei, haben unsere Herren noch bisher das Best gethan und dürfte kein Wirth

Digitized by Google

in der Stadt keine fremden Weine schenken. So viel freier selb ihr auf dem Land und wachst euch von den Gnaden Gottes so viel Weins in unserer Herren Gericht und Gebiet, daß man des fremden Weins nicht nothdürftig ist. Es möchten auch die am See nicht erzeugen, daß man den fremden Wein also herein führte und schenkte.

9) Auf den neunten Artikel, daß man niemand fangen noch thürmen soll, wer Trostung zu geben hat, doch vorbehalten, welche maleszische Händel begangen habe, den und dieselben möge man wohl thürmen und fangen — ist unser Herren Antwort, daß es solches ohne alle Wahl soll bleiben bei den Sprüchen.

10) Um den zehnten Artikel, des Inhalts, daß niemand mehr kein Mannslehen empfangen solle, wie bisher gebraucht sei; deßgleichen wo vogtbare Güter seien, wann der Bauersmann dieselben Güter verkauft, solle hinfür kein Herr kein dritten Theil davon nehmen — ist unser Herren Antwort, daß es solle bleiben bei den Sprüchen, und von des dritten Pfennigs wegen und vogtbaren Gütern, daß es auch bleibe bei den Sprüchen und Urbaren.

11) Des eilften Artikels halb, als ihr und andere haben angebracht, daß unsere Herren den Kriegsleuten, so über ihr Gebot hinaus hinweg gelaufen sind, das Beste thun wollen und sie gnädig halten — ist unser Herren Antwort: dieweil sich unsere Herren und die Gemeinden in der Stadt und auf dem Land mit einander vereinbart, der fremden Herren müßig zu gehen, das noch bisher uns allen wohl erschossen sei, so wollen unser Herren dieß Orts ihre Händ offen behalten, hierum zu strafen nach ihrem Gutdünken und eines jeden Verdienen, der Zuversicht Ihr und andern allenthalben, haben an dem, so bisher unsere Herren hierin gehandlet, ein Gefallen, und werden es dabei, indem daß sie fürbas fürnehmen und strafen werden, gänzlich lassen bleiben und keinen Eintrag thun und also zu unsern Herren setzen Leib und Gut, wie ihr alle Gemeinden das haben zugesagt.

12) Von dem zwölften Artikel, als ihr und andere haben vermeint, wo ein Gmeind mit einem Pfarrer werde beschwert, der Ihnen das Wort Gottes nicht verkündte, wie sichs gebühret, daß sie denselben mögen absetzen und einen andern nehmen, so oft die

Digitized by Google

Nothdurft solches erfordere. — ist unser Herren Antwort, daß man solle den Lehenherren der Pfründen heiter heraussagen, daß sie die Lehen und Pfründen versehen mit Priestern, die gelehrt, geschickt und tugendlich seien und laut unserer Herren Mandat das Evangelium predigen, wo das nicht beschehe, würden unsere Herren einen darsetzen. Sonst läßt man jedermann bei dem Lehen seiner Pfründe verbleiben, wo aber Mangel und Beschwerd an einem Priester, es sei Predigens oder anderer Sachen halben, also daß ein Priester nicht thäte, was er thun sollte und sich gezieme, so möget ihr und andere mit solchen Beschwerden kommen für unsere Herren, und was dann unser Herren auf Verhören beider Theilen erkennen, dabei soll es bleiben und anderst sollet ihr keine Lehen-Herren noch Priester nicht nöthen.

13) In dem dreizehnten Artikel, der also lautet: Wo Jahrzeiten und dergleichen Stift gesetzt sind und aber jetzt nicht mehr begangen werden, daß man einem jeden, der daran gegeben hat, oder seinen Erben, wo er nicht im Leben wäre, dasjenige so sein oder seiner Fordern gewesen ist, wieder geben solle, wo aber Niemand vorhanden wäre, der solch Stift gethan hatte, auch kein rechter Erb mehr übrig wäre, dasselbe Gut soll man armen Leuten verordnen und geben in derselben Kirchhöre — ist unser Herren Antwort, daß sie erwägend, daß in frei hingegebenen Gütern, darum Versicherung, Urbar, Jahrzeitbücher und bewährte Rödel sind, fast unrichtig wurde, einem jeden seine Güter wieder zu geben, ohne daß solche freigegebene Güter von göttlichen Rechten den Armen gehören, darum so wollen unsere Herren mit euch handeln, wie da oben im 6. Artikel bestimmt ist, doch daß so unser Herren dannzumalen den Kirchhörenen von solchen Gütern geben werden, soll den Armen in der Kirchhöre dienen, oder zu gemeinem Nutzen der gesammten Kirchhöre warten und behalten werden und soll von solchen auch jährlich einem Vogt Rechnung beschehen.

14) Von des vierzehnten Artikels wegen, daß Niemand kein Vogtheu noch Holzgeld, Vogt-Korn, Futter, Haber ꝛc. mehr solle geben und Niemand kein Vogt weder auf die Vogtei noch ab der Vogtei solle führen — ist unser Herren Antwort, daß es

Digitized by Google

alles solle bleiben bei den Sprüchen und Urbarien wie von Alters her, aber einen Vogt auf- und abzuführen, weil deren von Andelfingen Spruch zugiebt, daß sie das nicht schuldig, sonder dessen erlassen sein, solle es dabei bleiben: und der Grafschaft Kyburg Spruch gar keine Leuterung giebt, sollen sie das auch frei erlassen sein, halte sich aber einen Vogt gegen ihnen, daß sie ihm solches gutwillig thun, was man also gutwillig thun, das lassen unsere Herren beschehen.

15) Auf den fünfzehnten Artikel, des Inhalts, wo 2 mit einandern uneins würden, dasselb in den 4 Wänden vereiniget und sie wieder eins wurden, daß niemand da kein Buß solle nehmen noch geben — ist unser Herren Antwort, daß es soll bleiben bei den Sprüchen, dann unser Herren mit Gott an dem End von den Sprüchen nicht gehen mögen, dann die nicht allein göttlicher, sondern auch der Gemeind nützlicher sind, dann euer Anbringen.

16) Um den sechszehnten Artikel, daß männiglich einen ewigen Guldi Geld und einen jeden ewigen Mütt Kernen wohl möge wieder ablösen nach Erkanntniß unser gnädigen Herren — ist unser Herren Antwort, daß unser Herren und die Leutpriester und die Prädikanten in der Stadt über diesen Artikel setzen und lugen wollen, wie sie mit den Lösungen und andern Zinsen halben wollen verfahren und solches fürderlich thun und demnach euch und andern selbiges zu wissen machen.

17) Des siebenzehnten und letzten Artikels halben, der also weist, daß niemand, der Zins auf Gütern hat, die Güter um den Zins solle verganten an keinem Ort als an denen Enden, da die Güter gelegen sind, es habe dann einer verschrieben Recht darum, mit Brief und Siegeln vergriffen, ist unser Herren Antwort, das solle bleiben bei Brief und Siegeln, und wo nicht Brief seien, sollen die Unterpfand verrechfärtigt werden, wie von altet her, und sei auch nichts anders, denn wie ihr selbst begehrt haben.

Nun liebe gute Freund, so ihr unser Herren Antwort auf euer angebrachte Artikel gehört habet, sind unsere Herren guter Hoffnung, ihr und andere werden daran benuegig und zufrieden sein und könnet selbst ermessen, daß unser Herren euch auf solch Anbringen ehrlich und frommlich sein begegnet und mehr dann genug gethan haben, und könnet auch selbst ermessen, daß weder

Digitized by Google

unser Herren noch euch ehrlich und loblich wäre, wo man das sollte nachlassen, so man einer Obrigkeit von Gehorsam oder sonst jemands von Rechten wegen und der heiligen göttlichen Schrift gemäß schuldig ist. Dabei ermahnen euch unser gnädig Herren als ihre getreuen Unterthanen, dieweil jetzt allenthalben viel Empörungen und Unruhen sind, dazu auch unsere Herren und eine ganze Landschaft viel Auffatzes und Ungunst haben, es sei von des göttlichen Wortes wegen oder daß sie mit fremden Herren nichts haben wollen zu schaffen haben, ihr wollet friedlich, züchtiglich, gehorsamlich und in Furcht und Liebe Gottes und des nächsten Leben und nicht aufrührig sein gegen jemand, und so jemand unter euch unruhig und aufrührig sein sollte, denselben abzustellen, und also als getreue Gehorsam Unterthanen unsern Herren beholfen und berathen seien, daß sie Christliches, Billiges und Ehrbares mögen behalten und behaupten, damit wir in der Stadt und auf dem Land mit einander gegen Gott nach seinem Willen und gegen unsern Herrn in guter Einigkeit und Gehorsam leben und das mögen behalten, daß Gott der Allmächtig unsern Forderu und auch uns bisher mit großen Ehren hat verliehen, und männiglich sehe, daß ihr gute gnädige Herren und unsere Herren gute gehorsame Unterthanen haben und sich mit einander befleißen und halten alles das, so christlich und frommlich ist, auch Fried und Ruh bringen mag. So entbieten sich unser gnädig Herren des, daß dagegen auch alles das thun wollen, das fromme und redliche Herren und Obere Ihren Unterthanen schuldig sind und thun sollen und wie sie bisher (anders wissen sie nicht) denn daß sie das allerbest gethan haben. Dazu uns beiderseits Gott der Allmächtige wolle helfen mit seinen göttlichen Gnaden. Amen.

Diese Schrift ward auf Sonntag vor Pfingsten vorgelesen, in Beisein des Rathsboten und des Vogts in der Grafschaft Kyburg der Gemeind zu Altorf, am Montag zu Oberwinterthur, am Zinstag zu Marthalen, am Mittwochen zu Kloten und mithinzu in diesen Tagen den Gemeinden der Herrschaften Andelfingen, Eglisau und in dem Neuamt zu Bülach und Rümlang. Aber die Gemeinden waren nichts desto minder unruhig, gaben keinen end-

Digitized by Google

lichen Bescheid, sondern nahmen ein Aufschlag, dann keine vor, hinder oder ohne die andern antworten wolt. Endlich ward von ihnen entschlossen, daß aus jedem Haus der älteste auf den Pfingstmontag solle gen Töß kommen, sich da mit einander zu berathschlagen ihrer Beschwerden halben und wie sie sich verhalten wollen.

Von der Gemeind zu Töß und wie derselbe Aufruhr gestillet worden.

Also auf Montag nach Pfingsten kamen zu Töß aus der Grafschaft Kyburg viel mehr Volk zusammen, dann bestimmt war, dann der Zulauf war von allen Orten her, daß man das Volk schätzte in 4000 Mann. Diese huben an (wie es dann in solcher Menge zu gehen pflegt) zu rumoren, aufruhren, fressen und saufen. Der Vogt zu Kyburg, Herr Johann Rudolf Lavater, der erst kürzlich aufgezogen war, that sich unter sie, den wollten aber etlich unter ihnen nicht dulden, schrieen wieder ihn und sagten, er gehörte nicht unter Sie in die Gemeind. Er aber sagte, er wäre in die Grafschaft gezogen und setze mit Leib und Gut, mit Weib und Kind in der Grafschaft, wollte auch zu der Grafschaft Leib und Gut setzen, darum achte er, man werde ihn nicht als einen Fremden rechnen, darauf die alten und ehrbaren sehr viel zu den Sachen redeten, daß sie ihn unter ihnen duldeten, da er dann ihrer Rathschlägen ein Wissen haben und ihnen viel brechen möcht, so daß er selbiges Tages große, gute und getreue Dienst der Stadt Zürich bewies.

Es hat auch ein ehrsamer Rath ihren Burgermeister und ein gar ansichtige Botschaft an die Gemeind gesandt. Diese ging unter sie, sprach sie freundlich an, mit vielfaltiger Entbietung aller Gnaden und ernstlicher Vermahnung zum Gehorsam und des einem Ehrsamen Rath vertrauen gütlich und friedlich all ihr Anliegen, so ihnen je hievor nicht wäre genug geschehen ihren Anwalten von den alten wollen befehlen und wieder heimkehren. Aber es waren unter der Gemeind fast ungeschickte Leute, die vermaßen schrieen, daß zuletzt die Rathsboten nicht wohl mehr dürften unter die Gemeind wieder kommen, dann sie ärgeres besorgen müß-

Digitized by Google

ten, dieweil etlich reden dörfen, ſie wären auch einfahret zu Herren worden, wollen nun hiefür auch reiten und müßten die Herren zu Fuß gehen, ja ſie müßten denen in der Stadt die großen Füllbäuch aufblaſen. Doch hatte eine Ehrbarkeit kein Gefallen und legte ſich auch ein, zu ſcheiden und das Beſte zu den Sachen zu reden, daß wenn man alſo daran wollt, wurden wir uns (ſprachen ſie) ſelbſt verderben; wir haben ſonſt Feindſchaft und Auffatz auf dem Hals und dürfen uns nicht mehr aufladen.

Obbemeldter Vogt Lavater richtete an ſeine Bekannte und die in der Grafſchaft ein Anſehen hatten und ſonſt auch wohl an der Oberkeit waren, dieſelben ſtilleten heftig, darzu waren da Hans Huſer und Hans Meyer, beide Schultheißen, und Gebhart Hegner, Stadtſchreiber von Winterthur, auch andere Herren anderſt woher, die die Sachen dahin brachten, daß die Ehrbarkeit anfing abzuziehen mit dem Beſcheid, ſie wollten ihren Herren und Obern gehorſam ſein und ihres gütigen Beſcheids erwarten. Nichts deſto minder blieb auch noch eine große Anzahl trunkener, wüſter, unvernünftiger Bauren, die mit ihrem ſaufen, wüthen und Pochen fürfuhren. Da nahm man die Sache alſo an die Hand, wo die ungeſtümſten Pocher und Aufrührer waren, da ſchickten die Rathsboten, die Schultheißen und Stadtſchreiber vorgemeldt von Winterthur, je nachdem ſie bekannt und geheim waren, nach ihnen und ſagten zu einem ſolchen, du biſt ein anſichtiger, redlicher Mann, dem meine Herren alles Guts und aller Tapferkeit vertrauen, nun ſiehſt aber wohl, wie die Welt ſo trunken, taub und elend iſt, daß eben da nichts Gutes zu verhoffen, ja zu beſorgen, daß wir alle mehr verderben, denn zurecht bringen und aus Glimpf Unglimpf machen, darum thue das Beſte und hilf, daß das trunken Volk von einander komme, meine Herren werden der Sach wohl recht thun und die ihren gnädig halten, auch um dich als ihrem Lieben und Getreuen ſolches vergelten und verdienen.

Solch Anſprechen und Vermahnen, auch freundliches Entbieten brachte die ungeſchickten Pocher dahin, daß ſie die beſten auf der Obrigkeit Seiten wurden und dermaßen anhielten, daß die Gemeind ſich verlief, dazu half aber inſonderheit viel, daß die Herren von Winterthur Sie in die Stadt luden, dieweil es nun-

Digitized by Google

mehr spät wäre, daß mancher nicht mehr wohl heim kommen möchte, da nun sollten sie in ihre Stadt kommen, da wollten sie ihnen alles Gute thun. Also zog der Mehrtheil hinein gen Winterthur, da man sie beherbergte, ihnen aufdrang und Gutes that, nur daß man sie begütige und durch Güte größerm Auflauf wehrte, damit nicht die Stadt Zürich und die ganze Landschaft durch den Auflauf in gewisses Verderben geführt würde, und gab also Gott viel und große Gnad, daß dieser Auflauf ohne Schwertschlag gütlich verricht ward, und war sonst in der Stadt gerüstet wider Gewalt, wo die Gütigkeit keine Statt gefunden.

Diesem Auflauf folgte bei der Obrigkeit keine besondere Strafe, ohne daß etliche, die überaus schandlicher Worte und Dräuens gewesen waren wider die Obrigkeit, am Gut gestraft, und daß einer, der Süßtrunk genannt, in Zürich mit dem Schwert gerichtet wurde, dann die Obrigkeit des Blutes der ihren gar nicht durstig war. Denen von Winterthur waren die Kosten fast abgetragen und wurde ihnen freundlich gedankt, mit Erbieten, der Gutthat in Ewigkeit weder der Statt, noch besondern Personen, die getreulich gehandelt, nimmermehr zu vergessen.

Wie auch das Kloster Kappel ein Auflauf angeschlagen, aber wieder gestillet worden.

Ob Hausen im freien Amte am Albis ist ein Hof, auf Ratolfsperg genannt, ein Lehen vom Kloster Kappel, darauf saß einer, der hieß Ueli Bruder, war Untervogt zu Hausen und sehr unruhig, hätte gern sein Lehen vom Kloster zu eigen gehabt, hat nicht lang zuvor durch Practic einen Pfaffen, Hr. Hans Ensli aus Würtemberg, gen Hausen zum Prädicanten gebracht, welcher ihm viel glimpfet zu seinem bösen Fürnehmen. Gedachter Bruder brachte viel unruhige Leute aus den Gemeinden Hausen, Augst, Risserschwell an sich, also daß, wie man hört, wie die Grüninger wären in das Kloster Rüti gefallen, also sie auch mit Kappel thun wollen, schickten deßwegen gen Kilchberg an Zürichsee, gen Baar und etliche Gemeinden des freien Amtes etliche Praktizierer, zu versuchen, ob sie da Anhang und Zulauf finden möchten, in

Digitized by Google

das Kloster Kappel zu fallen. Wie sie aber wenig Bestand funden, schlugen sie nichts desto minder ein Gemeindwerk an auf die Allment des dritten und vierten Tags im Mai 1525, auf der sie kommlicher ihr Fürnehmen möchten berathschlagen und fürnehmen, der Hoffnung, wenn sie den Anschlag thäten mit dem Einschlag in das Kloster, würden sie einen großen Zulauf haben.

Als aber der Herr zu Kappel dieser Dinge berichtet und gewarnt worden, schickte er Herrn Peter Simmler, der Zeit Prior, hinein gen Zürich für Rath um Hülf und Fürkommen dieses neuen Aufruhrs. Der Rath schickte zur Stunde eine tapfere Rathsbotschaft gen Kappel, etliche Fürnehme zu beschicken, mit ihnen zu reden und sie gütlich abzuweisen, dann (wiewohl angerathen war) daß es besser wäre, in diesen schwierigen aufrührerischen Zeitläufen, womit dem unruhigen Pöbel aufgeholfen, mit Güte so viel möglich zu handeln.

Wie nun die Rathsboten am Seeberg ob der Allment auf Kappel zu mit den Dienern in der Farb ritten und die auf der Allment ihrer ansichtig wurden, sagte der Bruder, wir sind verrathen, unsere Sache ist entdeckt und all unser Ding vergebens. Bald war der Bruder samt andern einander nach beschickt, mit ihnen geredet, daß sie ihrer Ehren und Eiden eingedenk, ob vielleicht etwas Unruh vorhanden, daß sie von jedermann solches abzustellen schuldig seien, mit vielen andern ernstlichen und freundlichen Worten. Also ward auch diese Unruh gestillet, die vor der Töß-Unruh angeschlagen war.

Wie und was man zu Zürich in der Stadt und auf dem Lande von wegen der Zehnden gehandelt habe und wie alles wieder gestillet worden.

Als aber die Zeit da war, daß man den Heu-Zehnden und andern Zehnden nunmehr verleihen und bezahlen sollte, die Gemeind aber unwillig war, denselben zu geben, und daraus allerlei Klage gefolget, ward eine ehrsame Obrigkeit Zürich genöthigt, ein Mandat gleichwohl in aller Unruh ausgehen zu lassen, doch gemäß der vorgemeldten Antwort in Schrift gestellt. Und ist das das Mandat:

Digitized by Google

Wir der Burgermeister, Rath und groß Rath, genannt die 200 der Stadt Zürich, entbieten allen ihren Unterthanen und Landsäßen unsern freundlichen Gruß und geneigten Willen zuvor und thun kund männiglich. Alsdann von Personen, so außerhalb und innerhalb unserer Landschaft gesessen und zum Theil besondern Orten und gemeiner Eidgenossenschaft verwandt sind, an uns klagsweise angelangt, wie etliche in unsern Obrigkeiten ihnen ihre Zehnden, die sie erkauft haben und rechtlich an sie kommen, sich sperren, die, wie von alter her, zu geben. Auf das gebieten und ermahnen wir männiglich, es seien gemein oder sonderbar Personen, daß sie den großen Zehnden, Korn, Roggen, Waizen, Gersten, Haber, Wein, auch das Heu (wo gewohnt ist zu geben), und andere Stuck in den großen Zehnden gehören, treulich und ohne Abgang, wie von alter her Ausländischen auch in unsern Gebieten Geist- und Weltlichen ausrichten, aufstellen und ohne Verhinderung werden lassen, auch eigen Gewalt nicht vorbehalten. Dann wo das nicht beschehe, und solches von denen, so in andern Obrigkeiten als gemeiner Eidgenossenschaft oder an sondern Orten und Enden gesessen, an ihre Obern klagsweise gelangte, was merklichen Schadens, Widerwillens und Uebel daraus zuletzt entspringen würde, mag ein jeder frommer, verständiger Mann selbst ermessen, daß wir also einen jeden Widerwärtigen wollen gewarnet haben, sich vor Schaden und Uebel zu verhüten. Und so fern wir im großen Zehnden keinen Abgang spüren, sind wir demnach des Willens, die, so in unserm Gebiet sitzen und kleine Zehnden haben, freundlich anzulangen, damit sie solche kleine Zehnden nachlassen; und darnach die, so außerhalb unsern Gebieten wohnhaft sind, gleicher Weise auch ersuchen, in Hoffnung, wo im großen Zehnden ungefährlich gehandelt wurde, vielleicht alsdann der kleine Zehnden auch nachgelassen wurde, wo aber das nicht sein möge, wollen wir freundlich um Nachlaß helfen werben und alles, so sich einer frommen Obrigkeit ziemt und das Recht erleiden mag, helfen handlen. Alles in Kraft dieses offenen Briefs mit unserer Stadt Secret aufgedruckten Insiegel verwahrt und beschehen auf Mitwoch nach Pfingsten Anno 1525.

Und wiewohl dieses Mandat den kleinen Zehnden nicht nach-

Digitized by Google

läßt, wollen es doch etlich Gemeinden also verstehen, als ob ihnen der kleine Zehnden wäre nachgelassen. Etliche waren gar übel zufrieden des Mandats überall und vermeinten keinen Zehnten überall schuldig zu sein. Dazu halfen auch etliche Prädicanten, die, der Sach unverständig, fast hinzu darauf redeten, als ob man den Zehnten von göttlichen Rechten nicht schuldig wäre; die zogen an den Mißbrauch, wie der Zehenden in Klöstern üppig verprasset wurde, dazu man nicht helfen sollte und deßhalb den Zehnten nicht geben. Der Prädicant zu Höngg, Herr Simon Stumpf (eine sehr unruhige, aufrührige Burdi) predigte offentlich, man wäre den Zehnten nicht schuldig; andere dagegen, man wäre den von göttlichen Rechts wegen schuldig. Etliche sagten, ob man den gleichwohl nicht schuldig wäre, so sollte man ihn nichts desto minder bezahlen, daß man Niemand kein Gestoß gebe. So war der gemeine Mann darauf geschnitzt, daß er lieber nichts dann etwas geben wollte. Darum war der Mehrtheil Landvolks des ernelbten Mandates übel zufrieden und huben wieder an Gemeinden zu Goßau, zu Kloten und anderswo, da sich doch alle Ehrbarkeit einlegte und rieth, man sollte den und alle andern Artikel, darum man zu Töß gewesen, unsern Herrn allerdings zustellen, darauf auch die Prädicanten drangen. Darum war man endlich eins, Boten samt den Prädicanten hinein vor Rath zu schicken und zu bitten um eine Erläuterung des Mandats, und einem Ehrsamen Rath diese Sache, von der ungleich geprebigt war, und alle andern heimzustellen. Darum, als die gedachten Boten und Prädicanten für Rath kommen und ihre Sachen vorgetragen, wurden sie gütlich heimgewiesen und folgendes Mandat oder Erläuterung nachgesandt.

Unsern Herren Bürgermeister und Rath und dem groß Rath, genannt die 200 der Stadt Zürich, ist angelangt, daß Mißverstand sei unter den ihren der Zehnden halb, also daß man wolle vermeinen, wo die sieben Frücht, als Korn, Roggen, Haber, Gersten, Weizen, Wein und Heu (wo gewohnt sei, Heu zu verzehnden) werde gegeben, daß damit einer gezehndet habe und sei der kleine Zehnden und alles nachgelassen und wiewohl unser Herren bedauret, daß solcher Mißverstand ist, dieweil doch ihre Antwort, die sie den Ge-

Digitized by Google

meinden allenthalben gegeben, lauter ist und kein Mißverstand mag haben, so berichten nichts desto minder unsere Herren die ihren allenthalben, daß alle Gemeinden ihre Botschaft nächst vor ihnen gehabt, die haben unter Augen unserer Herren und ihrer Priesterschaft in der Stadt und auf dem Land, die auch zugegen gewesen ist, alle Artikel, es sei der Zehnden oder anderer Dinge halben lassen fallen und begehrt, dieweil doch alle Gemeinden zugesagt haben, dem Wort Gottes beizustehen und aber lauter gesagt, daß die Unruh der Zehnden halben allein seien entstanden aus dem ungleichen Predigen der Pfaffen, daß unsere Herren, denen sie alle Artikel hinein setzen, über solche wollten sitzen und erwägen, welche Artikel im Wort Gottes Grund haben und welche dann darin nicht Grund haben, daß ihnen dieselben nachgelassen werden.

Darauf dann unsere Herren den Boten der Gemeinden geantwortet haben, daß sie wieder heimkehren, so wollen sie mit der Zeit, doch förderlich, sobald es Geschäften halb sein mag, über die Artikel sitzen und mit Hilf M. Ulrich Zwinglis und andern Gelehrten und Verständigen rathschlagen, die Sachen gründlich erwägen und lugen, was nach Vermögen des Worts Gottes könne nachgelassen werden oder nicht, und soll männiglich nichts desto minder Zins und Zehnden männiglichen Geist- und Weltlichen Personen geben, nach Gehalt des letzt ausgegangenen Mandates; bei dem Allem lassen es unsere Herren nochmals bleiben und wollen also förderlich über die Sachen sitzen und Läuterung geben. Sie versehen sich auch, männiglich werde es dabei lassen bleiben und inzwischen Zins und Zehnden geben wie oberläutert ist.

Actum Samstags nach Petri Pauli 1525.

Wie nun in letzt ermeldter Erläuterung zugesagt, über obgedachte Artikel zu sitzen und sie zu erwägen und insonderheit um den Zehnden Erläuterung zu geben, hat man zu angehendem Augsten durch verordnete Leute von Räthen und Burgern und Gelehrten der Landschaft Artikel wieder erwägen, doch nicht weiters mit Gott, Ehren und Fugen kommen können, dann eben wie

Digitized by Google

hievor den Gemeinden schriftlich durch die Rathsboten und Vögt fürgetragen worden, dabei liess man es nachher bleiben, mit Vermahnung an die Landschaft, dieweil man nicht weiter kommen möchte noch könnte, dass sie sich dessen auch vermögen.

Und dieweil von dem Zehnden als abgehört, aus dem Wort Gottes nicht gleichförmig geprediget worden, war erkennt, dass darvon vor Räthen und Burgern ein Gespräch gehalten werden solle. Der Unterschreiber am Gstät und etliche andere zogen aus dem alten Testament an alle Ort, die von Zehnten handeln. Zwingli antwortet, diese Antwort diene nicht fürnehmlich zu dem, dass von göttlichen Rechten den Zehnden schuldig sei, dann diese erzählten Ort handeln von dem levitischen Zehnden, da aber das levitische Priesterthum und alles, so daran hängt an, im neuen Testament abgethan sein, darum man mit Abgethanem nichts beweisen möge, daher aber müsse man den Grund nehmen, dass die Zehnden entweder erkaufte Schulden (als mehrtheils dieser Zeit seien) oder aber der Kirchhören zu Aufenthalt der Kirchendiensten, Gülten und Schulden. Sintemal man aber nach göttlichen Rechten einem Jeden das Seine zu geben schuldig sei, laut den Worten Pauli Röm. 13, 6. 7. und nach Laut der ganzen Schrift und des gemeinen Rechten: so sei man auch von göttlichen Rechts wegen schuldig, die Zehnden zu bezahlen. Und so die Kirche von dem Zehnden nicht hätte, was zu der Kirche dient und zum Dienst der Kirche nothwendig, müsste man nachher gemeiniglich steuren, dass die Kirchen erhalten werden. Darum auch in solchem Fall der Zehnden billig bezahlt werde, davon auch etwas hernach verzeichnet ist, gleich nach dem ersten Landsfrieden zu Kappel.

Es ward sonst auch noch mehr geredt vom rechten Gebrauch und Missbrauch der Zehnden in diesem Gespräch. Endlich entschloss sich die Obrigkeit hernach folgenden Erkanntniss und Erläuterung, die sie auch allenthalben auf die Landschaft gesandt, wie folgt:

> Wir der Bürgermeister, Rath und grosz Rath, so man nennt die 200 der Stadt Zürich, entbieten allen denen, so in unsern Oberkeiten, Gerichten und Gebieten wohnhaft sind, unsern günstigen Willen zuvor, und als ihr, wie uns nicht

Digitized by Google

zweifelt, allenthalben berichtet, daß aus ungleicher Predigt unserer Prädicanten und Mißverstand der unsern allenthalben (unsers Bedunkens) aus Eigennutz, Zwietracht und Irrungen der Zehnden halben erwachsen und auferstanden, darum dann etlich Gegenden, als von unserer Grafschaft Kyburg, Herrschaft Eglisau, Gräningen, Andelfingen, Greifensee, Bülach, Nemamt und Rümlang, durch ihre ehrbare Botschaft, mit samt ihren Seelsorgern und Prädicanten vor uns erschienen und solches Zehndens halben viel und mancherlei geredet und gehandelt und zuletzt durch die Boten der obgenannten Gemeinden heiter gesagt, daß solche Unruh allein von der Pfaffen ungleichen Predigen unter sie gewachsen und also gelehrt und unterwiesen seien und darmit uns die Handlung heimgesetzt und übergeben, die nach dem Wort Gottes zu erwägen und welche darin nicht Grund haben, nachzulassen.

Und da wir hören, sehen und spüren, daß etliche sind, die aus eigenem Nutzen ihrem Ungehorsam das Wort Gottes vorhängen, daraus euch und uns allen großer Nachtheil gegen Gott, unsern Eidgenossen und andern anstoßenden Nachbarn, so unter euch Zehnden haben, erwachsen möchte, haben wir durch unsere verordneten Räth, samt etlichen Schriftgelehrten, die heil. Schriften mit sonderm Fleiß und Ernst durchgangen und ersucht und daraus erlernt, daß man an keinem Ort der göttlichen Schrift finden könne, daß sich Jemand die Zehnden zu geben weder mit Gott, noch mit Recht entsagen oder ausgehen möge.

So will es auch weder uns noch keinem Richter gezimen, jemand, es seien Laien- oder Kirchenzehnden, die so viele 100 Jahre in ruhiger Besitzung, löblichem altem Herkommen und Güter Gewahrsam geben und genommen sind (wem auch die gehören) abzusprechen und als ihr Eigenthum zu nehmen und zu vernichten: sondern haben wir aus vielerlei göttlichen, christlichen und in Gottes Wort gegründeten Ursachen uns entschlossen, erläutert und erkennt, wollen auch, daß dem auf dieß Jahr und fürohin jährlich nachgelebt und nachkommen werde, also daß alle die, so in unsern Graf-

Digitized by Google

schaften, Herrschaften und Gebieten und Vogteien Güter haben, sie sitzen darin seßhaft oder nicht, den großen Zehnden, nicht allein die sieben Stuck, wie euch die vorbenennt, als Korn, Koggen, Waizen, Gersten, Haber, Wein und Heu (wo Heu zu geben gewohnt ist), sondern mit allem andern Anhang anderer Stücke, wie und was jegliche Gegend oder Kirchhöre jewelten und von Altem her in den großen Zehnden gegeben hat an die Ort und End und denen, sie seien geist- oder weltlich, wie sie vorher gethan, auch hinfür ungeändert, ohne Abgang zu geben, verbunden und schuldig sein sollen. Der kleinen Zehnden halben, da es uns nicht ziemen will, weder den unsern noch den ausländischen, unserer Gebieten, ihr Gewahrsame, Herkommen und Besitzung aus ihren Händen zu schränzen, ist abermal unsere Erkanntniß, daß eine jede Kirchhöre und Gegend den kleinen Zehnden mit allen Dingen, wie und was von altem her darein gehört und sie jewelten-her gegeben haben, auf dieß Jahr und fürohin auf alle Jahr ausrichten und geben sollen ohne Minderung und Abgang, doch mit solcher Erläuterung, was Früchte man zum Jahr einmal in das Feld säe, davon soll der Zehnden einmal gegeben werden, und wo im selben Jahr weiter darein gesäet würde, so soll dieselbe Frucht frei sein.

Und wo aber von welchem dem allem wie obsteht, nicht nachgelebt würde und solches zu Klag käme, dann würden über die Strafe, deren er von Gott warten muß, mit unserer zeitlichen Strafe dermaßen handhaben, daß er wollte uns als seiner Obrigkeit nach Inhalt göttlicher Schrift gehorsam erschienen sein.

Wir wollen auch nichts desto minder mit der Schrift des allmächtigen Gottes daran sein, daß insonders die Kirchenzehnden, so in unserer Landschaft und Gebieten bleiben und mit denen wir zu verwalten haben, wieder nach Inhalt des göttlichen Wortes in einen rechten Brauch kommen, damit die Pfarrer mit ziemlicher Nahrung daraus erhalten und das übrige nach dem Willen Gottes mit der Zeit verwendet werde.

Wir sind auch Willens, der kleinen Zehnten halben, treu-

Digitized by Google

lich helfen zu handeln, wo Jemand, es wäre vor unsern oder ausländischen, so die kleinen Zehnden erkauft und darum Brief und Siegel und Gewahrsame mit Ablösung hätten, daß dann den Kirchhören und Gegenden die Lösung gestattet werde.

Wo aber nicht Kaufbrief noch Siegel, sondern die ruhige Besitzung, löbliches Herkommen und andere Gewahrsame ohne Ablösung wären, wollen wir abermal freundlich werben und so viel uns möglich ist, das Beste thun, damit die Kirchhören und Gegenden zu einer ziemlichen Lösung kommen mögen.

Und dieweil sich dieser unser endliche Entschluß bisher merklicher Geschäfte halben verzogen, so wollen wir es doch jetzt euch nicht länger verhalten, damit ihr euch darnach zu richten wisset.

Und ist darauf unsere ernstliche Vermahnung, ihr wollet um zeitlicher Güter willen, die ihr und eurere frommen Fordern von jeweltenher schuldig gewesen und ihr noch schuldig sind, dem göttlichen Wort, dessen ihr euch halten wollet, keinen Anstoß geben, damit ihr nicht in die Rach Gottes fallet, sondern uns in diesen und andern göttlichen Dingen, als Euerer Obrigkeit, nach Inhalt des göttlichen Wortes gehorsam sein. Daran thut ihr ein göttlich christlich Werk und uns ein besonderes Gefallen. Und des zu wahrer Urkund haben wir unser Stadt Secret Insiegel öffentlich gedruckt zu End dieser Schrift; des 14. Augstm. Anno 1525.

Die Ehrbarkeit war dieser Erkenntniß und Erläuterung wohl zufrieden, aber die gern ihr eigen Gesuch im Evangelium gefunden hätten, waren unwillig, fluchten den Pfaffen und redeten auch dem Wort Gottes übel. Etliche zehndeten nichts desto minder nicht recht, darum sie an Leib und Gut gestraft wurden.

Digitized by Google

Räuber werden in der Eidgenossenschaft in großer Zahl hingerichtet.

Mit dem Reichthum, den die burgundischen Kriege und Pensionen plötzlich gebracht hatten, riß zugleich auch Ungebundenheit, Arbeitsscheue und Sittenlosigkeit ein. Von häuslicher Thätigkeit entwöhnt, war jede fröhliche Zusammenkunft, jede Unternehmung willkommen, welche leichten Gewinn und arbeitsfreie Tage hoffen ließ. Auf einer Fastnachtsfeier zu Zug ward der Beschluß gefaßt, nach Genf zu ziehen und die Brandschatzung in Empfang zu nehmen, die Genf noch schuldete; und wirklich vereinigten sich unter einem Banner, in welches ein Eber und eine Keule gemalt waren und mit dem Wahlspruche:

Wir sind das thöricht Leben
Und setzen dran Leib und Leben,

mehrere Hunderte, die zuletzt auf ein paar Tausende angewachsen waren. Umsonst suchte die Tagsatzung die Truppe aufzulösen; nicht eher ließen sie sich beschwichtigen, als bis jeder 2 Gulden erhielt, Genf 8000 noch zu erlegen versprach und 8 Geißel stellte. Die Sittenlosigkeit hatte so sehr überhand genommen, daß endlich 1480 eine Tagsatzung beschloß, Räubereien und Diebstähle, deren Betrag den Strick bezahlen würde, mit dem Tode zu bestrafen; und in wenigen Monaten kamen 1500 verwilderte Unglückliche durch die Hand des Scharfrichters um. Wir lassen nun Bullinger selbst reden (Chronik Bd. II. pag. 922 Manuscript):

„Hier nun war vil Volks, die das Ihren daheimen üppig verzehrt, und da kein Gelt, auch kein Krieg nirgend mehr war, sondern allenthalben frid, woltend die liederlichen Gesellen nichts

Digitized by Google

deſto minder gepraſſet haben und hubend Ihro etlich an ſtählen, mörden und allerlei böſes treiben und das zum Theil wegen des unſelligen kriegens, rauwen Weſens und müeßiggangs halben. Es wurdend aber etlich ſolcher böſen Bueben ergriffen zu Solothurn und um Ihre Miſſethat mit dem Schwert gericht, auch mit dem Strangen und Rad, die gabend auch an vil Ihres gleichen, als die in ihrer Geſellſchaft warend und weil die Klegten im Land groß worden, ward ein Tag den Eidtgnoſſen in das Ergeuw beſchriben und darauf erkennt und beſchloſſen, welche dieſer liederlichen Bueben ergriffen wurdend, die ſo vil geſtollen hattend, daß Sie den ſtrick bezahlen möchtend, die ſolle Mann ohne Gnad mit dem ſtrick richten, die andern nachdem Ihr Verdienen und das Recht entgebe. Hierauf wurdend in kurzer Zeit in der Eidtgnoßſchaft gericht ob 1500 Mann, deren der Nachrichter von Zürich, Meiſter Peter genannt, 700, wie er ſagte, gerichtet hat.

Auf ſolche reuche und gebührliche ſtraff ward in allen Landen gute rueh und ſo ſicher zu wandlen, daß damals die Außländer von der Eidtgnoſchaft rühmtend, wann einer Gold an einem ſtecken durch die Eidtgnoſchaft truge, were Er ſicher ſeines leibs und Guts. So ein gut Ding iſt es, wann man gebührlich ſtrafft und den Hauffen böſer müßig Gängeren und verpraßter Buben nit laßt gruenen."

Digitized by Google

Bericht des Pfarrers Bartholomeus Aahorn zu Elsau, wie der Leichnam des im Jahr 1489 enthaupteten Bürgermeisters Waldmann, bei Oeffnung eines Grabes in der Fraumünsterkirche in Zürich, nach 138 Jahren noch unverwesen und blutrünstig gefunden worden.

Ehe wir diesen höchst merkwürdigen Bericht unsern Lesern mittheilen, wollen wir ihnen in wenigen gedrängten Zügen das Bild Waldmanns als eines Mannes vorführen, der nicht nur über seiner Zeit stand, sondern einen entscheidenden Einfluß auf sie ausübte, und welcher ohne Bedenken zu den bedeutendsten Erscheinungen gezählt werden kann, die uns, nicht nur in unserer vaterländischen, sondern auch in der allgemeinen Geschichte, entgegen treten. — Wenn wir irgend die seltene Kraft bewundern, welche die Dämme niedriger Verhältnisse zu durchbrechen, und denjenigen, der für gemeinen Stand und für ein untergeordnetes Loos geschaffen zu sein schien, in die höchsten Lebenskreise zu erheben vermag: so muß uns diese Bewunderung tief erfüllen, wenn wir die Geschichte des Ritters und Bürgermeisters Hans Waldmann lesen; und wenn wir irgend lebendig ergriffen werden können von dem Gefühle der Wandlung alles Irdischen, von dem Anblicke der Vernichtung menschlicher Größe und Herrlichkeit: so müssen wir es, indem wir hinschauen auf Waldmanns blutiges Ende. Aber nicht nur Bewunderung und Wehmuth sind es, die uns erfassen, wenn wir unsern Blick auf jene alte Zeit richten, in welcher Waldmann lebte. Ein Kreis von Schauergestalten öffnet sich uns. In

Digitized by Google

Lazarus Göldlin und seinen Helfershelfern scheint die Hölle ihre finsterſten Geiſter ausgeſandt zu haben, und, indem wir ihrem ruchloſen Treiben zuſehen, fühlen wir uns vom bitterſten Unwillen bewegt, den ein braves kräftiges Menſchenherz nur immer empfinden kann, wo es Bosheit und Schwäche ſich zum Untergang großer Perſonen und Dinge vereinigen ſieht. Endlich löst ſich alles in dem freudigen Gedanken auf, daß wenn auch hie und da Schlechtigkeit und Gemeinheit zu triumphiren ſcheinen, am Ende doch die Sonne der Wahrheit die Wolken durchdringet und der fernen Nachwelt Denjenigen in ſchöner Verklärung zeigt, den die Mitwelt verkannte, verſpie und mordete, weil er trotz mancher ſtarren Eigenthümlichkeit ſeines Weſens — es gut mit ihr meinte, und, trotz ſeiner mannigfaltigen Fehler und Gebrechen, unendlich beſſer war als ſie. So glänzt nun, nach faſt 400 Jahren, der Name Waldmanns in reinem unſterblichem Glanze. Sein Blut und die Zeit haben die Flecken weggewaſchen, die hie und da ſein glänzendes Leben verunreinigten; aber die Namen ſeiner Feinde und Verfolger ſind ewiger Verachtung preis gegeben und die Geſchichte richtet ihr Andenken ſchon genug, indem ſie ihre verübten Gräuel der Nachwelt erzählt.

Hans Waldmann war zu Blickenſtorf im Zugergebiet geboren. Seine Eltern waren ſehr unvermögend und Hans kam ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre, durch die Vermittlung ſeines Großvaters mütterlicher Seits, der Burger in Zürich war, zu einem Rothgerber daſelbſt, der Mitleid mit dem ungewöhnlich ſchönen und aufgeweckten Knaben hatte, in die Lehre. Er vollendete ſeine Lehrzeit und trieb hierauf, vereint mit ſeinem Bruder, eine Zeit lang das Handwerk. Beide kauften ſich, jeder um die Summe von vier Gulden, welches damals ein bedeutendes Geld war, das Burgerrecht von Zürich, und beide zeichneten ſich unter der damals ſo kriegsluſtigen Jugend dieſer Stadt ſehr vortheilhaft aus. Alle Kriegszüge, die von ihrer Zeit an bis zu den burgundiſchen Kriegen von den Schweizern gegen Oeſtreich unternommen wurden, machten ſie, nach der Art des damals ſo beliebten Reislaufens mit. Hans war nicht nur ein tapferer, ſondern auch ein unterrichteter Mann, der, was zu damaliger Zeit bei gemeinen Bur-

Digitized by Google

gern etwas höchst Ungewöhnliches war, seine zierliche Handschrift schrieb und mit besonderem Ausdrucke lesen und reden konnte. Dabei war er, um mit der Chronik zu reden: der schönste, geradeste Eidgenoß, den die Frauen wohl leiden mochten und der hin und wieder, wenn wir den alten Nachrichten glauben müssen, sich dieses Wohlwollen mehr zu Nutzen machte, als er wohl hätte thun sollen. Wer indessen weiß, wie der Geist damaliger Zeit gewesen, der findet hierin eine Entschuldigung; denn nicht nur wurde die Frivolität damals in den Städten geduldet, sondern jeder stieg in dem Maße in der Achtung der, bis zur Ausgelassenheit lebenslustigen, Jugend, als er sich in der Gunst des andern Geschlechtes zu steigern wußte. Das verstand nun Waldmann, wie gesagt, vortrefflich, und so konnte es nicht fehlen, daß er nach dem Tode des Einsiedler-Amtmanns, Ulrich Edlebach, dessen Wittwe zur Gattin erwarb, da sie ihn schon bei Lebzeiten ihres Mannes gerne gesehen hatte; zumal ihm bereits auch das Amt des Verstorbenen zugefallen war.

Nun hatte er in den höhern Regionen festen Fuß gefaßt. Sein Einfluß in der Stadt nahm zu, obgleich einige alte Geschlechter ihm übel wollten, theils wegen seiner lockern Sitte, theils im dunkeln Ahnen der übermächtigen Kraft, die dem Jüngling inwohnte, und die nur eines geeigneten Wirkungskreises bedurfte, um sich auszubreiten und alles Gewöhnliche in den Hintergrund zu stellen.

Zweimal thürmten sie ihn, büßten ihn zu verschiedenen Malen; aber mit ungetrübter Heiterkeit trat er aus dem Gefängniß, mit fröhlichem Muth zahlte er die aufgelegten Geldbußen, lag mit frischem Eifer seinem einträglichen Eisenhandel ob, machte sich durch Anwalt- und Vogtstellen, die er unentgeldlich übernahm, bei dem gemeinen Manne beliebt und wurde endlich Zunftmeister, welches damals in Zürich, wo die Regierung aus den Zünften der Stadt gewählt wurde, eine höchst einflußreiche Stelle war. — Nun begab es sich, daß selbiger Zeit der Herzog von Burgund, ob seines Kriegsmuthes Karl der Kühne genannt, durch die Schluchten des Jura in Helvetien eindrang, um das Volk von Murgarten und Sempach in seine Gewalt zu bringen. Da zog

Digitized by Google

Waldmann, der sich schon bei Mühlhausen, Waldshut, Hericourt und in der Waadt als Kriegshauptmann ausgezeichnet hatte, als Anführer von Zürich und Freiburg, dem bedrängten Bern zu Hülfe, und so groß war die Ehrfurcht vor seinem Geiste und seiner Tapferkeit, daß in Freiburg die Fahnen aller andern Kantone vor ihm sich neigten. Bald darauf geschah der ewig denkwürdige Sieg bei Granson, in welchem sich Waldmann durch hohen Muth und Feldherrntalent auf's Neue verherrlichte. — Er ward hierauf Besatzungshauptmann der Stadt Freiburg, und als der kühne Karl, um seine Niederlage bei Granson gut zu machen, zum zweiten Male und mit noch größerer Heereskraft in die Waadt eindrang, da schrieb er nach Zürich: „Gnädig Herren, fürdered „üch, daß wir nit die Hinterſten ſygend; hend kein Zwyfel, die „Lüt (Burgunder) ſind all unſer eigen, wir wend ſy mit Got„tes Hülf all ertöden!“ — Endlich kommt bei einbrechender Nacht der große Zuzug in Bern an, wo ihn Waldmann erwartet. Er läßt die Ermüdeten bis 10 Uhr ruhen und schreibt in's Feldlager von Murten: „Wir kommen Samstag früh.“ Die ganze Stadt ist erleuchtet; vor den Thüren stehen besetzte Tafeln, und Weiber, Kinder und Greise bewirthen das abziehende Heer, während Andere brünstig in den Tempeln beten, daß Gott den Sieg verleihen möge! Durch die stockfinstere Regennacht ziehen die Zürcher fort, und nachdem Waldmann an der Saanenbrücke hatte Messe lesen und frühstücken lassen, rücken sie in schönster Ordnung im Lager der Eidgenossen ein. Im Kriegsrathe erhält Waldmann den Oberbefehl über den Gewalthaufen des Heeres und der Rothgerber von Blickenstorf wird vor der Schlacht zum Ritter geschlagen! — Nun wurde — am 22. Brachmond 1476 — der ewig denkwürdige, jedem Schweizer bekannte Sieg bei Murten errungen, zu welchem Waldmann so vieles beitrug und der seinen Namen mit neuem unsterblichem Ruhme schmückte. Zürich empfing ihn mit Entzücken; seine Widersacher mußten schweigen, denn Waldmanns Ruhm war der Ruhm der Stadt. — Dem Herzog Renatus von Lothringen, der sich an die Eidgenossen angeschlossen, um sein durch Karl den Kühnen verlorenes Herzogthum wieder zu erlangen, wurde von sämmtlichen Ständen ein Volksaufbruch bewilligt, an dessen Spitze

Digitized by Google

Waldmann sich stellte. Als Renatus, der in Basel seine Helfer erwartete, den Ritter erblickte, sprang er vom Pferde und umarmte ihn im Angesichte des Heeres unter Thränen. Seine Hoffnung täuschte den Herzog nicht; Waldmann gab in der Schlacht bei Nancy mit seinen 8000 Eidgenossen den Entscheid, und der Feldzug endete mit dem Tode Karls und mit der Wiedereinsetzung des Vertriebenen in sein Herzogthum. Hierauf erhielt Waldmann, nebst dem großen Adrian von Bubenberg und Hans Imhof von Zug, den ehrenvollen Ruf, mit dem Könige von Frankreich wegen der Franchecomté zu unterhandeln. Doch scheint es, als ob er hier von dem listigen französischen Monarchen angeführt worden sei, obgleich er selber nach Hause schrieb: „Lasset üch von des Königs Geld und siner Räten Süßigkeit nit verfüren, daß Ihr Sachen tügent, die unsere Nachkommen entgelten möchtent. Fürwar die Franzosen haben mit semlicher Behendigkeit schon manig Land betrogen und in Kummer bracht, daß ich für min Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen, dann wir lieber hand.“ Und weiter: „Lieber lond uns Tütsche bliben; die welsch Zung ist untrüw!“ Dennoch erhielt und nahm er von Frankreich einen Pensionsbrief und von Savoien den Hofrathstitel. Der Mensch ist schwach. — In der Stadt erhob sich sein Ansehen täglich; er ward Obristmeister, und bald darauf erstieg er, mit Beseitigung des Burgermeisters Göldlin, eines schlauen, gewaltigen Mannes, die höchste Stufe im Staate: er wurde zum Bürgermeister gewählt. Hierdurch aber lud er den ganzen Haß der Vornehmen auf sich, die bisher ohne gar zu große Eifersucht zugesehen hatten, wie ein Mann aus dem niedersten Stande und ein nagelneuer Bürger sich von einer Ehrenstelle zur andern schwang; denn Waldmann wußte den Staatsmann so klug mit der frischen Lebenslust und der Unbefangenheit einer kräftigen und freudigen Natur zu vereinigen, er trieb sich so sehr in mannigfachen Vergnügungen herum, daß sie stets an ihm ihre wurden und ihm nie so recht ernsthafte Absichten auf die höchste Staatsgewalt zutrauen konnten. Nun aber erkannten sie mit Schrecken, welchen gefährlichen Feind sie in ihm hatten. — Noch einmal, im Winter 1484, gelang es ihnen, Waldmann zurück zu drängen und Göldlin in seine ver-

Digitized by Google

lorne Würde wieder einzusetzen; aber schon im Jahr darauf überwog Waldmann bei der Wahl auf's Neue, und nun ließ er sie nicht mehr aufkommen. Schonungslos bekriegte er von nun an das Junkerthum. Ein Bruder des abgesetzten Burgermeisters, Lazarus Göldlin, welcher dem Knechte eines Herrn von Stadion gewaltsamer Weise seines Gebieters Siegel und Pferd entwendet und ersteres zu schlimmen Zwecken gebraucht hatte, mußte nicht nur seinen Raub zurückgeben, sondern auch 20 Mark Silber Buße bezahlen. Kurz, wo er einen Adelichen über schlechten Streichen und Gewaltthätigkeiten ertappte — zog er ihn hervor und ließ ihn die ganze Schwere einer gerechten Strafe fühlen. Hingegen schloß sich Waldmann fest an den gemeinen Mann, d. h. an die Zünfte an; zog besonders die Zunftmeister an sich, und stiftete eine Gesellschaft, die alle Sonnabende auf dem Zunfthause zum Schnecken zusammenkam, fröhlich und guter Dinge war, und, da der Wein immer im Voraus angeschafft wurde, zusammen nie mehr als höchstens 18 Kreuzer verzehren durfte. — Auch das Pfaffenthum haßte Waldmann gründlich und lud sich dadurch die heimliche Verfolgung der Klerisei auf den Hals, die wohl zu seinem Untergange das Meiste mag beigetragen haben. Er schaffte Fasttage ab, bestimmte den Loskauf geistlicher Zinsen, untersagte die Vermächtnisse, die den Sterbenden in damaliger Zeit von den habsüchtigen Pfaffen abgedrungen wurden; verbot den Klöstern allen fernern Ankauf von liegenden Gründen, Höfen, Zinsen ꝛc. in und außer der Stadt; ließ den Knecht auf der Chorherrenstube schwören, alle Abende, Sommer und Winter, die dortige Trinkstube zu schließen und nach dieser Zeit keinen Geistlichen mehr zu bewirthen; untersagte diesen auf dortiger Stube alles Würfel- und Kartenspiel und das Spazieren während des Hochamtes in den Kreuzgängen; vielmehr sagte er schalkhaft: „Sie sollen thun, als die, so die Wollust der zergänglichen Welt zurückgelegt haben, und was sie geistlicher Würde und ihrer Pfründe wegen zu thun schuldig sind."

Er setzte die Aebtissin des Frauenmünsters, die bisher noch Theil an der Stadtregierung gehabt hatte, ab, und ordnete den Nonnen 6 Räthe bei (worunter natürlich auch er), die zur neuen Wahl schreiten mußten. Den Predigermönchen entriß er die Beichte der

Digitized by Google

Nonnen am Oetenbach, mit denen sie bisher ein vertrauliches und beschauliches Leben geführt hatten, und zwang sie, Kapuzen an die Achseln zu nähen, die sie um etliche Jahre älter machten; endlich brachte er es beim Pabste so weit, daß die weltliche Gerichtsbarkeit sich in den meisten Fällen auch auf die Pfafferei erstrecken durfte, und daß dieser die meisten Rechte entzogen wurden. Der, welcher derlei Neuerungen in jener Zeit wagte, muß doch gewiß ein gewaltiger Mensch gewesen sein. Waldmann hat der Reformation mehr als irgend Jemand vorgearbeitet. — Waldmanns Streben ging vor Allem auch dahin, seine Vaterstadt bedeutend zu machen, und wenn er die Landschaft darüber hintansetzte und sogar unterdrückte, so darf ihm dieß gewiß nicht so hoch angerechnet werden, wie denen, die in unserer Zeit es thun oder zu thun wünschen. Damals waren die Begriffe von Mein und Dein ganz anders als jetzt, und selbst der freisinnigste Städter konnte sich nicht zu der Ansicht erheben, daß der Mensch vom Menschen weder gekauft noch verkauft werden könne, und daß der gewaltsam Unterdrückte jeden Augenblick das Recht habe, sein Joch abzuwerfen und sich seinem Unterdrücker mit Selbstgefühl entgegen zu stellen. Es ist daher Waldmann durchaus nicht zu verargen, wenn er das Landvolk nach den allgemeinen Rechtsbegriffen damaliger Zeit als unbestrittenes Eigenthum der Stadt und diese letztere als den eigentlichen Kreis seines Wirkens betrachtete. Heut zu Tage würde er gewiß anders denken. Er erschwerte daher den Erhalt des Bürgerrechts und eiferte hierin besonders gegen die, welche in fremde Söldnerdienste liefen, indem er sie des Bürgerrechts verlustig erklärte. Die haben fremde Sitten, Hoffart, Müßigang, Verachtung und Verdrehung der Gesetze in unser Land gebracht; wir müssen dieß giftige Unkraut ausreuten; so sprach und handelte Waldmann. Er schloß ferner den Klubb der hochmüthigen Junker vom Rüden von den Zünften aus und brachte es dahin, daß dieselben nicht mehr als 6 Mitglieder in den Rath gehen durften. — Inzwischen wandte Waldmann seinen Blick auch auf das Land. Er nahm da eingewurzelte Mißbräuche wahr, ein wildes, böses Blut. Der alte Zürcher- und Burgunderkrieg und das ewige Reislaufen hatte das Landvolk in seinem innersten Wesen verderbt; überall Schwel-

Digitized by Google

gerei, fremde Residenz, Armuth und Elend; Niemand häufiger als die Schenkwirthe. Diese Anschauung, verbunden mit der früher ausgesprochenen Ansicht, bewogen den Bürgermeister, mit eiserner Strenge zu Werke zu geh'n. Zunächst schied er Handwerker und Landleute, die sich immerfort verwirrten und gegenseitig zu einem liederlichen, unglücklichen Leben bestärkten. Er zog die Handwerker in die Stadt und gab ihnen das Bürgerrecht; darum wurden denn auch die Grenzsteine des Stadtbannes weiter hinaus gesetzt. Der Landmann sollte auf seinen Gütern als Bauer begünstigt sein; daher gebot Waldmann, daß er weder Jäger, Fischer noch Handwerker oder Kaufmann sei, daß er sein Geld weder im Wirthshaus noch seine Kraft im Badhaus verschwelge, daß die Stadt der Markt sei von dem, was das Land erzeuge. Streng hielt Waldmann auf Erstattung der Grundzinse, Vogtgarben, Thorzölle u. s. w.; er schrieb sogar eine beträchtliche Gutsteuer aus und gebrauchte den Erlös verkaufter Kriegsbeute zu Rüstung eines Zeughauses. Wohl war Strenge nothwendig, aber Waldmann ging im Gefühl seines Wohlmeinens zu weit, besonders, da er den Gemeinden die Wahl der Untervögte entzog und den Salzhandel ausschließlich der Stadt zueignete. Der gemeine Mann ging von der Liebe zur Furcht über, und wehe dem Regenten, den sein Volk fürchtet und der daneben gewaltige Feinde hat, die diese Furcht in Haß verwandeln können. — Seinen Feinden blieb diese Wirkung von Waldmanns Strenge nicht verborgen. Wie sie auf der einen Seite durch tausend Einflüsterungen des Bürgermeisters übergroßen Reformationseifer steigerten und ihn zu immer schroffern Handlungen zu verleiten suchten, verketzerten sie ihn im Stillen, regten mehr und mehr die Rachsucht bei denen an, welche durch die Neuerungen frühere Vortheile verloren hatten und schwärzten ihn auf jede Weise beim Volke an. Ihrem Streben kam eine Handlung zu Hilfe, die einen schwarzen Schatten auf Waldmanns Leben wirft: Die Enthauptung des Kriegshelden von Giornico: des Luzerners Fischhans Theiling. Derselbe hatte von Waldmann übel geredet und ihn der Parteilichkeit und Hochverrathes für Mailand beschuldigt, gegen welches Theiling sein Leben eingesetzt; und hierin geschah Waldmann ein Unrecht, das er nie ver-

Digitized by Google

gessen konnte. Thalling, der mit Tuchwaaren handelte, kam auf die Messe nach Zürich, wurde gefangen genommen und trotz der Bitten seines Weibes, trotz der Protestation seines Kantons, trotz der Vorstellungen, die man an Waldmann verschwendete, nach vorgelegten Beweisen — enthauptet.

Wenn indessen ein unaufhörliches Schaffen trefflicher Einrichtungen große Fehler schwächen kann, so wurde jene unbesonnene That durch Waldmann immerfort sehr gemindert. Er verbannte aus der Stadt den unmäßigen Kleiderstaat, verpönte eine Menge Mißbräuche, die in erzwungenen Geschenken an Angestellte, in kostbaren Gastmählern u. s. w. bestanden — kurz, er lebte in beständiger Fehde mit allem Unnützen und Gemeinen. — Aber in diesem Kampf — so wohlgemeint er war — mußte der Burgermeister endlich zu kurz kommen; er überstürzte zu sehr und beleidigte zu viele Interessen auf einmal. Seine adelichen Feinde rückten ihrem Ziele immer näher und näher. In einer Kapelle des Predigerklosters kamen sie in finsterer Nacht zusammen; da waren: Ritter Heinrich Escher, Konrad Schwend, Hans und Gerold Meier von Knonau, Heinrich und Lazarus Göldlin u. a. Die beriethen sich Jahre lang, wie ihrem verhaßten Gegner am besten beizukommen sei, und brüteten über Neuerungsvorschlägen, die sie ihm am Morgen anriethen und durch deren Annahme er sich beim Volke immer verhaßter machte. Die Geistlichen im Beichtstuhl, der junge Adel und die gebüßten Söldnerschufte, ehemalige Untervögte, und andere wirkten planmäßig durch ihren Einfluß zu seinem Sturz mit. Endlich kam ihnen die ersehnte Gelegenheit. Etliche Bauern hatten einen Hirsch geschossen und genossen, was ihnen damals höchlich verboten war. „Ihr müßt ihnen die großen Hunde todtschlagen lassen", rieth Altbürgermeister Göldlin seinem Todfeinde. Waldmann wollte nicht dahinter; aber Göldlin ruhte nicht und brachte es immer wieder vor Rath, wobei ihn seine Helfershelfer unterstützten, bis endlich in Waldmanns Abwesenheit der unglückliche Beschluß gefaßt wurde.

Ueberall im ganzen Land wurden die Hunde todt geschlagen. Ueberall entstand großes Wehklagen und Mancher trennte sich so schwer von seinem treuen Gesellschafter, daß er seinen schönsten

Digitized by Google

Ochsen, seine beste Kuh — wiewohl vergebens — dafür entbot. Ein Fischenthaler spannte sogar die Armbrust auf den Rathsherrn Meiß, der nebst dem Rathsherrn Frauenfeld den Hundsmord beaufsichtigte. Die Landleute kehrten bittend vor Waldmann. Dieser gab zu verstehen, daß diese strenge Maßnahme ohne ihn gefaßt worden sei und daß sich nun einmal, nach ergangenem Beschlusse, Nichts mehr ändern lasse. — Aber Göldlin und sein Anhang, an die sie sich sodann wandten, antworteten: was geschieht ohne ihn, dessen Knechte wir sind. — Da erhoben sich zuerst die Seeleute, unter allen Landbewohnern die kräftigsten, kühnsten und verschlagensten. An ihre Spitze stellte sich ein gewisser Rudi Rellstab von Meilen, seines Berufs ein Weber, wohlbegütert, beredt und angesehen. Dieser gab dem dumpfen Unwillen laute, unverholene Stimme; besonders fand sein Eifern gegen das Verbot, vermöge welchem Gemeinden zu allgemeiner Freude sich nicht mit Gemeinden zusammenthun und in gleicher Schenke zechen durften, starken Anklang. Eine Gesandtschaft kam in die Stadt und verlangte Abstellung der Neuerungen. Waldmann, ohne Etwas zurückzunehmen, suchte sie zu belehren. Umsonst. Murrend verließen die Männer die Stadt. Göldlin und sein Anhang waren unermüdet. Die Stimme des Aufruhrs erscholl durch's ganze Land. Schon früh am dritten Tag standen fast zweitausend Mann in Meilen beisammen. Der zweite Bürgermeister Roüst und andere Rathsglieder aus Zürich traten unter die aufgeregte Menge und suchten sie zu beschwichtigen. Aber Jakob von Muggern erwiderte kurz und mit Hintansetzung der ehevorigen Achtung: „Habt ihr zuvor Einzelne nicht hören wollen, so hört jetzt die Gemeinden.“ Die Herren kehrten betroffen zurück. Von da an erschienen allnächtlich an und auf dem See viele Fackeln und Lichter, zeugend von geheimen Zusammenkünften und Anstalten. Aber Waldmann blieb unerschüttert. Er besetzte die Thore und Mauern durch die Zünfte und zog 300 Mann aus der nächsten treugebliebenen Umgegend in die Stadt. Am Aschenmittwoch endlich brach der Sturm los; alle Seebauern, mit Ausnahme der Kilchberger, erschienen bewaffnet vor den Mauern der Stadt. Sie war verschlossen; aber durch die Vermittlung des Johanniterritters Gubelmann von Küßnacht,

Digitized by Google

fanden ihnen 24 vor versammeltem Rath Gehör. Von allen Seiten der Eidgenossenschaft waren vermittelnde Boten erschienen. Waldmann antwortete den Abgesandten mit jener Hoheit in Blick und Wort, die sonst im wildesten Schlachtgetümmel Ordnung erhielten; er versprach ihnen über einzelne Beschwerden gewohntes Recht zu üben. Still gingen sie von dannen. Sämmtliche Landleute zogen sich nach erhaltenem Bericht auf eine Wiese nach Zollikon zurück, um dort abzuwarten, was von der Stadt aus durch die eidgenössischen Vermittler geschehen werde. Diese kamen heraus, gaben den Landleuten Gehör und begehrten zwischen den Parteien zu richten. Waldmann verwarf diesen Vorschlag, den er mit der Würde einer herrschenden Stadt unvereinbar hielt, und ergab sich endlich nur gezwungen in die Anhörung feindlicher Klagen und die Abschaffung verhaßter Verordnungen. Als die bießfällige Urkunde vor Rath verlesen wurde und von Waldmann unterzeichnet werden sollte, erwachte in ihm, doppelt schmerzlich, der gekränkte Stolz und verleitete ihn zu einer Handlung, welche, verbunden mit den Anstrengungen seiner zahlreichen Feinde, ihm nothwendig Verderben bringen mußte.

Er brachte es nämlich durch eine heftige Rede so weit, daß die glimpflichen Ausdrücke dahin abgeändert wurden, die Bauern hätten nur *vermeinte* Klagen vorgebracht, hätten demüthiglich um Gottes, Unserer Frau und ihrer Väter willen um Vergebung ihres Unrechts gebeten und so viel Gnade erhalten, daß ihre Beschwerden bei der ersten Muße sollten untersucht werden. Das war auch für die damalige Zeit und für die damaligen Begriffe von Herr und Unterthan ein großes Unrecht, zu welchem aber, wie sich leicht vermuthen läßt, Waldmann durch seine geheimen Feinde gehetzt wurde. — Sorglos und freudig, wie nach einer gewonnenen Schlacht, eilte er nun mit einigen lustigen Gesellen nach Baden, während der Stadtknecht *Schneevogel*, ein Diener, auf welchen Waldmann große Stücke hielt, und andere Anhänger des Bürgermeisters sich in Zürich brüsteten und unklug verlauten ließen, Waldmann kenne die geheimen Triebfedern des eben gestillten Aufruhrs und werde sie zu weiterm Schaden unfähig zu machen wissen. Göldlin und sein Anhang hörte dieß mit

Digitized by Google

Schrecken; sie kannten den Helden von Granson und Murten und bereiteten sich zu einem Kampf mit ihm auf Tod und Leben. Sie boten alle Mittel auf, um die wegen der veränderten Urkunde sich kund gebende Gährung zu steigern und es gerieth ihnen vollkommen. Das Volk brannte in furchtbarem Zorn; seine fünfzig Tagherrn, die mit den Eidgenossen und dem Rath verkehrt hatten, traten in den Rathsaal, sprachen mit Heftigkeit ihre Entrüstung aus und verlangten die Vernichtung der verhaßten Urkunde. Waldmann, der indessen wieder zurückgekommen war, beharrte fest auf seinem Sinn! Da eilten sie hinaus und schmetterten wüthend die Rathhausthüre hinter sich zu. Am Sonntag Lätare früh klang der Glockensturm durch's ganze Land und aus allen Aemtern kamen bei 6000 Mann in Küßnacht zusammen. Als dieß die in Schwyz versammelten Tagboten hörten, ritten sie eilig nach Zürich. Der Bürgermeister aß mit ihnen im Gasthause zum Schwert zu Mittag. Plötzlich entsteht auf der Rathhausbrücke, an welche dieser Gasthof stößt, ein wildes Geschrei und Getümmel; der Bürgermeister blickt aus dem Fenster und vor seinen Augen wird ihm der treue Schneevogel von 4 Zürchern erdolcht. Kaum konnte man ihn halten, daß er nicht eilte, des braven Dieners Tod zu rächen. Die Mörder warfen sich in die geheiligte Zuflucht einer Klosterkirche; gingen aber noch des gleichen Tages frei herum. Jetzt schien für Waldmann die Zeit gekommen zu sein, den gefährlichen Schauplatz zu verlassen. Die Gesandten riethen es ihm; aber der Bürgermeister — groß im Unglück, wie er es im Glücke war — schwur, auszuhalten bis in den Tod. — Er ließ auf den folgenden Morgen alle Zünfte versammeln, Willens von einer zur andern zu geh'n, die aufgeregten Bürger zu beruhigen und die wankenden zu ermuthigen. Aber seine Gegner hatten schon vorher ihre Maßnahmen getroffen; wohlwissend, was die Kraft seiner Worte über Herzen vermochte, die ihn bis vor wenig Tagen achteten und liebten. Kaum hatte er zwei bis drei Zünfte besucht und tiefen Eindruck durch seine Worte auf sie gemacht, da erklang plötzlich die Rathsglocke. Der Bürgermeister eilte auf das Rathhaus und fragte erstaunt, wer den Auftrag ertheilt habe, in den Rath zu läuten. Niemand wollte das wissen. Indessen eilten die geladenen

Digitized by Google

Rathsglieder auf's Rathhaus; hinter ihnen her drängten sich die Zünfte, — unwillig, daß man sie vergeblich besammelt hatte. Bald war das Rathhaus von Unzufriedenen umringt. Unter sie mischten sich Waldmanns Feinde und steigerten durch allerlei Reden des Volkes unmuthige Stimmung; vor Allen Lazarus Göldlin, des Bürgermeisters Todfeind, der hier zum ersten Male öffentlich gegen ihn auftrat. Er fand es leicht, die Regierung zum Frieden mit dem See zu zwingen, wenn man ihm hierzu das Vertrauen schenken wollte. Ein wilder einstimmiger Ruf machte den Bösewicht zum Anführer der aufgeregten Menge; doch wählte man ihm noch zwei andere, jedoch unbedeutende, Bürger zu; er selbst zog einen Vertrauten von jeder Zunft an sich; befahl heimlich Bewaffnung und eilte auf's Rathhaus. Eine finstere Ahnung ergriff den Bürgermeister, als man ihm Lazarus Göldlin meldete. Er ließ ihn eintreten. Göldlin begehrte einen Ausschuß des großen Rathes, der mit der Gemeinde unterhandle. Man hieß ihn abtreten, um über sein Gesuch abzustimmen. Aber ohne den Beschluß abzuwarten, stürmte er die Rathhaustreppe hinunter. Auf der Laube erwartete ihn, abgeredter Weise, sein Knecht mit des Herrn Rüstung und Mordart. Lazarus bewaffnete sich, rannte unter die Bürger und heulte: „Daß Gott der armen Stadt sich erbarme!“ Gedungene Anhänger wiederholten dieß Geschrei. Hie und da hieß es: „Wie Manchem ist Unrecht geschehen, dem heute soll geholfen werden!“ Der Auflauf nahm überhand, die Empörung wurde durch alle Gassen getragen; Alles lief — erschrocken, wüthend oder neugierig — dem Rathhause zu, wo der Tumult von Minute zu Minute sich steigerte. Endlich vereinigten sich die verworrenen Stimmen mit Göldlin's plötzlichem Ruf: „Herunter mit ihnen! — Wir wollen sie heraus! — Waldmann, dein Regiment, deine Hoffart ist jetzt vorbei! — dein freundlich Wesen hilft dir jetzt nicht!“ — Hiermit stürmten und wogten sie rasend nach den Rathhausthüren, die sie einzubrechen drohten. Jetzt erschien oben in den Fenstern der Schultheiß von Frischhans Theilings Vaterstadt, Seiler, von Luzern und suchte das Volk zu beschwichtigen. Aber sein Vortrag stimmte keineswegs mit seiner sonstigen Beredtsamkeit überein; denn ihm fehlte der Willen, den

Digitized by Google

größten Mann Helvetiens zu retten und statt die Empörer bei den ewigen Bünden zu beschwören, von ihrem Vorhaben abzulassen, statt ihn feierlich in eidgenössischen Schirm zu nehmen, endigte er seine Rede mit der hochverrätherischen Frage: „wen wollet ihr denn?“ — Da scholl Göldlin's Stimme und mit ihr brüllten die Stimmen von Tausenden: „Den Bürgermeister Waldmann! den Obristmeister Oehen!“ und so noch andere Opfer, die im Voraus dem Parteihasse geweiht waren. Aber auch mit diesen schien der treulose Seiler nicht zufrieden zu sein und er soll immer noch gerufen haben: „Wen mehr?“ Endlich trat er an der Spitze der eidgenössischen „Vermittler“ in den Saal zurück, wandte sich an den Bürgermeister und sprach: „Herr! Euch wollen sie zuerst!“ — Mit ruhiger Hoheit erhob sich Waldmann und sprach: „Meine Her„ren! meine Arbeit und mein Gemüth für diese Stadt könnt ihr bezeu„gen. Eidgenossen, der ewige Bund ist auf den Bürgermeister von „Zürich mit Namen gestellt. Ihr habt mich bei Murten und Nancy „und so oft als treuen Freund auf Tagsatzungen gesehʼn; dessen ge„denket!“ — Hiermit ergab er sich, ließ von einem der Gesandten das vielversuchte Schwert von seiner Linken lösen und trat dann zwischen dem fluchwürdigen Seiler und Landammann Reding unerschrocken hinaus, in das tobende Volksmeer; gefangen folgten ihm seine treuesten Freunde ..... Durch einen Wald von Spießen, Schwertern und Keulen, durch einen brüllenden, geifernden Pöbel, wandelte er, der noch vor wenig Wochen Hochverehrte, die Zierde Zürich's. Schweigend, aber mit jener stolzen, würdevollen Haltung, womit er sein Heer in Schlachten führte, mit jenem Adlerblick, dem jedes andere Auge sich senkte, überflog er das wilde Getümmel, das ihn umgab. So geht nur der große Mann durch ein finsteres Schicksal einem noch schrecklichern entgegen! In den Wellenberg, jenen Thurm, der einsam mitten in den Fluthen der Limmat stand und zur Aufbewahrung todeswürdiger Verbrecher diente, führten sie ihn und seine Leidensgefährten. Beim Abschiede schworen es ihm die Gesandten der Eidgenossen nochmals feierlich, bei Ehre, Pflicht und Freundschaft zu, nichts Gewaltiges zuzugeben.

Wachen und Wachtschiffe wurden in und um den Thurm gelegt, die Sicherheit schien gewährleistet. Aber wo auf Erden

Digitized by Google

giebt es für den eine Sicherheit, welchen die sinnhafte Bosheit einmal zu ihrem Opfer erkoren? Die Göldlin und ihr Anhang waren unermüdet; sie thaten Alles, um den Verhaften immer noch mehr anzuschwärzen und seinen Tod zu beschleunigen, damit nicht ein für sie gefährliches Gefühl der Reue das Volk beschleiche. Sie unterhielten und steigerten die Aufregung nach Kräften; ganz Zürich, selbst die Klöster, die sich ungezügelter Rachsucht hingaben, waren in Waffen; schreckliche Gerüchte wurden von Mund zu Mund getragen; man sprach von einem Verzeichniß von 60 Bürgern, welche Waldmann zum Tode bestimmt haben sollte; mit wehmüthiger Freude drückte der Heuchler Lazarus und sein Gesindel Vielen die Hand: „Danket Gott! auch ihr seid darin gestanden!“ ... Dann munkelten sie von den Oestreichern, die in der Nähe seien, und welchen Waldmann die Stadt habe verrathen wollen; man wisse die geheime Losung, man kenne die Lärmzeichen mittelst der Stadtbüchsen; man habe an den, dem Verderben geweihten, Häusern Zeichen entdeckt; selbst die neuen Stadtschlüssel hätten sich aufgefunden, und es sei vollkommen in Erfahrung gebracht, daß der Bürgermeister zur Belohnung für seinen himmelschreienden Verrath zum Grafen von Kyburg hätte gemacht werden sollen.

Solche Sagen wurden zu Stadt und Land herum geboten und die Seebauern, zu 8000 Mann angewachsen, erboten sich der Stadt zur Vereinigung wider die Obrigkeit. Doch solche Vereinigung behagte den städtischen Rädelsführern keineswegs und es kam ihnen nicht in den Sinn, die wilden Seevögel in die Stadt zu lassen; auch bedurften sie zum Sturze der rechtmäßigen Obrigkeit keiner weitern Unterstützung. In der Wasserkirche wurde durch eine ohne Vorsteher abgehaltene Gemeine der ganze Rath entsetzt und dagegen Lazarus Göldlin mit fast unbeschränkter Gewalt zum Stadthauptmann erhoben. Ihm wurde ein Rath von 60 höchst rohen, mit gutem Vorbedacht aus der Hefe des niedrigsten Troßpöbels gewählten Menschen, beigegeben, größtentheils Vagabunden, Bastarde, Schreier, Wühler, die in solchen Zeiten immer am ersten oben aufkommen. Es ging so weit, daß 4 sich, ohne gewählt zu sein, aus eigener Machtvollkommenheit, diesem saubern Rathe beiordneten, welcher bald hernach wegen seiner sittlichen Rohheit

Digitized by Google

und Unbändigkeit der hörnere genannt wurde, ein blindes Werkzeug in der Hand des Blutmenschen Lazarus. Der ersten Rathssitzung wohnten der Weber Rellstab und der Bauer von Muggen bei; doch gieng die Hauptpolitik der beiden dahin, daß man ihren 8000 vor den Stadthoren nicht mehr blos Brod und Wein, sondern Braten, Semmelringe, Feigen, Mandeln und Rosinen, zum Danke für ihre der Stadt geleisteten Dienste, hinausschicken sollte, was denn auch ungesäumt geschah, denn die Leute vor den Thoren führten sich sehr ungeberdig auf und schienen eben nicht übel Lust zu haben, sich ihre Mandeln und Rosinen selbst zu holen. — Inzwischen wurden Waldmanns Häuser, wo Waffenvorräthe verborgen sein sollten, besetzt und untersucht und eben Nichts gefunden, als die trefflichste Rüstkammer, aber Alles nur für einen Mann, Alles nur für Waldmann, für den berühmtesten Krieger seines Volkes. — Doch die Waffenvorräthe sollten nun einmal irgend vorhanden sein; das war aus- und abgemacht: wo? das wollten sie durch die Folter inne werden.

In der Mitternachtsstunde der zweiten Nacht nach Waldmanns Gefangensetzung fuhren sie hinüber, wie Diebe und Räuber. Felix Schwend, des Thurmes Hauptmann, widersetzte sich nicht und ließ von Setzstab, einem vom hörnernen Rath, öffnen. Sie rissen den schlummernden Helden auf, schleppten ihn in die Folterkammer, verhörten ihn über 40 Stunden meistens peinlich, indem sie ihn auf die Folter spannten und ihm, dem Sieger von Murten und Nancy, Zürichs weisem Gesetzgeber, einen hundertzwanzig Pfund schweren Stein an die Füße hingen, bis seine kraftvolle Natur in gänzlicher Erschöpfung erlag. Aber seine gewaltige Seele stand ob jeder Marter; mit keiner Silbe zeugte er gegen sich selbst; er antwortete, er sprach zu ihnen, auch auf der Folter, mit der Kraft eines schuldlosen Gewissens und mit einer unwiderstehlichen Hoheit, die selbst jene schwarzen Seelen mit Beschämung erfüllte. Auf getäuschte Hoffnung folgte Wuth. Sie stießen ihn hinunter in das scheußlichste Mörderloch, belasteten seinen durch die Folter gänzlich erschöpften Körper mit den allerschwersten Ketten und Banden; er klagte, er bat; aber nie zeugte er wider sich. Aber als er sah, daß alles Große was er gethan, daß alle seine glor-

reichen Tage, all' sein Verdienst um Helvetien und um seine Vaterstadt vergessen war, als er sich ausgeliefert sah seinen Todfeinden — da weinte er eine heiße männliche Thräne, legte seine Ritterzierde von sich und aß nicht mehr. Am 6. April 1489 wurde über den Ritter und Bürgermeister Hans Waldmann das Bluturtheil gefällt. Um jedes erwachende Mitleid durch den Volkshaß zu ersticken, dung man drei Bösewichter, welche ihre Kleider, als seien sie durch Schweiß so durchnäßt geworden, im Brunnen am Stampfenbach netzen, athemlos in den Gerichtssaal bringen, und aussagen mußten: Sie kämen aus der Gegend von Eglisau; eine große kaiserliche Macht sei schon zur Rettung des Gefangenen über den Rhein gegangen; sie hätten die Flamme Eglisau's gesehen und das Wehklagen der Einwohner gehört, die ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedergemetzelt worden seien. Eile thue noth, sonst sei Waldmann in wenig Stunden gerettet.

Er vernahm gefaßt, ja freudig, was ihm bevorstand; nur bedauerte er innig die Schaar seiner mitgefangenen Freunde. Er beichtete drei Stunden lang. Da erklang die große Glocke vom Münster; zwei große bewaffnete Schiffe nahten sich, ihn abzuholen .... Jetzt erhob er sich, schmückte sich wieder mit den Zeichen seiner Ritterwürde und verließ mit ruhiger Fassung den Thurm. Von dem Ufer bis zum Fischmarkt begleiteten ihn 400 Ausgeschossene von den Zünften. Auf dem Fischmarkt angekommen, nahm ihm der älteste Ritter der Stadt, Heinrich Escher, Angesichts des Rathhauses, des Schauplatzes seiner Weisheit und Ehre, den Ritterschmuck ab; hierauf wurde sein Todesurtheil abgelesen. Dieses enthielt weder ein todeswürdiges, noch ein von ihm anerkanntes Verbrechen, sondern ein Gemisch von Behauptungen und Nachreden über allerlei Geschehenes und Vorgehabtes aus seinem Privat- und Regentenleben. — Nach Ablesung dieser schmählichen Förmlichkeit wollte Waldmann, bewegt von tiefem Unwillen, reden.

Doch sein Beichtvater, welcher ihm vorher die Zusage abgedrungen hatte, nicht öffentlich reden zu wollen, fiel ihm in's Wort: „Herr, ihr habt mir versprochen, nicht zu reden; und ich „hab' euch versprochen, daß Gott euer Stillschweigen für euere

Digitized by Google

„Stunde nehmen will.“ Darauf erwiederte er nach hartem Kampf: „So will ich eben diese Schande geduldig tragen und meine Sache „Gott empfehlen.“ Damit wurde er wieder zu Schiffe gebracht. Seine Enthauptung sollte vor den Stadtmauern geschehen; denn die Thore blieben aus guten Gründen verschlossen und doch durfte man den Bauern dieß Schauspiel, nach dem sie dürsteten, nicht entziehen. Am Eingange des jetzigen Zeltweges in der Matte des Stadtbaumeisters Hegnauer, war die Blutbühne aufgeschlagen. Getrost entstieg Waldmann dem Schiff. Aufrechten Ganges und herrlich gekleidet, wie er es liebte, schritt er, links und rechts grüßend, durch die zahllose Volksmenge und stieg festen Fußes die Treppe des Schaffots hinan. Als er oben stand in seiner männlichen Schönheit und Größe, als sein wehmüthiger Blick über die Menge hinschweifte, die ihn sonst angebetet hatte, hinüber nach den Thürmen seines Zürichs, als er aus tiefster Brust ausrief: „Gott wolle, daß dir kein Leid widerfahre, liebes Zürich“ — da erhob sich ein allgemeines Jammern und Schluchzen im Volke, und hätte der Bürgermeister jetzt weiter reden wollen, so wäre er, nach dem Urtheile vieler seiner Zeitgenossen, wohl nicht hingerichtet worden! Aber er gehörte schon nicht mehr der Erde an; schon hatte sein Geist die irdischen Schranken überflogen und verachtete jeden Vortheil und jede Kriegslist, die ihn dahin zurückführten. Anstandsvoll und seinen Blick immerfort nach der lieben Stadt gerichtet, bat er das Volk um seine Fürbitte, so wie er ihm auch die seinige zusicherte, und ließ sich dann zur Enthauptung nieder. Darauf sprach sein Beichtvater: „Herr redet mir nach!“ ... Kaum hatte er das Kredo angefangen, so geschah der Streich — das schöne Haupt fiel vom schönen Körper — und Helvetiens größter Mann hatte blutig geendet!

Kaum war das Urtheil vollzogen, so wandte sich der Reichsvogt, Gerold Meier von Knonau, einer von Waldmann's erbittertsten Feinden, gegen das Volk und rief: „Liebe Herren und „gute Fründ! Es ist minen gnädigen, hochgeachten Herren Bot„schaft kommen, daß das Gerücht von dem Anzug der Kaiser„lichen falsch und gewiß kein fremdes Volk im Lande ist. Darum „seit ruhig und hört noch die schwere Verschuldung des Hinge-

Digitized by Google

„richteten an!“ So frech wurde das Volk betrogen! Werden solche Mittelchen nicht auch heut zu Tage noch hie und da angewandt?! .... Waldmann's Leichnam wurde, nach des Enthaupteten Willen, in eine Gruft der Abtei-kirche (Fraumünster) gelegt.

Verfolgung, Marter, Tod und Verbannung traf nun seine Freunde; sein Gut fiel den gierigen Feinden, aber sein Andenken fiel der Geschichte anheim:

Und diese schmückt mit ihrer Lorbeerkrone
Den Mann, der für die höchsten Güter stritt;
Ihn, der, umringt vom allerärgsten Hohne,
Mit jenem Muth zum Hochgerichte schritt —
Mit dem er früh nach Hericourt gezogen,
Der ihn nach Granson, Murten, Nancy trug,
Mit dem er durch die trügerischen Wogen
Der fremden Staatskunst tausendfach sich schlug.

Wohl ist sein Haupt, sein würdig Haupt gefallen,
Wohl triumphirte seiner Feinde Schaar;
Doch ewig stellt in der Geschichte Hallen
Der Nachwelt sein gefeiert Bild sich dar.
Sein Blut hat jene Schulden abgetragen,
Sein Leiden macht ihn jedem Herzen werth;
Groß steht es da in Schlachten und auf Tagen
Gleich siegreich durch die Weisheit und das Schwert.

Sein Heldenname lebt und strahlt im Segen,
Doch seine Feinde traf der Zeiten Fluch! .....
... Blick hin, o Mensch! So findst du allerwegen
Dein eigen Urtheil in der Vorzeit Buch.

Ahorns Bericht.

Johannes Müller schließt die Verbesserungen und Zusätze des fünften und letzten Bandes seiner Schweizergeschichte mit folgender Note: Bartholomäus Ahorn, ein verehrter Prediger und auch Geschichtschreiber, berichtet in einem ungedruckten Aufsatze, wie

Digitized by Google

er im Jahr 1627 oder 28 des Fraumünsters Küster, da er ein Grab machen wollte, die Ruhestätte des vor 138 Jahren enthaupteten Bürgermeisters geöffnet, welcher unverwesen und wie ganz frisch blutrünstig lag. Es sah ihn der berühmte Antistes Breitinger, Bürgermeister Holzhalb und Professor Waser. Sie meinten, er werde nun bald verwesen. Wie mag er wohl jetzt sein? Es lohnte sich wohl der Mühe nachzusehen und dem durch Verrath gefallenen Helden ein Denkmal zu setzen.

Bartholomäus Aahorn, Verfasser dieses Berichtes, welcher in Antistes Breitingers Lebensbeschreibung enthalten und im dritten Bande der Helvetia zum ersten Mal in verbessertem Style abgedruckt ist, und auf welchen Johann Müller sich beruft, ist vom Reformator des Kantons Graubünden und von andern dieses Geschlechts, die ebenfalls Bartholomäus hießen, wohl zu unterscheiden. Er ward im Jahr 1613 geboren und starb den 7. Juni 1700. Ursprünglich ein Bündner, erhielt er später das Bürgerrecht zu St. Gallen, wurde zuerst Pfarrer in der Pfalz, hierauf zu Bischofzell und endlich zu Elsau bei Winterthur. Er war ein gelehrter und arbeitsamer Mann und hat mehrere Werke geschrieben.

„Als ich in Zürich studirte und 1626 und in den folgenden Jahren bei Herrn Joh. Waser, Professor der Logik am Collegio Humanitatis, der damals in seines Herrn Schwähers, Heinrich Thomanns, selbiger Zeit Amtmanns im Oetenbach, Behausung in der Gassen wohnte, zu Tische gieng, besuchte meinen Tischherrn auf einige Zeit Herr Jakob Keller, Pfarrer zu Seuzach, welcher mit ihm etwas verschwägert war und mit ihm die Mittagsmahlzeit hielt. Als es nun bald ein Uhr war, befahl mir mein Tischherr, in das Kollegium Humanitatis zu gehen und den Studenten zu sagen, sie sollen nur heimgehen, er könne dießmal die Lektion nicht halten. Ich bat Herrn Professor um den Schlüssel zum Fraumünster, damit ich nicht um den Kornhausplatz gehen müsse. Er gab mir ihn willig.

Als ich die Kirche aufschloß, machte Markus Rollenbuz, der Siegrist, ein Grab in der Gegend zwischen des Herrn Pfarrers Stuhl und der Kanzel, doch mehr gegen die Kanzel als den Stuhl, für den damals verstorbenen Herrn Hofmeister selig, gewesenen

Digitized by Google

Amtmann zum Fraumünster. Ob es im Jahr 1627 oder 1628 gewesen sei, kann ich nicht mehr bestimmt sagen; Herrn Hofmeisters sel. Grabstein, auf welchem die Jahrzahl steht, wird solches ausweisen. Indem ich nun in die Kirche kam, öffnete gerade in selbigem Augenblicke der Siegrist ein Grab, worin er einen Todtenbaum antraf und darin einen frisch enthaupteten Körper, zwischen dessen Füßen der Kopf lag. Der Hals an dem Kopfe und an dem Körper war ganz blutig, als wenn er eben erst wäre abgeschlagen worden. Der Siegrist und ich erschracken sehr darüber. Der Siegrist wollte den Todtenbaum stracks wieder zumachen und daneben graben; ich bat ihn aber, er solle ein wenig still halten, ich wolle es meinem Tischherrn sagen, der werde mich gewiß zu Herrn Breitinger schicken, ihm dieses zu melden; denn Herrn Breitingers Frau ist meines Tischherrn Schwähers, des Herrn Amtmanns im Oetenbach, Schwester. — Ich sagte geschwind den Studenten nur unter der Thüre, mein Tischherr komme nicht in's Kollegium, zu lesen, eilte wieder durch den Kreuzgang und die Kirche meinem Herrn zu und erzählte ihm, was ich gesehen hatte. Er ließ den Herrn Keller bei seiner Hausfrau sitzen; gieng mit mir in die Kirche, blieb bei verschlossenen Thüren beim Siegrist, gab mir den Kirchschlüssel, und schickte mich zu Herrn Breitinger, ihm solches anzuzeigen. Dieser kam eilends mit mir in die Kirche; ich schloß mit dem Schlüssel auf und machte auf seinen Befehl stracks wieder zu. Sobald Herr Breitinger den Leib gesehen hatte, schickte er mich zu Herrn Bürgermeister Holzhalb, mit dem Auftrag, ihm zu sagen, wenn es Ihrer Weisheit gefällig wäre, bitte Herr Breitinger, er solle hinkommen, den Leichnam zu besehen, und einen Rathschlag zu fassen, was zu thun sein werde. Der Herr Bürgermeister kam alsogleich; der Stadtknecht, welcher mitgieng, mußte vor der Kirchthüre bleiben; ich schloß auf, und, nachdem Herr Bürgermeister hineingegangen war, wieder zu. Diese drei Herren, Bürgermeister Holzhalb, Oberstpfarrer Breitinger und mein Tischherr, standen beim Grabe, besahen den Körper genau, und rührten denselben an. Der Siegrist und ich standen hinter ihnen. Sie redeten ziemlich lang leise mit einander, was ich aber, wie ich auch immer die Ohren spitzte, nicht ganz verstehen konnte.

Digitized by Google

Doch habe ich soviel vernomen, daß sie von Bürgermeister Waldmann redeten, der ein gewaltiger Mann gewesen und in einem Auflauf enthauptet und im Fraumünster begraben worden sei. Endlich befahlen sie dem Siegrist, den Deckel wieder über den Todtenbaum zu machen und das Grab zuzuschließen. Sie blieben dabei, bis es geschehen war, hießen ihn, die oben aufgelegenen Stück Platten wieder ordentlich auf das Grab zu legen, es noch denselbigen Tag durch einen Maurer wieder in Ordnung bringen zu lassen, und das Grab für den Herrn Amtmann Hofmeister selig an einem andern Ort zu machen, welches dann auch zunächst bei der Knabenstiege, in der Nähe des Tisches, worauf man das heil. Abendmahl hält, gemacht und mit einem Grabstein versehen wurde. Die Herren Bürgermeister und Oberstpfarrer haben dem Siegrist bei Strafe der Gefangenschaft, bei Verlust seines Dienstes und bei noch größerer Strafe geboten, dieses Niemanden zu offenbaren, sondern es bei sich selbst zu behalten. Eben so drohten sie mir, wenn ich einem Menschen auch nur das Geringste davon sage, müsse ich in der Schule vor allen Knaben also mit der Ruthe geschwungen werden, daß mir das Blut aller Orten herablaufe, und werde ich keine Gunst noch Gnade mehr haben. Auch habe ich solches Niemanden gesagt, außer meinem Vater und Großvater, welche mir ebenfalls zusprachen, solches zu verschweigen, weil es mir so hoch verboten wurde. Daher ließ ich kein Wort davon verlauten, bis im Jahr 1640, als ich bereits sechs Jahr im Predigtamte war, und Herr Konrad Wirz mich in St. Gallen besuchte. Ihm erzählte ich es zuerst bei diesem Anlasse, weil ich dachte, daß es nun keinen Schaden mehr bringen werde.

Was die drei Herren damals urtheilten, habe ich nicht recht verstehen und hören, viel weniger als ein Knabe von 14 Jahren, recht fassen können; doch habe ich soviel vermerkt, daß sie diese Unverwesenheit und Blutrünstigkeit für ein Zeichen der Unschuld hielten und glaubten, daß nun der Leichnam bald verwesen werde. Sie sagten auch, wenn diese Geschichte offenbar würde, gäbe es großen Zulauf; viele vornehme Herren würden den Leichnam sehen wollen; daraus möchte große Ungelegenheit entstehen, und es würden viele widerwärtige Urtheile über die alten und gegenwärtigen

Digitized by Google

Zeiten gefällt werden; es sei also besser, daß man die Sache gänzlich verschwiegen und still halte und den frommen Herrn Bürgermeister ruhen lasse. Soviel ich nun hievon selbst gesehen habe und weiß, habe ich in Schrift gesetzt und bezeuge ich auf Begehren des Herrn Landvogts Heß.

Bartholomäus Aahorn,
Pfarrer zu Aſan.

Wir lassen nun auch das von J. J. Reithard verfaßte Gedicht „Hans Waldmann“ folgen, welches verdient, hier angeschlossen zu werden.

Aus der Limmat blauen Wellen ragt ein finst'rer Thurm empor,
Wie ein dunkler Höllenrachen gähnt sein eisern Gitterthor.
Gräuliche Verließe birgt er; ach in deren Einem sitzt
Zürichs größter Bürger jetzo, in die Hand das Haupt gestützt.

Schmerzlich zucken seine Glieder, von der Folter Wucht verletzt;
Auf des Helden Wange glänzet eine große Zähre jetzt;
Und aus seiner Brust, der breiten, dringt ein Seufzer herzzerschneidend;
Denn er überblickt sein Leben an der dunkeln Schwelle scheidend.

Und ihm ist's, als ob im Buche seines Lebens bis zum Ende,
Blatt für Blatt, mit trüber Stirne, vor ihm um das Schicksal wende,
Und ihm wies' die reichen Bilder seiner vielbewegten Bahn —
All' sein Wirken, Streben, Wandeln von den ersten Schritten an.

Einen Knaben sah er weilen unterm armen Hüttendach,
Folgt ihm auf der ersten Reise bis zum Strand der Limmat nach,
Wo die alte Zürich pranget mit Karoli heil'gem Münster —
Sah des Knaben Blicke leuchten, trotz der Zukunft karg und finster.

Sah ihn nied're Dienste leisten mit beharrlichem Bemüh'n,
Trotz der Schwungkraft seines Geistes und des Herzens stolz und kühn; —
Sah mit Schwert und Mund und Feder dieses überreg'ne Streben,
Als ein flügewund'ner Adler, sich zur Meisterschaft erheben.

Digitized by Google

Jugendliche Schweizer suchen Ruhm und Gold im welschen Krieg;
Rasch voran ein hoher Jüngling, dessen Auge leuchtet Sieg.
Und es hat sich bald erwahrt, was die Ahnung ihm verhieß:
Zürich schaut als Führer wieder, der sie dienend erst verließ.

Und wie aus den Morgennebeln sich der Sonnenball erhebt,
Und die Nacht, die ihn begraben, majestätisch selbst begräbt;
So durchbrach in stolzer Hoheit er den Haß von argen Feinden,
Die mit Ränken und mit Tücken seinen Lauf zu hemmen meinten.

Ihn umgab auf allen Wegen seiner Thatkraft lichte Spur,
Seine Weisheit und sein Lorbeer von Mühlhausen, Hericourt;
Als er auszog, Zürichs Feldherr, in die Riesenschlacht bei Murten, —
Hei, wie neigten alle Banner sich vor ihm am Fuß des Murten!

Und ein schöner Todesengel, mit dem Schwert die Welschen mähend,
Und ein Führer sonder Gleichen — Alles ordnend, übersehend,
Ward Hans Waldmann nach dem heißen, wohlverbrachten Ehrentag,
Selber mit dem Schwert geschlagen, und das war sein Ritterschlag.

Nennet eine Bürgerkrone, die der Waldmann nicht errang,
Zeiget einen Widerparten, den der Starke nicht bezwang!
So im Kriege, so im Frieden, so in Schlachten, so im Rath —
Stets der Sieg mit seinem Lorbeer auf des Helden Seite trat.

Sank nicht vor dem ganzen Heere, und vom tiefsten Danke warm,
René, Fürst der Lotharinger, weinend in des Helden Arm?
Der da schuf mit Geist und Schwerte das Verderben von Burgund,
Der da schlug Karol den Kühnen dort bei Nancy todeswund!

Aber blick' hinauf gen Himmel: jeder Stern hat seine Wolke;
Jeder Ruhm hat seinen Makel: schau hinab zum Erdenvolke!
Jeder Macht ward ihre Blöße, jeder Blöße dräut ein Pfeil;
Stolze Firnenhäupter stürzen und der Eiche harrt ihr Beil.

Dort, im Haus der Liebe, sammelt seine Jüngerschaft der Neid;
In der Predigerkapelle — leis', zu mitternächt'ger Zeit —
Sitzt der finst're Ritter Göldlin mit vertrauten Spießgesellen,
Dem verhaßten Edelwilde das verruchte Netz zu stellen.

Digitized by Google

Und vergebens schau'n die Heil'gen traurig von den Mauern nieder,
Und umsonst gellt aus den Grüften der Verräther Eidschwur wieder,
Und es regen sich die Schädel in der nahen Beinhausmische
Und des Meßbuchs Blätter rauschen fruchtlos auf dem Gottestische.

Hier beschließt man sein Verderben, während man im Rathe heuchelt,
Laut zu rascher That ihn stachelt, heimlich seinen Namen meuchelt.
In dem Beichtstuhl sitzt Verläumdung und Empörung kniet davor,
Und des Volks verderbte Sitte neigt ihr willig Herz und Ohr.

Denn die strenge Meisterruthe schwang der Waldmann sonder Acht,
Ueber all' die wüsten Laster, die der Reislauf heimgebracht;
Schwang sie über'm Pfafflhum sausend, daß die Sünderkutte stob,
Traf damit den frechen Adel, wenn er lüstern sich erhob.

Und es häuften sich die Feinde und die Neider seiner Größe,
Und sie lauerten, und fanden auch an Waldmann manche Blöße;
Ach, sein Zorn trieb, leicht entzündet, ihn zu Thaten übereilig.
Also kehrt das ruhmbekränzte, blut'ge Haupt von Frischhans Theilig.

Ist's des Helden blut'ger Schatten, der den Helden jetzt erschüttert?
Ist's der Geist von Theilig's Gattin, dessen heil'gem Grimm erzittert?
Horch, er murmelt bleich und bleicher: Große Thaten tilgen Schwächen,
Doch allein der Tod versühnet todeswürdige Verbrechen.

Aber nicht den Manen Theilig's soll das große Opfer bluten,
Nicht die Rache des Gesetzes sieht er um sein Dasein fluten!
Nein, es ist der schnöde Aufruhr, angespornt von feiger Tücke,
Der da rüttelt an der Pforte, donnert von der Rathhausbrücke.

Darum stand in selber Stunde mit der alten Heldenhoheit
Er im Kreis der Ständeboten und des Raths: „Es tobt die Rohheit",
Sprach er ruhig, „vor dem Hause; nur nach mir reckt sie die Kralle,
Hört Ihr's heulen: „„Gebt mir Waldmann oder ihr verderbet Alle!""

„Hier ist Waldmann! trau'n für Ander'e schmeckte nie Gefahr ihm herbe;
Aber nimmer will er dulden, daß um ihn ein Ander'er sterbe!
Denkt an Granson, Murten, Nancy! Habt den Waldmann ihr gesehn
Jeden Strauß, der ihm gegolten, nicht mit eig'nem Arm besteh'n?

Digitized by Google

„Meines Blutes, das ich geopfert, werthe Eidgenossen! denkt;
Meinem Rath an Bundestagen freundliches Gedächtniß schenkt;
Wie ich dieser Stadt gedienet, das vergesset nicht, Ihr Bürger!
Uebergebt mich dem Gesetze, aber wehrt dem Grimm der Würger!"

Spricht's, und reicht das Schwert, den Zeugen mancher weltgepries'nen That,
Ihm, dem Boten der Luzerner, welcher einst für Theilig bat;
Schreitet dann mit ernster Würde nieder von den Rathhausstufen,
Aus den Hallen seines Ruhmes in der Wühler wildes Rufen.

Vor dem Blick, der in den Schlachten sich Gehorsam einst erzwang,
Vor dem stolzgehob'nen Antlitz und dem würdevollen Gang —
Wich zurück auf beiden Seiten scheu das Volk noch eben scheltend;
Selbst auf diese wüste Menge machte Waldmanns Kraft sich geltend.

Als vom Ufer stößt die Barke, wird der Spott des Pöbels frank;
Also krächzen Rabenschwärme, wenn der hehre Falke sank.
Einen Blick auf's theure Zürich richtet der gefang'ne Ritter;
Einen zweiten aufwärts — rasselnd schließt sich hinter ihm das Gitter.

Recht, an das der Held gesprochen, ach, mit ihm bist du gestürzt!
Die Gewalt zerhieb den Knoten, den du ordnungsvoll geschürzt.
„Freiheit!" heult aus Menschenkehlen frech das losgelass'ne Thier:
Sein Gesetz ist Blut und Marter, seine Freiheit — Raubbegier.

Sieh, zum Rastrond wird die Limmat, wird zum finstern Höllenstrom,
D'rüber spukt ein Kahn zur Nachtzeit, als es Neune schlug vom Dom,
Plätschernd regen sich die Ruder; Schwerter klirren, Stimmen flüstern;
Ueber rothgefärbte Fluten hört man Fackelbrände knistern.

Du empörst dich nicht, o Wasser? Hüllst dich nicht, o sternbesä'ter
Himmelsraum, in Wetterwolken, daß verderbe That und Thäter?
Göldlin ist's, der blutbefleckte Aufruhrstifter, Aufruhrlenker,
Der zu Waldmann fährt mit seinen Spießgesellen und dem Henker ...

Ohne Schwert und Helm und Panzer, ein gefesselter Berserker,
Saß der Ritter auf dem Steinblock, als sich öffnete sein Kerker.
Und sein Todfeind grinsend eintrat: „Gerber Waldmann, laß dir sagen:
Billig trägst einmal den Block du, der dich lang genug getragen!"

Digitized by Google

Winkt — und zitternd greift der Henker nach dem Mann, den er verehrt,
Der, voll Hoheit aufgestanden, sich zum bleichen Quäler kehrt:
„Blutmann, thu', was deines Amtes, wie des ihren thut die Pest;
Prüf', wie sich ein gut Gewissen foltern und verspotten läßt!“

Welche Wucht dem Murtner Helden an die Füße wird gehenkt,
Wie man ihn durch Hohn verwundet und die Glieder ihm verrenkt,
Wie die Stacheln ihn zerfleischen — das verräth kein Schmerzenszug;
Doch, nach stundenlanger Marter, rief er selbst: „Es ist genug!

„Haben nicht schon längst die Glocken Feierabend uns verkündet?
Schafft, daß mit dem nächsten Morgen wieder Kraft der Henker findet;
Und mir selber gönnet Ruhe auf die Qual, die ich ertrug —
Ward doch Gnade selbst dem Schächer, als die Abendstunde schlug!“

Selbst in Göldlin, den entmenschten, dringt dies Wort wie Todesschauer,
Und er winkt, und der Gequälte gleitet nieder an der Mauer.
Aber rasch entscheucht die Rührung aus dem Busen des Rebellen,
Denn des tiefsten Kerkers Unken läßt er Waldmann beigesellen.

Und mit seiner Tigerstimme brüllt er nieder in's Gewölbe:
„Waldmann, hoffe nicht auf Gnade, traun, ich bleibe stets derselbe!
Grauser Tod durch Radesspeichen, oder mind'stens durch den Strick,
Und ein stets verfluchter Name sind dein künftiges Geschick!“

Dichte Finsterniß umschauert jetzt des Helden Leib und Geist,
Und die Kerkerwände tropfen auf sein Haupt, vor Gram ergreis't;
Ihn umschleicht es feucht, wie Schlangen, regt sich leis, wie Unkenbrut,
Fröstelnd dringt's durch seine Glieder, schüttelt ihm den alten Muth.

Und nach Stunden knarrt die Pforte, und ein Strahl dringt in die Höhle,
Und dem Lichte folgt ein Engel, hebend des Gebeugten Seele:
Engelhard, den frommen Priester, dem er stets das Herz erschlossen,
Ihn erblickt er, seinen lieben Freud- und Leid- und Tischgenossen.

„Gnade Gottes und der Jungfrau sei mit Euch!“ begann der Pater;
„Dank,“ erwiedert Ritter Waldmann, „sagt, wie soll ich sterben, Vater?“
D'rauf erglänzt des Priesters Zähre, er beginnt sich zu entfärben;
Und zum Zweiten thut die Frage: „Vater, sprecht, wie soll ich sterben?“

Digitized by Google

„Herr, durch's Schwert." — „„Und wann?"" — „Noch heute." Da erglänzt ein Strahl von ohen
Waldmann's Aug': Dem Erdenstaube hat sich längst mein Geist enthoben,
Nahrung saugend aus der Hoffnung und des Glaubens Himmelsblüthe,
Sich erfrischend in dem Lichtstrom ew'ger Lieb' und Vatergüte.

„„Sagt, auf was stützt sich ihr Urteil?"" — „Herr, auf Dinge mancherlei,
Doch es spricht das Herz der Besten, dich der schweren Klagden frei:
Zum Verräther und zum Söldling stempelt dich Verläumdung feige —
Herr, die Zeit wird für dich zeugen, aber Ritter Waldmann schweige!"

Jetzt zum letzten Mal enthüllt er seine große Seele klar,
Was er wirkte, was er wollte, wird dem Priester offenbar —
Kniet dann nieder, und der Pater legt ihm auf das Haupt die Hände,
Sprechend: „Gott vergibt dir, Waldmann, und wie deines sei mein Ende!"

Deine Macht war deine Sünde; Ungeduld dein größter Fehl;
Rein dein Wollen, doch verwundend; deine Liebe stets Befehl;
Drücktest rauh des Volkes Schwären, doch den Balsam sparteſt du;
Deine Reiser sollten tragen, sollten Bäume sein im Nu. —

Horch, und wieder tönt die Glocke schwermuthsvolle Klagelaute
Von des Münsters Thurm herüber, der zu Gottes Preis erbaute:
Waffen klirren, Stimmen murmeln, Thüren knarren, Schritte nah'n:
Roth geschmückt erscheint der Henker, seine Beute zu empfah'n.

Still ziert sich der Held von Murten mit dem ritterlichen Kleid,
Mit den goldnen Sporen wieder und dem köstlichen Geschmeid;
„Nur ein Wunsch ist's," spricht er schmerzlich, „den ich noch am Grabe hege:
Daß mein Sterben meine Freunde aus den Fesseln retten möge!"

Ruhig steigt er in die Barke, aufgerichtet bleibt er steh'n —
Noch einmal will er sein Zürich recht von Herzen sich beseh'n:
Hier das Münster, dort das Rathhaus, dann der Wasserkirche Bau,
Rings die sonst ergeb'ne Menge, jetzt bevolkt zur Henkerschau . . .

Welch ein Abstand! Aber kräftig drängt er sein Gefühl zurück,
Ruhevoll steigt er an's Ufer, grüßt das Volk mit heiterm Blick,
Schreitet mächtig durch die Reihen nach dem Rathhaus menschenvoll,
Wo, vom hohen Söller nieder, er sein Urtheil hören soll.

Digitized by Google

Wie wenn hoch aus Winterlüften ein ergrimmter Rabe kreischt,
Ob dem sturmzerzausten Neste den Verderb der Eiche heischt,
Die es trug, so tönt vom Sötler Göldlin's Spruch und fette Rüge,
Läst'rung schärft das Schwert des Henkers und das Recht vertritt die Lüge.

Und wie rauschend dann den Wipfel wiegt die königliche Eiche:
So sein Haupt der Waldmann schüttelt, hebt sein Antlitz stolz, das bleiche,
Reden will er, doch der Pater: „Herr bedenkt, was ihr versprachtl"
Er: „„Wohlan, Gott wird es ziehen an den Tag aus dunkler Nacht!""

Heiter hört den Stab er brechen ob dem siegumstrahlten Haupt:
„Fällt dieß Haupt" — er fühlt es: „ewig grünt der Lorbeer, der's umlaubt!"
Durch die langen Menschenzeilen schreitet er zurück zur Barke,
Und vom Ufer stößt sie wieder, die ihn bringt zur Lebensmarke.

Vor der Stadt hebt sich ein Bühel, in die Schweizerberge schauend,
Unten zwischen Hügelufern wallt die Seeflut, himmlisch blauend;
Dörfer reihen sich an Dörfer, eingefaßt von Gärten, Reben,
Auf dem Hügel ragt ein Schaffot — ach, und Zürich ragt daneben!

Auf den Mauern, durch den Waldmann allgeachtet, stehn die Bürger;
Um das Blutgerüst die Bauern — als im Kreise seiner Würger
Rasch betrat der Bürgermeister die verhängnißvolle Bühne,
An der Stirn ein hehres Zeugniß, daß er Besseres verdiene.

Als er dastand, reichgekleidet, wie's des Bundes Haupt geziemte,
In der hohen Männerschönheit, der Gefeierte, Berühmte, —
Da durchbrach die Rührung siegend das Gebänd' erzwung'nen Hasses,
Auf sein edles Heldenantlitz sah jetzt manch' ein thränennasses.

Lautes, allgemeines Schluchzen jagt den Mördern Schrecken ein —
Nur ein Wort vielleicht, und Waldmann würde frei geworden sein;
Doch er sprach es nicht: die Seele hatte schon sich aufgeschwungen,
Gleich dem Ton der Münsterglocke, die sein Sterbelied geklungen.

Wie man ihm die schwer erkämpften Ritterzierden dann entriß,
Ruhig schaut er's — wahrt Geschichte ihm die ächten ja gewiß:
„Gott", so fleht er, „nimm dieß Sterben, das ich wahrlich nicht verdiene,
Für bewußt' und unbewußte Fehler an als volle Sühne!"

Digitized by Google

Dann: „Leb' wohl, du theures Zürich:“ — sprach, zur Stadt gewandt, er weich;
Und zum Volk: „Ihr Freunde, betet jetzt für mich, wie ich für Euch!“
D'rauf enthüllt er raschen Griffes selbst des Nackens glänzend Weiß,
Läßt sich nieder auf den Blutstuhl und die Lippe regt sich leis' —

Regt sich leise zum Gebete — bis das Schwert der Henker packt,
Bis der Göldlin winkt — ein Geier, der in's warme Opfer hackt —
Und der Priester weinend mahnte: „Edler Herr, jetzt betet nach!“
Feierlich das pater noster — Amen dann und Credo sprach.

Credo . . . Plötzlich zischt die Klinge, auf der Lippe stirbt das Wort,
Fällt das Haupt und steigt der Blutstrahl, und vollendet ist der Mord . . .
Schweigen hat sich tief gelagert auf der Menge grauenvoll,
Doch ein Schrei des Abscheu's folgt ihm, als das Blut des Ritters quoll.

Aber „„Ruhe!““ donnert mächtig jetzt des Reiches greiser Vogt;
Sieh', und schon hat auch das Volksmeer ausgetobt und ausgewogt:
„„Der Verräther ist gefallen, aber Friede sei mit Euch!
Die Gefahr, sie ging vorüber, dankt es diesem Schwertesstreich!““

Also sprach der Reichsvogt Meier, und sein hämisch Lachen zuckte
Auf das Haupt und auf den Boden, der des Feindes Herzblut schluckte . . .
Murrend stob — von Gott geschlagen — auseinander schnell die Menge,
D'rauf umschloß ein Sarg den Leichnam und verlor sich im Gedränge.

Aufgegangen ist die Blutsaat mit dem „hörnin Regiment“:
Ketten klirren, Köpfe fallen: Blut ist ja sein Element.
Alle Thore sind geschlossen, streng gesperrt die Gotteshäuser,
Und die sonst so heitern Bürger schleichen schweigend, wie Karthäuser.

Greiser Obristmeister Oehen! nicht dein Haupt in Ehren grau
Schützt vor Folter dich und Richtschwert, nicht das Flehen deiner Frau.
Auch dein Blut, erprobter Schurter, Freund des Bürgermeisters, rann!
Feig gelockt wardst du, o Widmer, aus des Münsters heil'gem Bann —

Digitized by Google

Und nach siebenfacher Folter traf auch dich das Henkerschwert.
Rudolf Ryß und Johann Byger, Männer treu und ehrenwerth;
Habt ihr nicht durch Göldlin's Machtspruch eingeschmiedet, eingemauert,
Fern von Licht und Luft, das Leben als die höchste Last vertrauert?

Ach, wer wüßte zu erzählen jener Tage grimme Schmach,
Wo die Willkür alle Dämme, jedes Wort die Falschheit brach?
Zucht und Ehre floh'n geächtet und das Laster herrschte frei.
Also riß der Sturz des Einen jedes Mißgeschick herbei.

War dieß Freiheit? Schreckenszeiten, wo das Götterkind, entweiht,
Einem tausendfachen Teufel seinen heil'gen Namen leiht!
Längs dem Seegestad' zur Hauptstadt, von der Hauptstadt längs dem See,
Brach ob dieser Schurkenfreiheit manches freie Herz vor Weh.

Aber wie die liebe Sonne leuchtet über Gut' und Bösen,
Wälzt die Zeit mit ihrem Schutte über das sich, was gewesen.
Sie vermischte Göldlin's Moder mit der Asche vieler Braven,
Mischte Bärenstrickers Reste mit dem Staube feiler Sklaven.

Doch ein Zeichen that der Himmel über Waldmanns Hülle kund;
Hundert Jahre später schlief noch der Besieger von Burgund,
Als man hob den Stein vom Grabe — wie von Geisterhand gepflegt —
Unverweset, unverändert, wie er ward hineingelegt.

Eingehüllt in graue Seide, um den Hals den rothen Streifen,
Schien die Rechte noch im Tode nach dem Heldenschwert zu greifen;
Auf dem Herzen lag die Linke, das so treu für Zürich schlug,
Und der Mund schien noch zu sprechen: „Meines Leidens war genug!"

Alt und Jung strömt nach dem Münster, ehrfurchtsvoll das Grab umringend,
Ihm, dem feig verrath'nen Helden, das verdiente Opfer bringend;
Und es schlang sich Ros' und Lorbeer um das blut'ge Haupt des Hehren:
Den die Väter morden ließen, ehrten jetzt der Enkel Zähren.

Digitized by Google

Verfolgungsgeschichte der Wiedertäufer *). Hinrichtung und Verbannung mehrerer Glieder dieser Sekte und geschichtliche Notizen über die jetzigen Neutäufer.

Daneben in Saxen an der Saale entstunden etliche unruhige Geister Anno 1521 und 1522, unter welchen die fürnehmsten waren Niklaus Stork der Pfeifer, Melchior Ringg und Thomas Münzer. Da aber hiervor in dieser Historie vermeldet, wie sich Münzer hie anhin in diese Land gethan und dazu ihm ein Grebel, Manz und andere unruhige Geister kommen und den Wiedertauf von dem Münzer gesogen haben, den haben sie auch zu Zürich angehebt zu treiben und zu lehren.

Und anfangs wurden sie durch M. Ulrich Zwingli besondere Gespräch offen unterrichtet, sie wollten aber keinen Unterricht annehmen und waren gar eines bittern stürmischen Gemüths wider den Zwingli, welchen sie verargwohnten, er wäre ihnen nicht günstig und wollte sie nicht fördern; denn ihre Meinung war, man sollte die alten Chorherren absetzen und von Pfründen stoßen und Lekturen aufrichten, da hoffte Manz die hebräische Profession zu bekommen und Grebel die griechische, vermeinten auch, dieweil sie Burgerskinder und von guten Geschlechtern wären, sollten sie für jedermann gefördert werden. Aber Mstr. Ulrich Zwingli konnte das damahlen nicht zuwege bringen, was sie gern gehabt hätten, verhieß ihnen aber, sie mit der Zeit zu fördern, so viel ihm möglich, man könnte mit alten Ehrenleuten nicht also um-

*) Aus Bullingers Chronik.

Digitized by Google

gehen und sie verstoßen, die auch wohl verdient und alter Geschlechter wären und denen von der Obrigkeit viel zugesagt wäre, des man billig halten sollte; es werde aber bald sich schicken, daß man ein Anfang mit Professoren machen könnte, laut der Verkomnuß hievor gesetzt. Aber da war kein Gestünden bei den Leuten, dazu wurden sie dermaßen verwildet in dem wiedertäuferischen Geist, daß sie keinen Dingen nichts mehr nachfragten, denn ihren Wiedertauf aufzubringen, und machten ihnen einen Anhang, dann es stund zu ihnen Hr. Wilhelm Röubli, Prädikant zu Wytikon, Hr. Panicellus (Brödtli), Prädikant zu Zollikon, Jörg Blaurock, Andres Sulzer, Buchfeller Ludwig Hetzer und andere mehr. So ließen sich auch wiedertaufen etliche Burger und Landleut, Mann und Weiber, und war in kurzem eine wundergroße Verwirrung in Zürich. D. Balthasar trat auch zu ihnen und schrieb ein Buch von dem Wiedertauf wider den Kindertauf; das ging aus um Pfingsten dieß Jahrs und verkehrte anfangs viele Leute.

Also den 17. Januar Anno 1525 war ein Gespräch oder Disputation von der Oberkeit zu halten auf dem Rathhaus vor Räth und Burger zu Zürich und vor den Gelehrten angesehen, da stunden die obgemeldten Manz und Grebel, auch Röubli dar, und thaten ihre Gründ dar, die Kinder könnten nicht glauben, verstunden nicht, was der Wiedertauf wäre, der Tauf sollte geben werden den Gläubigen, denen das Evangelium gepredigt, die es verstanden und darum des Taufs selbst begehrten und den alten Adam tödten, in einem neuen Leben lebten. Von dem Allem die Kinder gar nichts wissen, darum höre ihnen der Tauf nicht. Hiemit zogen sie an die Schrift aus dem Evangelio und Geschichten der Apostel und zeigten, daß die Apostel nicht Kinder, sondern nur alte verständige Leute getauft haben, darum solle man ihnen auch also thun und dieweil man nicht also getauft seie, gelte der Kinder Tauf nichts und solle man sich wiederum taufen lassen.

Darauf antwortet Zwingli ordenlich allermaaßen, wie er seine Gründ und Antwort hernach in den Begriffen, das er an die von St. Gallen vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf geschrieben hat. Die Täufer mochten auch seine Gründ nicht dannen thun, noch umstoßen, ihr Meinung auch nicht erhalten, welches ich, der dieß

Digitized by Google

geschrieben, alles selbst gehört hab und darbei und mit gewesen bin.

Nach vollendeter Disputation wurden die Täufer von der Oberkeit ernstlich vermahnet, abzustehen und ruhig zu sein, dieweil sie doch mit Gottes Wort ihr Sach nicht möchten erhalten, das aber an ihnen nichts verfing, dann sie sagten, sie müßten Gott mehr gehorsamen, denn den Menschen, und war die Unruh und Zwietracht je länger je größer. Besonders waren sie gen Zollikon gerathen, da sie große Verwirrung schufen und ihr abgesonderte Kirchen mit allem Kyb und Frevel aufzurichten unterstunden.

Darum war auf den 20. Merz 1525 aber ein Gespräch mit ihnen und ihren Anhängern, deren etliche gefangen genommen waren, gehalten, in dem sie nicht mehreres mit Gottes Wort darbrachten, dann sie in dem ersten gethan und war gar fleißig mit ihnen geredt und gehandlet. Darauf ein ehrsamer Rath gar ernstlich mit ihnen redte und sie vermahnet, abzustehen, dann man nicht mehr von ihnen leiden wolle solche schädliche Sönderung und Trennung. Dieweil aber an denselben keine Güte nichts half, wurden sie in den hohen Thurm im Niederdorf, den man nennt den Heren- oder neuen Thurm unter der Müllihalden im Graben, bei dem Predigeren-Garten oder Kirchhof gelegen, gelegt, deren waren 14 Mann und 7 Weiber. Da spiese man sie mit Wasser und Brod, ob man sie vielleicht von dem Irrthum abwenden möchte. Und wie sie zu Mitfasten 1525 eingelegt worden, brachen sie aus dem Thurm auf Mittwoch vor dem Palmtag; in dem Thurm fand man Zeichen, wie sie auskommen, dann sie die Tüllläden aufgebrochen und einander bei Nacht geholfen haben, daß sie all auskommen sind. Sie aber, als sie auskommen, gaben vor, sie wären gleich wie der Apostel von dem Engel Gottes gelediget und ausgeführt. Damit wurden die Einfaltigen betrogen und stärkte sich die Täuferei heftig zu Goßau und in ganzer Herrschaft Grüningen und da herum. Die Täufer gaben vor, man hätte wohl mit ihnen disputirt, sie aber haben niemals zu rechtschaffener vollkommener Verhör kommen mögen; es lasse auch Zwingli niemand zu Red kommen; hiemit war diese Unruhe je länger je größer.

Deßhalb ein ehrsame Oberkeit der Stadt Zürich bewogt war,

Digitized by Google

ein besonder frei und statlich Gespräch zu halten, darin jedermann frei reden lassen, was ein jeder mit der Schrift zu erhalten verhoffe, und auf den Eingang Novembris schrieb man hinaus gen Grüningen, daß man 12 ehrbar Männer aus der ganzen Herrschaft sollte auf der Stadt Kosten hinein zu disputiren schicken, ihnen gefliſſen und eifrig zuloſen (anhören) und selbst zugegen erfahren, wer recht oder unrecht hätte. Hineben ließ man auch hernach folgendes Mandat ausgehen.

Unſers Herrn Burgermeiſters, Raths und des großen Raths der 200 der Stadt Zürich endliche Will und Meinung iſt, daß alle, die mit rechter wahrer göttlicher Schrift beſchirmen, handhaben, bewähren und erhalten wollen, daß der Kindertauf vom Teufel erdacht und der Widertauf recht ſei und dabei vermeinen recht gethan haben, daß ſie ſich widertaufen laſſen und ſie nicht unrecht gethan und daß man die Kinder nicht ſolle taufen: daß dieſelben ſamt und ſonders auf das offen Geſpräch kommend auf Montag nach Aller Heiligen Tag (war der 6. November), ſo wird man ſie genugſam verhören und das ſo, ſo ſich gebührt, Fürgang haben laſſen.

Und auf den Tag der Diſputation waren vorhanden viel Täufer ab der Fremde, von St. Gallen und anderswo her; man wartete auch des Doctors von Waldshut, der auch täuferiſch worden. Er kam aber nicht; da nahmen Grebel und Manz die Sache an die Hand, ſamt ihren Vertrauten. Gegen ihnen ſtund M. Ulrich Zwingli, M. Leo Jud und Hr. Kaſpar Großmann. Die Schlußreden, die man diſputiren ſollte, waren dieſe:

1) Die Kinder der Chriſten ſind nicht minder Gottes Kinder, weder ihre Eltern, ſowohl als die Kinder der Eltern im A. Teſtament. So ſie dann nun Gottes Kinder ſind, wer will ihnen vor dem Tauf ſein können.

2) Die Beſchneidung iſt den Alten geweſen des Zeichens halb, was uns iſt der Tauf; wie nun den Kindern die Beſchneidung gebon iſt, alſo ſoll auch der Tauf den Kindern zugedient werden.

3) Der Widertauf hat kein Lehr und Beiſpiel, noch Bewährung

aus Gottes Wort; darum, die sich wiedertaufen, Christum wieder kreuzigen entweder aus Eigenrichtigkeit oder Anschlag etwas Neuerungen.

Die Herren Präsidenten, so zu diesem Gespräch geordnet, waren vier, der Herr von Kappel, Hr. Wolfgang Joner, der Commenthur von Küßnacht, M. Conrad Schmid, Hr. Sebastian Hofmeister, Dr. von Schaffhausen, und Hr. Joachim von Wadt von St. Gallen. Das Gespräch war mit dem Gebet angefangen auf dem Rathhaus vor Räthen und Burgern mit offenen Thüren, in Beisein der XII von Grüningen und anderer großer vieler geist- und weltlichen Leuten.

Als aber der Platz zu eng war, machte man in der Kirche zum großen Münster in das Gesetz einen Schranken und darein zwei Tische, einen für die Präsidenten und Prädikanten, den andern für die Täufer, die ließ man auch ohne alles Einreden, lang, viel und genug reden; dann das Gespräch währte den ganzen Tag und der Tagen drei einander nach, den 6., 7. und 8. Wintermonat.

Auf vollendetes Gespräch wurden Grebel, Manz, Blaurock und ander der Täufer Patriarchen für Rath gestellt und vermahnet, ihres Fürnehmens, das sich offentlich falsch funde, abzustehen. Wie aber solches bei den leibigen Köpfen nichts verfing, wurden sie im Thurm behalten, doch wurden sie bald wieder ledig gelassen mit ernstlicher Anzeigung, wann sie werden mit ihrer Trennung fürfahren, werde man sie auf das Härteste strafen.

Von denen von Grüningen begehrte man ein Wissen zu haben, ob sie wollen der Stadt Zürich, ihren rechten natürlichen Herren, gehorsam sein, oder den Täufern beistehen. Und als man darum gemeindet, stunden herfür die 12 Männer, die bei dem Gespräch gesessen und von den Grüningern dazu verordnet waren, und zeigten an, wie man die Täufer reden und genugsam ihre Sache habe darthun lassen, daß sie auch wohlbericht und gewaltig mit göttlicher Schrift überwunden seien. Darauf entschlossen sich die Amtleute zu Grüningen, den Täufern keinen Beistand zu thun, sondern ihren Herren von Zürich gehorsam zu sein. Mithinzu war von der Oberkeit folgende Schrift gestellt worden an die von Grüningen.

Digitized by Google

ein besonder frei und stattlich Gespräch zu halten, darin jedermann frei reden lassen, was ein jeder mit der Schrift zu erhalten verhoffe, und auf den Eingang Novembris schrieb man hinaus gen Grüningen, daß man 12 ehrbar Männer aus der ganzen Herrschaft sollte auf der Stadt Kosten hinein zu disputiren schicken, ihnen gefliffen und eifrig zulosen (anhören) und selbst zugegen erfahren, wer recht oder unrecht hätte. Hieneben ließ man auch hernach folgendes Mandat ausgehen.

Unsers Herrn Burgermeisters, Raths und des großen Raths der 200 der Stadt Zürich endliche Will und Meinung ist, daß alle, die mit rechter wahrer göttlicher Schrift beschirmen, handhaben, bewähren und erhalten wollen, daß der Kindertauf vom Teufel erdacht und der Widertauf recht sei und dabei vermeinen recht gethan haben, daß sie sich widertaufen lassen und sie nicht unrecht gethan und daß man die Kinder nicht solle taufen: daß dieselben samt und sonders auf das offen Gespräch kommend auf Montag nach Aller Heiligen Tag (war der 6. November), so wird man sie genugsam verhören und das so, so sich gebührt, Hörgang haben lassen.

Und auf den Tag der Disputation waren vorhanden viel Täufer ab der Grembde, von St. Gallen und anderswo her; man wartete auch des Doctors von Waldshut, der auch täuferisch worden. Er kam aber nicht; da nahmen Grebel und Manz die Sache an die Hand, samt ihren Vertrauten. Gegen ihnen stund M. Ulrich Zwingli, M. Leo Jud und Hr. Kaspar Großmann. Die Schlußreden, die man disputiren sollte, waren diese:

1) Die Kinder der Christen sind nicht minder Gottes Kinder, weder ihre Eltern, sowohl als die Kinder der Eltern im A. Testament. So sie dann nun Gottes Kinder sind, wer will ihnen vor dem Tauf sein können.

2) Die Beschneidung ist den Alten gewesen des Zeichens halb, was uns ist der Tauf; wie nun den Kindern die Beschneidung gebon ist, also soll auch der Tauf den Kindern zugedient werden.

3) Der Widertauf hat kein Lehr und Beispiel, noch Bewährung

Digitized by Google

aus Gottes Wort; darum, die sich wiedertaufen, Christum wieder kreuzigen entweder aus Eigenrichtigkeit oder Anschlag etwas Neuerungen.

Die Herren Präsidenten, so zu diesem Gespräch geordnet, waren vier, der Herr von Kappel, Hr. Wolfgang Joner, der Commenthur von Küßnacht, M. Conrad Schmid, Hr. Sebastian Hofmeister, Dr. von Schaffhausen, und Hr. Joachim von Wadt von St. Gallen. Das Gespräch war mit dem Gebet angefangen auf dem Rathhaus vor Räthen und Burgern mit offenen Thüren, in Beisein der XII von Grüningen und anderer großer vieler geist- und weltlichen Leuten.

Als aber der Platz zu eng war, machte man in der Kirche zum großen Münster in das Gesetz einen Schranken und darein zwei Tische, einen für die Präsidenten und Prädikanten, den andern für die Täufer, die ließ man auch ohne alles Einreden, lang, viel und genug reden; dann das Gespräch währte den ganzen Tag und der Tagen drei einander nach, den 6., 7. und 8. Wintermonat.

Auf vollendetes Gespräch wurden Grebel, Manz, Blaurock und ander der Täufer Patriarchen für Rath gestellt und vermahnet, ihres Fürnehmens, das sich offentlich falsch funde, abzustehen. Wie aber solches bei den selbigen Köpfen nichts verfing, wurden sie im Thurm behalten, doch wurden sie bald wieder ledig gelassen mit ernstlicher Anzeigung, wann sie werden mit ihrer Trennung fürfahren, werde man sie auf das Härteste strafen.

Von denen von Grüningen begehrte man ein Wissen zu haben, ob sie wollen der Stadt Zürich, ihren rechten natürlichen Herren, gehorsam sein, oder den Täufern beistehen. Und als man darum gemeindet, stunden herfür die 12 Männer, die bei dem Gespräch gesessen und von den Grüningern dazu verordnet waren, und zeigten an, wie man die Täufer reden und genugsam ihre Sache habe darthun lassen, daß sie auch wohlbericht und gewaltig mit göttlicher Schrift überwunden seien. Darauf entschlossen sich die Amtleute zu Grüningen, den Täufern keinen Beistand zu thun, sondern ihren Herren von Zürich gehorsam zu sein. Mithinzu war von der Oberkeit folgende Schrift gestellt worden an die von Grüningen.

Digitized by Google

Wir der Burgermeister, Rath und Groß Rath, so man nennt die 200 der Stadt Zürich, entbieten den Unsern in der Herrschaft Grüningen Unsern Gruß und guten Willen zuvor.

Als ihr wisset und freilich allenthalben gehört habet, wie vor Jahr und Tagen wenig besondere Personen sich selbst gelehrt schätzende fürgeschossen und ohn allen Grund wahrer göttlicher Schrift, den armen, einfalten, frommen Menschen (die sonst im rechten göttlichen Wort, zu Liebe des allmächtigen Gottes und des Nächsten genugsam bericht und in gutem Frieden sich gegen einander hielten) fürgeben, gepredigt und ohne alle Erlaubniß der Kirche verkündet, daß der Kindertauf nicht von Gott, sondern vom Teufel kommen, nicht solle gebraucht werden, und darauf ein Wiedertauf erdacht und viele der Schrift unverständige Leute mit ihrem Geschwätz dahinder gebracht, daß sie solchen Wiedertauf angenommen, sich besser dann andere gedacht, dadurch viel Widerwärtigkeit, Ungehorsam, Zwietracht und Zertrennung christlicher Liebe zwischen Christenmenschen an denselbigen Orten, die vor wol eines gewesen, erwachsen und auferstanden sind, darum wir dannzumalen etliche der Anfänger und ihren Wiedertaufs Folgern in Gefängniß genommen, am Gut gestraft und demnach zweimal auf ihr Anrufen von wegen des Kindertaufs und des Wiedertaufs Gespräch und Disputation gehalten, und wiewohl sie zu allen Malen überwunden und wie sie zum Theil auf ihr Zusagen, darvon zu stehen, aus unserer Straf gelassen, etliche aus unsern Gebieten geschickt, sind sie nichts desto minder ohne Ansehen ihres Zusagens zu euch kommen und haben obgenannte ihre unwahrhafte Lehr über den Wiedertauf in das einfaltig Volk gesäet, dadurch von neuen Dingen daselbst ein andere Rott und Secte des Wiedertaufs angefangen und ihre Nachfolger an Gut gestraft.

Und als etlich der Wiedertäufer bei euch Uns abermal um Recht ein Gespräch oder Disputation angerüft, haben wir zu Ueberfluß vor gehaltenem Gespräch hierin bewilligt und ihnen allen, so den Wiedertauf beschirmen wollen, verkündet

Digitized by Google

und Tag geben, namlich auf Montag nach Allerheiligen vor Uns zu erscheinen.

Und als sie, die Wiedertäufer, Conrad Grebel, Felix Manz und Jörg vom Haus Jakob von Chur, genannt Blaurock, und ihre Anhänger wider M. Ulrich Zwingli, M. Leo Jud und Hr. Kaspar Großmann, auch andere, die den Wiedertauf beschirmt, drei Tag nach einander Morgens und Abends in Unserm Rathhaus und dem großen Münster offentlich in Beywesen Unser und männiglichem disputirt, und ein jeder Täufer genugsam ohn alle Verhindernuß seinen Zangkampf und Meinung geredt, hat sich doch für und für und zuletzt durch die wahre göttliche Schrift des Alten und Neuen Testaments allerstärksten Gründen erfunden, daß M. Ulrich Zwingli mit seinen Anhängern die Wiedertäufer frei überwunden, den Wiedertauf vernichtet und den Kindertauf behalten haben.

Es ist auch in solchem Gespräch gar heiter an Tag kommen, daß die Anfänger, Rotter, Sektirer und Zänker des Wiedertaufs ihre Handlung aus frevnem, vermessenem, hoffärtigem, unverschämtem Gemüth und keinem guten Geist geführt, hiemit eine besondere Rott und Sekt wider das Geheiß Gottes und zu Verachtung weltlicher Obrigkeit und zu Pflanzung aller Ungehorsame und Zerstörung christlicher Liebe gegen den Nebenmenschen anzufangen und an sich zu ziehen erdacht, dann sie ja vermeinen, ohne Sünde und besser dann ihre Neben-Christen zu sein, wie dann solches ihre Wort, Werk und Gebehrden scheinbar anzeigen.

Auf solches alles ist unser Verbot und ernstliche Meinung, daß hinfür männiglich, Mann und Frauen, Knaben und Töchter von solchem Wiedertauf abstehen, den nicht mehr brauchen, sondern die jungen Kinder taufen; denn wer hiewider handelte, so oft das beschähe, der soll um eine Mark Silber bestraft werden; und es möcht sich jemand so ungehorsam verhalten, wir würden mit ihm weiters handeln und die Ungehorsamen in dieser Sache nach ihrem Verdienen büßen und nicht nachlassen. Darnach soll sich männiglich wissen zu

Digitized by Google

richten. Alles in Kraft dieses offenen Briefes mit unser Statt eingedrucktem Insiegel bewahrt und geben auf St. Andreas Tag Anno 1525.

Aller dieser Verbote ungeachtet, versammelten sich die Wiedertäufer in der Herrschaft Grüningen in Holz und Feld haufenweise um ihre Prediger. Als sie, fährt Bullinger fort, auf einen Sontag im Mai Anno 1526 zwischen Bubikon und Wetzikon im Wald, Herrliberg genannt, abermal zusammen kommen waren, umgab sie mit einer großen Anzahl gewaffneter Leute Jörg Berger, dieser Zeit Vogt zu Grüningen und fingen ihrer 15 und führten sie gefangen nach Grüningen. Unter denen waren zwei rechte Rädelsführer, nehmlich Jakob Falk und Heini Reymann; die sagten dem Vogt unter Augen, ob sie gleichwohl gewußt, daß das Wiedertaufen bei Ertränken verboten, nichts desto minder haben sie sich selbst nicht nur taufen lassen, sondern haben auch andere gutwillig getauft und wann sie gleich wiederum ledig würden, wollten sie solches mehr thun und nicht davon lassen.

Wie nun der Frevel, Trotz und Hochmuth samt allem Ungehorsam groß war, und täglich je länger je mehr zunahm, ließen die Rathsboten darzu von Zürich gesandt, samt dem Vogt einen Landtag über gemeldte gefangene Täufer und Aufrührer halten, in Hoffnung, sie werden die zwei, als die es wohl verdient, nach dem Mandat in Zürich ausgegangen, vom Leben zum Tode richten, die Richter aber wollten sie nicht nach dem Mandat richten, sondern ihnen Gnade beweisen, dieweil sie in der Herrschaft Grüningen von Herzog Leopold von Oestreich eine Freiheit hätten, nach deren sie wohl möchten an dem Hals- oder Blutgericht Gnade ertheilen.

Dagegen die Boten von Zürich samt dem Vogt an das Landgericht antrugen, ob sie von Grüningen das Mandat ihrer Herren von Zürich zu Kräften erkennten und ob sie es in der Grafschaft oder Vogtei Grüningen wollen gelten lassen und gehorsam sein oder nicht?

Darauf sich das Gericht erkennt, das Mandat sollte bei allen seinen Kräften bestehen, erkannten auch, daß sie der Stadt Zürich unterthan wären und schuldig, ihnen Gehorsam zu leisten, dessen begehrten die Boten Brief und Siegel, welche ihnen auch zu geben erkennt wurden. Demnach aber führen sie mit dem Landgericht

Digitized by Google

fract und nach beschehenem Rechtssatz ward ein Urtheil gefällt, man sollte diese zwei vermauern und nicht, wie das Mandat vermöchte, ertränken.

Der Urtheile beschwerten sich die Boten von Zürich, als die vermeinten, ihr Oberkeit und dero Mandat geschwächt sei, derhalben wollten sie die Urtheile nicht vorgehen lassen, sondern zogen sie vor den Rath Zürich, als vor den größern Gewalt laut des Landgerichtes, selbst Erkanntniß. Die Grüninger aber wollten diese Appellation auch nicht gelten lassen, dieweil hiervurch ihre Freiheit geschwächt werde, welche sie von Herzog Leopold hatten, über das Blut zu richten. Die Boten von Zürich antworteten, dieweil aber des Herzogs Recht und Gewalt an die von Zürich gekommen sei, daß sie jetzt das über Grüningen haben, das zuvor Herzog Leopold gehabt, so diene ihnen billig die Appellation. Zudem sei vor Jahren ein Spruch geschehen von der Stadt Bern, welcher ihnen auch die Appellation zustelle. Das Landgericht antwortete: Sie wären wider den Zug in andern Sachen gar nicht, aber im Blutgericht erkennen sie keine Appellation, darauf die Boten von Zürich sich zur Erläuterung entboten für den Rath der Stadt Bern. Also ward die Sache aufgezogen bis in das Jahr 1529 und wurden die Gefangenen wiederum gelegt hinter den Vogt von Grüningen ins Gefängniß.

Hierdurch wurden etliche Grüninger dermaßen erbittert, daß sie heimlich Rath bei fremder Obrigkeit suchten, das ein Rath Zürich übel bedauerte, und wie die Täuferei nichts desto weniger ihren Fortgang in Grüningen hatte, ließ Zürich ein neues Mandat wider die Täuferei an die zu Grüningen ergehen, welches dennoch etwas Scheu bei Vielen brachte.

Der Chronist berichtet nun, ohne eine nähere Veranlaßung anzugeben, den Tod Grebels folgendermaßen: Und am 30. Weinmonat um 2 Uhr Nachmittag ward auf dem Fischmarkt Hr. Jakob Grebel mit dem Schwerte gerichtet, der war von Räth und Burger verurtheilt, dessen er sich bis auf die Stunde, daß er sterben sollte, nicht versah, auch zuletzt meldet, daß er solches nicht verschuldet. Davon ward viel geredet und vermeinte man, so er nicht in Eile dahin gerichtet, wäre ihm hernach am Leben nichts

Digitized by Google

geschehen, dann er sonst ein alter ehrbarer, weiser und in der Stadt Zürich gar ein ansehnlicher, wohlgeachteter Mann war, darum ihn auch viele Leute sehr bedauerten, viele achteten, daß sein leiblicher Sohn, Konrad Grebel, der ein Wiedertäufer war, nicht die geringste Ursache an seines Vaters sel. Tod gewesen; andere gaben andern die Schuld.

Von Felix Manz wird berichtet, daß er samt seinen Anhängern in Stadt und Land viel Unruhe angerichtet habe. Er befliß sich, die unruhigen Grüninger noch unruhiger zu machen, wiedertaufte in Stadt und Land, wen er konnte und mochte und pflanzte die Wiedertäuferei wider des Rathes Zürich ausgegangenes Verbot auf's fleißigste; darum ward auf ihn gehalten und er samt dem Blaurock, der sich nannte Jörg vom Haus Jakob, gefangen gegen das Ende des Jahres 1526 und in den Wellenberg gelegt. Da bekannte er, daß er hätte wider das Verbot wiedergetauft und wolle es mehr thun, dann die Täuferei wäre kein Irrthum, sondern der rechte Glaube und war gar frech und widersetzte sich der Oberkeit ernstlich, dieweil er dann hievor auch im Gefängniß gelegen, ihm verschont und auf Gelübde freigelassen ward auf Besserung und aber keine Besserung nirgends war, noch irgend etwas Gutes von seinen kybigen Kopf zu hoffen, ward er den 5. Jenner 1527 von dem Rath Zürich, nach ausgegangener Satzung zum Wasser verurtheilt. Und wie er aus dem Wellenberg herab, aus dem Fischmarkt und unter die Metzg zum Schiff geführt ward, lobte er Gott, daß er um seiner Wahrheit willen sterben sollte, dann der Wiedertauf wäre recht, und gegründet im Worte Gottes und hätte Christus vorgesagt, daß die Seinen um der Wahrheit willen leiden werden, und dergleichen Reden trieb er viel. Da ihm aber von dem Prädikanten, der mit ihm ging, widersprochen ward in dem Ausführen, stieß sein (des Manzen) Mutter und Bruder an ihn, die vermahnten ihn, daß er beständig verharren und fürfahren solle, wie er dann auch steif in seinem Kyb verharrte bis an sein End.

Wie er auf dem Hüttli gebunden ward, und vom Nachrichter in's Wasser sollte gezogen werden, sang er mit lauter Stimme: **in manus tuas Domine commendo spiritum meum** (Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist); und hiemit ward er

Digitized by Google

vom Hüttli durch den Nachrichter in das Waſſer gezogen und ertränkt, hinab an den Platz geführt, und zu St. Jakob vergraben. Viele Leute ärgerten ſich wegen ſeines ſtandhaften Todes, viele aber achteten es wenig, in Anſehen, daß dergleichen viel geſchieht, daß die ſo gerichtet werden, auf den ungerechten Sachen halsſtarrig beharren.

Auf denſelbigen Tag, nach dem Felix gericht war, ſchlug man Jörgen Blaurock mit Ruthen aus. Als er geſchlagen ward, war er nicht minder frech, dann der Manz, und wie er vor das Niederdörfer Thor kam, wollte er die Urphede dem Oberſten Knecht nicht ſchwören, ſondern ſprach: Gott habe verboten, Eide zu ſchwören. Da hieß der Obriſt Knecht Jörgen Blaurock wieder hinein führen und in Wellenberg legen auf weitern Beſcheid eines ehrſamen Rathes. Da er das ſah, ſchwor er, zog hinaus und ſchüttelte ſeinen Blaurock und ſeine Schuhe über die Stadt Zürich.

Im Jahr 1528 wurden dann auf erfolgten ſchiedsrichterlichen Spruch von Bern die in Grüningen gefangen gehaltenen Jakob Falk und Heini Rymann von da nach Zürich in den Wellenberg geführt, und als auch viel mit ihnen im Gefängniſſe gehandelt und ſie dennoch auf ihre Weiſe verharrten, wurden ſie in Zürich den 5. September zum Waſſer verurtheilt, auf das Hüttli geſetzt, dann in das Waſſer gezogen und ertränkt. Sie verharreten frech auf ihre Weiſe bis an's Ende. Zu Grüningen hatten die gefangenen Täufer an Muß und Brod bei Jörg Berger, Landvogt daſelbſt, verzehrt 1400 Pfund, welche der Vogt in die Rechnung brachte.

Außer dieſen wurden noch Konrad Winkler von Waſſerberg den 20. Jänner 1530 und Hans Herzog von Stadel und Heinrich Karpfi aus der Herrſchaft Grüningen am 23. März 1532 mit der gleichen Todesſtrafe belegt.

Dieſe Strenge, ſagt Meier von Knonau, bewirkte, daß von da an die Wiedertäuferei, wenn auch keineswegs erſtickt, doch nicht mehr in bedrohlicher Geſtalt ſich zeigte. Noch im 17. Jahrhundert büßte ein Wiedertäufer, Hans Landis von Horgen, (am 29. September 1614) ſeine Irrthümer durch Enthauptung; andere wurden auf die Galeeren geſchickt, das Vermögen noch anderer entweder

Digitized by Google

ganz oder theilweise eingezogen und daraus das sogenannte Täufergut gebildet. So viel es möglich war, suchte man jedoch die Sektirer von ihren Irrthümern abzubringen. 1680 wurde z. B. ein Bärentsweiler einige Zeit lang im Spitale am Bande gelegt, blos mit Muß, Wasser und Brod verpflegt, von den Geistlichen täglich besucht und getrachtet, „wie sie ihm seinen Kyb ausnemmen mögind.“ Drei Jahre hernach zählte man im Kanton Zürich, die Kinder und die wiedertäuferischer Ansichten Verdächtigen nicht inbegriffen, 182, nämlich:

46 im Hirzel,	4 in Wald,
12 in Richtensweil,	3 in Kappel,
12 in Stallikon,	3 in Hausen,
11 in Bärentsweil,	3 in Ottenbach,
11 in Birmenstorf,	3 in Pfeffikon,
11 in Männedorf,	2 in Bonstetten,
8 in Elikon an der Thur,	2 in Grüningen,
8 in Fischenthal,	2 in Wetzikon,
8 in Wädenswil,	2 in Wittoberg,
7 in Hinweil,	1 in Egg,
6 in Mettmenstetten,	1 in Greifensee,
5 in Affoltern,	1 in Kilchberg,
5 in Maschwanden,	1 in Stäfa.
4 in Dürnten,	

Zu Inquirenten der Wiedertäufer wurde 1696 ein Collegium von 12 Gliedern bestellt, wovon 6 dem geistlichen und sechs dem weltlichen Stande angehören. Diese Wiedertäuferkommission verschwand im Jahre 1759 aus dem Regierungsetat und die Täufer selbst müssen schon einige Zeit vorher sich bei uns verloren haben, so daß es seither keine Wiedertäufer (d. h. solche, welche nach ihrer Ansicht eine zweite Taufe, nämlich bei der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft bei der Confirmation für nothwendig halten) in unserm Lande mehr gibt, dagegen Antitäufer, deren wir hier noch gedenken wollen, da diese Sekte wirklich im Kanton Zürich besteht.

Digitized by Google

Von den Neutäufern.

Diese Sekte findet sich bei uns (nach Gerold Meiers Gemälde der Schweiz, Der Kanton Zürich, 1846) seit 1835, wenigstens hat sie, wenn sie auch früher schon im Stillen bestanden haben sollte, erst in den Dreißiger Jahren Aufsehen erregt, und konnte sich nun in weitern Kreisen entfalten, als die Verfassung von 1831 die Glaubensfreiheit gewährleistete. Die Glieder dieser Sekte nennen sich Taufgesinnte, evangelische Christen, gläubige Christen, nach dem Buchstaben der heiligen Schrift. Auch gibt es verschiedene Schattirungen unter ihnen, nämlich Neutäufer nach Fröhlich's oder Wingeler's Grundsätzen (zwei ihrer vornehmsten Führer), d. h. solche, welche ihre Kinder nicht sogleich nach der Geburt, sondern erst bei ihrer Volljährigkeit taufen lassen wollen, und solche, welche die zweite oder dritte Taufe empfangen. Im Ganzen genommen gehören sie der ärmern Klasse an, und es sind mit Ausnahme der Führer, bei denen sich eine gewisse Cultur zeigt, mit der aber meist viel Engherzigkeit gepaart ist, nur wenige einigermaßen gebildete Leute unter ihnen. Die Neutäufer ziehen sich vom öffentlichen Gottesdienste ganz zurück, da sie die Landeskirche als unrein erklären und sich mitunter vermessen, den Tempel des Herren Götzenhaus zu nennen; doch gebührt ihnen das Zeugniß, daß sich noch nirgends eigentliche Empörungsscenen gegen die Kirche zugetragen haben. Nicht nur am Sonntag, sondern auch an Werktagen versammeln sie sich, an jenem Vor- und Nachmittags, auf die Stunden des öffentlichen Gottesdienstes keine Rücksicht nehmend; ja sie bleiben nicht selten bis zur Mitternachtsstunde und noch länger bei einander. Als Hauptversammlungsort erscheinen gegenwärtig: das Haus Nr. 515 gr. Str. in Zürich, das den possirlichen Namen Rattennest trägt, Oberrieden, Horgen (Hof Waldegg), Hirzel, Tobelmühle), Wädenswil (Meilibach), Bärentswil (Hof Albis), Fällanden, Nesdenbach (rothe Trotte), Trüllikon bei Eglisau, Glattfelden, Kloten (Rohrhof), Rümlang und Dänikon bei Dällikon; früher auch die Meierriettrotte bei Wülflingen.

In ihren Versammlungen wird zuerst gesungen, hierauf aus dem Herzen gebetet; dann werden einzelne Bibelstellen oder größere

Digitized by Google

Abschnitte der h. Schrift erklärt, oft auch nur als Text zu längern oder kürzern Anreden benutzt, meist in monotoner und abrupter Predigtweise. Nicht selten sprechen zwei und drei Personen, wenn sie, um uns der Worte eines Neutäufers zu bedienen, durch den Geist Gottes darzu getrieben werden oder wenn sie eine Offenbarung bekommen. Den Schluß der Andachtsstunde bildet wieder Gebet und Gesang. Immer geschieht das erstere knieend, doch geht es zuweilen in ein krampfhaftes Geschrei über. Beim Kommen und beim Scheiden ertheilen sich fast immer die Männer den Bruderkuß und ebenso die Weiber. Als Gesangbücher gebrauchen sie die christliche Harmonika, ferner die Zionsharfe, in mehrern Versammlungen selbst das zürcherische Gesangbuch. Das Abendmahl, das wie in der Landeskirche begangen wird, genießen sie knieend. Sie halten dasselbe zu ungleicher Zeit und auch an gewöhnlichen Sonntagen; meist wenn die Gemeinde durch neue Glieder verstärkt wird *). Nur Erwachsenen ist die Aufnahme gestattet. Die Rezipienden müssen niederknieen und empfangen so die Taufe, bei der sie dem Heilande unverbrüchliche Treue zu geloben haben.

Förmlich organisirt sind die Neutäufer nicht; auch giebt es keine geheime Obern unter ihnen. Wohl finden sich in jeder größern Versammlung einige einflußreiche und beredte Mitglieder, welche das Aufseher-, Armenpfleger- und Lehramt unter sich theilen. Große Autorität übt noch immer Samuel Fröhlich von Prugg, der in den Zwanziger Jahren in Zürich Theologie studirte und nun in Preßburg sich aufhält, auf sie aus. Die Schriften dieses Mannes, der bei uns die Neutäufer in's Leben rief, haben für dieselben fast das Ansehen symbolischer Bücher. Auch die Werke des Engländers Baxter und des Würtembergers Hofacker, zweier nicht-täuferischer, ascetischer Schriftsteller, sagen ihnen sehr zu, besonders aber legen sie ein bedeutendes Gewicht darauf, beweisen zu können, daß die Bibel ihr vornehmstes Erbauungsbuch sei. Sehr scharf ist das Strafamt, das sie gegen einander anwenden. Es

*) Wenn unter ihnen Uneinigkeit entstanden ist, so communiciren sie nicht.

Digitized by Google

besteht theils in Ermahnungen von einzelnen Vorstehern oder vor einigen Gliedern der Gemeinde, theils in Warnung vor der Versammlung, theils in Excommunikation, theils auch in Ausschließung von der Gemeinde, wozu Alle stimmen dürfen. Diese Strenge glauben sie dadurch rechtfertigen zu können, daß der Geist Gottes ihnen durch ihr Gebet die richtige Einsicht verleihe, was sie zu thun oder zu lassen hätten. Oeffentliche Abbitte und Reuserklärung vermögen jedoch den Bann wieder aufzuheben. Bei Behandlung von Disziplinarangelegenheiten müssen solche, die nicht Mitglieder sind, in Abstand treten.

Den Segen der Kindertaufe mißkennen sie gänzlich und heben hauptsächlich zwei Gründe gegen dieses Sacrament hervor; einerseits, daß ein unmündiges Kind die Geistestaufe nicht zu empfangen vermöge; anderseits, daß der Herr Christus auch erst getauft worden, als sein Geist entwickelt gewesen war. Im J. 1844 zählte man im Kanton 46 Knaben und 52 Mädchen aus dieser Secte, die nicht getauft waren. Ist der Zeitpunkt für den Neocommunikantenunterricht herangekommen, so suchen die Neutäufer dem letztern entweder ganz auszuweichen, indem sie die jungen Leute für einige Zeit außer den Kanton bringen, oder sie sehen gleichgültig zu, wenn dieselben die Unterweisungsstunden lässig besuchen. Ueber die kirchliche Trauung haben sie gleichfalls laxe Ansichten. Sie meinen, eine solche Einsegnung sei überflüssig, da Gott die, welche zusammen gehören, schon verbunden habe. Bei Leichenbegängnissen folgen allerdings die Neutäufer dem Sarge bis auf den Kirchhof, kehren dann aber zurück, ohne das Gotteshaus zu betreten. Waren die zu Beerdigenden hingegen täuferisch gesinnt, so begeben sich die Begleiter in ihr Versammlungslocal, um dort einen Vortrag anzuhören. Den bürgerlichen Gesetzen und Ordnungen unterziehen sie sich, wo sie müssen; doch nehmen sie an Gemeindsversammlungen keinen oder nur dann Antheil, wenn besonders wichtige Gegenstände verhandelt werden. Mit den Behörden gerathen sie wegen des Militärdienstes öfters in Conflict, da der Gebrauch von Waffen ihrem Gewissen widerstreitet. Weil die Steuern, welche sie, wie man behauptet, zur Unterstützung ihrer Armen zusammenlegen, entweder gering ausfallen oder vielleicht für

Digitized by Google

andere Zwecke*) verwandt werden, so scheuen sie sich keineswegs, die Landeskirche um Mithülfe für ihre Bedürftigen anzugehen, indem sie, obwohl aus derselben getreten, sich doch als Staats- und Gemeindsbürger betrachtet wissen wollen.

Mit den Gleichgesinnten in andern reformirten Schweizerkantonen stehen sie zwar in Verbindung; ein eigentlicher Zusammenhang herrscht aber nur unter den Führern, welcher durch einen lebhaften Briefwechsel sich bethätigt. Diese letztern verkehren auch mit der Englischen Baptistengesellschaft. Die Zahl der Neutäufer hat sich in kurzer Zeit rasch vermehrt, möchte jetzt jedoch ihren Höhepunkt erreicht haben. Schon sind ihrer nicht wenige zurückgetreten, und diesen dürften noch manche andere folgen. Ueberhaupt sind Spaltungen unter dieser Sekte entstanden: denn von dem Begehren, betreffend Emanzipation von der Landeskirche, das vor einiger Zeit ungefähr 130 Neutäufer an den großen Rath stellten, wollen sogar viele Taufgesinnte nichts wissen und es ist zu hoffen, daß der große Rath dieses Gesuch mit Festigkeit abweisen werde. Ferner hat sich die zürcherische Versammlung wegen Uneinigkeit unter den Leitern in zwei Conventikel aufgelöst. Die Summe der Neutäufer, die Kinder inbegriffen, betrug 1844: 726, welche sich auf folgende Gemeinden vertheilten:

Bärentsweil	28	Elgg	4	Horgen	29
Bassersdorf	1	Embrach	42	Kloten	26
Berg	4	Fällanden	35	Langnau	17
Brütten	4	Glattfelden	18	Meilen	5
Bülach	1	Greifensee	19	Nestenbach	13
Cappel	1	Grüningen	9	Neumünster	16
Dällikon	2	Hausen	2	Oberglatt	1
Dielsdorf	7	Hedingen	2	Oberrieden	13
Dietikon	12	Herrliberg	2	Oberstraß	1
Dübendorf	8	Hinweil	9	Oberwinterthur	1
Bärnten	2	Hirzel	38	Oetwil	2
Egliſau	82	Höngg	4	Otelfingen	1

*) Ihre Lehrer beziehen, wie verlautet, keinen Lohn; werden aber, wenn sie ihre Glaubensgenossen besuchen, von ihnen frei gehalten.

Digitized by Google

Ottenbach	1	Seen	3	Weinfelden	30
Pfungen	18	Trüllikon	2	Wetzikon	2
Rorbas	6	Unterstraß	4	Wülflingen	24
Rümlang	76	Uster	15	Zell	5
Rußikon	5	Wädenswell	7	Zürich	—
Schöfflisdorf	2	Wald	24	St. Peter	6
Schwerzenbach	3	Wallisellen	2	Prediger	6
Seebach	20	Weiach	14		

Digitized by Google

Gaukler und Seiltänzer in Zürich 1626, und wie gegen sie gepredigt wird.

Aus Antistes Breitingers Lebensbeschreibung (Manuscript).

Als Anno 1626 die ganze Woche vom 7. bis zum 12. August, aus Bewilligung U. gn. Hrn. etliche niederländische Gaukler, so sich von Amsterdam nannten, zum Anfang nur in etwas Sprüngen eines kleinen Rößleins zeigten, nachher aber auf dem Seil tanzten, und fürhaus darunter auch zwei junge schöne Weibsbilder waren, welche in Weib- und Mannskleidern allerlei leichtsinnige Sachen trieben; deßgleichen mit großer Verwunderung maniglich beide Herren Burgermeister und der größere Theil eines ehes. Raths am Donstag gleichsam in einer Prozession sich zu diesen leichtfertigen Dingen verfügten; und ein Anschlag war, auf den nächstfolgenden Sontag erst recht sich aufzulassen, dazu auch ein groß Volk ab der Landschaft sich danzumal zu verfügen Willens war.

Da hat der Pfarrer zum Münster dasselbig wenden wollen und hat im letzten Theil seiner Predigt, die er aus seinem ordinäre Text Marc. 5, 18. 20. gehalten, geredt, wie hernach folget, hat auch vermahnet die 3 andern Pfarrer, daß ihrer ein Jeder an seinem Ort ein gleiches thue, wie auch beschehen.

Seine Worte auf der Kanzel waren:

Und dann daß dieser besessene, aber jetzt vom böfen Geiste erledigte Mensch, bei dem Herrn gern wäre gewesen für und für, ja gar, wie zu vermuthen, gern einer von seinen Jüngern worden wäre; aber, dieser seiner Begird zuwider, Befelch empfangen, daß er an seinem Ort verbleibe und allein seinen Landleuten und Verwandten predigen solle, und daß er dem Befehl gehorsam worden.

Digitized by Google

Das dienet zur Lehr einem Jeden, der etwann durch Gottes Fürsehung einem und anderm Stand verordnet wird nicht zu der Zeit, nicht an dem Ort und nicht bei solchen Leuten, wie er gerne wollte. Es ist möglich, daß sich ab dieser Mannspredigt der Gadarener viel verwunderten, aber nicht wohl möglich ist, daß ihn Jedermann gern gehört habe; er hat des Herrn Jesu nicht können gedenken, die Gadarener gedachten an ihre Säu; sie hatten dem armen Mündling wohl gönnen mögen, daß er erledigt vom bösen Geist, wenn nur von den bösen Geistern nicht wären in das Meer gestürzt worden ihre Säu. Gleichwohl ward er gehorsam, blieb bei den Seinen, predigt wo, was und wem der Herr ihn geheißen hat und that daran recht; und indem er den Gadarenern unangenehm, war er doch angenehm dem Herrn, dann er that, wie ihm befohlen und befahl den Austrag dem, der ihm dieses befohlen.

Dieser gegenwärtigen Zeit lebt auch mancher Bidermann, welchen sein Ehr in geist- und weltlichen Sachen wol freute, ja wenn er dieses Glück entbehrt, damals, als noch vorhanden waren die alten handfesten und ernsthaften Gemüther, da sich hervorgethan und sehen lassen, der lebendige Eifer zur Religion, die Liebe zur Justiz, der Eifer zum gemeinen Nutzen, und da man gemeiniglich gesinnet war, zu erhalten eine rechte Mannszucht und ehrsammes Leben. Aber das wo, das wenn und bei wem ein Jeder seine bestimmte Zeit dienen solle, das steht allein am Herrn, wie es derselbe verordnet, ihm allein müssen wir gehorsammen. Und aus Kraft dieser Worten frage ich Dich, mein Volk, Euch Herren und Andere zugleich insgesammt: sag mir doch einer, wer er sei, wie ist ihm möglich gewesen, bei so gar mißlichen und sorglichen Zeitläuffen, diese ganze verschienene Woche so viel Lust und Kurzweil zu suchen bei dem fremden, üppigen, leichtsinnigen Gaukler-Fasel? Sonntags den 23. Juli Anno 1620, und hiermit nicht vor 60 oder 70 Jahren, sondern erst vor 6 und 7 Jahren, ist ab dieser Kanzel öffentlich verlesen worden, ein christlich, loblich Mandat, in welchem von Obrigkeit wegen eines und anderes ernstlich verbotten und abgestellt worden, dadurch der gerechte Gott von langen Jahren her gereizt, zu seinem damaligen anbrennenden und noch zu dieser Stund allenthalben brennenden Zorn. Unter An-

Digitized by Google

derem ist auch ein Artikel des Inhalts (hier nahm der Pfarrer dasselbig Mandat, hub es ernstlich empor, mit Vermelden, das sei das Mandat selbst, nicht eine Abschrift, sondern das rechte Original, wie es damals von dieser Kanzel verlesen worden). Demnach hat er gelesen, wie folgt und mithin glossirt: Mit den Seiltänzern, Gauklern, vermummten Personen, Springern und dergleichen Leuten Leichtfertigkeit, die man an Sonntagen sowohl als in der Wochen besteht, wird große Aergerniß gegeben und der Sonntag des Herrn entwürdigt. Und dieweil solches Gesind zu dergleichen Dingen nicht geschaffen noch berufen, sondern mehrentheils verrucht ist, umgahnd mit unnathürlichen verbottenen Künsten (auch von deßwegen sollten sterben eines unnathürlichen Todes) denen bei evangelischen Leuten überall keine Uebung gestattet werden soll (und mag auch vor Gott nicht verantwortet werden), da so wöllen U. gn. Herren, daß nun fürbas weder Wirth noch andere Leute dergleichen frömdem Gesind nicht Platz und Herberig geben, demselben auch weder an Sonntagen noch in der Wochen ihr Gauklen und Leichtfertigkeit weder in der Stadt noch darum zu brauchen, nicht zugelassen, sondern sie, ohne Uebung solcher ihrer unnützen Sachen, ab- und hinweg gewiesen werden sollen. Nach diesem Ablesen legt er das Mandat beiseits und fuhr mit predigen also fort:

Um Gottes willen, Oberkeit, wo war diese Wochen dein Gedächtniß? oder konntest du dir selbst auch einbilden, daß es Niemand würde ahnden und strafen dürfen? Wahrhaftig du hast dich hierin selbst sehr betrogen. Zwaren, wenn wir gewüßt hätten, daß es also gehen würde, wir wollten wohl lieber dieses Alles mit demüthigem Suppliciren und in der Stille verhindert haben, nun es aber öffentlich geschehen ist und die Aergernuß einmal größlich gegeben ist, so soll es billig auch öffentlich gestraft werden.

Liebe nun, wie hast du das mögen zu Leid thun deinem hohen und hochgeehrten Stand, da du auf dem Rathhaus präsentirst die Person Gottes. Wie hast du deiner selbst vergessen, dich verfügt unter die leichtfertigen, elenden, verschreiten Leute, und noch über das diese Schandsäck zu dir berufen an das Ort deiner ehrlichen Ergetzlichkeit (Schenken), vor dir daselbst üppiglich zu hofiren. Und

Digitized by Google

da dieß gewährt hat diese ganze Wochen durch und durch, so soll es die Meinung haben, daß es folgende Tag weiter, ja auch auf diesen heutigen heiligen Sabathtag sollte gebraucht werden, wie solches verschienenen Freitag der Comödiant, Gott weiß, weß Knecht er ist, auf der Brügi offentlich verkündt hat. Wie, liebe Herren, heut wieder? Hübschlich, hübschlich, wir sind zu Zürich daheimen. Zürich, Zürich, eine reformirte christliche und von langem her in aller Welt berühmte Stadt, die Gott gesetzt hat auf einen hohen Berg und auf welche deßwegen von Ferne und Nähe gerichtet sind viel ungleiche Augen. Es müßt doch Gott geklagt sein, daß eine solche Leichtfertigkeit von uns hören und vernehmen sollten so viel Tausend unserer hochbetrübten Religionsverwandten, Brüder und Schwestern, als mordschreiende Herzen. Wir können anders nicht gedenken, dann weil anderstwo andere bedrängten Kirchen sind die blutgierigen leiblichen Feinde, ich meine Spanier, Kosacken, Croaten und Andere; da unterstand der leidige Teufel, der geistliche Feind, die noch ruhigen Kirchen unserer Landen zu entgästen, äußerst seines Vermögens, und leider um unserer Sünden willen verhängt ihm Gott viel.

Ist aber das schon der Dank, daß der gütige Gott uns kürzlich erledigt hat von der vorschwebenden Theurung, da alle Kästen zu Stadt und Land allerdings erschöpft waren und dabei sich ansehen ließ, daß allbereit auch die reifen Früchte von unabläßlichem Regen im Feld würden verderben müssen? Hat es doch auch eine Gattung, daß wir ein- und alle Tag in Frühe- und Spätpredigt jedermänniglich vermahnen, Gott zu bitten für unsere biderben Kriegsleute, deßgleichen für alle unsere Glaubensgenossen, ob welche und wie mit ihnen stehend in schweren und großen Gefahren, und doch darneben gestatten, solche verlaufene, fremde, verkleinerliche, leichtfertige Leichtfertigkeiten, dadurch das Gebet zum Spott wird.

Wie magst du mit deinem eigenen Beispiel so viel verärgern und verbösern deine frommen Unterthanen, das einfältige Volk, und dadurch die Ehrbarkeit betrüben zum Allerhöchsten? Wie magst du doch Zeit und Weil verwenden an das Schauen dieser Thorheiten, da du dieser Zeit gemeiner, höchst nothwendiger Rathschlägen halber daran gelegen, unser aller, auch des Kindes im Mut-

Digitized by Google

terleib Wohlfahrt, nicht solltest Zeit haben, zu essen oder zu schlafen? Es steht nicht wohl, wo es also steht. Was meinen wir wohl, daß wir thun werden, wenn derzumalen einst diese leidigen Kriege aufhören und wir also ledig ausgegangen wären? Es ist zu besorgen, wir geriethen in ein solch ungehalten wildes Wesen, daß uns das Erdreich müßte verschlingen wie Pluto und der Zürichsee uns bedecken bis weiß nicht wie weit.

Deßhalb halt inn, schick' diese Leute fort gleich auf der Stell, daran thust du ein gut und nothwendig Werk. Wenn man aber je Comödie will halten, so soll uns an denselben nichts mangeln. Wir wollen Comödien halten ein und alle Sonntag, grad in der Kirche, in der Kirchen allen vieren, wo jung und alt. Vor 8 Tagen haben wir gespielt und präsentirt wie aus des Herrn Erlaubniß von den bösen Geistern in das Meer gestürzt und verderbt worden der Gadarener 2000 Schweine. Vor 14 Tagen haben wir mit einander zugesehen, wie der Herr Jesus aus einem arbeitseligen Menschen, der nur in Gräbern gewohnt und in dem Gebirge, welchen behalten mochten keine eiserne Fußband, mit einem einzigen Wort ausgetrieben der bösen Geister eine Legion oder ganz Regiment. Vor 3 Wochen haben wir zugelugt dem Meer, wie in demselben gestritten die ungestümen Wind und erweckt grausame Wellen, wir haben darauf gesehen schweben die erschrockenen Jünger, welche sich allesammt versahen des Todes, und haben endlich auch gesehen, wie der Herr dieß erschreckliche Ungewitter gählings gestillet.

Ueber 8 Tag wirst du und deine Kinder dabei sein, und sehen, wie der Herr Jesus wieder lebendig gemacht ein zwölfjähriges Meitli und dasselbe wiederum geschenkt seinen betrübten Eltern. Ueber 14 Tage werden wir präsentiren ein fromm ehrlich Weib, welche 12 Jahre nach einander geplagt war von einer unleidigen Krankheit, wie sie verarznet all ihr Gut, wie ihr helfen können kein Mensch, wie sie aber endlich geheilt worden, und sie mehr nicht gethan, als daß sie von hintenher angerührt des Herrn Kleid. Das, das sind der Christen eigentliche Comödien. In diesen Comödien erspiegelt sich unser Elend, des Herrn Christi unaussprechliche Liebe, Mitleiden und allmächtige Gottheit, auch welcher maaßen

Digitized by Google

wir dem Herrn für allerlei solche Wohlthaten recht angenehm und dankbar sein können. Welchem Menschen der Gattung Spiele nicht werth sind, über alle andern Kurzweilen, geschweige über dergleichen Gauklereien, dem hat sich Christus noch nicht recht geoffenbaret und ist noch wenig Anzeigung, daß man Christum zur Seligkeit ergriffen habe. Im Fall aber je die jetzt erzählten Comödien gar zu geistlich wären und man Lust hätte auch zu etwas weltlichen Sachen; wohlan, wir wollen auch dießfalls ein Genüge thun, ebenmäßig zu gelegener Zeit wollen wir agiren, was im Reich jetzt vor 6 und 7 Jahren gewesen sei für ein Kriegswesen, was wir dieser Stund mangeln für Fürstenthum, Königreiche, Länder, Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen, Schulen, Libereyen und gelehrte Männer. Wir wollen männiglich vor Augen stellen, wie schmählich geschändet worden viel tausend ehrliche Matronen, Töchter und junge Kinder, über- und widernatürlich, wie eine unzählbare Menge unmündiger Kinder von den Soldaten kläglich zerstückt, einander ballenweis zugeworfen und im Flug mitten entzwei gesäbelt, ja auch ihrer viele der lebendigen Mütter geschnitten und gerissen aus ihren Leibern. Auf einen andern Sonntag wollen wir agiren, was mit Kriegen bisher gewonnen wir, wie mancher redliche Gesell gelernt habe tragen Veltliner Erdreich nicht auf dem Rücken, sondern auf den Brüchen und dieß mit Umständen von Importanz. Eine andere Zeit wollen wir einführen nach rechter Kunst aller solcher Unglücke eigentliche Ursachen, was im Land sei für Hurenwerkärger und auch dieser Sachen **patrocinia**, wer weiß, was das auf deutsch heiße? Wie wir etliche Jahre Meister worden im Handel des Practicirens und wie wesentlich wir umgehen können in allen Ständen mit dem theuren bei dem lebendigen Gott geschworenen Eid! deßgleichen woher einer und der andere gewonnen sein großes Gut. Das wird Materie sein für etliche namhafte Comödien, darin du wirst deine Wunder sehen. Ich will aber doch hoffen, man werde hiezu nicht Ursache geben, wie ich dann dafür will freundlich gebeten haben und gewißlich einen jeden wohl versichern, daß so lang mir der gnädig Gott wird Leben und Athem verleihen, so lang werde ich mit Beistand seiner h. Gnaden entgegentreten allem demjenigen, was reizen mag seinen gerechten

Digitized by Google

Herrn und verträglich sein unserer wahren christlichen Confession und gemeinem unserm Vaterland durchaus.

Hiemit hat der Pfarrer seine Predigt geendet. Nota: In dieser Predigt sind gewesen die 3 Comödianten selbst, gleichwohl dem Pfarrer unwissend. Sie haben zugehört bis an die Worte, daß solche Seilgänger selten sterben eines natürlichen Todes, und auf diese Worte ist einer unter ihnen zur Kirche ausgeloffen.

Gleich auf die Predigt schickten meine Herren, die Burgermeister, zum Staunen, da diese Fremden zur Herberg waren, einen Stadtknecht und ließen ihnen anzeigen, daß sie fürohin ruhig sein und fördersam fortziehen sollen. Antwortet der eine aus ihnen: in den Reichsstädten sei die Oberkeit Meister und sie haben vermeint, zu Zürich sei es auch also. Sie aber sehen, daß daselbst Meister sei ein einziger Pfaff. Doch unterstanden sie weiter nicht und zogen am andern Tage ihre Straße.

Alle Ehrbarkeit hatte an dieser Predigt ein großes Wohlgefallen, aber der große Theil Unserer gnädigen Herren waren darüber sehr entrüstet und währt die Ungeduld etliche Tage an allen Orten; demnach aber beide Herren Burgermeister zu unterschiedlichen Zeiten sich mit dem Pfarrer freundlich unterredet hatten, ward aller Unwill wieder aufgehoben und achtet man, daß es künftig einer Ehrsamen Oberkeit selbst werde zu Gutem dienen.

Gaiß-, Kühe- und Menschenmord zu Höngg.

Die nachfolgende, ebenfalls aus Antistes Breitingers Lebensbeschreibung gezogene Geschichte zeigt, wie die vorstehende, welche Macht sich noch im 17ten Jahrhundert die oberste Geistlichkeit in Zürich anmaßte, ja sich selbst in verschiedene Rechtsfälle mischte, denunzirte, gegen Behörden auftrat, von der Kanzel herab gegen sie lamentable Predigten hielt u. dgl. m. Eine ganze Gemeinde mußte hier die Zielscheibe gehässiger Anfeindung werden, die sich sonst von jeher durch gute Agrikultur und später durch musterhaften Gewerbsfleiß auszeichnete. In neuester Zeit steht sie gleichsam als die freisinnigste Gemeinde an der Spitze des Limmatthales,

Digitized by Google

und setzte ihren vielfältigen Verdiensten dadurch die Krone auf, daß sie Herrn Dr. Steiger von Luzern unentgeltlich in ihren Bürgerverband aufnahm.

Das Manuscript.

Diesen Sommer 1630 hat zu Höngg ein Purst (ein Trupp) muthwilliger Jungen, wie man achtet, ein Geißböcklein lebendig hinauf an einen Baum gehängt und also hangen und verderben lassen, bis es Tag worden. Die Ehrbarkeit hatte ein Bedauern, die Uebrigen aber trieben ihr Gespött, und war Niemand, der dieser Sache begehrt mit Ernst nachzufragen. Nicht lang darnach wird einem ehrlichen Mann zu Höngg, Namens Bernhard Huber, bei nächtlicher Weil (Zeit) eine Kuh, so die schönste im ganzen Dorf war, aus dem Stall genommen. Diese Kuh ward erst am dritten Tag hernach in einem Keller todt gefunden, dann sie war um das Maul und um den Hals verbunden, daß sie nicht schreien konnte. Ob dieser That erschrack die Ehrbarkeit noch mehr. Es war im Verdacht Heinrich Nözli, genannt Roth, aber da war abermal kein Ernst. Es begab sich aber eine noch bösere That, dann zu Höngg hat bei dem Müller gedient Heinrich Haug von Weiningen, welcher unter dem Schein der Ehe beschlafen hat Elsbethe Notzin von Höngg, welche er wollte sitzen lassen; sie wurde ihm aber von einem Ehrsammen Ehegericht zuerkannt. Gegen diese Person faßte dann Haug einen mörderischen Haß, und sann, wie er sie könnte hinrichten; er stellte sich über seine Gewohnheit gegen sie gar freundlich und bescheidete sie zu etlichen Malen an den See hinab, item zu Hanfsprossen und andern Wassern, in Meinung, sie zu ertränken. Letztlich den 5. September, an einem Sonntag, beredt er sie, er habe im Holz ob Höngg einen Immen gefunden, den soll sie ihm sammeln helfen. Dieß hat sie ihm geglaubt und ist ihm nachgezogen mit einer Gelten. Wie nun Abend worden, und man das Mensch (das Mädchen) gemangelt, ward Haug gefragt, ob er nicht wisse, wo sie sei. Darauf schwört Haug gar hoch, er habe sie denselben Tag nie gesehen; weilen man aber eigentlich gewußt und gesehen hatte, daß er selbigen Tags mit ihr geredt, fiel auf ihn der Argwohn, es sei nicht recht

Digitized by Google

zugegangen. Dieß Geschrei (diese Rede) ging so stark, daß man noch selbigen Tags ihn gefangen genommen, aber in der Mühle mit ihm getrunken hatte, bis gegen 3 Uhr Morgens und ihn darnach entrinnen ließ. Die arme Weibsperson wurde gesucht von der ganzen Gemeinde, aber erst am Dienstag darnach gefunden, acht oder neun Schritte ob der Straße und bedeckt mit Gestäud; da lag es in seinem Blut mit einem Beil an den Schläfen und am Rucken, zum Herz gar übel zerknirscht; auch der eine Backen mit einem Streich geöffnet, daß die Zähne herfür gingen; doch hat es noch gelebt und ward zu seinem Vater und bald hernach in den Spital getragen, konnte aber gar nicht reden, und hatte keinen Verstand, bis 8 Tage hernach, und wußte daher nicht, wer es so übel zugerichtet.

Dieser Zeit waren zu Höngg Obervögt Mr. Hans Jakob Bodmer, Zunftmeister zur Gerbern, und Herr Michel Manz, Zunftmeister zum Weggen, der damals auch im Amt war. Vogt war Heinrich Himmler, alle drei von geringen Qualitäten, also daß die Regierung unter ihnen schlecht bestellt, und sonst auch in andern Dingen keine Meisterschaft sich spüren ließ, davon das Volk gar frech worden.

(Nun wird des Mandates gedacht, welches am 11. September 1660 in allen 4 Kirchen von den Kanzeln verlesen worden sei, dann werden die oben schon beschriebenen Geschichten mit gräßlichen Farben ausgemalt, der Obrigkeit gesagt, sie werde wissen, was zu thun sei, wie sich alles dieses mit dem salbungsvollen Mandat reime u. s. w. Dann fährt der Prediger in seinem von religiösem Eifer glühenden Zorne fort:) Sind das nicht Gottes scheinbare *) Gerichte, da die Morde aufsteigen von Zeigel zu Zeigel (Stufe zu Stufe) und ist die Hinläßigkeit um so größer zu achten, da der Menschenmörder schon allbereits gefangen gewesen und billig hätte der Stadt zu verdienter Strafe zugeführt werden, allein man hat ihn nicht nur ausreißen lassen, sondern es ist auch nicht einmal Jemandem ein Mißfallen deßfalls bezeigt worden. Dieses sind schwere Dinge, deren Nachfolge wir nicht sehen mögen...

*) Augenscheinliche.

Digitized by Google

Es soll nun da Niemand nüzid zu verargen unterstahn, daß mit Vermelden an offener Kanzel zu viel geschehen. Offene Sünden müssen offentlich gestraft werden zu Rettung des ganzen Lands. Dieß Blut schreit um Rach, bis es gestillt wird durch des Uebelthäters billige Strafe. Es sind im angedeuteten Dorf auch ehrliebende Leute, welche da und dort aufgezogen, Gaißenmörder, Kühmörder und Menschenmörder geschalten werden; welcher unter den saumseligen, untüchtigen Regenten wird denselbigen Schaden erstatten können? Möchte Jemand gedenken, wie reimt sich das zum abgelesenen Mandat, welches fürnehmlich über Arme lautet? Resp. Es reimt sich sehr wohl. In der gegenwärtigen Stund wird auch ein Mandat auf der ganzen Landschaft verlesen, das Würdigen, Armen viel verheißt, insonderheit aber den biederben Landleuten versprochen ward abzunehmen den überläftigen fremden Bettel. Wann nun jezt wiederum, wie anderemahl mehr alles demnächst zu Wasser wurde, und ein Obervogt hie, der andere dort bei seinen Unterthanen sich verlauten ließ: Das Mandat gefalle ihm selber nicht u. s. w. Der und dieselben sollen wissen, daß dieses an offener Kanzel geahndet und ihnen gezeigt worden, daß die Knechte des Herrn sich nicht scheuen und entsezen werden; obgleich einem eine Vogtei anvertraut wird, so ist der deßwegen noch kein Vollkommener, sondern es hat Jeder zu Oberherren Diejenigen, die ihn da und dorthin verordnet haben; der ja denselbigen, ob er gleich auch ihr Beisäß ist, Rechnung und Antwort geben muß: Und sollte sich Keiner schämen oder beschweren, in wichtigen Sachen sich etwa Raths zu erhollen, oder etwan auch nüzliche Bücher zu lesen, damit er wüßte, was auch an andern Orten die wohlbestellte Obrigkeiten sind und im einen und andern Fall gehandelt wird. So viel von Höngg. — Der andere Theil der Predigt lautet vom Unterhaltung der Armen. In dieser Predigt war Hr. Zunftmeister Manz selbst zugegen. Morndeß that er einen Anzug vor einem ehrsammen Rath und klagte sich hoch ob dieser Schmach, die ihm in dieser Predigt angehängt worden sei. Hierauf wird nun erzählt, der Rath habe Hrn. Manz mit dem größten Beifall angehört und erkennt, daß mit dem Pfarrer geredt und er befragt werde, was er denn weiter von der Sache wisse, da er die Obervögte so hart

Digitized by Google

bezeichnet habe. Der Pfarrer gab den vom Rathe abgeordneten zwei Mitgliedern, Statthalter Heidegger und Rathsherr Goßweiler, folgende Antwort: Er freue sich, daß U. Gn. H. so eifrig und beide Obervögt so empfindlich seien und sagen, sie haben von den vergangenen Dingen in Höngg nichts gewußt, da sie doch von dem Pfarrer und auch von dem Untervogt zu Höngg genugsam berichtet worden seien u. s. w. Die Regierung selbst sei auch in andern Fällen so schlecht und haben die sonderbaren freundlichen Ermahnungen bisher bei ihr so wenig verfangen, daß diese öffentliche Erinnerung eine hohe Nothwendigkeit gewesen und daß das Gesagte noch zu wenig gewesen sei, und sie sich inskünftig, weil sie sich zu Anklagen wagen, noch eines Mehreren zu versehen haben.

Die Abgeordneten berichteten den Rath, dieser aber fand doch die Entschuldigung nicht hinreichend und sandte die Abgeordneten noch einmal an den Pfarrer, der ihnen dann von den Hönggern ein Sündenregister vorlas, in welchem aber immer wieder erzählt wird, was dort geschehen sei und wie nachlässig sich die Obervögte benommen haben. Das Ende der Sache war, daß doch dem obersten Pfarrer vorerst Rechnung zu tragen und eine Ermahnung an die Obervögte zu erlassen sei, in ihrem Dienste in Zukunft eifriger zu sein, wobei dann aber auch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß man in der Folge solche Zusprüche von der Kanzel nicht erwarten wolle.

In neueren Zeiten konnten sich viele Geistliche wieder eine starke Gewalt über das Volk anmaßen, was die Septembergeschichte von 1839 beweist, allein seither erfuhren sie oft bittere Wahrheiten und mußten zusehen, wie dem verblendeten Volke die Augen aufgingen, das da Gottes Wort gerne und mit Andacht hört, aber auch den Mißbrauch tadelt und das Zutrauen gegen solche Geistliche verliert, welche die Kanzel zu politischen Zwecken mißbrauchen.

Digitized by Google

Die alten Schweizer und ihr Enkel.

Jüngst hatten im Elysium
Die Schweizer einen Schmaus;
Die Becher gingen um und um
Und waren hurtig aus.

Die Väter thaten schweizerisch
Und schlugen Hand in Hand,
Umarmten sich so brüderlich,
Wie einst im Vaterland.

Man red'te da von Freiheit viel
Im biedern Schweizerton,
Von Heldenmuth und Waffenspiel
Und hohem Siegeslohn;

Und wie man dort vereinet schlug
Die zehnmal stärk're Macht;
Erhitzet hier die Waffen trug
Bis in die späte Nacht;

Wie der und der zu Boden fiel,
Gestümmelt erst am Leib,
Und wie des Muths im Herzen viel
Dem tapfern Schweizerweib.

Digitized by Google

Auch fingen Andre Vieles an
Vom Ruhm der Friedenszeit;
Was da ihr Eifer Gut's gethan
Zur Landes-Seligkeit.

Die Reden untermischte man
Mit Liedern und mit Spiel;
Und Jeder gab was anders an,
Wie's lebend ihm gefiel.

So ging die Zeit in Lust vorbei,
Die Nacht rückt schon heran;
Man sagte sich noch mancherlei,
Was Wein und Laun' ersann.

Jetzt hatt' ein Schweizer sich gemeld't,
Man that's den Vätern kund.
„Wie," hieß es, „aus der Oberwelt?
„Der kommt zu rechter Stund!"

Der seid'ne Knab mit bloßem Kinn,
Geschminkt an Haupt und Haar,
Versprach nicht viel vom Männersinn,
Der Schweizern eigen war.

Der Stutzer macht sein Kompliment
Und schwätzet, wer er sei,
Ein Alter sprach: „Potz Sapperment,
Die Schweiz ist nicht mehr frei!"

Jetzt stund vom Sitz auf Wilhelm Tell,
Und nahm ihn bei der Hand:
„Willkommen, lieber Junggesell,
„Wie geht's im Vaterland?"

Digitized by Google

Kaum fährt vom Mund ein warmer Rauch
Dem Herrlein in's Gesicht;
(Zwar sanft wie süßer Mädchenhauch
War Tellens Athem nicht.)

Kaum rührt ihn an die rohe Haut,
Und seht, ihm weicht der Sinn;
Er sinket blaß, und ächzt halblaut:
„Gebt Balsam! Ich — bin — hin!“ —

Die Schweizer seh'n das Spiel: Der lacht,
Der flucht, Den reut sein Blut;
Man ruft: „Wir haben's weit gebracht
Durch unsern Heldenmuth!“

Thaddäus Müller von Luzern, 1784.

Digitized by Google

Schicksale und Heldenmuth
eines Schweizers zu Ispahan,
im Jahre 1637.

Als einer jener seltenen Menschen, die von den Launen des Schicksals bald zum Glanze des höchsten Glückes empor gehoben und ebenso bald in den Abgrund unabsehbaren Verderbens niedergeworfen werden, erscheint in der Reihe merkwürdiger Eidgenossen Rudolf Stadler, Schmid genannt, von Zürich, wo er 1611 das Licht der Welt erblickte. Schon als Knabe verrieth er einen durchdringenden Geist und mehr als gewöhnlichen Scharfsinn, vorzüglich für mechanische Erfindungen, weßwegen er sich als Jüngling der Uhrenmacherkunst widmete. Doch sein kühn aufstrebendes Genie fühlte sich bald zu beengt zwischen den Seen und Gebirgen seiner schweizerischen Heimat, und er sehnte sich hinaus in die Welt, unter fremde Nationen, wo er für seine Wißbegierde mehr Befriedigung, für seine Thätigkeit einen weitern Bewegungskreis zu finden hoffte.

Und bald ging der heiße Wunsch seines Herzens in Wirklichkeit über; denn er fand zu Stein am Rhein an dem k. k. Residenten, Freiherrn von Schmid, dem die Talente des Jünglings nicht entgangen waren, einen wohlwollenden, eifrigen Gönner, der ihn mit nach Konstantinopel nahm, wohin er eben als Internuntius gesandt wurde, und ihn dem berühmten Tavernier, der damals gerade sich dort aufhielt, anempfahl. Diesem folgte er auch nach Persien, ließ sich in Ispahan nieder und erwarb sich durch

Digitized by Google

seine, bis dahin den Persern unbekannt gebliebene Kunst, Hochachtung und kein geringes Ansehen bei Hohen und Niedern. Dazu trug eine sehr künstliche Schlaguhr, die er dem Chan von Schiras, einem mächtigen Vasallen Persiens, verfertigen mußte, und womit dieser den Schah beschenkte, wohl das Meiste bei. Denn die Meisterarbeit des jungen schweizerischen Künstlers erregte die Bewunderung des Schah's in so hohem Grade, daß er ihm ein Jahrgehalt von 300 Tomans anwies, für seinen Unterhalt und seine Bedienung sorgte und ihm auftrug, eine zweite solche Uhr zu verfertigen.

Und immer mehr gewann sich der Jüngling durch sein offenes, treuherziges Wesen und die den Schweizer charakterisirende Genügsamkeit die Zuneigung des persischen Fürsten, den er zuletzt alle Morgen besuchen und dessen Uhren richten mußte; und nie verließ er denselben, ohne einige Flaschen köstlichen Chiers mit ihm unter traulichen Gesprächen geleert und neue Beweise königlichen Wohlwollens erhalten zu haben. Nur Eines war, was dem Schah unendlich wehe that, daß dieser Fremdling nicht seinem, sondern dem christlichen Glauben angehörte; und nicht selten bestand dieser in eben jenen glücklichen Stunden heißen Kampf gegen das ihm immer freier vorgebrachte Ansinnen, Christum zu verlassen und zur Fahne Mahomeds zu schwören. Aber keineswegs stolz auf ein Glück, das er nicht mühsam gesucht, sondern zufällig gefunden hatte, nicht achtend der Versprechungen von Freude und Ehre, unverdorben mitten unter den Erscheinungen und Einflüssen orientalischen Wohllebens, hatte er seinen Glauben als das stille und edelste Heiligthum seines Gemüthes erkannt und bewahrt und mit christlich-großem Heldenmuthe wies er die Anerbietungen des Glücks von sich, wornach tausend Schwächere an seiner Stelle mit beiden Händen gegriffen hätten.

Allein eben dieses Glück, das er seines Glaubens wegen mit Verachtung von sich stieß, wußte sich bald und auf furchtbare Weise an ihm zu rächen. An einem dünnen Faden hängt das Schwert des Verhängnisses, unvermuthet fällt es, und wehe dem, den es trifft!

Eines Abends kehrte Rudolf Stadler von den Gesandten des

Digitized by Google

Herzogs von Holstein, die eben damals in einer Angelegenheit ihres Hofes zu Ispahan sich aufhielten, nach seiner Wohnung zurück, und fand einen jungen vornehmen Perser in den Armen seiner Sclavinn, einer schönen Nestorianerinn. Diese Verletzung des Gastrechtes empörte ihn beim Anblick so, daß er den Unglücklichen durch einen Schuß zu Boden streckte. Schon am folgenden Morgen, als er bei kälterem Blute die unausweichlichen Folgen seines raschen Eifers in all' ihrer Größe vor sich sah, warf er sich zu den Füßen des Königs, frei und offen seine Schuld bekennend, und erhielt von ihm Verzeihung. Allein Mirza Tacke, Vezier und Rudolf's geschworner Feind, stellte dem König vor, wie die Gesetze des Reiches erheischen, daß, wenn ein Muhamedaner tödte, derselbe entweder sterben oder zur Religion des Korans sich bekennen müsse. Diesen Vorwand mit Freuden benutzend, um einen schon längst genährten Herzenswunsch verwirklichen zu können, ließ der König Rudolfen wissen, daß ihm nur eine Wahl bleibe, entweder seinem Leben oder seinem Glauben zu entsagen. Jedoch keinen Augenblick war unser Schweizer unschlüssig, was auf diesem verhängnißvollen Zweiwege für den Mann von Ehre und Rechtschaffenheit zu thun sei und Gott mehr als Menschen fürchtend, entsagte er seinem Leben, um seinem Glauben treu zu bleiben. Da ward er in einen finstern Kerker geworfen und an Händen und Füßen mit Ketten belastet. Vergebens bot der Schah dem jungen Helden 10,000 Tomans, vergebens die schönste Sclavinn seines Harems dar, zum Preise des von ihm geforderten Verrathes. Rudolfs Entschluß wankte nimmermehr.

Da wandte sich des Königs Huld von ihm. Der Unglückliche wurde, nach persischer Sitte, dem Bruder des Gemordeten übergeben, um nach Willkühr verurtheilt und gerichtet zu werden. Er sollte durch das Schwert sterben.

Fruchtlos waren die Bemühungen der holsteinischen Gesandten zur Rettung seines Lebens, und mit ruhiger Gleassenheit blickte er dem nahen Tode in's Angesicht und bereitete sich auf sein letztes Stündlein. Doch das Schicksal hatte noch nicht die ganze Schaale seines Grimmes über ihn ausgeschüttet; noch härtere Prüfung war ihm vorbehalten. Der Henker hatte in seiner Erbitterung den

Digitized by Google

Streich zu stark geführt und sich selbst in die Hüfte verwundet. Diesen Umstand sah das Volk für ein Zeichen des Himmels an, daß man des Fremdlings schonen möchte. Die Exekution ward daher verschoben und Rudolf in seinen Kerker zurückgeführt. Noch einmal rief ihn der Schah vor seinen Thron, um den letzten Versuch zur Erschütterung seines Vorsatzes zu wagen, und mit größern Verheißungen als je, und mit den reizendsten Aussichten auf ein ehr- und freudenvolles Leben, drang er in ihn, endlich zu dem muhamedanischen Glauben hinüber zu treten. Aber auch entschlossener als je, entgegnete Rudolf: „Nie werde ich mein Leben durch schmählichen Verrath und Meineid je entehren oder gar erkaufen. Ich werde zwar meine schöne, theure Heimath nicht mehr sehen, aber getrost werde ich mein Haupt dem Mordschwerte darbieten, in dem Bewußtsein, für meinen Glauben zu sterben und durch mein Blut ein Verbrechen zu versöhnen, zu dem mich die Hitze und Unbesonnenheit meiner Jugend hingerissen. Ich bin ein Schweizer, und habe wohl sterben, aber nicht treulos handeln gelernt.“ Da wurde er zum zweiten Male zum Tode geführt und mit stiller Ergebung empfieng der 26jährige Jüngling den Todesstreich, fern von seinem Vaterlande, das er stets geliebt und dem er auch als Verbrecher Ehre gebracht hatte durch hohen Sinn und heldenmüthige Beharrlichkeit. Doch bald bereute der König sein Urtheil, und er ließ ihm zur Ehre der Kunst und der Menschheit ein kostbares Denkmal errichten, das er an der Spitze seines Hofes und der armenischen Geistlichkeit einweihte (1637).

Digitized by Google

Der geehrte, glückliche Landwirth.

Jakob Gujer, sonst Kleinjogg genannt, von Wermetschweil, Kirchgemeinde Uster des Kantons Zürich, ein Mann, der seine vielen Vorzüge der Natur und dem eigenen Nachdenken zu verdanken hat. Er suchte nicht etwa durch den Umgang mit den Einwohnern der Stadt, durch den Umgang mit Gelehrten oder durch Bücher sich zu einem Halbgelehrten oder über seinen Stand zu erheben, sondern er blieb nach dem Tode seines Vaters mit einem seiner Brüder in einer unzertrennlichen Haushaltung, auf dem Hofe, den der Vater ihm so verschuldet hinterlassen hatte, daß er so viel verzinsen mußte, als die ganze Besitzung werth war. Im Zutrauen auf seine Arbeitsamkeit, hatte er den Muth, die Wirthschaft zu übernehmen, von der Jeder glaubte, sie würde ihn zu Grunde richten. Sein älterer Bruder erkannte bald die vorzüglichen Fähigkeiten Kleinjoggs und überließ ihm die Sorge und den Rang des Hausvaters. Dieser nahm sich desselben nur darum an, um der erste und letzte bei allen durch sein Beispiel alles zu vermögen.

Die Verbesserung seines Landhofes brachte er durch wenig Hände zu Stande. Nur vier erwachsene Personen fanden sich darauf, von denen die Weiber im Hause bei der Erziehung genug zu thun hatten. Seine größte Aufmerksamkeit ging auf den Dünger; von seiner geringen Anzahl Vieh machte er jährlich hundert Fuder Mist, da er anfänglich kaum die Hälfte zusammenbrachte. Viel Vieh zu halten, schien ihm nicht zuträglich zu sein, weil man es auf die Weiden gehen lassen müsse, wo der Dünger verloren

Digitized by Google

geht und die Weiden verschlimmert werden. Um diesem Vieh eine dienliche Streu zu verschaffen, suchte er von seinen Gütern alles zusammen, das Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras, selbst Rasen von den hohen Wiesen; vor Allem fand er in den kleinsten Aestchen und Nadeln der Tannen und Fichten einen großen Vorrath und widmete dem Geschäfte, diese zu schneiden und die Nadeln abzustreifen, die meisten Stunden, die ihm von der Feldarbeit übrig blieben. Die Fäulung der ausgeführten Streu suchte er durch öfteres Begießen zu befördern. Zu diesem Ende hatte er nicht nur sieben große Kasten verfertigen lassen, worin durch Gährung ein zuträglicher Dünger entsteht, sondern er grub auch in seinem Baumgarten einen Brunnen, leitete durch hölzerne Rinnen das Wasser erst zum Gebrauch der Haushaltung, sodann in die Wassersammler, deren einer immer tiefer denn der andere, bei den Gebäuden eingegraben war. An der niedrigsten Stelle der Baugrube war eine Vertiefung angebracht, wohin alles vom Mist abfließende Wasser sich sammelte.

Jede Vermischung einer andern Art von Erde, als des schweren Bodens mit dem leichten, des Lettens mit dem Sande, des rothen Lettens mit dem blauen, hielt er für ein taugliches Düngungsmittel. Ja, er kaufte sogar schlechte Aecker und verbesserte durch dieses Mittel, Erd-, Sand- ja Steinarten nach Befinden zu vermischen, diese Aecker so, daß er in wenig Jahren sie um den vierfachen Preis verkaufen konnte. Zur Wässerung der Wiesen wählte er reines Quellwasser, besonders, wenn es nicht weit von der Quelle auf die Wiese zu fließen hatte und Brunnenkresse, Bachbungen und andere fette Pflanzen an diesem Wasser wuchsen. Damit die Wiesen nicht von untauglichen Pflanzen bedeckt und dadurch das Aufkeimen besserer Grasarten verhindert würde, so ließ er solche Wiesen umpflügen, einige Jahre mit Getreide besäen und sodann wieder zur Wiese zurichten. Auch beobachtete er, daß die öftere Abänderung der Getreidearten sehr viel zu einer reichern Ernte beitrage. Wenn er das Korn zur Aussaat auch nur aus einem zwei Meilen weit entfernten Orte her einkaufte, so fand er schon einen vortheilhaften Unterschied.

Küchengewächse gaben seiner Haushaltung fast den ganzen

Digitized by Google

Sommer genugsame Nahrung und deßwegen legte er zuerst in seiner Gegend geräumige Kohlgärten an. Er war der erste in seinem Dorfe, der die Erdäpfel häufig anpflanzte und auch häufig in der Wirthschaft brauchte; früher hatte man viel Vorurtheil dagegen.

Viel solcher Vorurtheile entdeckte sein Scharfsinn, schwächte aber keineswegs seine Standhaftigkeit. Nichts wünschte er sehnlicher, als daß man die Einwohner seiner Gemeinde überreden könnte, ihre Einwilligung zur Vertheilung der Gemeinweide zu geben. Das Land, welches im damaligen Zustande wenig eintrug, hätte nach der Vertheilung eine größere Anzahl Vieh ernähren und seine Besitzer bereichern können. Er war der Weinschenk in dem Dorfe, und zog, wie es schien, davon beträchtlichen Gewinn. Aber ihn schauderte vor dem Gedanken, daß seine Kinder durch das Beispiel der Gäste möchten verdorben werden. Er gab deßwegen, um den Ausschweifungen zuvor zukommen, keinem Gaste mehr, als zur Erfrischung des Leibes und zur Erholung von harter Arbeit oder einem weiten Wege nöthig war, und dieß hatte er auf einen Schoppen bestimmt. Obwohl nun die meisten Weingäste abgingen und alle seine Hausgenossen sich bitter über seine sonderbaren Grundsätze beklagten, so blieb er doch denselben treu. So hatte er es zum Gesetz gemacht, weder von Gevattern für seine Kinder, noch von Verwandten, noch von irgend Jemand Geschenke anzunehmen, auch keine zu geben. Denn er entdeckte eine Quelle des Verderbens in der Gewohnheit, bei Kindtaufen, Jahreswechsel u. s. f. die Kinder zu beschenken. Die Geschenke, sagte er, gewöhnen die Kinder schon frühe, auf eine andere Weise, als durch Fleiß und Arbeit, Vortheile zu suchen, geben Anlaß zum Müssiggang; und da diese Geschenke meistentheils in unnützen, oft schädlichen Speisen oder Spielzeug bestehen, so hat Niemand wahren Vortheil davon. Mit Standhaftigkeit verbannte er den Unterschied der Tage, in Ansehung des Wohllebens, bei Sonn- und Feiertagen, Beschluß der Ernte, Kirchweihe. Es schien ihm widersinnig, an den Ruhetagen dem Leibe mehr Nahrung zu geben, als an den Werktagen, da die Kräfte durch harte Arbeiten mitgenommen werden und also mehr Nahrung nöthig haben. Seine Kinder ließ er nie aus den Augen, sie mußten ihn so viel mög-

Digitized by Google

lich bei aller Arbeit begleiten. Um sie gegen böse Begierden und Beispiele zu verwahren, ließ er sie zu keinen öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirchmessen gehen, so sehr es auch die Nachbarn tadelten. Er unterwies die Kinder selbst und widmete dieser Beschäftigung die sonntäglichen Ruhestunden. Durch gereizte Ehrbegierde ermunterte er sie zur Arbeit. Die jüngsten Kinder, so lange sie zu der Feldarbeit untüchtig waren, ließ er ihr Mittageſſen auf dem Boden genießen; sobald sie aber anfingen, ihm beim Feldbau Hülfe zu leisten, wurden sie zu den ältern mit an den Tisch gesetzt. Er gab ihnen damit zu verstehen, daß ein Mensch, so lange er nicht arbeite, noch als ein Thier anzusehen sei, welches wohl auf die Ernährung, aber nicht auf die Ehre eines Hausgenossen ein Recht habe.

Als Schulmeister wußte er das nächtliche Herumschwärmen der Dorfschüler und das Besuchen des Weinhauses durch ernste Vorstellungen, gegen den Willen des ganzen Dorfes, abzuschaffen. Seine Schüler waren vielleicht die einzigen im Lande, die aus der Nachtschule stille nach Hause gingen. Er bewies ihnen ferner das Läppische der Fastnachtsbelustigungen, und brachte es dahin, daß der bisher allgemeine unsinnige Lärm wirklich unterblieb.

Zu seinen und der Seinigen Kleider wählte er den dauerhaftesten aber dabei wohlfeilsten Zeug. Denn so sehr er auf Reinlichkeit hielt, so war in seinen Augen die Kleiderpracht zugleich die lächerlichste Sache und das sicherste Verderben der Haushaltung. Wenn er in die Stadt ging, trug er einen grauen Kittel von Zwilch, der mit eisernen Häftchen zugemacht ward; und doch war ihm dieß ein Feierkleid, welches er mit seinem Bruder gemein hatte.

Am Tage der Verheirathung seiner Tochter arbeitete das ganze Haus bis zu Mittag wie an jedem andern Tage; das Brautpaar ging zu Fuß in die Stadt, um sich trauen zu lassen, obschon müßige Pferde im Stall standen; und wenn er gleich seinem Sohne erlaubte, sich neue Kleider machen zu lassen, so blieb er doch in seinem gewöhnlichen Kleide. Sein Witz während des Hochzeitmahles, besonders sein sanfter Spott über die Weichlichkeit und Pracht, belebte und erfreute die ganze Gesellschaft.

Nie hatte man ihn niedergeschlagen gefunden; auch wenn er

Digitized by Google

Krankheiten des Arztes Hülfe brauchte, war er immer ruhig. Seine feurigen Augen lachten beständig aus seinem röthlichen gesunden Gesichte und ließen bei dem ersten Anblick die Schönheit seiner Seele erkennen.

So sehr er der Arbeit ergeben war, verließ er sie doch gern, wenn er einem Freunde dadurch gefällig werden konnte. Sein Umgang war auch bei Fremden frei und beredt; er drückte sich auf eine eigene ungekünstelte Art aus, so daß man sah, daß seine Gedanken nicht entlehnt waren. Nirgends war er vergnügter als in Gesellschaften, wo von der Beförderung des gemeinen Bestens mit Eifer und Nachdruck geredet wurde. Da entdeckte er von allen Pflichten, von den Fehlern aller Stände seine Gedanken frei, doch ohne Grobheit. Alles dieses brachte ihm den Beifall aller Redlichen zuwege. In allen Gesellschaften, auch wo man eine vortheilhafte Erwartung von ihm hatte, ward am Ende doch seine Weisheit noch über die Erwartung bewundernswürdig befunden. Leute, die anfänglich ihn und seine Bewunderer verlacht hatten, erhoben ihn zuletzt mit der größten Hochachtung. Verschiedene der ersten zürcherischen Standeshäupter fanden in seinem Umgange das größte Vergnügen. Dieser Beifall machte ihn nicht stolz. Er verbesserte und berichtigte vielmehr seine Begriffe nach dem, was er Lehrreiches in diesem Umgange fand. Als ihm eröffnet wurde, daß die Schilderung seines Charakters der Welt sollte mitgetheilt werden, so sagte er mit ungezwungenem Lächeln: Thut es immerhin, wenn ihr glaubt, damit einen Nutzen zu schaffen. Ich werde dadurch weder schlimmer noch besser, ob man mich lobe oder tadle.

Der Zustand der Welt, die Sitten der Völker und ähnliche Kenntnisse reizten seine Neugierde nicht. Er dachte blos über das nach, was zu dem Kreise seiner Geschäfte und zur Bestimmung eines Landmanns gehört. Man sammelte aus seinen Reden eine Menge Denksprüche, die wegen ihrer Trefflichkeit Bewunderung erregen. Z. B. Ein fleißiger Landmann hat kein Fehljahr; nur ein Müßiggänger erwartet Alles vom Himmel, und schreibt es dem Unglück zu, wenn er weniger einsammelt als der Nachbar. Harte Arbeit ist keine Mühe, die unglücklich macht und muß nicht den durch Lohn Gedungenen überlassen werden. Das erste in allen

Digitized by Google

Handlungen sei, den nächsten Weg zu gehen. Wenn alle Menschen das Feld baueten, so würde man von keinem Betruge oder Gewaltthätigkeit wissen, sondern Zufriedenheit würde allenthalben herrschen. Seine Religion ist diese: Arbeite getreu in deinem Berufe; thue allemal das, was du in diesem Augenblick empfindest, daß du thun solltest. Erwarte keinen Segen zum Lohn als nur nach einer überlegten und getreuen Arbeit. Handle gegen Jedermann, wie du wünschest, daß man gegen dich handle, so kannst du der Liebe Gottes versichert sein und dem Tode unerschrocken entgegensehen, der dich zur Seligkeit führt. Der Heiland hat den Himmel verdient, dafür hat er gesorgt, vom Menschen fordert er, daß er recht handle, das ist des Menschen Geschäfte. Durch Befolgung dieser Grundsätze ist er dahin gekommen, daß er gewöhnlich sagte: „Ich habe noch Niemanden gesehen, mit dem ich mein Glück vertauschen möchte, und habe noch nie weder Nothwendigkeit noch Begierde empfunden, einem Andern das Seine zu rauben."

Und es kann denn auch dieser Kleinjogg zu einem merkwürdigen Beispiel dienen, wie die Vorsehung die redliche Arbeit segnet. Sein Gut trug ihm immer mehr ein. Die hohe Landesobrigkeit bot ihm aus eigener Bewegung einen weitläufigen Lehnhof an, der zwar seine Verbesserungen erforderte, aber auch durch guten Gewinn seine Arbeit segnete. Mit dem Anwachs seiner Familie erhielt er die Hülfe so vieler arbeitenden Hände, denn seine Kinder und Kindeskinder in einer Haushaltung vereint zu erhalten, stimmten die Gesinnungen der Söhne vollkommen überein. Keine Anerbietungen waren vermögend, sie von einem Vater zu trennen, dessen Erziehung für sie so gesegnet gewesen. Die Töchter der reichsten Landleute, welche seine Söhne geheirathet, nahmen die Sitte seines Hauses an, und so verbreitete sich die Glückseligkeit auf seine Nachkommen und einen beträchtlichen Theil der Landschaft.

Digitized by Google

Beiträge
zur
Justizpflege des 18ten Jahrhunderts.

I.

Prozeß und Hinrichtung des Bernhard Wirz von Zürich, gewesener Pedell am Chorherrenstifte.

Das den Kanton Zürich bis 1798 beherrschende Stadtregiment, nämlich Burgermeister und Rath, vereinte die oberste administrative und richterliche Gewalt in sich und urtheilte daher auch in Maleſizsachen, bei welchen diese Behörde Kläger und Richter sein konnte. Wie nachtheilig, ja gefährlich eine solche Vereinigung der Gewalten war, beweisen die nachfolgenden Prozesse, und namentlich die unglücklichen Opfer, welche dem unbeugsamen Starrsinne, einer unbegreiflichen Verblendung und der Rache fielen. Zu manchen verwerflichen Handlungen, über welche selbst die unbefangene Geschichte mit Schauder den Stab bricht, verleitete sogar die oberste Geistlichkeit, wenn auch aus großer Geistesschwäche, jene Behörde, indem sie dieselbe durch Zusprüche von der Kanzel herab und durch die unbegränzte Ehrfurcht, die man vor ihr hegte, zu beherrschen wußte. Die damalige Geistlichkeit erscheint überhaupt in keinem günstigen Lichte, wenn der Aberglauben selbst bei dem Antistes so tiefe Wurzeln fassen konnte, daß er sich mehrere Jahre bethören ließ, es spucke in seinem Hause. Allerdings spuckte es, und zwar oft, aber der Spuck war nur zu natürlich und selbst eine nahe Anverwandte des Antistes nahm daran Antheil, wie nachher ersichtlich ist. Man hätte dieses wahrscheinlich gerne verschwiegen, allein die Sache machte in damaliger Zeit zu großes

Digitized by Google

Aufsehen und der Zusammenhang derselben gestattete die Verschwiegenheit nicht.

Der nachfolgende Prozeß ist getreu nach einem voluminösen Manuscripte bearbeitet, welches dem Feuertode geweiht war, sein weiteres Bestehen aber wackern Leuten verdankt und wiewohl zufällig durch sie gerettet wurde. Ob noch andere Abschriften in öffentlichen oder Privatbibliotheken aufbewahrt werden, ist uns unbekannt. Nun zur Sache:

Nachdem im Jahre 1701 zeitweise ein Gepolter in der Wohnung des Antistes Klingler, ersten Predigers am Großmünster in Zürich, wahrgenommen worden, verbreitete sich das Gerücht, es spucke in dem Hause. Die Sache klärte sich aber, wiewohl unbegreiflicher Weise, erst nach 4 Jahren durch einen Prozeß auf, der 1705 gegen den damaligen Pedell, Bernhard Wirz von Zürich, und die nachbenannten dabei implizirten Personen geführt wurde und jenem die Todesstrafe zuzog. Der Spuck war abentheuerlich und wurde vertrauter Verhältnisse wegen getrieben, in welchen der Pedell zu den Mägden und selbst zu einer Anverwandten des Antistes lebte, um diese zu verheimlichen. Wer sollte aber glauben, daß einer Spuckgeschichte wegen noch zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Tortur angewandt und eine Todesstrafe verhängt worden wäre, doch es ist dieses leider schauerliche Wirklichkeit. Man kam dem Spuck endlich durch eine im Dienste des Antistes gestandene Magd auf die Spur, welche aus der Schule schwatzte, so daß der durch eitle Furcht gequälte Antistes endlich wenigstens theilweise einsah, daß Menschen mit im Spiele waren, obschon er davon nicht abgehen wollte, es seien „schwarze Künste" getrieben worden. Er führte Klage bei dem Rath und legte diese Montags den 9. März 1705 der Behörde vor; sie lautet wie folgt:

Gnädiger Herr Burgermeister!

Hochgeachtete, wohlweise, gnädige Herren!

Obere und Väter!

Wann ich nicht allein wegen des vermeinten Gespengstes in meinem Hause unbeschreibliche Betrübniß, sondern auch unaussprechlich hohen Spott und Verachtung bei Einheimischen und

Digitized by Google

Fremden habe leiden und ausstehen müssen, so habe ich Gott mit den lieben Meinigen, Tags und Nachts, innbrünstig angerufen, daß er durch unverdiente Gnade und Barmherzigkeit diesen Bösewicht, der mich solchergestalten betrübt, entdecken und ihm die Larve abziehen wolle, und stehe dießmal in guter Hoffnung, der grundgnädige Gott habe mein Gebett erhört, allermaßen ich so viel in Erfahrung gebracht habe, daß der Urheber dieser langwierigen Tragödie an seinen Farben erkennt werden könne. Ich kann deßwegen nicht länger innhalten, damit den Leib und Seel durchschneidenden und herzfressenden Welturtheilen und Nachreden auch einmal vorgebauen werde, Euch, Uns. Gnädigen Herren, zu väterlicher und hochweiser Deliberation nachfolgendes Memoriale, dessen, was bis dahin zur Hand gebracht werden konnte, in aller Demuth zu communiziren, nicht zweifelnd, Ihr, U. Gnäd. HH., werden vermittelst diesem weiters schreiten und das ganze Geheimniß dieser Bosheit durch Euere hohe Fürsichtigkeit offenbaren.

A. Lisabeth Grob von Grönenbach (Königreich Baiern), gewesene Magd, hat auf vielseitigen Verdacht hin bekannt:

1) Sie habe vielerlei Bosheiten und Betrügereien durch Zerbrechen, Verbergen und Verstellen von Küchengeschirr verübt und wider Wissen und Gewissen Alles dem Gespengste zur Last gelegt, und auf Befragen, was sie dazu verleitet habe, hat sie

2) den Pedellen und die andere Magd, Anna Schädler von Aarbon, als Verführer angegeben, vorwendend: man müsse durch solche Stücke die Frau im Hause von solchem Ernste und ihrer strengen Aufsicht zurückhalten und sie sanftmüthig machen.

3) Sagte sie von genannter Anna Schädler in Specie aus:
   a. Sie habe einen Sessel die Stege (Treppe) hinunter geworfen,
   b. Holz aus der Küche auf die Laube (Hausflur) geschmissen,
   c. sie angewiesen, sie solle vorgeben, der böse Geist habe ihr an einem Sonntag Morgens, um's erste Zeichen, einen Besen angeworfen, von welchen und andern ver-

Digitized by Google

dächtigen Stücken mehr Herr Diakon Ulrich zum Frau-
münster auch Bericht ertheilen kann, auf welchen, als
ihren alten Pfarrer, das Schwabenmädchen sich berufen
und in seiner Gegenwart dieses alles ausgesagt hat.

B. Conrad Wyland, mein Lehenmann in der Hardburg, zeigt an, daß die Anna Schädler, als sie gerade nach dem neuen Jahr in das Gut hinunter geschickt worden, angedeutet, sie wolle daheim (bei Hause) sagen, das Gespengst habe droben im Saal des Thurms das Bett aus der Bettlade in den Boden hinaus geworfen; er soll aber davon nichts melden, sondern nach zwei oder drei Tagen in die Stadt kommen und auch etwas Dergleichen vorgeben, darüber er mit seinen Befreundeten zu Rathe gegangen, wie er sich über diese Zumuthung zu verhalten, worauf sie den thörichten Rathschluß gemacht: er solle dem Herrn und der Frau vorgeben, als wenn ein großer Sessel, Nachts um 12 Uhr, mit großem Gepolter alle 5 Stegen hinuntergezogen worden, in der Absicht, die Mägde werden sich hernach dießfalls halber desto blöder geben und das Gespengst endlich entdeckt werden.

C. Hans Müller von Renk, den ich seit dem neuen Jahr in's Haus genommen, meldet: er sei keine halbe Stund im Hause gewesen, so habe er wahrgenommen, wer das Gepolter verursache, welchen über verschiedene Spezialitäten U. Gnd. HH. selbst verhören können. Da ich dabei zu verbeuten nicht umgehen soll, daß seit Abschaffung der verdächtigen interessirten Personen durch Gottes Güte ich von aller Unruh befreit bin. Beliebete es überdieß Unsern Gn. Herren, über ein gewisses Spectakle die Hochwächter des hiesigen Münsterthurms, und über das Verhalten der, wie ich höre, wieder ausgetretenen Magd von Aarbon, Meister Thommann und seine Hausfrau in der Neustadt, allwo sie sich aufgehalten, zu befragen, könnte es der Sache nicht wenig Licht geben.

Dieses ist, was ich Euch, M. Gn. HH., hiermit gehorsamm hinterbringen, dabei den lieben Gott grundelfrigst bitten soll, daß er durch dero bekannte hohe Dexterität das unbeliebige Geschäft zu

Digitized by Google

glücklichem Ausgang leiten, dero hohe Ehrenpersonen, Stand und Land aber in allem beharrenden Flor zu immerwährenden Zeiten erhalten wolle.

Euer Unser Gnäd. Herren,

Unterthänigster und Getreuer

Den 23. Marti 1705. Anthoni Klingler.

Auf diese Klage erkannte nun der Rath, weil sich die Elis. Grob von Grönenbach und die Schädler beidseitig entfernt hatten, dieselben durch zwei expresse Läuferboten in Rheineck und Aarbon aufsuchen und sie Kraft mitgegebener Schreiben und Compaß-Briefe zur Stellung zu begehren; ebenso daß Pedell Wirz wegen den in Gegenwart des Hrn. Diakon Ulrich zum Fraumünster von Elisabethe Grob gethanen Aeußerungeu auf das Rathhaus beschieden und ihm da bis auf weitern Befehl, unter Androhung förmlichen Arrestes, zu bleiben geboten werde; daß die Nachgänger nach Anleitung des Klingler'schen Memorials den benannten Herrn Ulrich über die Aeußerungen der Grob, sowie auch den Lehenmann Wyland in der Hardburg, ferner den Hans Müller von Renk, Pfarre Thalwell, und endlich beide Hochwächter auf dem Münsterthurme darüber einvernehmen möchten, was alle diese Personen von der Sache wissen oder gehört und gesehen haben.

Diakon Ulrich sagte im Wesentlichen aus: Er sei zu Herrn Antistes in sein Haus berufen und die Grob ihm vorgeführt worden, welche erschrocken auf sein Befragen über das, was sie von der Sache wisse, geantwortet habe, sie habe die Zeit her eint und anderes gethan, was sie nachher auf den Kragenwäscher (so nannte sie den vermeinten Poltergeist) geschoben habe, dazu sei sie aber von der Schädler und dem Pedell aufgewiesen (aufgestiftet) worden.

Conrad Wyland sagte aus: Die Anna Schädler von Aarbon habe ihn oft wollen aufweisen, er solle sagen, es stehe im Gute nicht richtig, das Gespengst sei in den Kuhstall gekommen; die Herrschaft werde dann von den öftern lästigen Besuchen und der scharfen Aufsicht im Gute (Hard) abgehalten. Er habe als, wenn der Antistes in der Stadt oder sonst befragt, wie es in dem Gute stehe, jedesmahl geantwortet: „wohl" (es sei alles in gleicher,

Digitized by Google

beſter Ordnung). Die Grob hingegen habe dennoch geſagt, es ſei ein Spiegel verändert und ein Bett aus der Stelle auf den Boden geworfen worden.

Hans Müller von Renk, Gaumer (Hüter) im Pfarrhauſe, bemerkte in dem Verhör, er habe allerlei Spuck, welcher von Seite des Pedellen und der Mägde getrieben worden ſei, wahrgenommen; ſo habe der erſtere Bücher vom Büchergeſtelle herum- und ihm eines angeworfen, die Mägde Küchengeſchirr zerſchlagen, die Bettdecke ihres Bettes ſei einmal am Boden gelegen. Die Mägde haben geſagt, dieſes alles habe der Polterer gethan. Es ſei ihm ſogar von der Schädler ein Apfel auf den Rücken geworfen worden.

Der Hochwächter auf dem Thurm und mehrere Zeugen wollten noch des Nachts, wenn ſonſt Alles zu Bette geweſen ſei, Licht im Hauſe und Leute herumlaufen geſehen haben.

Der auf dieſe Ausſagen hin wirklich gefangen geſetzte Pedell Wirz läugnete aber das Geſagte, ſo auch, daß er Wein, Fiſche und Frucht ſich zugeeignet habe, worauf geklagt war. Wyland und ſeine Frau wurden wiederholt verhört, konnten aber nichts anderes ſagen, als das ſchon im erſten Verhör Geſagte beſtätigen. Bei einer Confrontation zwiſchen vorbenannten Perſonen kam kein Geſtändniß von Seite des Pedellen heraus. Ein Knecht des Lehenmannes Wyland ſagte noch im Verhör: Als er eines Morgens Milch in's Pfarrhaus getragen, habe ihn die Grob in der Küche erſucht, dem Lehenmann zu ſagen, wenn er wieder in's Pfarrhaus komme, ſolle er dem Herrn und der Frau vorgeben: Man könne im Gute wegen des Geſpengſtes nicht mehr in den Stall kommen; er habe dem Wyland dieſes auch geſagt, worauf dieſer erwiedert habe, er thue es nicht.

In einem von dem Pedell ſelbſt verlangten Verhöre geſtand derſelbe, daß die Schwäbin allerdings einmal aus Furcht wegen dem vermeinten Geſpengſt zwei Blättli habe fallen laſſen und andere kaufen wollen, als ſie aber keine gleichen bekommen, gejammert habe. Auch gab er zu, dem Müller, als er mit einem Degen das Geſpengſt unter dem Bette habe hervortreiben wollen, zum Spaß ein Buch auf den Rücken geworfen zu haben.

Digitized by Google

Die beiden zur Gefangennehmung ausgeschickten Spettläufer kamen nun aber ohne die reklamirten 2 Mägde von Aarbon und Rheineck zurück, da Anna Schädler auf flüchtigem Fuß war und nicht betreten werden konnte und die Elisabetha Grob dem Läufer auf dem Transporte entwischte. Mittlerweile wurde ein zweiter Läufer nach Constanz geschickt, um die Schädler (von der es hieß, daß sie dort sein soll) einzuholen. Der Rath schrieb auch an Pfarrer Rüscheler in Grönenbach, daß er, wenn die Grob nach Grönenbach kommen sollte, sie befragen möchte, was sie von der Sache wisse und anderes mehr, das uns die Schicklichkeit verbietet, anzuführen. Der Rath erkannte auch am 30. März, daß Wyland und seine Frau im Hard, sowie die Wächter, welche wegen Verschweigung dessen, was sie von der Gespengstergeschichte wußten, ihre schuldige Pflicht gegen ihren Herrn hintenangesetzt haben, gefänglich eingezogen werden sollen. Der Pedell soll je nach ärztlichem Befinden in den Wellenberg oder Oetenbach gebracht werden. Im Fernern wurden wieder verschiedene Verhöre und Confrontationen angeordnet.

In diesen Verhören bestätigte u. A. Wyland das schon Gesagte, fügte aber noch hinzu, daß vor 3 Jahren in Hard etwas Ungrades gewesen sein müsse. Einmal sei des Kriesis Roß in's Gut gekommen, welches er und seine Frau hinaus gejagt. Ein ander Mal habe er wieder auf dem Pflaster Geräusch gehört; es sei gewesen, wie wenn 2 oder 3 Pferde herumspringen; er sei aus dem Bette aufgestanden und habe nachgesehen, aber auf dem ganzen Gute nichts wahrgenommen. Ein anderes Mal sei es bei Nacht in den Thüren gegangen. Als er die Stubenthüre geöffnet, sei ihm ein Schemel, der gewöhnlich beim Stubenschrank gestanden, zur Thüre hinaus beim Kopf hindurch und an die Saalthüre geworfen worden. Er habe gleichwohl nichts gesehen, wisse auch, daß zu jener Zeit Jemand an den Thüren gewesen sei. Ein drittes Mal seien 2 Hafen zerbrochen worden, was er dem Herrn Antistes angezeigt. Seit 3 Jahren habe er nicht das Mindeste mehr gehört. Die Grob und selbst die Jungfer Klingler *) haben

*) Eine Anverwandte des Antistes, welche sich, wie sich aus den Akten ergiebt, im Pfarrhause aufhielt.

Digitized by Google

wohl gesagt, es sei oft nicht richtig im Thurm, er habe dieses aber verneint, aber der Herr Antistes habe diesen eher geglaubt als ihm, obschon er und seine Frau sich oft überzeugt haben, daß alles in Ordnung sei. Was er von dem Pedell wisse, sei nichts anderes als daß er oft, wenn er in das Gut gekommen sei, den Kellerschlüssel bei sich gehabt. Wegen ausgeronnenen Weines sei es klar, daß nichts Unrechtes vorgegangen, denn als man in den Keller gekommen, habe man gesehen, daß an einem Faß zwei Hauptreife zersprungen gewesen seien, so daß ungefähr 3 Zuber voll Wein im Boden geronnen seien. Anna Nötzli von Hottingen, bei welcher die Grob, als sie des Dienstes im Pfarrhause entlassen, war, wurde gefragt, ob sie nichts von der Schwangerschaft dieser Person wisse; sie konnte nichts sicheres angeben.

Die Frau des Wyland konnte nur das früher Gesagte bestätigen. Aus einem weitern Verhör mit Pedell Wirz gieng nichts Neues hervor, als daß er endlich zugab, die Grob habe einmal einen Stein durch die Treppe hinunter geworfen. Der Rath erkannte hierauf, der Pedell solle weiter über alle Punkte des schriftlichen Diarium einvernommen werden, und falls er die Wahrheit hinterhalten und läugnen sollte, so soll er durch den Stadtknecht bei hellem Tage in den Wellenberg (ehemaliger Wasserthurm) gebracht werden; falls er aber die Wahrheit bekenne, soll er ferner in dem Oetenbach bleiben, ihm jedoch zu mehrerer Sicherheit eiserne Bande angelegt werden.

Es wurde wirklich ein Diarium (Tagbuch) über die Spukgeschichte formirt und der Pedell von Punkt zu Punkt darüber angefragt. Wir entheben hier das Wesentlichste der Klagepunkte:

Seit ungefähr dem 18. oder 19. Heumonat 1701 hat sich etwas Teufelsgespenst in dem Pfarrhause aufgehalten, und auf vielerlei Weise gezeigt; bald schlich es die Saalstiege hinunter wie ein alter Mann, bald aber kam es mit Rasseln in starkem Lauf; man sah dasselbe auch etliche Mal wie ein Schatten in der Stube herumfahren; sonderbar aber wurde es gesehen den 14. August, Nachts um 12 Uhr, in Mönchsgestalt, weiß gekleidet, von hinten und vornen schwarze Streifen in der Kutte; es stuhnd vor dem Audienzzimmer. Ein andermal kam es wie ein Schatten aus dem

Digitized by Google

Wiesli hervor. Man schloß die Thüre auf der Laube vor ihm zu; dasselbe kam aber alsbald bei verschlossenen Thüren in die Stube und warf mit großem Ungestüm und Poltern die Stühle, Sessel und Bücher auf dem Schrank in der Stube herum.

Diese Erscheinungen wurden von dem Pedellen als reine Erdichtung bestritten. Die weitern Beschwerdepunkte des Diariums gehen dahin: daß zu verschiedenen Zeiten Stühle, Kerzenstöcke, Bücher, Scheiter (gespaltenes Holz), Kupfergeschirr, Pistolen und Feuerkübel theils im Zimmer und auf der Laube herum, theils durch die Treppe hinunter- und einzelnen Personen angeworfen worden seien. Ebenfalls sei zu verschiedener Zeit in der Küche Kupfer- und anderes Küchengeschirr auf den Boden geworfen worden. Der Pedell beschuldigte dießfalls theils die Schädler und die Mägde insgesammt. Einiges gestand er ein; so, daß er in ihrer Mitwirkung namentlich den 9. Sept. 1701 einen Degen sammt 2 Pistolen aus der Eckkammer genommen, den Degen ausgezogen und denselben kreuzweis mit der Scheide, auf die Thürschwelle in dem Gängli gegen die Studierstube über einander gelegt und in der Bücherkammer gebundene und ungebundene Bücher auf den Boden zerstreut habe. Die Beschuldigung, den Jungfrauen Regula und Catharina die Röcke zum Fenster hinaus in das Höfli geworfen zu haben, wies er der Magd zu. Ferner wurde dem Pedell vorgeworfen: Den 28. Sept. sei in der Nebenkammer der Frau, der Dorothe und der Magd im Schlaf die Decke weggezogen, Schuhe, Bücher und Sessel verlegt und unter einander geworfen, auch das ganze Bett, in welchem die Frau gelegen, in die Höhe gehoben und ein Schrank umgeworfen, auch Leintücher zerstreut worden. Der Pedell, hierüber angefragt, antwortete: Er sei damals im Bette, der Herr Antistes und die Tischgänger noch auf gewesen; wenn so was geschehen, so müsse es die Magd gethan haben, die neben der Frau im Bette gelegen sei. Auf die Beschuldigung, daß am 29. Sept. ein großer 40pfündiger Stein die Saalstiege hinunter geworfen, die Sessel im Saal zerstreut und der Jungfer Regula Klingler Rock und Ueberärmel in den Ecken des Saals unter die Fenster gelegt und die Decke aus ihrer Kammer, das Tischtuch und ein Bankkissen zum Fenster hinaus in das Höfli

Digitized by Google

geworfen worden sei, antwortete der Befragte: Es habe Eines vom Andern gewußt, nur könne er sich nicht erinnern, wer geworfen habe. Solche und ähnliche Beschuldigungen enthält das Diarium von 26 Seiten in Menge, wir wollen aber mit den weitschichtigen, meist wenig sagenden Anschuldigungspunkten den Leser nicht ermüden, sondern nur noch die wesentlichsten, die er eingestand, hervorheben: Den 30. Oktbr. Nachts, sei ein Sessel zerbrochen und der Magd ein Apfel an den Kopf geworfen worden, ebenso sei der Jgfr. Regula die Schlafhaube ab dem Kopf gerissen und zu einem Fenster hinaus-, zum andern aber wieder hineingeworfen worden, auch sei dieser Jungfer, als sie die Stiege hinuntergegangen, ein Feuerkübel an den Rücken geworfen worden, wodurch sie zwar nicht verletzt worden sei. Angefragt, ob er es gethan habe, antwortete der Pedell: was die Saaltreppe hinuntergeworfen worden sei, habe er gethan, das andere beruhe auf Erdichtung. Die Beschuldigung, den großen Stein zum 2ten Mal aus dem Höfli geholt und die Treppe hinuntergeworfen zu haben, ließ er ebenfalls an sich kommen. Eine Menge anderer Anschuldigungen, die sich auf Zerstreuen von Büchern, Werfen von verschiedenen Haus- und Küchengeräthschaften, Obst, Scheitern u. s. w. beziehen, wies er theils von sich, theils beschuldigte er deßwegen die Mägde. Ueber den Ursprung des Spuck-Spektakels sowie wegen der dießfälligen Mitschuld Anderer angefragt, ließ er sich wie folgt vernehmen: Als der Herr Antistes und seine Frau nach Baden gereist, sei Niemand als Weibspersonen bei Hause gewesen, da habe die Schädler von Aarbon zu ihm (Pedell) gesagt: es sei bei der Frau bald nicht mehr auszuhalten, es könne ihr Niemand recht thun, man müsse etwas anfangen, damit dieselbe auch zu verbrauchen sei, sofort habe die Aarbonerin den ersten Anlaß gegeben. Zuvor habe sie ihm erzählt: sie wisse, daß die Frau Antistes von ihres sel. Sohnes Mitteln 100 fl. hinterhalten. Nachdem er sie gefragt, ob jemals etwas Gespenstartiges im Antistitio gewesen, habe sie entgegnet: sie wisse von nichts, das im vordern Hause jemals begegnet sei, wohl aber soll es im Hinterhause von Altem her spucken. Merkwürdigerweise bemerkten die verhörenden Rathsglieder: sie können nicht glauben, daß so viele Sachen ohne

Digitized by Google

Beihülfe von Lachsnerei (Zauberei) habe verrichtet werden können und fragten dann, was er von dergleichen wisse, namentlich von einem Reiter, welcher mit einem rothen Mantel vor dem Hause des Herrn Antistes gesehen worden sei, ferner von Zeichen und Wappen an den Wänden, mit Röthel und Kreide hingezeichnet. Er betheuerte, nichts gesehen, auch Niemanden nichts von so etwas gesagt oder etwas an eine Wand geschrieben zu haben. Von der ihm abermals vorgehaltenen Entwendung von Wein betheuerte er neuerdings, nichts zu wissen. Eine Rathserkanntniß bedrohte auf dieses Verhör hin sowohl den Pedell Wirz als auch den Lehenmann Wyland neuerdings mit der Gefangenschaft im Wellenberg, falls sie nicht die Wahrheit sagen, d. h. mehr bekennen sollten als bisher. Der auch gefangen gehaltene Wächter im neuen Thurm und Hans Müller von Renk wurden gegen Kaution der Gefangenschaft entlassen, dem Verwalter am Oetenbach aber sorgsame Haft mit Bezug auf den Pedell und Anschließung an Bande, auch die Aufstellung von 2 eigenen Wächtern empfohlen. Bei einem zweiten Verhör bestätigte Wyland in allen Punkten, trotz der Androhung des Wellenbergs, seine frühern Aussagen und wurde endlich auf das Anloben, sich auf den ersten Ruf wieder zu stellen, aus der Gefangenschaft entlassen. Ein neues Verhör mit dem Pedell brachte auch kein weiteres Resultat heraus. Um die Schädler mit Pedell Wirz confrontiren zu können, beschloß der Rath am 16. April 1705: es solle dieselbe durch den Obervogt Schneider zu Aarbon neuerdings unter Angabe der Gründe, warum es geschehe, requirirt und Pedell Wirz in den Wellenberg gebracht werden. Ein wirklich expreß nach Aarbon abgeschickter Läufer brachte den Bericht, daß die Schädler dort nicht zu betreten und man nicht wisse, wo sie sei. Inzwischen hatte sich die Elisabetha Grob von Grönenbach freiwillig gestellt und der Rath beschloß ihre Verhaftung im Oetenbach und Einvernahme. Auf die an sie gerichteten Fragen bekannte sie, daß der Pedell und das Hausgesinde im Pfarrhause großen Muthwillen verübt habe; sie sei hergekommen, wahre Buße zu thun und ihre Reue durch ein unumwundenes Bekenntniß an den Tag zu legen. Sie eröffnete aber im Wesentlichen blos, daß sie, als sie im Pfarrhaus in den Dienst getreten, über

Digitized by Google

Gepolter klagen gehört und sich gefürchtet habe. Als sie vor einiger Zeit eine Platte zerbrochen und darüber gejammert, habe die Schädler gesagt: „wenn du willst, daß die Frau nicht zornig werde, so sage, das Gespengst habe es gethan", was sie auch gesagt habe *). Ferner gestand sie ein, die Frau Wyland aufgewiesen zu haben, sie soll vorgeben, man verspüre in dem Gute das Gespengst, was die Lehenfrau nicht habe thun wollen. Der Frau Pfarrer habe sie (die Grob) fürgegeben, es sei im Gute alles verstellt, dazu sei sie aber von der Tochter aufgewiesen worden. Bei den in dem Diarium erzählten Poltergeschichten durch Herumwerfen von Hausgeräthschaften rc. wollte sie nicht betheiligt sein und schob die Schuld meistens auf die Schädler. Aus diesem Verhör konnte wenig, ja nichts gefolgert werden. Schließlich bekannte die Grob einzig, unerlaubten Umgang mit dem jungen Knecht Kesselring gepflogen zu haben. Auf dieses nichtssagende Verhör wurde der Pedell wieder ad coram genommen, allein es kam auch bei diesem Verhör nichts Wesentliches heraus, als daß der Pedell nicht nur mit den Mägden, sondern selbst mit Jungfrau Regula Klingler in gutem Vernehmen lebte und daß diese ihn, als der Herr Pfarrer einmal nach Schinznach verreist war, einluden, des Nachts bei ihnen im Hause zu bleiben und daß nach dem Nachtessen Gespensterfurcht die Frau Pfarrerin auf ihr Zimmer bannte.

Durch eine Rathserkanntniß wurde nun den Nachgängern aufgetragen, den Diakon Wirz zum Silberschild und den Verwalter am Oetenbach zu verhören: was der Pedell, als er noch im Oetenbach gewesen sei, bei ihrem Besuche zu ihnen geredt habe und dann darüber den Pedell wieder zu verhören, welcher hauptsächlich verleitet werden soll, daß er wegen des heruntergeworfenen Steins und wer es gethan, bekenne. Man soll ihm, wenn er nicht bekenne, mit der Tortur drohen und ihn binden, auch mit der Grob confrontiren u. s. w.

Aus der Einvernahme des Diakon Wirz und des Verwalters am

*) Diese Ausrede wurde acceptirt. Eine geistreiche Frau, die im 16. Jahrhundert noch an Gespenster glaubte.

Digitized by Google

Oetenbach, welche versichern, alles gethan zu haben, um ihn zum Bekenntniß der Wahrheit zu bringen, geht nichts Wesentliches hervor, als daß der Pedell über Krankheit an Leib und Gemüth jammerte und sie bat, den Antistes in seinem Namen um Verzeihung zu bitten und ihn zur Fürsprache für ihn zu bewegen. Die Besuchenden haben geantwortet, daß dieses schon geschehen werde, wenn er alles, was er wisse, bekenne, worauf er gesagt; die Schädler streue aus, die Frau Antistes habe ihrem Sohn etliche 100 fl. hinterhalten und die Tochter sei ob der Mägden Sparhafen ertappt worden. Bei einem zweiten Besuche haben sie dem Pedell gesagt, daß der Herr Antistes nicht ungeneigt sei, ihm zum Besten zu reden, wenn er in Allem die Wahrheit bekenne, worauf er lateinisch bemerkt habe, es sei zwar auch Jungfer Regula Klingler in dieser Sache interessirt, indem sie auch davon gewußt habe; gleichwohl wolle er es für sich behalten und auf sich und die Magd werfen, worauf der Diakon gesagt, man müsse die Wahrheit beschützen und auch aussprechen (veritas tuenda et dicenda). Diakon Wirz sagte, er habe dieses dem Waisenvater erzählt und ihn gebeten, wenn man nicht oberkeitlich in dieser Sache frage, er diesen Umstand (wegen Jungfer Klingler) verschweigen möchte, denn er zweifle nicht, die Sache würde sonst ruchbar. Er war also nur für sich neugierig, wollte aber Fehler an Befreundeten verdecken, was namentlich einem Geistlichen sehr übel ansteht. Hernach ward über diesen Punkt auch der Waisenvater zuerst und dann der Pedell verhört, deren Aussagen mit Obigem übereinstimmten. In diesem Verhör gab der Pedell auch zu, mit der Schädler bei dem Herunterwerfen des Steins mitgewirkt zu haben.

Antistes Klingler verfaßte nun eine neue Klage, aus welcher hervorgeht, daß ihm die Verhöre mit den Implizirten zur Einsicht mitgetheilt wurden (fiat iustitia, pereat mundus!). In dieser Klage wurden hauptsächlich folgende Punkte in Frage gestellt: 1) Aus was für Ursachen der Pedell vor 4 Jahren, als die Herrschaft im Schinznacherbad gewesen sei, im Pfarrhause übernachtet habe. 2) Wer, als die Frau allein wieder nach Hause gekommen sei, um Mitternacht in der Stube geläutet und die darauf folgende

Digitized by Google

Nacht in derselben mit Holzschuhen umhergegangen, die Thüren auf- und zugethan habe u. s. w. 3) Durch was für schwarze Künste an einem Samstag Abend bei verschlossener Thür, als kein Mensch außer Herrn Antistes und der Frau in der Stube gewesen, und das übrige Volk alles im Abendgebet gewesen sei, ein Tischbecher sammt einem Haspel und einem Zwirnfaden mit großem Geräusche durch die Stube gerollt worden. 4) Wer eine Platte an einem Abende vom Gestell auf den Boden geworfen. 5) Durch was für eine Kunst der Pedell an einer Nacht erzwekt habe, daß ein Kragen längs der Stube und an der Diele herumgefahren (als der Herr Antistes in äußerster Traurigkeit gerade seine Augen dahin geheftet), und endlich bei dem Pedell, der hinter dem Tisch gesessen, hinabgefallen sei. 6) Wer an einer Nacht gegen 12 Uhr, der Frau und Tochter in einem Augenblicke die Decke weggerissen und viele Zauberfachen vor allen Augen verübt, so daß ohne menschliche Hand (?!) ein Schlafrock ganz langsam ab dem Bett und unter dasselbe gezogen, 3 Rechenbücher in die Kammer herausgeschmissen und dem Kind sein Bett unter dem Leib hervorgezogen worden sei ꝛc. 7) Wer gemacht habe, daß eine Schachtel und ein Garnhaspel an der Diehle der Laube auf und ab durch die Luft geflogen und durch welche Kunst einer Weibsperson die Haube ab dem Kopf genommen, zu einem Fenster hinaus und zu einem andern wieder hinein praktizirt worden sei. 8) Durch welche Kunst der Frau Antistes das Buch, aus welchem sie das Lied „Auf meinen lieben Gott“ ꝛc. gesungen, vor ihren Augen ab dem Tisch genommen und hinter den Ofen geschmissen worden sei, während der Pedell weit von ihr entfernt auf der Ofenbank gesessen sei, die Uebrigen aber sich in den Bettern aufgehalten haben. 9) Wer den Lehenmann am Hard beredt, daß er vorgebe: es sei vor 4 Jahren eint und anderes im Thurm passirt?

Die Verhörenden befragten den Pedell über alle obigen Punkte; er beantwortete die Fragen wie folgt: 1) Die Jungfer Klingler und die Aarbonerin haben ihn geheißen bleiben und in ihre Kammer gelegt. Als er berauscht auf dem Bette gelegen, habe die Jungfer Klingler ihn entblößt, und damit sie ihre Fleischeswollust mit ihm habe treiben können, dem Herrn und der Frau vorgege-

Digitized by Google

ben, man habe in ihrer Abwesenheit bloß und jenes leiden müssen. Er sei der Autor gewesen und die andern zwei haben's affirmirt. 2) Er sei in Pantoffeln durch die Stube gegangen, habe geschlimpt und die Thüre zugeworfen, was dem Thun des sel. Hrn. Hartmann gleich gewesen. 3) Er kenne keine schwarze Kunst und sei damals in der Kirche, die Aarbonerin (Schädler) aber zu Hause gewesen. 4) Die Platte sei schlecht aufgehängt gewesen und könne leicht heruntergefallen sein. 5) Der Herr Antistes müsse nicht richtig gesehen haben, denn die Aarbonerin habe den Kragen geworfen. 6) Bei jenem Handel sei er nicht gewesen, sondern habe geschlafen. Die Aarbonerin habe dem Herrn Antistes, ehe er schlafen gegangen, seine Pantoffeln auf's Bett gelegt. 7) Die Aarbonerin habe Schachtel und Haspel geworfen und der Weibsperson die Haube ab dem Kopf genommen. 8) Als ihn die Frau Antistes geheißen, mit sich kommen, habe er das Buch genommen, beschlossen und hinter den Ofen geworfen. 9) Von dem, was ihm da vorgehalten sei, wisse er nichts und habe es auch nicht gethan. Aus diesem auf neus Beschwerde des Antistes Klingler gegründetem Verhöre gieng wieder nichts Wesentliches hervor, als der schon bekannte Umstand, daß Jungfer Klingler mit im Spiele war und in Verhältnissen zu dem Pedell stand, die der Verlauf des Prozesses noch näher enthüllen wird.

Der Rath beschloß unterm 20. April, das obige Verhör dem Antistes Klingler mitzutheilen und ihn anzufragen, was er dieser Sache halben für weiteres Licht geben könne, namentlich über die Punkte, wegen welchen er glaube, daß laut seinem Memorial Sachen, wie z. B. mit dem Haspel, Sessel und Kragen, ohne mitunterloffenes Zauberwerk nicht haben geschehen können, was für Personen dabei gewesen und wer wegen dem Gespenst gebeten habe und ob dem Herrn Antistes anders, als Frucht und Wein entwendet worden, ob endlich jemals aus seinem Hause mit seinem Vorwissen an einem Sonntag Nachts durch den Bärenkäfer und des Stolzen Lehrknaben dem Pedell ein Fäßchen (Lagel) Wein zugetragen worden sei. Ueber den von Herrn Antistes abzulegenden Bericht solle dann der Pedell in's Verhör gezogen, auch derselbe im Weitern über die im Memorial enthaltenen Punkte gnau-

Digitized by Google

dings einvernommen und namentlich wegen Frucht, so er entwendet haben soll u. s. w. befragt und derselbe, neben der Folter stehend, aufgefordert werden, dießfalls die Wahrheit zu sagen.

Dabei ward auch erkannt, daß Jungfer Klingler auf den folgenden Tag zitirt und der Lehenmann Wyland im neuen Thurm wieder in Verhaft gesetzt werde. Auch wurde die Einvernahme mehrerer anderer Personen beschlossen.

Das hierauf eingereichte Memorial Klinglers, das mehrere Folioseiten füllt, enthielt meistens Wiederholungen des früher Eingereichten, und beschuldigt theils den Pedell, theils die Mägde, bei den verschiedenen Spuckgeschichten mitgewirkt zu haben; dabei stellt sich aber von Neuem in hohem Grade Aberglauben und daherige Gespensterfurcht heraus, die den Antistes und seine Frau auch mehrere Jahre hindurch bethörten und zur Folge hatten, daß hinter dem Rücken der Herrschaft von den Diensten ein wollüstiges Leben geführt wurde. Wie sehr die Gespensterfurcht das Ehepaar schreckte und an ihr Zimmer bannte, ergiebt sich aus mehrern Punkten des neuen Memorials; so z. B. sagt Klingler: Als man an einem Abende bei Tische gesessen, und der Pedell und die Aarbonerin mit allerlei Geberden sich gegen die Thüre gekehrt und der Frau Schrecken eingejagt haben, habe man ein Geräusch gehört und es sei gewesen, wie wenn der Herr Rittmeister sel. mit Pantoffeln in der obern Kammer und auf der Hausflur herumgehen würde, was der Frau großen Schrecken eingeflößt habe. Auch erzählte der Antistes die Spuckgeschichte mit dem Kragen, welchen er gesehen haben wollte in der Stube herumfliegen, neuerdings, und sagte dabei, er habe seine Augen gegen den Himmel gerichtet und den Kragen herumfliegend erblickt. Es wäre unmöglich, daß 10 Personen so etwas thun könnten. Es sei ein Balken an der Decke der Stube und wenn der Kragen geworfen worden wäre, so hätte er an demselben anstoßen müssen u. s. w.

Dem armen Pächter Wyland im Hard sollte durch eine neue Denunziation noch mehr Ungemach zugezogen werden, dadurch, daß Klingler erklärte (wovon er früher nichts sagte): der Lehenmann sei zu ihm gekommen und habe gesagt, daß er die Thüre in der Hardburg offen gefunden und gesehen habe, Reitende daher

Digitized by Google

kommen, ferner, daß ihm Kleider weggenommen und auf dem Abtritt gefunden worden seien u. s. w. Einen hauptsächlichen Punkt der neuen Klage bildete die Behauptung des Klingler, daß ihm von Zeit zu Zeit Kernen (Frucht) weggekommen sei. Er schien diese aber mehr auf Vermuthung zu gründen, indem er sagt: „er habe seine Frau öfters getadelt, warum die Frucht so zerstreut sei und nicht ordentlich zugewischt werde, worauf sie geantwortet, sie habe nichts damit zu thun gehabt. Eine Magd habe angezeigt, der Fruchtspeicher sei schon einige Stunden offen und nach Verlauf von 14 Tagen habe der Pedell angezeigt, daß er einem Fruchtdieb nachgejagt sei.“ Hinsichtlich der Entwendung von Wein konnte er gar nichts Bestimmtes angeben und sagte dabei, er habe dem Gesinde getraut und alle Speise- und Trankspeicher offen gelassen. Wein habe er dem Pedell auf die Badenfahrt geschenkt, ihm aber niemals einen Rappen für Wein bezahlt. Noch wurde die Grönenbacherin angeklagt, die Jungfer Klingler aufgestiftet zu haben, zu sagen: es habe in der Hardburg im Keller an den Fässern geklopft, ein Sessel sei mitten in der Stube gestanden und ein Schrank sei offen gewesen, was die Klingler der Frau wirklich erzählt habe. Endlich wird auch des damaligen Pfarrers Vogler zu Richterschweil gedacht, der gekommen sei, dem Antistes an seinem Namenstage zu gratuliren und den der Pedell habe bereden können, dem Antistes Verse auf diese Feier zu machen und diese nach den Umständen zu richten, damit der Herr des bösen Gastes entledigt werde, worauf der Pfarrer die Verse geschrieben und Wirz dieselben gelesen und seinen Beifall bezeugt habe. Die Tochter habe die Verse abgeschrieben. Noch erzählt der Antistes, er habe zu dem Wirz einmal gesagt, er glaube, man wolle ihn vexiren, was Wirz verneint und bemerkt habe: Es komme eine Gestalt die Treppe herab, schlage mit einem Degen an die Thüren und gehe auf der obern Hausflur umher; er habe auch eine Person schwarz gekleidet bei dem Brunnen gesehen, in der Postur wie Rittmeister Hartmann sel. Nachdem der Wirz die Probepredigt habe thun sollen und er, Antistes, ihn gefragt, ob er ihm helfen soll, sei, während er ihm ein Quartblatt diktirt habe, aus dem Bestreck an der Wand ein Messer herfür und ihm

Digitized by Google

um die Nase, dann an die Wand geflogen, die Scheide und Sichel haben dann an dem Tisch angeschlagen und sei zu Boden gefallen. So werden der Albernheiten noch mehr erzählt und der Pedell als Urheber derselben beschuldigt, mit denen wir unsere Leser nicht langweilen wollen. — Bei einem neuen Verhör mit der Grob blieb diese bei ihren frühern Aussagen und bestritt weitere Mitwissenschaft; einzig gab sie vertrauliche Verhältnisse zwischen dem Pedell und der Schädler an. Der Pächter Wyland konnte und wußte nichts Neues zu sagen. Bei dem Verhör über das neue Memorial Klinglers wurde kein weiteres Bekenntniß von dem Pedell erzweckt, dagegen wie zuvor die vermeintlichen Schwarzkünste durch ganz natürliche Handlungen, z. B. dem Werfen der verschiedenen, geflogen sein sollenden Gegenstände aufgeklärt und die Schuld theilweise auf die Mägde geschoben. Bei dem Ursprung der Spuckgeschichte, sagte der Pedell, habe die Klingler und die Aarbonerin mit ihm gleichen Antheil genommen. Nach Verlauf von sieben Monaten haben sie sich beredt, aufzuhören, die Klingler habe sie aber verführt, fortzufahren. Unzucht getrieben zu haben, läugnete er hartnäckig. Wein habe er der Aarbonerin des Tags, bevor er nach Baden gefahren, und namentlich für eine Taufe (Bütte) voll 5 Pfund bezahlt, und eine Taufe voll habe ihm der Herr Antistes geschenkt. Frucht habe er keine entwendet.

Auf einen eingelegten Zeddel hin (betitelt Zedelli vom Ehegericht) des Inhalts: „Elisabeth Grob von Grüenbach berichtet: Vernet Wirz habe in ihrem und des Kesselringen Bekein in der Küche sie und die Aarbonerin oft entblößt und unzüchtig betastet, auch halbe Nächte, bis des Morgens um 2 Uhr, bei der Aarbonerin in seinem Stübli allein sich aufgehalten. Fast ein Gleiches berichtet auch der Kesselring: Kürzlich, als ihm obverdeutetes von dem Chorhaus (Ehegericht) vorhandenes Zedelli, welches ihn der Unzucht bezüchtigt und von einer gewissen hohen Person herkommt, auch vorgelesen worden, sagt er, er läugne es nicht" — wurde der Pedell Wirz an die Folter geschlagen und beharrte bei seiner frühern Aussage, er habe keine Unzucht, wohl aber die Leichtfertigkeiten nach Inhalt des Zeddels begangen. Der Kragen sei geworfen worden und Kernen habe er keine genommen; dieses

Digitized by Google

bezeugte er bei Gott. Ein Verhör mit Erhard Kesselring und ein solches mit Heinrich Weiß gaben keine weitern Aufschlüsse, als daß ersterer zugab, einen Rost auf die Hausflur geworfen zu haben, wozu er aber von der Grönenbacherin verführt worden sei.

Es erfolgte nun unterm 22. April eine Citation „an die Burgerin Jungfer Regula Klingler“, sich auf dem Rathhause in Zürich zu stellen, die sie aber nicht abwarten zu wollen schien, denn sie hatte sich (wohl auf gutmeinende Winke hin) aus der Stadt entfernt. Durch Rathserkanntniß vom gleichen Tage wurde dem zu dem Pedell Wirz verordneten Geistlichen aufgetragen, auf ihn durch geistlichen Zuspruch so einzuwirken, daß er völlig bekenne und die Sache klar an den Tag lege. Zugleich sollen ihm die Geistlichen zu einem seligen Hinschied, dem die Bekenntniß vorhergehen müsse, „zurüsten“, und dann den Erfolg berichten. Regula Klingler mußte Vermögen besessen haben, denn der Rath erkannte gleichzeitig die Einvernahme eines Lieut. Peter, Cornet Klingler*) und Diakon Wirz, welche auch gefragt werden sollen, in wessen Händen sich das Vermögen der Klingler befinde. Der dritte Artikel bemelder Erkanntniß zeigt, daß selbst der Rath dem Zweifel nicht überhoben war, daß „Zauberei“ getrieben worden sei; er lautet: „Künftigen Freitag Nachmittag solle das Examen gegen Bernet Wirz continuirt und er um die annoch mit dem Bericht des Herrn Antistes nicht übereinstimmenden Punkte, insonderheit um was für Ursachen willen er Wein und Anderes entwendet? Ob nicht unter Herrn Rittmeister Hartmann sel. Deckmantel das Gespengst agirt habe? Ob keine Zauberei damit unterloffen? u. s. w.“ Auch solle Wirz über den Zeddel des Ehegerichts einvernommen werden, was er sowohl mit der Aarbonerin als mit der Grönenbacherin begangen; alles unter Androhung der Folter. Der Rath mischte sich hier in die ehegerichtlichen Funktionen und schien in dieser unsaubern Sache sehr wißbegierig. Da man vernahm, Jungfer Klingler sei bei Herrn Helfer Steinbrüchel im Turbenthal, so wurde ihm die Citation für dieselbe zugeschickt und er aufgefordert, sie der Klingler, wenn er wisse, wo sie sich aufhalte, zu

*) Bruder der Reg. Klingler.

Digitized by Google

behändigen *). Der abgeschickte Expresse kam mit der Antwort des Steinbrüchel zurück, daß sie Tags vorher in das Thurgau abgereist sei und er ihr also die Citation nicht zuhalten könne. Was sie wegen des Gespenstes eröffnet, könne man durch Schwager Heinrich Peter erfahren. Nun folgten Verhöre mit Diakon Wirz, Lieut. Peter und Cornet Klingler. Wirz blieb bei seinen frühern Aussagen, Lieut. Peter behauptete hingegen, Wirz habe gesagt: die Jungfer Regula Klingler sei der Anfang und Ursprung der verübten Tragödie gewesen, er wolle es aber bis auf's Aeußerste verschwiegen u. s. w. Man soll doch zu Milderung der Strafe mit den Verwandten sprechen, worauf er zu Rathsherr Spöndli und Zunftmeister Ulrich gegangen, auch solches seinem Schwager Cornet Klingler erzählt habe. Was seiner Schwägerin Vermögen betreffe, so liege der Brief in Verwahrung bei Hauptmann Spöndli an der Rosengasse, die Zinse aber ziehe theils er, theils sie selbst ein. Cornet Klingler gab auch zu, daß sein Schwager Lieut. Peter ihn zu sich berufen und erzählt habe, was ihm Diakon Wirz gesagt, daß derselbe angegeben, seine Schwester sei der Ursprung der verübten Tragödie, und ihn gebeten, zu seinen Verwandten zu gehen und zu erwirken, daß man der Klingler zu einem gnädigen Urtheil helfe, welches er seinen Freunden entdeckt habe. Was seiner Schwester Vermögen betreffe, habe sie, so viel er wisse, solches bei Handen.

Aus einem weitern Verhöre mit Pächter Wyland geht nichts Neues hervor. In einer mit Bleistift geschriebenen Scheift giebt Pdell Wirz über den schlimmen Haushalt im Pfarrhause während der Abwesenheit des Hausherrn und seiner Frau im Bade Schinznach, das Nämliche an, was er früher gestand, mit dem Hinzuthun, daß ihm die Klingler und Aarbonerin zu essen und zu trinken gegeben, bis er berauscht zu Bette gegangen, mit ihnen in einem Bette gelegen sei und sie unzüchtig betastet habe. Da nach Zurückkunft des Hrn. Antistes im Pfarrhause viel von dem sel. Herrn Hartmann gesprochen worden sei, besonders die Frau Antistes viel

*) Vermuthlich wußte der Rath schon, daß sie nicht mehr dort war. — Sonderbar!

Digitized by Google

Sonderbares erzählt habe, so habe er mit der Klingler und den Diensten verabredet, den Spuck fortzusetzen, was geschehen sei, (hier wird nun die Geschichte mit dem Wegreißen der Bettdecke und Anderes mehr erzählt), damit sie vorgeben können, wie nothwendig die Hülfe des Pedellen im Hause gewesen sei. Der Zweck sei auch erreicht worden, indem der Herr Antistes ihn (Pedell) gebeten habe, ferner im Hause zu verbleiben. Hernach sei Manches in der Stube geschehen, bei welchem Alle betheiligt gewesen seien, und die Sache sei auf folgende Weise hergegangen: sie haben Sessel, Bücher, kurz was ihnen in die Hände gekommen sei, genommen, eine Schnur daran gebunden, solches über die Treppe hinunter geworfen oder zum Fenster hinaus bis zu dem Erker der Stube reichen lassen; wenn sie dann gegessen, sei Eines vom Tische aufgestanden und habe an der Schnur gezogen, dann sei das Gestellte hinunter gefallen. Hinsichtlich der Ertappung eines Fruchtdiebes habe er des Geredes wegen und um den gesunkenen Kredit beim Antistes wieder zu heben, durch seine Leute ein Häfelchen mit Blut aus der Metzg holen lassen, zirka 1 Viertel Frucht von dem Fruchtspeicher aus zerstreut und bis zur rothen Thür Blut verschüttet, und vorgegeben, er habe den Dieb ertappt, sich mit ihm gerauft und denselben blutend geschlagen, dennoch habe er ihm entwischen können, worauf er wieder in die vorige Gunst gekommen sei. Gegen Herrn Rittmeister habe er gar nichts und alles nur darum gethan, daß er seiner Lust mit Regula Klingler fröhnen könne, wobei auch die Dienste mitgespielt, damit sie von Seite der Frau Antistes bessere Behandlung erleiden. Zauber sei dabei nicht unterloffen. Mit der Karbonerin und Grönenbacherin habe er, außer der schon zugegebenen Betastung, keine fleischliche Lust getrieben. Pächter Wyland wurde von dem Pedellen auch beschuldigt, wegen dem Spuck Mittheilungen erhalten und dießfalls Aussagen gethan zu haben, was er aber selbst bei stattgefundener Confrontation widersprach.

Nun wurde Wirz wieder auf die Folterbank gesetzt, ihm der I° (größte) Stein an die Füße gehängt und er zum Geständniß ermahnt; trotz der Schmerzen blieb er bei seiner früheren Aussage und bemerkte, daß er weder die Klinglerin noch die Mägde ver-

Digitized by Google

fährt, sondern daß alle dießfalls gleich gewesen seien. Nun kamen die Geistlichen, Diakon Ulrich und Pfarrer Zeller zum Fraumünster, zu dem Gefangenen, welche in einem Berichte an den Rath erklärten, sie haben durch ihre Ermahnungen, sein hochbetrübtes Herz durch ein aufrichtiges Bekenntniß seiner groben Mißhandlungen (?) zu erleichtern, erzweckt, daß derselbe erklärt habe, er sei mit Gott entschlossen, seinen Herren und Oberen die Wahrheit zu eröffnen, wobei er auf ein Papier hingezeigt habe, worauf etliche Seiten mit Bleistift geschrieben gewesen seien, welches er versprochen habe, den Herrn Nachgängern einzuhändigen. Als ihm die Geistlichen seinen vermuthlich erfolgenden Tod angezeigt, habe er geantwortet: „Er stehe in der Hand Gottes und seiner Statthalter *) auf Erden, in das, was diese über ihn beschließen, werde er sich mit Gottes gnädigem Beistande schicken können, u. s. w.“

Noch war der Rath mit den bisherigen, durch die Folter erzweckten Geständnissen des Pedellen wegen der dummen, unmoralischen Spuckgeschichte nicht zufrieden. Er erkannte, daß die Autorschaft derselben und der vermuthlichen Zauberei, dann die Unzuchten und Diebstähle von Frucht und Wein ꝛc. ausgemittelt werden sollten, nöthigenfalls unter wiederholter Anwendung der Tortur, falls er nicht mehr bekenne. Ferner wurden neue Verhöre mit Pächter Wyland, Kesselring, dann mit des Wirzen Mutter und Schwester, wegen dem in der Metzg geholten Blute, und endlich mit Lieut. Peter und Cornet Klingler wegen Regula Klingler beschlossen; auch solle der durch die Treppe hinunter geworfene Stein in den Wellenberg gebracht und dem Pedell gezeigt werden. Man legte auf den gewichtigen Stein, wie es scheint, großes Gewicht. Die Schwester des Wirz konnte in dem Verhöre blos sagen, daß ihr der Bruder befohlen habe, ein Häfelchen Blut aus der Metzg zu holen; was er damit machen wolle, habe er ihr nicht gesagt.

Der Pächter erstärkte in einem neuen Verhöre im neuen Thurm

*) Jene Regenten waren saubere Statthalter Gottes (des Vaters der ewigen Liebe und Gnade), dieses bewies dem Unglücklichen das angewandte Mittel der Folter.

Digitized by Google

nur seine früheren Aussagen, weiter wisse er nichts, habe auch an keinem Frucht- oder Weindiebstahl Theil. Da das beschlossene neue Verhör auf alle Fragen, die auch diesmal über jeden Punkt der Spukgeschichte gestellt wurden, kein neues Geständniß zur Folge hatte, so wurde dem Pedell mit der Folter gedroht, und als er erklärte, er habe die Wahrheit gesagt, wurde die Marter wirklich wieder angewandt und er mit dem ersten Stein an die Folter geschlagen, ohne den Erfolg eines ferneren Geständnisses. Wir übergehen einzelne Verhöre mit Kesselring, dem Knecht Baumann im Hard und Lieut. Peter, welche nichts Neues, namentlich nichts den Pedellen Belastendes enthalten. Nachdem der Pedell, trotz der ihm zugefügten Marter, wie natürlich, keine „Hexerei" eingestehen konnte, sollte nun die Hauptsache des Prozesses, ein Wein- und Fruchtdiebstahl, doch noch ermittelt werden, und der Rath trug zu diesem Ende hin den Nachgängern auf, des Pedellen Mutter, Schwester und den jüngeren Bruder zu verhören, ob, zu welcher Zeit und wie viel Kernen (Frucht) und Wein in ihr Haus getragen worden, ob sie davon empfangen haben, und wenn dieses der Fall wäre und sie es eingestehen würden, soll den Nachgängern überlassen sein, die schuldig befundenen Personen im Oetenbach verhaften zu lassen. Zugleich erkannte der Rath, daß auch der Pächter Wyland nochmals befragt werde, wie es mit dem Wein und andern Sachen hergegangen, und wenn er nichts bekennen wollte, so soll er in den Wellenberg, in ein Häusli (dunkle Zelle, eine Art von hölzernem Käfig) verwahrt werden. Da angezeigt wurde, der Schwager des Wyland habe mit ihm durch ein Eisengitter hinein geredt, so ward auch erkannt, daß der Gaumer (Hüter, Aufseher) am Oetenbach über diesen Gegenstand einvernommen, und falls er die Wahrheit nicht sage, in den Oetenbach verwahrt werden sollte. Ebenso solle genannter Schwager über diesen Gegenstand einvernommen werden. Endlich wurde Diakon Steinbrüchel in Turbenthal durch Expressen vorgeladen, um ihn beim Eide zu befragen, ob er nicht wisse, wann und zu wem seine Schwägerin Regula Klingler verreist sei.

Bei dem stattgefundenen Verhöre der Mutter, des Bruders und der Schwester des Pedell Wirz, betheuerten die weitläufig Ver-

Digitized by Google

hörten sämmtlich, daß der Pedell weder Wein noch Frucht ins Haus gebracht, sie auch auf andere Weise weder mehr noch weniger solcher Viktualien von ihm empfangen haben. In einem Verhöre mit Pächter Wyland betheuerte derselbe, weder im Pfarrhause noch am Hard zu keinen Zeiten nichts entwendet zu haben. Auch der Gaumer-Hans Müller blieb bei seinen frühern Aussagen, entwendet habe er nichts. Der Schwager des Pächters Wyland, Heinrich Müller von Langnau, vor Verhör gezogen, erklärte: Verflossenen Mittwoch sei er mit Seide in die Stadt gekommen und habe vernommen, sein Schwager sei wieder in dem neuen Thurm. Er sei dahin gegangen und habe dem Schwager gerufen; er habe es aber nicht gehört. Als ihn aber eine alte Frau geheißen habe, zur Thüre hinaufgehen, habe derselbe seinen Ruf gehört. Er (Müller) habe ihm gesagt, er soll Gott die Ehre geben und die Wahrheit bekennen. Die Frau Antistes werde nicht über ihn klagen, worauf der Schwager erwiedert habe, ob er dieses glaube und ihn gebeten habe, bei Herrn Statthalter Werdmüller, Statthalter Landolt und Rathsherr Geßner für ihn zu bitten u. s. w. Unterm 28. April erschien Diakon Steinbrüchel vor dem Verhör und erklärte: Als er vergangenen Sonntag vor 8 Tagen zu Schlatt gepredigt und nach Hause gekommen, sei sein Schwager Cornel Klingler da gewesen und habe zu seiner Schwester Regula Klingler gesagt, die Frau Antistes sei sehr aufgebracht über sie und habe gesagt, sie sei so faul als der Pedell, desgleichen habe er erzählt, was man in Zürich sage und was man ihn von oberkeitswegen gefragt. Er (Diakon) habe zu ihr gesagt, wenn sie ein gutes Gewissen habe, so soll sie sich stellen, wenn aber nicht, so solle sie gehen, wo sie wolle, er verlange nichts zu wissen, worauf sie um 5 Uhr verreist sei, wohin wisse er nicht; weder er noch seine Frau haben sie darum befragt. Im Weitern habe sie nur gesagt, sie wollte sich gerne bei den Herrn Nachgängern stellen, aber sie fürchte, mit dem Pedell confrontirt zu werden; das sei ein böser Bube, dem Henker unter den Händen gewesen und wohl beschwatzt, sie müßte dahin stehen (unterliegen). Wie die Sache im Pfarrhause Turbenthal ruchbar geworden sei, habe sie sich vor dem

Herrn Pfarrer und Junker geschämt und fortgemacht, erst nachher sei die Citation angekommen.

Bei den Akten befindet sich die Abschrift eines Billets mit Bleistift geschrieben, welches Pedell Wirz dem Thurmhüter übergab, um dasselbe den Seinigen zuzustellen. Der Thurmhüter überbrachte es aber dem Rathsherr Landolt. Dasselbe lautet wie folgt: „Herr Rathsherr Bräm, als mein Taufgötti (Pathe), könnte auch sehr viel helfen. Das Beste aber wäre, wenn in Gottes Namen, Euer drei Wohlberedte in das Pfarrhaus giengen und so wehmüthig als möglich mein Elend, das ich bald 5 Wochen ausgestanden, vorbrächten, in meinem Namen um Verzeihung bäten und um Gnade und Barmherzigkeit anhielten, welches ohne Zweifel zu erhalten. Ich bitte Euch um Gottes willen, versäumet heute nichts, damit ich auf Morgen nicht eine neue Plag zu erwarten, welche auszustehen mir Schwachen nicht mehr möglich." Der Rath beschloß unterm 29. April ein neues Verhör mit Wirz wegen dem Kernen, wobei ihm wieder mit der Folter gedroht werden soll; da er nicht mehr auszuhalten vermochte, gestand er nun ein, daß er Korn, Roggen und Hafer, ungefähr 5 Mütt in Allem, genommen und dem Vieh, welches seine Leute gemästet, gegeben habe. Er wisse nicht, ob es seine Leute gesehen haben, wenn er hin und wieder eine Handvoll dem Vieh zugeworfen habe. Er sei Liebhaber des Vieh's und habe dieses auch im Pfarrhause gethan, weßwegen er mehrmals beschälkt worden sei. Dieses sei nun die aufrichtige Wahrheit. Alles unter den höchsten Betheurungen. Der Hurerei, Zauberei und fernerer Diebstähle sei er nicht schuldig, wohl aber der schon angezeigten Leichtfertigkeiten und unzüchtigen Betastungen (die in unserm Manuscripte auf eine Anstand und Gefühl verletzende Weise angegeben sind). Weitere Verhöre mit Wyland und Hans Müller wegen Entwendung von Frucht und Wein hatten wieder kein Geständniß zur Folge.

Es geht schon aus dem Billet des Wirz an die Seinigen hervor, daß er fürchtete, die Folter nicht mehr auszuhalten und demnach das Geständniß wegen der gestohlenen Frucht ablegte, dasselbe aber kurz nachher widerrief, worauf der Rath erkannte: Wirz solle von nun an in ein Häusli gesperrt, der bisher bei ihm

Digitized by Google

gewesene Gaumer abgeschafft und Herr Pfarrer Fries am Oetenbach befragt werden, ob Wirz ihn ersucht habe, seinen Leuten zu sagen, daß sie nur nicht läugnen sollen, den Kernen empfangen zu haben. Wenn Fries dieses bejahen sollte, so soll der Pedell darüber in specie examinirt werden, wie viel er Kernen entwendet, wie er selbigen fortgebracht und wem übergeben habe. Zu Erzweckung des Geständnisses soll Wirz auf die Folterbank gesetzt und mit dem andern Stein geschreckt, auch das Seil etwas angezogen, dabei ihm angezeigt werden, daß M. Gn. Herren weder wegen des Kernens, Weins, Kragens und anderer gottlosen Bubereien und Unzuchten an seine bisherige Verantwortung nicht kommen können. Falls er nun gestehen würde, daß dieselben an Kernen, Wein und anderem, so aus dem Antistitio entwendet wurde, etwas empfangen, so sei den Herrn Nachgängern überlassen, seine Mutter und Geschwister gefänglich einzusetzen und mit allem erforderlichen Ernste zur Verantwortung zu ziehen. Der Rath beschloß auch, die Grönenbacherin in einem Verhöre zu befragen, ob Wirz mit ihr nicht wirklich fleischliche Vermischung getrieben habe.

Ferner von dem Obervogt zu Aarbon die Anna Schädler nochmals abzuverlangen, und falls er sich entschuldigen wollte, daß er sie ohne Spezialbefehl Ihro Fürstlichen Gnaden zu Konstanz nicht verabfolgen lassen könne, so soll der Läufer mit einem Provisionalschreiben an denselben versehen werden. Den Geistlichen wurde endlich aufgetragen, daß sie den Pedell fleißig besuchen, zum Tode vorbereiten und so oft Rath gehalten werde, einen Bericht (ihr Befinden) an denselben gelangen zu lassen.

Pfarrer Fries am Oetenbach deponirte in dem mit ihm aufgenommenen Verhör: Pedell Wirz habe ihn gebeten, seine Leute zu sich kommen zu lassen und sie zu erinnern, daß er den Kernen, Roggen und Hafer dem Vieh gegeben und sie es vielleicht möchten gesehen haben, so er aber nicht rathsam befunden, und sei solches gar nicht in die Haushaltung gebraucht worden. In einem neuen Verhör mit der Grönenbacherin beharrte dieselbe bei ihrer frühern Aussage, gestand dabei ihre Schwangerschaft und sagte, es sei Niemand ihres tragenden Kindes Vater als der Kesselring;

Digitized by Google

wenn sie zwei gebäre, seien beide sein. Der Pedell habe sie nur unzüchtig betastet, mit ihr aber keine Unzucht getrieben.

Unterm 4. Mai ward der Pedell wieder in's Verhör gezogen und mit der Folter bedroht. Er antwortete auf die an ihn gestellten Fragen hinsichtlich der Frucht, daß er im Pfarrhause oft in der Küche gewesen sei und bisweilen etwas Frucht mit sich genommen habe; wie viel er genommen, könne er nicht sagen; seine Eltern haben nichts davon genossen. Die untereinander gemengte Frucht sei dem Vieh zukommen. Wenn er genommen, so habe er solche bei Hause in seiner eigenen Stube in einem Kasten eingeschlossen. Hinsichtlich des Spuckes blieb der Pedell bei den frühern Aussagen und erklärte neuerdings, daß dabei keine Hexerei unterloffen sei; ferner, daß er den Pfarrer Fries gebeten habe, seine Leute zu erinnern, daß sie vielleicht gesehen haben, wenn er dem Vieh Kernen vorgeworfen. Weiteres könne er nichts sagen; wenn etwas mehr hervor komme, soll man es ihm nicht glauben. Vermuthlich dachte er bei dieser Bemerkung wieder an die Qual der Folter und daß er, gepeinigt, mehr sagen könnte als er wollte und wüßte. Obschon der Pedell beim höchsten Gott betheuerte, er wisse nichts weiter zu sagen, so wurde er doch wieder auf die Folter gespannt, mit dem II° Steine geschreckt und wirklich angezogen. Die Marter vermochte aber kein weiteres Geständniß heraus zu bringen, indem er bei seiner frühern Aussage verblieb und dabei sagte: er sitze da wie ein reuender bußfertiger Sünder und habe sein Herz ausgeschüttet; dabei beklagte er sich bitter wegen den großen Anfechtungen (Leiden), die er in dem Häusli (der Gefangenschaft) erdulde und bat dringend um eine bessere Gefangenschaft und Gnade. Inzwischen besuchten ihn die Geistlichen und fanden ihn, wiewohl weinend, doch gefaßt. Der Rath erkannte: Da Wirz hinsichtlich der entwendeten Frucht seine frühern Aussagen je mehr und mehr zurückziehe und vorgebe, die Seinigen haben kein Wissen davon gehabt, so sollen seine Mutter, Schwester und beide Brüder darüber verhört werden, ob sie jemals Vieh gemästet und Frucht von dem Pedell empfangen und wie viel. Der Pedell solle inzwischen im Häusli gelassen, dann nach dem Resultat letztbenannten Verhörs und nöthigenfalls unter Anwendung der

Digitized by Google

Tortur spezialiter wegen dem entwendeten Kernen, getriebener Mummerei u. s. w. wiederholt einvernommen werden. Die Zusprüche, die der Rath den Nachgängern vorschreibt, um sie dem Pedellen zu halten, sind eben so albern als wortverschwenderisch. Merkwürdig ist es, daß es in der Rathserkanntniß heißt: Durch ein offenes Geständniß werde er die Obrigkeit zum Mitleiden und zur Gnade bewegen.

Inzwischen gab der Unglückliche, welcher mit verstreckten Gliedern in der dunkeln Zelle (Häusli) saß, Laute des Schmerzens von sich und die Thurmhüter wurden befragt, ob sie etwas gehört haben, welche bloß das Wehklagen des Gefangenen gehört, sonst Niemand um den Thurm gesehen zu haben, vorgaben. Mutter und Geschwister des Pedellen betheuerten, daß derselbe ihnen keine Frucht zugebracht habe, auch haben sie seit einigen Jahren kein Federvieh gehalten. Bei Hans Müller und Pächter Wyland war auch kein weiteres Geständniß zu erhaschen. Bei einem unterm 6. Mai mit dem Pedell vorgenommenen Verhör bestätigte derselbe nur das Frühere; erklärte indessen, daß er Korn, Roggen und Hafer zu der Zeit genommen als seine Leute Vieh gehabt haben, er wisse aber nicht wie viel; wenn er in frühern Verhören mehr gesagt habe, so sei es aus Furcht vor Pein und Marter geschehen. Er habe auch seit der Zeit nichts mehr weggetragen. Daß man geglaubt, es sei viel Frucht entwendet worden, rühre daher, daß dort ein rechter Katzenlauf gewesen und Hühner und anderes Vieh hingekommen sei, welche Frucht zerstreut haben. Aus einem zweiten Berichte der Geistlichen geht hervor, daß Wirz standhaft gewesen sei und versichert habe, er wisse nichts mehr zu bekennen. Da die bisherigen Berichte gefühl- und theilnahmlos gehalten sind, so wollen wir dieselben nicht mittheilen.

Da der Rath weder durch Marter, geistlichen Zuspruch und andere Mittel das Geständniß eines eigentlichen Verbrechens nicht erzwecken konnte, so erkannte er unterm 6. Mai, daß die Sache mit dem Pedell bis nach erhaltenen Berichten von Aarbon und Mörsburg wegen der Anna Schädler eingestellt sein soll; inzwischen soll der Pedell im Häusli verwahrt bleiben, welcher den Geistlichen zu Handen des Rathsherrn Geßner folgende Zuschrift übergab:

Digitized by Google

„Ich armer, schwerer, in hohen, tiefen Seelenanfechtungen und im Elende gefangen liegender Sünder, lege mich nieder zu dem Brünnelein Euer Gnaden, daraus zu schöpfen ein einzig Tröpfchen, nicht für den Leib, der billig leidet, sondern für die theure Seele, welche, wie ich allbereits M. Gn. Herren und den Herren Geistlichen angezeigt, in diesem elenden Kerker sehr gefährlich gerungen und mit dem Bösen, welcher ihr stark zugesetzt, gekämpft hat, mir vorstellend Gottes Zorn und Ungnad, indem je mehr und je eifriger ich mein Gebet ausschüttete, je schwerere Gerichte und Strafen erfolgen, welche ein unfehlbares Kennzeichen von Gottes Zorn, der sich auch in seinem Statthalter auf Erden offenbarte, welcher kein Erbarmen fühlte, sondern mich täglich zu neuen Martern hinzog und als ein Kind des Zorns und Sclav der Hölle verleitete. Insonderheit ist der heutige Tag ein rechter Seelenkampftag, indem der Seelenfeind mir zusetzt, sagend: siehst du wie Gott dir gnädig, wie er dich nur nicht erhört und begehrt, aus meinem Rachen zu reißen, noch daß sein Statthalter auf Erden nicht an deine Verantwortung kommt, in den Stücken, die dir unbewußt sind.

Gnädige Herren, ich armer, sehr gefährlich gefangen liegender Sünder, bitte um des erbarmenden Gottes und der Liebe Jesu, insonderheit um meiner armen Seele Heil willen, daß doch der erbarmende Gott Euch, M. Gn. Herren, wolle zeigen, daß der gefragten Stucken halber mir nichts mehr im Wissen und daß ich solches nicht verheimliche, um die Leibesstrafe, die ich leide, zu vermeiden, sondern um meiner Seele willen, damit der Teufel den Sieg nicht erhalte mit seiner Vorstellung: wenn dich Gott straft um dessentwillen, das du nicht weist, wie wird er dann dir gnädig sein wegen deiner großen Sünden? erhört er ja dein Gebet nicht. Diese und mehr andere harte Zusetzungen sind mir armen Sünder, besonders zur Nachtzeit, wenn ich allein liege, sehr gefährlich.

Wenn ich nun, M. Gn. Herren, auch noch würdig, ein Tröpfli aus euerm Gnadenbrünnelein zu genießen, so lasset dasselbe um meiner Seele willen mir zufließen. Der allmächtige Gott leite Euere Herzen zum Mitleiden und Erbarmen gegen mich armen, betrübten Sünder und erhöre meine Bitte nach seinem heiligen Wohlgefallen um seines Sohnes Jesu Christi willen. Amen."

Digitized by Google

Dieser Brief zeigt, daß Wirz sehr an dem Gemüthe angegriffen war und selbst mit Gott in Zweifel gerieth, weil sein Gebet nicht erhört werde und er mehr sagen sollte als er wisse. Welcher Mensch wollte aber bei so gräßlichen Martern, die der spanischen Inquisition gleichgestellt werden können, und bei einer so gräßlichen Gefangenschaft nicht verzweifeln?

Der Rath mußte auch eingesehen haben, daß längere Marter die Verzweiflung auf den höchsten Punkt treiben könnten, denn nachdem selbst der Bischof von Konstanz an denselben geschrieben hatte, daß die Anna Schädler nicht aufzufinden sei, sollte nun der Prozeß seinem beabsichtigten Ende und der unglückliche Wirz dem Tode zugeführt werden, obschon noch kein eigentliches „Verbrechen" ausfindig gemacht war, der Rath aber dennoch ein solches, namentlich wegen „Hexerei", erzielen wollte, um das vorhabende Todesurtheil darauf zu gründen. Da wir bisher keine Rathserkanntniß „auszüglich" mitgetheilt haben, so möge doch die dießfällige hier folgen, um damit unsere Reflexionen zu bewahrheiten. Die fragliche Erkanntniß lautet:

„Nachdem M. Gn. Herren abermalen nach zuvor verlesenem Antwortschreiben von Ihro Fürstl. Gnaden zu Konstanz, welches zeigt, daß zur Stellung der Anna Schädler von Aarbon wenig Hoffnung zu machen, sorgfältig überlegt, wie der so lange währende Prozeß des Bernet Wirzen nunmehro und perfectionirt ausgeführt werden könne, ward endlich in Betrachtung allerhand Umständen einhellig erkannt, daß die Herren Nachgänger wieder zu ihm kehren, von Anfang freundlich mit ihm reden und gründlich zum Gemüth und Gewissen führen sollen, daß weilen er gestehen müsse, daß er auf eine unverantwortliche Weise, nachdem er zuvor ohne des Herrn Antistes Wissen in seiner Abwesenheit sich Tags und Nachts in dem Pfarrhause aufgehalten, Herrn Rittmeister Hartmanns sel. Geberden im Gehen und Anderem (obgleich er niemalen vorgegeben, selbigen gehört oder gesehen zu haben), um die Seinigen in Furcht und Schrecken zu setzen, nachgemacht, auch mehrmals, als Herr Antistes sammt den Hausgenossen eifrig gebetet, daß sie doch Gott von solchen Fauststreichen des Satans erledigen wolle, gegenwärtig gewesen, und obschon er nicht gestehe,

Digitized by Google

das Gebet selbsten verrichtet zu haben, dennoch zugehört und zu beten fingirt. Item, daß er Herrn Antistes die Anleitung geben wollen, dieses Gespengst vertreiben zu lassen, und nachdem er von ihm abschlägige Antwort erhalten, endlich die Frau Oberst Pfarreri zu persuadiren getrachtet, daß wenigstens sie zur Vertreibung consentiren möchte. Item, da er sich mit gar vielen Unzuchten besudelt, werde er leichtlich erachten können, daß alle solche Verbrechen von dem weltlichen Richter mit der Lebensstraf dörfen angesehen werden, solle derowegen zu wahrer Bekanntnuß aller seiner begangenen Fehler schreiten und nochmalen aufrichtig bekennen, wie alles vom Anfang bis zum Ende hergegangen, sonderlich wie der Kernen entwendet und Wein gegeben worden, auch in specie, ohne Belästigung seines Gewissens und damit er dermalen einst dem onbetrogenen (untrüglichen) Herzenskundigen und Richter mit getrostem Herzen unter die Augen treten möge, gestehen, was er von der Klinglerin und Aarbonerin gesehen, wozu sie ihm geholfen, auch, weilen M. Gn. Herren nicht glauben können, daß einige Sachen ohne Lachsnerei zugegangen, bekennen soll, wie es passirt. Wenn er nun das allbereit Eingestandene zurückziehen oder zu Mehrerem zu bekennen nicht schreiten wollte, soll er auf das Bänkli gesetzt, wirklich gebunden, auch nach verrichtetem Examen aus dem Häuslein entlassen, zuvor aber durch die Herren Nachgänger ihm das Nöthige zugesprochen und ein Gaumer, der vorher niemals bei ihm gewesen, gestattet sein."

Wirz wurde hierauf unter Anwendung der den Nachgängern aufgetragenen Zusprüche und mit der Anzeige, daß nächster Tagen sein endlich Urthell erfolgen werde, in's Verhör gezogen. Da dieses Verhör, als eigentliches Schlußverhör, das Geständniß eines Verbrechens erzwecken sollte, so hätte man glauben sollen, der Pedell wäre endlich wegen einem solchen, und nicht wegen albernem Zeug befragt worden; dieses war aber nicht der Fall, sondern die alte Geschichte wegen der Lachsnerei, Mummerei, Unzucht und Entwendung von Frucht wurde bis zum Eckel wiederholt in Frage gestellt (freilich, weil man keine andern Indizien aufzufinden wußte, als daß man es als eine Art Majestätsverbrechen ansah, daß der oberste Pfarrer einer unterthänigen Republik von einem Unterthan

Digitized by Google

mehrere Jahre auf eine lächerliche Weise zum Besten gehalten und als ein abergläubischer Mensch hinter das Licht geführt wurde). Obschon wir nicht gerne Wiederholungen einfließen lassen, so finden wir uns doch bewogen, dieses letzte Hauptverhör auszüglich mitzutheilen, weil das Hauptgewicht um so mehr auf diese Verhörde gelegt werden mußte, da dem Delinquenten bereits sein naher Tod von den Geistlichen und den Nachgängern angezeigt war und er demnach ein mehreres Geständniß von Schuld kaum zurückgehalten hätte, wenn er eines solchen bewußt gewesen wäre.

Extract der Verzichten des Bernet Wirzen.

1) Der Prögerei (Mummerei, Spuckgeschichte) halben:

Als er (Wirz) nach Anleitung der Acten über eint und Anderes befragt worden, sagte er (gefaßt): wenn er in dieser Sache schuldig erfunden werde, begehre er weder Gnade noch Barmherzigkeit. Daß er den Hans Müller, Gaumer, mit einem Buch geworfen haben solle, widerspricht er totaliter, daß er aber wegen des Apfels, womit der Gaumer geworfen worden, ihn habe schweigen heißen, möge wohl sein, er wisse es aber nicht mehr, gestehe dagegen, daß die Schwäbin (Grob) zwei Blättli zerbrochen und er sie aufgestiftet, daß sie sagen solle, der Kragenwäscher habe es gethan.

Auf Befragen, wie es zugegangen, als er von dem Gespenste ab der Ofenbank in den Boden hinausgeworfen worden, bekannte (gestand) er: als er mit der Aarbonerin genarret, die Hände rücklings am Ofen gehalten und die Beine von sich gestreckt, sei er ohne Jemandes Handanlegen von der Bank hinuntergefallen und habe es mit obigem Fürgeben (Vorgeben) zu bemänteln gesucht.

Bekennt (gesteht) er über den Enthalt (Inhalt) des Diary: Den 9. Septbr. 1701 habe er neben (in Mitwirkung) der Aarbonerin einen Degen und 2 Pistolen aus der Eckkammer genommen, den Degen ausgezogen und kreuzweise mit der Scheide in dem Gängli übereinander gelegt, die Pistolen aber auf der Bank gegen dem Secret und in der Bücherkammer gebundene und ungebundene Bücher zerstreut; den 13. dito etliche Folianten die Saalstiege hinuntergeworfen. Den 24. Octbr. habe er, da alle bei-

Digitized by Google

sammen gewesen, 2 Birnen die Stiegen hinuntergeworfen; den 2. Novbr. habe er den großen Stein aus dem Hühnerhöfli in den Saal hinaufgetragen und die Stiege hinuntergeworfen. Das Psalmenbuch, woraus die Frau Oberst-Pfarrerin das Lied „auf meinen lieben Gott“ u. s. w. gesungen, habe er, als sie mit ihm in der Stube auf- und abgegangen sei und sich umgekehrt habe, unversehens ab dem Tische genommen und dem Weiß, der im Bette neben dem Ofen geschlafen habe, zugeworfen.

2) Der Autorschaft der verübten Tragödie wegen.

Er und die Aarbonerin und Klinglerin seien gleiche Anfänger gewesen und haben, um ihres Fleisches Wollust zu continuiren, mit einander gerathschlaget, was sie anstellen wollen. (In Unzucht sich wirklich vergangen zu haben, gestand der Inquisit nie ein).

3) Wie es mit der Nachäffung des Herrn Rittmeister Hartmann sel. zugegangen?

Er bekennt, daß er an der andern Nacht, wie die Frau von Schinznach wieder bei Hause angelangt, geschlirpet (mit den Füßen gescharrt), so daß es dem Thun des Herrn Hartmann sel. ähnlich gewesen und gesteht, auch diesen Fürwand (Vorwand) proponirt zu haben.

4) Betreffend das Gebet wider den Poltergeist.

Er sagt, er habe allezeit den Abendsegen, das Gebet für Verzeihung der Sünden und um Geduld in Kreuz und Leiden gebetet. Das Gebet aber für (gegen) das Gespenst habe Herr Antistes allein verrichtet (sic!).

5) Betreffend die Anleitung wegen Vertreibung des Gespenstes.

Bekennt er, daß er Herrn Oberst-Pfarrer und seiner Frau Liebste habe Anleitung geben wollen, das Gespenst zu vertreiben.

6) Betreffend der Unzuchten.

Bekennt er: 1) Die Grönenbacherin und Aarbonerin oft entblößt und unzüchtig betastet zu haben. 2) Habe ihn die Jungfer Klingler, als er einmal trunken auf dem Bette gelegen, entblößt und unzüchtig betastet (die Worte, welche in den Text gelegt sind

Digitized by Google

und die Betastung bezeichnen, sind zu obscön, als daß wir sie hier geben dürften). Fleischliche Vermischung habe nicht stattgefunden.

7) Betreffend die Diebstähle,

Sagte er, daß er Korn, Roggen und Hafer genommen, zu der Zeit, als er examinirt worden und seine Leute Vieh auf die Mahlzeit gehabt haben, denen er's vorgeworfen, wisse aber nicht wie viel.

Dieses und nicht mehr hatte Pedell Wirz bekannt und alle Geständnisse waren zu keiner so grauenden Criminalprozedur geeignet, zumal die Spuckgeschichten, wenn auch wegen schlimmer Absicht, die Familie Klingler zu hintergehen, resp. zu betrügen, doch nicht von der Art waren, daß dadurch Jemand wesentlich geschädigt und nur abergläubische Leute verblendet werden konnten. Die unzüchtigen Handlungen zu beurtheilen, lag nur insoweit in der Competenz des Rathes, als dieselben mit andern Verbrechen, deren der Pedell beschuldigt war, im Zusammenhange lagen und bei der Specialuntersuchung in Rücksicht fallen durften, sonst war die Beurtheilung des Verbrechens der Unzucht, so viel wir wissen, Sache des Ehegerichtes, welches aber in einem sogenannten „Zedell" die Untersuchung und Beurtheilung dem Rathe zuhielt, der darauf das größte Gewicht der Schuld legte, denn ein Diebstahl war namentlich hinsichtlich des Quantitativs und des Werthes des Gestohlenen nicht ausgemittelt und es stellt sich nur heraus, daß der Inquisit an der Tortur gestand, zeitweise aus der Küche dem Geflügel bei Hause einige Hände voll Frucht zugetragen zu haben. Eine endliche dritte und letzte Klage des Antistes mußte aber seinem rachesüchtigen Benehmen noch die Dornenkrone aufsetzen und den Rath anspornen, das dem Tode geweihte Opfer ihm darzubringen. Wir lassen die Klage hier folgen:

Gnädiger Herr Bürgermeister!

Hochgeachtete Gnädige Herren!

Mit was für Betrübniß meiner Seele ich dießmal mit den lieben Meinigen erscheine, weiß Gott und die um mich sind, wollte auch lieber mich im Verborgenen halten und schweigen, wenn durch diesen traurigen und langwierigen Prozeß (denn

Digitized by Google

die Bosheit des verhafteten elenden Rebellen verursacht unsern Seelen Betrübniß) sich nicht bis auf den Tod vermehrte und dabei wir leider vermerken müßten, daß Stillschweigen auch bei ehrlichen Leuten dahin ausgedeutet werde, daß man weder rächen noch klagen dürfe.

Ich bin bisher mit den lieben Meinigen in dem unbezweifelten Vertrauen zu Gott und Euch, U. Gn. Herren, gestanden und stehe annoch darin, daß die Grausamkeit der That, die in meinem Hause verübt worden, von sich selbsten Klage und keines andern Anklägers von Nöthen habe. Oder was kann doch grausamer und erschrecklicher sein, als:

a) Daß ein Bösewicht sich wider Wissen und Willen eines Hausvaters in seiner Abwesenheit in seine Wohnung eindrängt und durch Verführung der Hausgenossen ein solches Complot wider den Hausvater, sein Weib und Kind, Todten und Lebenden formirt, daß er Jahr und Tag sein armes Leben unter verkarvten Teufeln, Mördern und Dieben zubringen müssen, wie wir auch durch continuirliches nächtliches Poltern, und wie wir sicherlich glauben, zauberische Schwarzkünste, fast alle Nacht vermittelst tödtlichem Schrecken ermördet worden sind.

b) Was kann doch gottloseres und atheistischeres sein, als daß ein Mensch, will nicht sagen Christ, ein Diener der Kirche, so weit von Gott abfallt, daß er in seiner eigenen Person den lebendigen Teufel agirt, den Teufel viele tausend Mal beschulten und verflucht, den er doch selbst agirt hat, alle seine Actionen und Vorstellungen dem Teufel zugeschrieben. Dergleichen wird niemals erhört worden sein von einem Teufels-Diener, oder wie man zu unserer Beschimpfung sagen darf, von einem Gaukler, Taschenspieler und St. Niklaus-Jäger, deren Keiner sich jemals für den lebendigen Teufel ausgeben dürfen, besorgend, er möchte ihm den Hals brechen und in allem Spiel den verdienten Lohn geben, so daß es einen billig in die Gedanken bringt,

Digitized by Google

er glaube keinen andern Teufel als sich selber und die Seinesgleichen sind.

c) Was kann lieb- und gewissenloseres sein, als auf einen hoffentlich selig verstorbenen Menschen einen solchen weit und breit verschreiten bösen Verdacht erwecken, daß er oder in seinem Namen ein Teufel sich im obersten Pfarrhause der Kirche Zürich mit nächtlichem Tumultiren sehen und hören lasse, ja durch Nachäffung der Geberden, des Gehens, Laufens, Pfeifens und anderer Gewohnheiten, die dem sel. Verstorbenen in seinem Leben gebräuchlich gewesen, in stockdicker Finsterniß nachzuäffen und dadurch erstlich die eigene Mutter um Mitternacht bis auf den Tod und hernach auch andere schmerzlich zu schrecken und zu bekümmern, absonderlich auch hinterlassene Wittwen und Waisen in äußerste Bekümmerniß, und uns sämmtlich interessirte Todte und Lebendige in die schmählichste Verschreiung, Schimpf und Spott zu stürzen, als wenn unser respektive Kind, Ehemann und Vater zu einem verdammten Höllenkind und Teufel worden. Was dieses für eine grausame und verwerfliche That, haben andere benachbarte Republiken und Stände durch die allerernsthaftesten Executionen erwiesen und der ehrbaren Welt gezeigt, was sie für ein Gräuel und Abscheu daran trage.

d) Was kann gottvergesseneres und abtrünnigeres sein, als mit dem Hausvater Jahr und Tag, gleich andern Hausgenossen, zu Gott zu seufzen um die Erlösung von dem Teufel oder dem Engel des Satans, der uns so lange mit Fäusten geschlagen, und aber vor Gott überzeugt sein, daß er selbst dieser Engel des Satans sei. Was ist unverantwortlicheres vor Gott und seinen heiligen Evangelien, als auf solche Weise Gottes und des Gebetes spotten, die liebe Kirche, die Wahrheit und das Evangelium Jesu bei denen, die draußen sind weit und breit, zu verlästern, zu schmähen und zu schänden, mich, den vordersten Diener in der Kirche Zürich, zu

Digitized by Google

verschreien, als den, welcher vor dem Teufel weder Tag noch Nacht Sicherheit habe; deßwegen ich mit meinem Evangelium zum Hohn und Spott werde, allen denen, die es haben. Oder sollte wohl seit der Glaubensverbesserung eine solche Schandthat verübt worden sein, von einem Minister (Diener) der Kirche, vorsetzlich, wider sein eigen Wissen und Gewissen, Ordination und Synodaleid, wodurch Gottes Ehr, der Kirchen Ehr, Stadt- und Landehr auch bis an die Gränzen Europa's schändlicher Weise, sonderlich bei den Widerwärtigen, die auf ihren Kanzeln und in ihren Catechisationen damit ihr Gespött treiben, prostituirt und verschmäht werden. Hoffentlich aber wird Gott seine Ehr und seiner Kirchen Ehr erretten und sich heiligen an denen, so ihn entheiligen.

e) Daß ich nichts sage, von den teuflischen Versuchungen, mit denen er mich zweimal zu unerlaubten Mitteln, den Teufel abzutreiben, verleiten wollen, und als ich ihm geantwortet: hinter mich, Satan, das wäre ein Abfall von Gott, das hieße die Teufel austreiben durch den obersten der Teufel, hat er sich, mir unwissend, mit diesen Versuchungen an meine l. Hausfrau gewagt, mit dem Vorgeben, der Herr müsse aber nichts davon wissen, wenn sie nur den Willen darein gebe. Die Person, die es thun könne, sei eine gottselige Person, namentlich der Knecht des Scharfrichters. Gott aber sei hochgelobt, daß er auch da, wie bei mir, taube Ohren gefunden.

Dieses und Anderes, auch die große Untreu, die er aus so vielen Zuthaten bewiesen, die vielfältigen Geilheiten, von denen wir nichts wissen und sie ihm auf seinem Gewissen lassen, die Verführung und Geschreiung so vieler unschuldigen Weiber und Kinder, die im Verborgenen seufzen und klagen und andere Bosheiten, denen ich kein End sehe und zu welchen er verkauft gewesen, klagen hoffentlich von sich selbsten und werden zu dem End Euch Unsern Gn. Herren in De-

Digitized by Google

muth vorgestellt, um meine und der lieben Meinigen seelendurchschneidende Empfindlichkeit über diese grausame Bosheit, deren eigentlicher Zweck und Absehen schwerlich je an den Tag kommen wird, zu verstehen zu geben.

Ich bitte schließlich den grundgütigen und allweisen Richter des Himmels und der Erde, daß er Euch U. Gn. Herren seinen Unterrichtern und Statthaltern in diesem weitaussehenden Geschäft, daran seine Ehre hanget, also leite und führe, daß sie recht und gerecht sprechen, zu Rettung seiner Ehr, der Kirchen Trost und aller unschuldig Interessirten Erquickung in ihrer äußerst Trübsal, — insonderheit nach ihrer weltbekannten Klugheit Vorsehung (Vorsorge) thun mögen, daß die besorgende letzte Aergerniß und Lästerung nicht ärger als die erste werde; mit welchem Wunsch wir enden und verbleiben

Ewr. Unserer Gn. Herren

demüthigster Diener und Dienerin

Antoni Klingler,

Regula Klingler, geb. Heß,

wegen dieser Schandthat und Verschreiung meines sel. verstorbenen Sohns höchst betrübte Mutter,

Susanna Hartmann, geb. Orell,

sammt meinem lieben Kind, Susanna Hartmann, durch diese teuflische That in die äußerste Betrübniß und Verachtung gesetzte Wittwe und Waise.

Nach eingelegter Klage wurde den Geistlichen durch Rathserkanntniß aufgetragen, von nun an den Pedell Wirz fleißig zu besuchen und des Tages nicht mehr allein zu lassen, sondern ihn durch Gottes Wort zur Reue über seine schweren Fehler und zu einem seligen Hinschiede vorzubereiten. Auch solle ihm der Extract und die Klageschrift des Antistes nochmals von Punkt zu Punkt vorgelesen und derselbe noch zum letzten Male zum Geständniß ermahnt, namentlich nochmals wegen dem „Schlirpen“ und Agiren wie Rittmeister Hartmann sel. befragt werden. Endlich wurde

Digitized by Google

noch beschlossen, den Verwandten der Regula Klingler den Tag des Endurtheils über Wirz anzuzeigen und sie aufzufordern, die in Handen habende peremtorische Citation, wenn sie wissen sollten, wo sie sich aufhalte, zu eröffnen, widrigenfalls und wenn sie sich nicht noch vor Beendigung des Prozesses stellen und verantworten sollte, ihr kein weiteres Gehör mehr gegeben, sondern auf des Bernhard Wirzen Aussagen geurtheilt würde.

Nachdem dem Pedell der vorerwähnte Extract und die Klageschrift des Antistes vorgelesen worden, blieb er bei seiner frühern Aussage und bemerkte über die Klageschrift des Antistes: jetzt komme alle Schuld auf ihn allein; er wundere sich, warum nur auf ihn allein geklagt werde. Er habe auch viel Gutes im Antistitio gethan, wenn der Herr Antistes jetzt schon ihn allein anklage; besonders betrübe ihn, daß derselbe gegen einen armen Sünder so verfahre. Das Begangene sei ihm (Wirz) herzlich leid und er bitte Gott und eine hohe Obrigkeit demüthig um Gnade und Verzeihung.

Eine Rathserkanntniß vom 12. Mai setzt endlich fest:

„Ueber das abgelesene Bekenntniß des im Wellenberg verhafteten Bernhard Wirz solle auf morn (morgens) beim Eid in den Rath gesagt und zu einem Endurtheil geschritten werden, zu welchem Ende hin den Herren Geistlichen dieses nachrichtlich mitgetheilt, auch der Bernhard Wirz von den Herren Nachgängern diesen Abend nochmals besucht und sein endlich Geständniß noch vernommen werden soll."

Die gleiche Erkanntniß ordnet auf den Fall der Hinrichtung des Wirz die nöthigen Vorkehrungen dafür an. Das wirkliche Endverhör enthielt kein weiteres Geständniß, sondern nur kurze Wiederholungen des früher Gesagten. Am Schlusse sagt der Inquisit: „Er ergebe sich Gott und einer hohen Oberkeit, wünsche, daß Gott seinem Endurtheil und auch ihm beiwohnen und der Oberkeit Herz leiten wolle, wie es diene zu seines heiligen Namens Ehre und ihm zu seinem ewigen Heil. Noch werden dem Inquisiten seine Aussagen aus dem Extract vorgelesen, welche er von Punkt zu Punkt bestätigt, mit dem Beifügen: er thue Niemanden Unrecht und bitte Gott und die Oberkeit um Verzeihung, daß er sie beleidigt und mit seiner Hartnäckigkeit so lange aufgehalten,

Digitized by Google

danke ihnen für ihre gnädige Sorgfalt (vermuthlich, daß sie ihn haben foltern lassen) und flehe den großen Gott, daß er sie in gutem Frieden erhalten und Kirche und Schulen noch weiter ihre Schütze äufnen und sie endlich aus diesem Regentenhimmel in die ewige Seligkeit um Jesu Christi willen versetzen wolle, bete inständig, ihm ihr Erbarmen zuzuwenden. Wenn es Gottes Wille sei und ihm gefallen möchte, Gnade zu erlangen, wollte er durch Wohlverhalten die Oberkeit, welche er so hoch beleidigt, wieder erfreuen und was er niedergerissen, wieder aufbauen.

Es war aber in dem Rathe der Menschen anders beschlossen: Wirz sollte sterben, wofür er nach dem letzten Bericht der Geistlichen getröstet und gefaßt war.

Noch wurden vor dem Rathe die „Aussagen" des Bernhard Wirz (vermuthlich die Verhöre) verlesen und mit Einmuth beschlossen: „er solle dem neuen Rathe übergeben werden" (der zwar mit dem alten vereint war, hingegen Malefizsachen allein erledigte).

Mittwochs den 13. Mai 1705 fällte der neue Rath unter dem Vorsitz des Statthalter Landolt folgendes

Endurtheil.

Demnach Bernhard Wirz, so allhier gegenwärtig stehet, in allhiesige oberkeitliche Band und Verhaftung kommen und daselbst nicht ohne Pein und Marter bekennt und verjähen, daß er vor ungefähr 3 Jahren in Abwesenheit seines Tischherrn sich ohne desselben Vorwissen Tags und Nachts in hiesigem Antistitio aufgehalten, daselbst in Verrichtung allerhand Gepolters und Unwesens auf eine ganz gewissenlose Weise in seiner Person den Teufel agirt, an einer Nacht, als man ihn außer dem Hause zu sein vermeinte, in der Stuben, die Stegen hinunter geschlirpet, die Thüren zugeschletzt, welche Verrichtung dem Thun einer selig verstorbenen Person ähnlich, diefelbe in unbegründete und schwere Verschreiung und seine Hinterlassenen anstatt schuldigster Dankbarkeit für genossene vielfältige Gutthaten in äußerste Bekümmernuß und Schrecken gesetzt, sondern auch, nachdem eine lange Zeit dergleichen Unwesen unterlassen worden, er mit Werfung eines großen Steins die Stegen hinunter wiederum muthwilliger Dinge und

Digitized by Google

zwar bei angehender Nacht, als man in allem Gebet begriffen war dem Gepolter einen Anfang gemacht, zumal seinen Tischherren und Freund zu bereden getrachtet, daß man das vorgegebene Gespenst durch Jemanden vertreiben lassen wollte und während der Zeit mit unterschiedlichen Unzuchten sich schändlich besudelt und also hierdurch Gott und Menschen auf eine unverantwortliche Weise beleidigt (gefatzet), die Kirche Gottes in große Verschreiung gebracht, alle Ehrbarkeit geärgert, folglich göttlich, menschlich und natürlichem Gesetz, auch seinem getragenen Amte zuwider gehandelt und sich schwerlich versündiget habe, welches aber jetzt ihm von Grund seines Herzens leid sei, als ward hierauf zu ihm mit Recht gerichtet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, welcher ihm die Händ für sich binden, ihn hinaus auf die gewöhnliche Wahlstatt führen und ihm daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper wegschlagen solle, so daß ein Wagenrad zwischen dem Haupt und Körper durchgehen möge, womit er dann gänzlich gebüßt und dem weltlichen Gericht und Recht ein Genüge gethan haben solle. Und ob Jemand, wer der wäre, seinen Tod äferte oder änderte mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich alb Schuff gethan wurde, der und dieselben sollen in denen Banden stehen, in denen obbemeldter Bernet Wirz dießmal begriffen.

Helf dir Gott.

Actum Mittwoch den 13. Mai 1705.

Præs. Ikr. Obmann Blahrer und Neue Räth.

Wo ist in diesem Urtheil ein einziges Verbrechen angegeben, das nach rechtlichen Grundsätzen ein Todesurtheil zur Folge haben könnte? Die Gründe, auf welchen das Urtheil beruht, sind keine „rechtlichen". Es ist nicht einer davon, der ein eigentliches „Verbrechen" constatirt. Es kommt bei der Geschichte keine Zauberei und Lachsnerei vor, um damit Jemand um Geld zu prellen. Die Klingler und die Mägde im Hause bemerkten die abergläubische Furcht der Herrschaft und wußten dieselbe durch allerlei Gepolter und Geräusch, unter Vorgabe, das Gespenst (dem sie den spaßhaften Namen „Kragenwascher" beilegten) habe es gethan, so zu schrecken, daß sie gegenseitig und unbeachtet ihren jugendlichen Muth-

Digitized by Google

wollen ausüben konnten. Der unglückliche Pedell*) Wirz hatte, wie es scheint, mit Regula Klingler eine Liebschaft angeknüpft und gesellte sich zu der Spuckgesellschaft, um öftern Eingang in's Pfarrhaus zu finden und selbst zum Schutze der Familie des Antistes dahin gerufen zu werden. Als die Hauptperson unter den den Spuck ausführenden Individuen, war ihm die Hauptrolle zu Theil geworden, die er freilich zu seinem Verderben spielte. Der Hausknecht Kesselring nahm ebenfalls, wiewohl geringen Antheil an der Geschichte, um vertraute Verhältnisse mit den Mägden, namentlich mit der Grob, ungehindert fortsetzen zu können. Unglücklicher Weise wurde auch der Pächter Wyland (Wieland) im Hard beredt, zu sagen, er habe gemeint, es seien Pferde im Gut herum gelofen, sei aus dem Bette aufgestanden, um nachzusehen, aber es sei alles verschlossen gewesen und außerhalb des Hauses habe er nichts bemerkt. Als er einmal die Stubenthür im Hard aufgethan, sei ihm ein Schemel am Kopfe vorüber geflogen; auch seien zwei Hafen zerbrochen worden und er habe oft poltern gehört und dieses dem Antistes angezeigt, was aber Alles nicht wahr gewesen sei. Einem einfältigen Güterarbeiter konnte so etwas leicht in den Mund gelegt werden, was ihm aber langwierige Gefangenschaft und endlich ein Strafurtheil zuzog, welches hernach folgt. Auch der Schwager des Wyland, Hans Müller, ebenfalls von Thalweil gebürtig und als Wächter am Pfarrhause angestellt, wurde in die Spuckgeschichte hineingezogen, indem er zugab, bei dem Herunterwerfen eines Rostes durch die Haustreppe mitgewirkt und den Knecht Kesselring deßwegen geweckt zu haben, weiters aber nichts eingestand; er hatte hinsichtlich Gefangenschaft und Urtheil das gleiche Loos wie Wyland. Nachdem der Pedell hingerichtet war, gaben Mutter, Bruder und Schwager der namentlich wegen unzüchtigen Handlungen am stärksten beschuldigten Regula Klingler

*) Der Pedell war Abwart des Kirchenrathes. Bis im zweiten Dezennium des laufenden Jahrhunderts wurde diese Stelle nur einem ordinirten Geistlichen aufgetragen, der nebenbei gewöhnlich an einer Filialkirche Pfarrer war. Da der Antistes Präsident des Kirchenrathes war, so mußte der Pedell öfters in seine Wohnung kommen.

Digitized by Google

dem Rathe eine Bittschrift für letztere ein, worin die Angaben des Pedellen als von einem Missethäter herrührend und als unwahr dargestellt werden und die Bitte um Gnade ausgedrückt wird. Merkwürdig ist es, daß der junge Kesselring, dessen Verhaftung auf dem Rathhause beschlossen ward und der von der Grob sogar mit einer Vaterschaftsklage belastet war, in keine weitere Untersuchung gezogen wurde. Hinsichtlich seiner Person und der Regula Klingler ward erkannt, daß der „Handel" eingestellt und sämmtliche Kosten durch Herrn Groß (Großweibel, resp. den Fiscus) entrichtet werden sollen, freilich mit dem Zusatze, daß den Verwandten der Klingler instruirt werden soll, ihr Vermögen nicht aus dem Lande zu lassen. Dagegen wurden Pächter Wyland und sein Schwager Hans Müller verurtheilt: Es sollen beide, wegen der an ihrem Herrn verübten „Untreue", zweimal an der Stud ernsthaft gezüchtigt, dann vor den Stillstand zu Thalweil gestellt und ihnen ein Jahr lang alle ehrlichen Zusammenkünfte verboten sein. Die Elisabeth Grob wurde außer der ausgestandenen Gefangenschaft nicht einmal bestraft. Es heißt in ihrem Urtheil bloß: „daß selbige nunmehr der langwierigen Gefangenschaft entlassen und ihr (sogar) von dem im Antistitio zu fordern habenden Gelde 30 ℔ zugestellt werden, wobei ihr überlassen sein soll, entweder in ihre Heimath zu kehren oder in M. Gn. Herren Gericht und Gebiet über die Kindebette sich aufzuhalten."

Auffallend ist es auch, daß die Stellung der Anna Schädler, als ihr Aufenthalt in der Heimath einberichtet war, von dem Rathe nicht mehr verlangt ward, wie sich aus folgender Erkanntniß ergiebt: „Ueber den eingelangten Bericht des Pfarrer Wyßen zu Aarbon an seinen Herrn Schwäher, Herrn Amtmann Christoph Bodmer, darinnen er antipirt, daß die von dem hingerichteten Bernet Wirzen angeklagte, sowohl von Ihro Fürstl. Gnaden zu Konstanz und deroselben gesetztem Obervogt zu Aarbon, zur Stellung an allhiesiges Recht begehrte Anna Schädlerin, dermalen wiederum zu Aarbon sich befinde und daß man derselben Comparition vor dem Rechten dießmal vielleicht erhalten möchte, ward erkannt, daß dem Herrn Pfarrer durch seinen Schwäher verdeutet werden solle, daß M. Gn. Herren an seiner bezeugenden Vigilanz

Digitized by Google

eine gnädige Zufriedenheit bescheinen, indessen nit (nicht) gemeint sei, diese Person ferner zu begehren, wohl aber auf sie in hiesigen Gerichten und Gebieten oder anderstwo, wo man sie zu bekommen vermeinte, ein wachtbares Aug zu haben und möglichst zu trachten, daß sie zur Hand gebracht werden möge.

Actum Montags den 15. Juni 1705. Coram Senatu.

Als Verhörrichter funktionirten bei diesem Prozesse wechselsweise: Rathsherr Geßner, Zunftmeister Bodmer, Rathsherr Spöndli, Zunftmeister von Lähr und Zunftmeister Scheuchzer. Die meisten Verhöre wurden von den zwei erstgenannten aufgenommen.

II.

Pfarrer Wasers Prozeß und Hinrichtung.

Die Hinrichtung des Pfarrers Waser durch das Schwert am 27. Mai 1780 hat wie billig im Vaterlande wie im Auslande, großes Aufsehen und vielseitige Theilnahme für ein unglückliches Opfer der unverzeihlichsten Rache erregt. Achtungswürdige Gelehrte in Deutschland brachen den Stab über diese die Justiz des Kantons Zürich (in damaliger Zeit) ewig befleckende Handlung, die Gleim und Schlözer einen „Mord" nannten.

In Gottlieb Emanuel Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte (II. Bd. S. 387—390, Nro. 1583—1591) sind mehrere über Pfarrer Wasers Prozeß und Hinrichtung geschriebene Druckschriften angeführt, meistentheils leidenschaftliche Abhandlungen, mit Ausnahme einer einzigen, betitelt: „Beleuchtung des Waser'schen Prozesses, größtentheils aus den öffentlichen Acten und aus Schriften des Herrn Diacon Cramer und Lavater gezogen" (Berlin 1780); sie enthält folgende Stücke: 1) Wasers Gefängniß- und Todesgeschichte von Diacon und Leutpriester Cramer; 2) Wasers letzte Stunden von Diacon (nachmals Pfarrer) Joh. Casp. Lavater beschrieben; 3) Wasers Finalexamen; 4) das gerichtliche Urtheil über ihn vom 27. Mai 1780 und 5) Bericht der Geistlichen an den täglichen Rath über Wasern. Die vier ersten Stücke sind auch

Digitized by Google

in der „Helvetia“ von Balthasar, Bd. IV., S. 288 — 412 abgedruckt. Denselben geht die höchst interessante Sammlung aller Rathserkenntnisse, welche den Pfr. Waser betreffen, vor, und am Ende ist auch das Corpus delicti, welches Wasern auf das Blutgerüst brachte, nämlich seine Abhandlung: „Ursprung und Beschaffenheit des Kriegsfondes in Zürich“, aus Schlözer's Briefwechsel beigefügt. Unter der Ueberschrift: „Neue Aufschlüsse über Heinrich Wasers Prozeß und Hinrichtung, gezogen aus August Ludwig v. Schlözer's Biographie und Briefwechsel“, finden wir endlich im V. Bande der Helvetia den hierauf bezüglichen Briefwechsel Schlözer's mit Lavater, Gleim und Johannes Müller als Nachtrag zu der vorbemerkten Urkundensammlung. In der geschichtlichen Einleitung zu der „Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830 von J. J. Leuthy“ (Zürich 1843), ist Pfr. Wasers Leben, Prozeß und Hinrichtung nach einem Manuscripte kurz beschrieben, das von einer unparteiischen, gewandten Feder herrührt, worauf wir verweisen und hier bloß einige Notizen über Wasers Leben für diejenigen Leser beifügen, welche die angeführte Geschichte nicht besitzen.

Joh. Heinrich Waser, dieser in mancher Hinsicht große, außerordentliche Mann, ward im Jahr 1742 in Zürich geboren; er studirte Theologie, trat im Jahr 1764 in's Ministerium und war vom Jahr 1770 bis 1774 Pfarrer zum Kreuz bei Zürich, wo er übler Verwaltung des Kirchengutes und andern Dingen auf die Spur kam und durch seine öffentlichen Rügen einigen Hochgestellten zu nahe trat, was zur Folge hatte, daß er seiner Stelle als Pfarrer auf ungerechte Weise entsetzt wurde und sich dadurch rächte, daß er tiefer auch in die sog. Staatsverwaltung blickte und entdeckte, daß der sogenannte Kriegsfond, welcher bei der letzten Rechnung, den 14. Hornung 1774, 94,154 fl. 7 ß. betrug, seiner Bestimmung nach zu wohlfeilern Uniformen für junge Militärpflichtige hätte verwendet werden sollen, ja, daß vielleicht der Zins zur Bestreitung der Ausgaben hingereicht hätte, daß aber der genannte Fond theils zu Ausgaben für die Festungswerke der Stadt, theils zu Besoldungen, nur ein Theil an den Zins gelegt, und somit nicht seiner Bestimmung nach verwendet ward. Den Aufsatz

Digitized by Google

Herüber schickte er an Hofrath Schlözer in Göttingen, um denselben in seinem statistischen Briefwechsel einzurücken. Dadurch waren nun die Rachegeister heraufbeschworen: er wurde von ihnen ergriffen, Frau und Kindern entrissen und in die Gefangenschaft geworfen, an Ketten und Bande geschlossen und endlich, als des Hochverraths an Vaterland und Obrigkeit und der Aufreizung zum Aufruhr ꝛc. schuldig erklärt, hingerichtet. Wie Wasern ein edler, menschenfreundlicher Charakter innwohnte, so zierten ihn besonders große und gründliche Kenntnisse, namentlich in geschichtlichen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und er gab in Zeit von 5 Jahren mehrere lehrreiche und nützliche Werke im Drucke heraus. Daneben war der thätige Waser ein fleißiger Correspondent des Prof. Schlözer in Göttingen für dessen Zeitschrift, betitelt: „Briefwechsel meist humoristischen und politischen Inhalts". Im VI. Bande dieser Zeitschrift, worin Wasers Corpus delicti, der Aufsatz über den Kriegsfond von Zürich steht, finden sich noch drei andere gehaltreiche Abhandlungen von ihm, nämlich: 1) „Bevölkerung des Kantons Zürich, in verschiedenen Zeitaltern; 2) „Schweizerblut und Franzgeld, politisch gegen einander abgewogen" und 3) „Disputen in Zürich über das Staatsrecht dieses Kantons bei Gelegenheit der französischen Allianz." Die beiden letztern Abhandlungen hatten, obschon sie bei Wasers Prozeß nur in den Hintergrund gestellt wurden, die Gemüther einiger Herren wohl ebenso heftig gegen ihn aufgereizt, als der zum Kapitalverbrechen erhobene Aufsatz über den Kriegsfond.

Nach allem dem, was über Wasers Prozeß schon im Drucke erschienen ist, kann es nicht in unserer Absicht liegen, eine neue Darstellung desselben abzufassen; dagegen wollen wir zwei noch wenig bekannte Aktenstücke zur Würdigung desselben hier folgen lassen. Das eine ist eine Broschüre, betitelt: „Waser" (gedruckt 1780, ohne Angabe des Druckortes), wie man vermuthete, von einem gelehrten Deutschen, Namens Wekherling, herrührend; das andere, ebenfalls eine Broschüre, führt den Titel: „Ueber Wasern und seinen Prozeß, an Herrn Canonicus Gleim, von W. G. Becker, nebst Herrn Prof. Schlözer's zerstreuten Anmerkungen darüber (Frankfurt am Main 1782)." Wir lassen diese

Digitized by Google

Schriften ausführlich auf einander folgen als Beitrag zu den oben angeführten, schon bekannten Actenstücken.

---

1. Waser.

Unter allen Aemtern der menschlichen Einrichtung ist das Amt der Gerechtigkeit das schrecklichste und zu gleicher Zeit jenes, worin die Fehler am gefährlichsten sind. Der Streiter, der in jenem eigensinnigen Spiel des Krieges als ein Opfer seines Ehrgeizes fällt, der Wandersmann, der unter dem Dolch des Räubers erblaßt, haben noch den Trost, daß sie wenigstens mit Ehren sterben. Ein Denkmal über ihrem Grab verschönert öfters ihr Unglück. Wenn die Nachwelt sich ihrer erinnert, so ist's, um sie zu bedauern oder zu bewundern. Ohne Hoffnung aber ist jener Elende verloren, welcher von der Faust der Justiz erwürgt wird. Man nennt seinen Namen nicht anders als mit Abscheu. Die Schande verfolgt ihn noch über das Grab hinüber. — Und was das Traurigste ist, sie trifft öfters eine ganze Generation. Hat es einer der größten Monarchen der Erde nicht übel empfunden, daß man gegenwärtig die Gerechtigkeit für einen mitleidswürdigen Grafen Lally reclamirt: war es dem Herrn von Voltaire und den Philosophen, die sich mit ihm verbanden, erlaubt, die Rechte der Menschheit für Calas anzurufen: was sollte mich abhalten, die Ehrenrettung eines ebenso unglücklichen — und vielleicht ebenso unschuldigen — Opfers zu unternehmen. Das Ansehen der Magistrate muß die Stimme der Natur nicht überwiegen, sonst wäre das Schicksal der Menschen noch bedauernswürdiger als das Schicksal der Thiere. Kein Fleischer beschwert sich, daß das Thier, welches er erwürgt, über seinen Tod seufzt. Die Geschichte Heinrich Wasers, welcher durch einen Rechtsspruch am 27. Mai 1780 zu Zürich hingerichtet wurde, steht dicht an der Seite der Calas ꝛc. ꝛc. und die Nachwelt wird aussprechen, welchen Platz sie unter den Flecken unseres Jahrhunderts einnehmen soll. Jene war ein Denkmal der fanatischen Justiz, diese ist ein Denkmal der parteiischen Völker; vernehmet weit und breit meine Stimme: jedes ungerechte Urtheil ist nicht mehr als ein gesetzmäßiger Mord!

Digitized by Google

Der Soldat, der seinen Feind dahin streckt, kann es noch für einen Preis seiner Tapferkeit auslegen. Der Räuber, der einen Wanderer übermannt, kann sich mit der Nothwendigkeit seiner Selbsterhaltung entschuldigen. Beide haben wenigstens ihr eigenes Leben daran gesetzt. Aber womit kann sich der Tyrann auf dem Richterstuhl entschuldigen, der mit kaltem Blute mordet? Wann die übrigen noch von der Furcht vor den Folgen beunruhigt werden, so richtet er mit völliger Sicherheit unter dem Schutz der Gesetze hin. Ihn kostet's die Bewegung des Fingers, seinen Nebenbürger aus dem Schooße seiner Familie herauszureißen und durch die niederträchtigen Werkzeuge seines Amts aufzuopfern. Er hat sogar noch den Vortheil, daß er seine Handlung mit dem schönen Titel der Ausübung der Gerechtigkeit schmücken kann. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Binde, welche die Griechen der Justiz um die Augen gaben, ihre Bestimmung verändert hat. Sie dient nicht mehr, um die Gerechtigkeit selbst zu blenden, sondern zu einer Blende, welche diese dem Publikum an die Augen wirft. Wie nützlich ist's also, Thathandlungen zu sammeln, welche den Thron dieser Tyrannen erschüttern, welche der Menschheit über den Mißbrauch der Justiz die Augen öffnen können. Die Folge wird zeigen, ob es mir hierin glücken werde. Ich werde den Gegenstand als Rechtsforscher, als Philosoph und Bürger betrachten. Und, weit entfernt, mich durch Menschenfurcht abhalten zu lassen, meine Feder der gekränkten Menschheit zu weihen, halte ich es vielmehr für die erste nützliche Anwendung derselben.

Von dem Leben und dem eigentlichen Zusammenhang der Criminalgeschichte Heinrich Wasers weiß das Publikum sehr wenig; denn ist es nicht einer der Handgriffe der Justiz, ihre Prozeduren in's Dunkel zu verhüllen? Vergebens bemühen sich die neuern Philosophen, uns unaufhörlich vorzustellen, daß keine vollkommenere, weisere und edlere Gerichtsform sei, als die in England, weil der Prozeß öffentlich, im Angesicht des Publikums, abgehandelt wird. Vergebens verlangen sie, daß wir anstatt der heimlichen und zu tausend Fehlern Anlaß gebenden Inquisition, ein öffentliches Verfahren in unsere Criminaltribunale einführen sollen. Es gibt in der Sittenlehre ebenso unheilbare

Krankheiten, wie in der Physik. Alles, was man von dem ehemaligen Pfarrer Waser weiß, ist, daß er ein Mann von Verdiensten war, daß er im Fache der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften erhebliche Fähigkeiten hatte — ein Umstand, der ihn schon der Achtung seiner Richter an sich würdig gemacht haben sollte; daß er sich mit einer Offenmüthigkeit und Wahrheit im Verhöre verhielte und mit einer Standhaftigkeit und Resignation auf's Blutgerüste ging, die ihm ihr Erbarmen verdienen, die alle Welt für ihn interessiren mußte: kurz, die ein wahrer Character der geopferten Unschuld ist.

Hier ist's, wie man seinen Hingang beschreibt. „Ich war auf meiner Reise durch die Schweiz, den 27. Mai (1780) in Zürich und ich theile ihnen als ein reisender Beobachter eine Begebenheit mit, welche für fühlbare Seelen äußerst rührend ist; nämlich die Enthauptung Heinrich Wasers, gewesenen Pfarrers. Das obergerichtliche Urtheil, so hiebei öffentlich abgelesen wurde, lautet von Wort zu Wort so:

„Nachdem Heinrich Waser von hier, der unglückliche Mann so hier gegenwärtig stehet, gefänglich eingezogen worden ist, und hernach in obrigkeitlichen Banden und Verhaft, ohne Pein und Marter, bekannt hat, daß er mit gänzlicher Beiseitsetzung aller schuldigen, und demselben theuer geschworenen Pflichten, eine lügenhafte ganz erdichtete, und einzig und allein zu Erregung Unruhe und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den Druck öffentlich bekannt machen lassen, überdas verschiedene ihm zum Durchsehen und allenfalls zur benöthigten Ausbesserung der in den davon gemachten Abschriften befindlichen Fehler anvertraute, dem Stande höchstwichtige Originaldokumente, auf eine äußerst gefährliche Weise, hinterhalten, zu wiederholten Malen höchst frech abgeläugnet, um solche sich in der treulosen und landesverrätherischen Absicht, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts, im äußersten Fall der Noth damit Repressalien gegen sein Vaterland, mit welchem er in keiner Verbindlichkeit mehr zu stehen beglaubt gewesen, zu gebrauchen, zugeeignet, mithin, soviel bei ihm gestanden, sein Vaterland in Gefahr, Ver-

Digitized by Google

wirrung und Unglück zu stürzen bedacht gewesen, und sofort an verschiedenen öffentlichen Stellen, an welchen ihm ungehinderter Zutritt gestattet und unbegränztes Zutrauen geschenkt war, sehr viele und zum Theil sehr beträchtliche Defraudationen auf die niederträchtigste und verwerflichste Weise ausgeübt, und durch solche verschiedene Handlungen auf eine pflichtvergessene, treulose und meineidige Weise sich gegen das gemeine Wesen und liebe Vaterland auf das sträflichste vergangen habe, welches er aber nunmehr von Herzen bereue und erkenne, wie unaussprechlich er gefehlt habe, auch Gott und seine Obrigkeit um gnädige Verzeihung aller seiner schweren Verbrechen innigst bitte: als wird hierauf zu ihm mit Recht gerichtet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, der ihm die Hände vor sich binden, ihn auf die gewöhnliche Wahlstatt führen und ihm daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper wegschlagen soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Bei diesem Auftritte, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, bezeugte er große Unerschrockenheit, große Gegenwart des Geistes und eine ausnehmende Heiterkeit und Ruhe des Gemüths. Zum öftern wandte er ganz gelassen seine Blicke gegen den Rathssekretär hinauf, der ihm sein Urtheil vorlas, und hörte ihm aufmerksam zu. Sein Gebet war voll Vertrauen zu Gott, inbrünstig, aber nicht ängstlich. Mit sanften Augen sah er auf die Menge der Zuschauer. Ein zufriedenes und heiteres Lächeln war über sein Gesicht verbreitet. Sein Gang glich dem Zustand seiner Seele, war fest und beherzt. Viele Anwesende vergossen Thränen der Wehmuth. Verschiedene Personen verließen an diesem Tage die Stadt, und nicht wenige Häuser auf der Straße, wodurch er auf den Richtplatz geführt wurde, waren ganz verschlossen und wie unbewohnt. Selbst den Scharfrichter, der ihm die Hände band, sah man bewegt. Im kleinen Rath stimmten 21 Glieder gegen 18 zum Tod, und im Blutrathe waren 12 Stimmen zum Tode und 8 zum Leben. Lasset uns die Urkunde entwickeln. Die Vergehung des Hingerichteten besteht demnach, wie das Urtheil spricht, in einem bösen Vorhaben. Nun hat kein Gesetz auf der Erde

Digitized by Google

jemals den Willen bestraft. Die Handlung allein ist der strafenden Macht Gegenstand. In diesem Grundsatz haben sich alle Gesetzgeber, so auf der Welt lebten, gute und Tirannen, vereiniget. Denn war auch, von Seiten des Gewissens betrachtet, der feste Vorsatz eines Verbrechens so verabscheuungswürdig, als die That selbst ist, so kann doch kein Richter, der weder das Herz prüfen, noch Gedanken, die nicht durch öffentliche Handlung an Tag gelegt sind, ergründen kann, bestrafen, was er nicht weiß. Hier ist also die erste wesentliche Unvollkommenheit am Urtheil.

Nun wollen wir die angeführten Data selbst betrachten. Deliquent hat eine lügenhafte und ganz erdichtete Schrift gedruckt. Wohlan. Wenn sie lügenhaft war, was konnte sie also für Schaden bringen? Der Wahrheit allein ist das heilige Recht vorbehalten, einen sichern und soliden Eindruck zu machen. Die Lüge führt dieses Eigene mit sich, daß sie ihren Urheber selbst bestraft. **Solent mendaces luere poenas malefici.**

Gesetzt, diese Schrift bezöge sich auf Entdeckung gewisser Staatsgeheimnisse, gewisser dem Interesse des Standes nachtheiliger Züge, sie seien von welcher Art sie wollen; welcher aufgeklärte Nachbar wird darauf fußen, ohne tüchtigere Beilagen zum Beweis der darin enthaltenen Daten zu haben? Man müßte von der Politik der Nebenstände des Kanton Zürich sehr seichte Begriffe fassen, wenn man ihnen zutrauen dürfte, daß sie auf eine dergleichen Urkunde eine ernsthafte Maßregel gründeten. Wer sich nur ein wenig in der Praktik der Kabinette umgeschaut hat, der weiß, wie vorsichtig man im Gebrauch der Nachrichten ist. Ueberdieß, wenn diese erdichtete Schrift jemals fähig war, irgend einen Nachbar zu einer Maßregel zu verleiten, so verdiente Waser eine Ehrensäule von der Republik, statt des Todes, indem die Operation falsch war. Ein Spion im Feld, der glücklich genug wäre, die feindliche Armee zu einem falschen Marsch zu verleiten, würde vermuthlich vom General glänzend belohnt werden.

Unterdessen ist zu vermuthen erlaubt, von welcher Gattung die Schrift ist. Das Urtheil beruft sich auf den öffentlichen Druck. Nun kennt man keine öffentliche Schrift vom ehemaligen Pfarrer Waser, wenigstens nicht in der Materie der Staatssachen, als

Digitized by Google

erſtlich jene Phantaſie, welche man unter dem Titel: „Schweizerblut und Franzgeld“ in dem beliebten Schlözer'ſchen Briefwechſel mit Vergnügen geleſen hat. Dieſe Schrift, wenn man ſie mit kritiſchen und geübten Augen anſieht, hat keinen andern Endzweck, als einen bloßen Zeitvertreib der Muſe. In Privatanſicht iſt ſie ein Meiſterſtück der Vaterlandsliebe, und in der That, wofern ſich irgend Jemand dadurch beleidigt zu finden Anlaß hätte, ſo müßte es der franzöſiſche Hof ſein. Der Inhalt zielt eigentlich darauf, zu zeigen, daß die Schweiz von ihrer Verbindung mit Frankreich Schaden habe. Dieſes Sujet führt der Verfaſſer mit einem Geiſt und ſelbſt mit Gründen aus, welche ſeinem Fleiße und ſeiner Denkungsart Hochachtung erwerben.

„Der Marquis de Louvois“, ſo fängt er an, „ſoll einſt zu Ludwig XIV., in Gegenwart des General Stuppa, ſchweizeriſchen Abgeſandten, geſprochen haben: Sire, wenn Ew. Majeſtät das Gold und Silber hätten, das ſie und ihre königlichen Vorfahrer den Schweizern gegeben haben, ſo könnte man damit die Landſtraße von Paris bis Baſel in Thalern überdecken. — Sire, fiel hiebei der General Stuppa ein, dieß mag ſein. Aber, wäre es möglich, alles Blut, ſo unſere Nation für Frankreich vergoſſen, zuſammen zu bringen, man könnte damit einen Kanal von Baſel bis Paris führen“. Solche Bonmots nun nimmt der Verfaſſer zum Stoff, um, nach Art der Theologen, von welcher Schule er war, eine Diſſertation darüber zu halten. Nachdem er beide Ingredienzen auf eine diplomatiſche und arithmetiſche Waage gegen einander gebracht hat, ſo endigt er mit folgendem Reſultat: „die Schweiz bezog von 1474 bis 1715 (dem angegebenen ausführlichen Kalkul gemäß) für ihre der Krone Frankreichs gegebene Menſchheit in Summa 1,146,868,623 Gulden. Baſel liegt von Paris, die Umwege mit eingerechnet, 658,000 Fuß ab. Die Breite der Straße, auf 24 Fuß angenommen, ergibt ſich eine Oberfläche in Allem von 15,792,000 Fuß. Mit hundert Laubthalern kann man einen Quadratfuß überlegen. Folglich erfordert das Pflaſter von Baſel bis Paris 1,579,200,000 Thaler.“ „Vice verſa: das berühmte ſchwediſche Tabellwerk legt jedem Menſchen einen vierfachen Werth bei, welche im Durchſchnitt den Totalwerth eines Menſchen

Digitized by Google

dem Rathe eine Bittschrift für letztere ein, worin die Angaben des Pedellen als von einem Missethäter herrührend und als unwahr dargestellt werden und die Bitte um Gnade ausgedrückt wird. Merkwürdig ist es, daß der junge Kesselring, dessen Verhaftung auf dem Rathhause beschlossen ward und der von der Grob sogar mit einer Vaterschaftsklage belastet war, in keine weitere Untersuchung gezogen wurde. Hinsichtlich seiner Person und der Regula Klingler ward erkannt, daß der „Handel" eingestellt und sämmtliche Kosten durch Herrn Groß (Großweibel, resp. den Fiscus) entrichtet werden sollen, freilich mit dem Zusatze, daß den Verwandten der Klingler instruirt werden soll, ihr Vermögen nicht aus dem Lande zu lassen. Dagegen wurden Pächter Wyland und sein Schwager Hans Müller verurtheilt: Es sollen beide, wegen der an ihrem Herrn verübten „Untreue", zweimal an der Stud ernsthaft gezüchtigt, dann vor den Stillstand zu Thalweil gestellt und ihnen ein Jahr lang alle ehrlichen Zusammenkünfte verboten sein. Die Elisabeth Grob wurde außer der ausgestandenen Gefangenschaft nicht einmal bestraft. Es heißt in ihrem Urtheil bloß: „daß selbige nunmehr der langwierigen Gefangenschaft entlassen und ihr (sogar) von dem im Antistitio zu fordern habenden Gelde 30 ℔ zugestellt werden, wobei ihr überlassen sein soll, entweder in ihre Heimath zu kehren oder in M. Gn. Herren Gericht und Gebiet über die Kindebette sich aufzuhalten."

Auffallend ist es auch, daß die Stellung der Anna Schädler, als ihr Aufenthalt in der Heimath einberichtet war, von dem Rathe nicht mehr verlangt ward, wie sich aus folgender Erkanntniß ergiebt: „Ueber den eingelangten Bericht des Pfarrer Wyßen zu Aarbon an seinen Herrn Schwäher, Herrn Amtmann Christoph Bodmer, darinnen er antipirt, daß die von dem hingerichteten Bernet Wirzen angeklagte, sowohl von Ihro Fürstl. Gnaden zu Konstanz und deroselben gesetztem Obervogt zu Aarbon, zur Stellung an allhiesiges Recht begehrte Anna Schädlerin, dermalen wiederum zu Aarbon sich befinde und daß man derselben Comparition vor dem Rechten dießmal vielleicht erhalten möchte, ward erkannt, daß dem Herrn Pfarrer durch seinen Schwäher verdeutet werden solle, daß M. Gn. Herren an seiner bezeugenden Vigilanz

Digitized by Google

eine gnädige Zufriedenheit bescheinen, indessen nit (nicht) gemeint sei, diese Person ferner zu begehren, wohl aber auf sie in hiesigen Gerichten und Gebieten oder anderstwo, wo man sie zu bekommen vermeinte, ein wachtbares Aug zu haben und möglichst zu trachten, daß sie zur Hand gebracht werden möge.

Actum Montags den 15. Juni 1705. Coram Senatu.

Als Verhörrichter funktionirten bei diesem Prozesse wechselsweise: Rathsherr Geßner, Zunftmeister Bodmer, Rathsherr Spöndli, Zunftmeister von Lähr und Zunftmeister Scheuchzer. Die meisten Verhöre wurden von den zwei erstgenannten aufgenommen.

II.

Pfarrer Wasers Prozeß und Hinrichtung.

Die Hinrichtung des Pfarrers Waser durch das Schwert am 27. Mai 1780 hat wie billig im Vaterlande wie im Auslande, großes Aufsehen und vielseitige Theilnahme für ein unglückliches Opfer der unverzeihlichsten Rache erregt. Achtungswürdige Gelehrte in Deutschland brachen den Stab über diese die Justiz des Kantons Zürich (in damaliger Zeit) ewig befleckende Handlung, die Gleim und Schlözer einen „Mord“ nannten.

In Gottlieb Emanuel Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte (II. Bd. S. 387—390, Nro. 1583—1591) sind mehrere über Pfarrer Wasers Prozeß und Hinrichtung geschriebene Druckschriften angeführt, meistentheils leidenschaftliche Abhandlungen, mit Ausnahme einer einzigen, betitelt: „Beleuchtung des Waser'schen Prozesses, größtentheils aus den öffentlichen Acten und aus Schriften des Herrn Diacon Cramer und Lavater gezogen“ (Berlin 1780); sie enthält folgende Stücke: 1) Wasers Gefängniß- und Todesgeschichte von Diacon und Leutpriester Cramer; 2) Wasers letzte Stunden von Diacon (nachmals Pfarrer) Joh. Casp. Lavater beschrieben; 3) Wasers Finalexamen; 4) das gerichtliche Urtheil über ihn vom 27. Mai 1780 und 5) Bericht der Geistlichen an den täglichen Rath über Wasern. Die vier ersten Stücke sind auch

Digitized by Google

in der „Helvetia“ von Balthasar, Bd. IV., S. 288 — 412 abgedruckt. Denselben geht die höchst interessante Sammlung aller Rathserkenntnisse, welche den Pfr. Waser betreffen, vor, und am Ende ist auch das Corpus delicti, welches Wasern auf das Blutgerüst brachte, nämlich seine Abhandlung: „Ursprung und Beschaffenheit des Kriegsfondes in Zürich“, aus Schlözer's Briefwechsel beigefügt. Unter der Ueberschrift: „Neue Aufschlüsse über Heinrich Wasers Prozeß und Hinrichtung, gezogen aus August Ludwig v. Schlözer's Biographie und Briefwechsel“, finden wir endlich im V. Bande der Helvetia den hierauf bezüglichen Briefwechsel Schlözer's mit Lavater, Gleim und Johannes Müller als Nachtrag zu der vorbemerkten Urkundensammlung. In der geschichtlichen Einleitung zu der „Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830 von J. J. Leuthy“ (Zürich 1843), ist Pfr. Wasers Leben, Prozeß und Hinrichtung nach einem Manuscripte kurz beschrieben, das von einer unparteiischen, gewandten Feder herrührt, worauf wir verweisen und hier bloß einige Notizen über Wasers Leben für diejenigen Leser beifügen, welche die angeführte Geschichte nicht besitzen.

Joh. Heinrich Waser, dieser in mancher Hinsicht große, außerordentliche Mann, ward im Jahr 1742 in Zürich geboren; er studirte Theologie, trat im Jahr 1764 in's Ministerium und war vom Jahr 1770 bis 1774 Pfarrer zum Kreuz bei Zürich, wo er übler Verwaltung des Kirchengutes und andern Dingen auf die Spur kam und durch seine öffentlichen Rügen einigen Hochgestellten zu nahe trat, was zur Folge hatte, daß er seiner Stelle als Pfarrer auf ungerechte Weise entsetzt wurde und sich dadurch rächte, daß er tiefer auch in die sog. Staatsverwaltung blickte und entdeckte, daß der sogenannte Kriegsfond, welcher bei der letzten Rechnung, den 14. Hornung 1774, 94,154 fl. 7 ß. betrug, seiner Bestimmung nach zu wohlfeilern Uniformen für junge Militärpflichtige hätte verwendet werden sollen, ja, daß vielleicht der Zins zur Bestreitung der Ausgaben hingereicht hätte, daß aber der genannte Fond theils zu Ausgaben für die Festungswerke der Stadt, theils zu Besoldungen, nur ein Theil an den Zins gelegt, und somit nicht seiner Bestimmung nach verwendet ward. Den Aufsatz

Digitized by Google

Hierüber schickte er an Hofrath Schlözer in Göttingen, um denselben in seinem statistischen Briefwechsel einzurücken. Dadurch waren nun die Rachegeister heraufbeschworen: er wurde von ihnen ergriffen, Frau und Kindern entrissen und in die Gefangenschaft geworfen, an Ketten und Bande geschlossen und endlich, als des Hochverraths an Vaterland und Obrigkeit und der Aufreizung zum Aufruhr ꝛc. schuldig erklärt, hingerichtet. Wie Wasern ein edler, menschenfreundlicher Charakter innwohnte, so zierten ihn besonders große und gründliche Kenntnisse, namentlich in geschichtlichen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und er gab in Zeit von 5 Jahren mehrere lehrreiche und nützliche Werke im Drucke heraus. Daneben war der thätige Waser ein fleißiger Correspondent des Prof. Schlözer in Göttingen für dessen Zeitschrift, betitelt: „Briefwechsel meist humoristischen und politischen Inhalts". Im VI. Bande dieser Zeitschrift, worin Wasers Corpus delicti, der Aufsatz über den Kriegsfond von Zürich steht, finden sich noch drei andere gehaltreiche Abhandlungen von ihm, nämlich: 1) „Bevölkerung des Kantons Zürich, in verschiedenen Zeitaltern; 2) „Schweizerblut und Franzgeld, politisch gegen einander abgewogen" und 3) „Disputen in Zürich über das Staatsrecht dieses Kantons bei Gelegenheit der französischen Allianz." Die beiden letztern Abhandlungen hatten, obschon sie bei Wasers Prozeß nur in den Hintergrund gestellt wurden, die Gemüther einiger Herren wohl ebenso heftig gegen ihn aufgereizt, als der zum Kapitalverbrechen erhobene Aufsatz über den Kriegsfond.

Nach allem dem, was über Wasers Prozeß schon im Drucke erschienen ist, kann es nicht in unserer Absicht liegen, eine neue Darstellung desselben abzufassen; dagegen wollen wir zwei noch wenig bekannte Aktenstücke zur Würdigung desselben hier folgen lassen. Das eine ist eine Broschüre, betitelt: „Waser" (gedruckt 1780, ohne Angabe des Druckortes), wie man vermuthete, von einem gelehrten Deutschen, Namens Wekherling, herrührend; das andere, ebenfalls eine Broschüre, führt den Titel: „Ueber Waserns und seinen Prozeß, an Herrn Canonicus Gleim, von W. G. Becker, nebst Herrn Prof. Schlözer's zerstreuten Anmerkungen darüber (Frankfurt am Main 1782)." Wir lassen diese

Digitized by Google

Schriften ausschließlich auf einander folgen als Beitrag zu den oben angeführten, schon bekannten Actenstücken.

---

1. Waser.

Unter allen Aemtern der menschlichen Einrichtung ist das Amt der Gerechtigkeit das schrecklichste und zu gleicher Zeit jenes, worin die Fehler am gefährlichsten sind. Der Streiter, der in jenem eigensinnigen Spiel des Krieges als ein Opfer seines Ehrgeizes fällt, der Wandersmann, der unter dem Dolch des Räubers erblaßt, haben noch den Trost, daß sie wenigstens mit Ehren sterben. Ein Denkmal über ihrem Grab verschönert öfters ihr Unglück. Wenn die Nachwelt sich ihrer erinnert, so ist's, um sie zu bedauern oder zu bewundern. Ohne Hoffnung aber ist jener Elende verloren, welcher von der Faust der Justiz erwürgt wird. Man nennt seinen Namen nicht anders als mit Abscheu. Die Schande verfolgt ihn noch über das Grab hinüber. — Und was das Traurigste ist, sie trifft öfters eine ganze Generation. Hat es einer der größten Monarchen der Erde nicht übel empfunden, daß man gegenwärtig die Gerechtigkeit für einen mitleidswürdigen Grafen Lally reclamirt: war es dem Herrn von Voltaire und den Philosophen, die sich mit ihm verbanden, erlaubt, die Rechte der Menschheit für Calas anzurufen: was sollte mich abhalten, die Ehrenrettung eines ebenso unglücklichen — und vielleicht ebenso unschuldigen — Opfers zu unternehmen. Das Ansehen der Magistrate muß die Stimme der Natur nicht überwiegen, sonst wäre das Schicksal der Menschen noch bedauernswürdiger als das Schicksal der Thiere. Kein Fleischer beschwert sich, daß das Thier, welches er erwürgt, über seinen Tod seufzt. Die Geschichte Heinrich Wasers, welcher durch einen Rechtsspruch am 27. Mai 1780 zu Zürich hingerichtet wurde, steht dicht an der Seite der Calas ꝛc. ꝛc. und die Nachwelt wird aussprechen, welchen Platz sie unter den Flecken unseres Jahrhunderts einnehmen soll. Jene war ein Denkmal der fanatischen Justiz, diese ist ein Denkmal der parteiischen Völker; vernehmet weit und breit meine Stimme: jedes ungerechte Urtheil ist nicht mehr als ein gesetzmäßiger Mord!

Digitized by Google

Der Soldat, der seinen Feind dahin streckt, kann es noch für einen Preis seiner Tapferkeit auslegen. Der Räuber, der einen Wanderer überrannt, kann sich mit der Nothwendigkeit seiner Selbsterhaltung entschuldigen. Beide haben wenigstens ihr eigenes Leben daran gesetzt. Aber womit kann sich der Tyrann auf dem Richterstuhl entschuldigen, der mit kaltem Blute mordet? Wann die übrigen noch von der Furcht vor den Folgen beunruhigt werden, so richtet er mit völliger Sicherheit unter dem Schutz der Gesetze hin. Ihn kostet's die Bewegung des Fingers, seinen Nebenbürger aus dem Schooße seiner Familie herauszureißen und durch die niederträchtigen Werkzeuge seines Amts aufzuopfern. Er hat sogar noch den Vortheil, daß er seine Handlung mit dem schönen Titel der Ausübung der Gerechtigkeit schmücken kann. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Binde, welche die Griechen der Justiz um die Augen gaben, ihre Bestimmung verändert hat. Sie dient nicht mehr, um die Gerechtigkeit selbst zu blenden, sondern zu einer Blende, welche diese dem Publikum an die Augen wirft. Wie nützlich ist's also, Thathandlungen zu sammeln, welche den Thron dieser Tyrannen erschüttern, welche der Menschheit über den Mißbrauch der Justiz die Augen öffnen können. Die Folge wird zeigen, ob es mir hierin glücken werde. Ich werde den Gegenstand als Rechtsforscher, als Philosoph und Bürger betrachten. Und, weit entfernt, mich durch Menschenfurcht abhalten zu lassen, meine Feder der gekränkten Menschheit zu weihen, halte ich es vielmehr für die erste nützliche Anwendung derselben.

Von dem Leben und dem eigentlichen Zusammenhang der Criminalgeschichte Heinrich Wasers weiß das Publikum sehr wenig; denn ist es nicht einer der Handgriffe der Justiz, ihre Prozeduren in's Dunkel zu verhüllen? Vergebens bemühen sich die neuern Philosophen, uns unaufhörlich vorzustellen, daß keine vollkommenere, weisere und edlere Gerichtsform sei, als die in England, weil der Prozeß öffentlich, im Angesicht des Publikums, abgehandelt wird. Vergebens verlangen sie, daß wir diese Form nachahmen; daß wir anstatt der heimlichen und zu tausend Fehlern Anlaß gebenden Inquisition, ein öffentliches Verfahren in unsere Criminaltribunale einführen sollen. Es gibt in der Sittenlehre ebenso unheilbare

Digitized by Google

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Digitized by Google

wirrung und Unglück zu stürzen bedacht gewesen, und sofort an verschiedenen öffentlichen Stellen, an welchen ihm ungehinderter Zutritt gestattet und unbegränztes Zutrauen geschenkt war, sehr viele und zum Theil sehr beträchtliche Diebereien auf die niederträchtigste und verwerflichste Weise ausgeübt, und durch solche verschiedene Handlungen auf eine pflichtvergessene, treulose und meineidige Weise sich gegen das gemeine Wesen und liebe Vaterland auf das sträflichste vergangen habe, welches er aber nunmehr von Herzen bereue und erkenne, wie unaussprechlich er gefehlt habe, auch Gott und seine Obrigkeit um gnädige Verzeihung aller seiner schweren Verbrechen innigst bitte: als wird hierauf zu ihm mit Recht gerichtet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, der ihm die Hände vor sich binden, ihn auf die gewöhnliche Wahlstatt führen und ihm daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper wegschlagen soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Bei diesem Auftritte, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, bezeugte er große Unerschrockenheit, große Gegenwart des Geistes und eine ausnehmende Heiterkeit und Ruhe des Gemüths. Zum öftern wandte er ganz gelassen seine Blicke gegen den Rathssekretär hinauf, der ihm sein Urtheil vorlas, und hörte ihm aufmerksam zu. Sein Gebet war voll Vertrauen zu Gott, inbrünstig, aber nicht ängstlich. Mit sanften Augen sah er auf die Menge der Zuschauer. Ein zufriedenes und heiteres Lächeln war über sein Gesicht verbreitet. Sein Gang glich dem Zustand seiner Seele, war fest und beherzt. Viele Anwesende vergossen Thränen der Wehmuth. Verschiedene Personen verließen an diesem Tage die Stadt, und nicht wenige Häuser auf der Straße, wodurch er auf den Richtplatz geführt wurde, waren ganz verschlossen und wie unbewohnt. Selbst den Scharfrichter, der ihm die Hände band, sah man bewegt. Im kleinen Rath stimmten 21 Glieder gegen 18 zum Tod, und im Blutrathe waren 12 Stimmen zum Tode und 8 zum Leben. Lasset uns die Urkunde entwickeln. Die Vergehung des Hingerichteten besteht demnach, wie das Urtheil spricht, in einem bösen Vorhaben. Nun hat kein Gesetz auf der Erde

Digitized by Google

Krankheiten, wie in der Physik. Alles, was man von dem ehemaligen Pfarrer Waser weiß, ist, daß er ein Mann von Verdiensten war, daß er im Fache der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften erhebliche Fähigkeiten hatte — ein Umstand, der ihn schon der Achtung seiner Richter an sich würdig gemacht haben sollte; daß er sich mit einer Offenmüthigkeit und Wahrheit im Verhöre verhielte und mit einer Standhaftigkeit und Resignation auf's Blutgerüste ging, die ihm ihr Erbarmen verdienen, die alle Welt für ihn interessiren mußte: kurz, die ein wahrer Character der geopferten Unschuld ist.

Hier ist's, wie man seinen Hingang beschreibt. „Ich war auf meiner Reise durch die Schweiz, den 27. Mai (1780) in Zürich und ich theile ihnen als ein reisender Beobachter eine Begebenheit mit, welche für fühlbare Seelen äußerst rührend ist; nämlich die Enthauptung Heinrich Wasers, gewesenen Pfarrers. Das obergewichtliche Urtheil, so hiebei öffentlich abgelesen wurde, lautet von Wort zu Wort so:

„Nachdem Heinrich Waser von hier, der unglückliche Mann so hier gegenwärtig stehet, gefänglich eingezogen worden ist, und hernach in obrigkeitlichen Banden und Verhaft, ohne Pein und Marter, bekannt hat, daß er mit gänzlicher Beiseitsetzung aller schuldigen, und demselben theuer geschworenen Pflichten, eine lügenhafte ganz erdichtete, und einzig und allein zu Erregung Unruhe und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den Druck öffentlich bekannt machen lassen, überdas verschiedene ihm zum Durchsehen und allenfalls zur benöthigten Ausbesserung der in den davon gemachten Abschriften befindlichen Fehler anvertraute, dem Stande höchstwichtige Originaldokumente, auf eine äußerst gefährliche Weise, hinterhalten, zu wiederholten Malen höchst frech abgeläugnet, um solche sich in der treulosen und landesverrätherischen Absicht, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts, im äußersten Fall der Noth damit Repressalien gegen sein Vaterland, mit welchem er in keiner Verbindlichkeit mehr zu stehen beglaubt gewesen, zu gebrauchen, zugeeignet, mithin, soviel bei ihm gestanden, sein Vaterland in Gefahr, Ver-

Digitized by Google

wirrung und Unglück zu stürzen bedacht gewesen, und sofort an verschiedenen öffentlichen Stellen, an welchen ihm ungehinderter Zutritt gestattet und unbegränztes Zutrauen geschenkt war, sehr viele und zum Theil sehr beträchtliche Diebereien auf die niederträchtigste und verwerflichste Weise ausgeübt, und durch solche verschiedene Handlungen auf eine pflichtvergessene, treulose und meineidige Weise sich gegen das gemeine Wesen und liebe Vaterland auf das sträflichste vergangen habe, welches er aber nunmehr von Herzen bereue und erkenne, wie unaussprechlich er gefehlt habe, auch Gott und seine Obrigkeit um gnädige Verzeihung aller seiner schweren Verbrechen inniglst bitte: als wird hierauf zu ihm mit Recht gerichtet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, der ihm die Hände vor sich binden, ihn auf die gewöhnliche Wahlstatt führen und ihm daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper wegschlagen soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Bei diesem Auftritte, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, bezeugte er große Unerschrockenheit, große Gegenwart des Geistes und eine ausnehmende Heiterkeit und Ruhe des Gemüths. Zum öftern wandte er ganz gelassen seine Blicke gegen den Rathssekretär hinauf, der ihm sein Urtheil vorlas, und hörte ihm aufmerksam zu. Sein Gebet war voll Vertrauen zu Gott, inbrünstig, aber nicht ängstlich. Mit sanften Augen sah er auf die Menge der Zuschauer. Ein zufriedenes und heiteres Lächeln war über sein Gesicht verbreitet. Sein Gang glich dem Zustand seiner Seele, war fest und beherzt. Viele Anwesende vergossen Thränen der Wehmuth. Verschiedene Personen verließen an diesem Tage die Stadt, und nicht wenige Häuser auf der Straße, wodurch er auf den Richtplatz geführt wurde, waren ganz verschlossen und wie unbewohnt. Selbst den Scharfrichter, der ihm die Hände band, sah man bewegt. Im kleinen Rath stimmten 21 Glieder gegen 18 zum Tod, und im Blutrathe waren 12 Stimmen zum Tode und 8 zum Leben. Lasset uns die Urkunde entwickeln. Die Vergehung des Hingerichteten besteht demnach, wie das Urtheil spricht, in einem bösen Vorhaben. Nun hat kein Gesetz auf der Erde

Digitized by Google

jemals den Willen bestraft. Die Handlung allein ist der strafenden Macht Gegenstand. In diesem Grundsatz haben sich alle Gesetzgeber, so auf der Welt lebten, gute und Tirannen, vereiniget. Denn war auch, von Seiten des Gewissens betrachtet, der feste Vorsatz eines Verbrechens so verabscheuungswürdig, als die That selbst ist, so kann doch kein Richter, der weder das Herz prüfen, noch Gedanken, die nicht durch öffentliche Handlung an Tag gelegt sind, ergründen kann, bestrafen, was er nicht weiß. Hier ist also die erste wesentliche Unvollkommenheit am Urtheil.

Nun wollen wir die angeführten Data selbst betrachten. Deliquent hat eine lügenhafte und ganz erdichtete Schrift gedruckt. Wohlan. Wenn sie lügenhaft war, was konnte sie also für Schaden bringen? Der Wahrheit allein ist das heilige Recht vorbehalten, einen sichern und soliden Eindruck zu machen. Die Lüge führt dieses Eigene mit sich, daß sie ihren Urheber selbst bestraft. **Solent mendaces luere poenas malefici.**

Gesetzt, diese Schrift bezöge sich auf Entdeckung gewisser Staatsgeheimnisse, gewisser dem Interesse des Standes nachtheiliger Züge, sie seien von welcher Art sie wollen; welcher aufgeklärte Nachbar wird darauf fußen, ohne tüchtigere Beilagen zum Beweis der darin enthaltenen Daten zu haben? Man müßte von der Politik der Nebenstände des Kanton Zürich sehr seichte Begriffe fassen, wenn man ihnen zutrauen dürfte, daß sie auf eine dergleichen Urkunde eine ernsthafte Maßregel gründeten. Wer sich nur ein wenig in der Praktik der Kabinette umgeschaut hat, der weiß, wie vorsichtig man im Gebrauch der Nachrichten ist. Ueberdieß, wenn diese erdichtete Schrift jemals fähig war, irgend einen Nachbar zu einer Maßregel zu verleiten, so verdiente Waser eine Ehrensäule von der Republik, statt des Todes, indem die Operation falsch war. Ein Spion im Feld, der glücklich genug wäre, die feindliche Armee zu einem falschen Marsch zu verleiten, würde vermuthlich vom General glänzend belohnt werden.

Unterdessen ist zu vermuthen erlaubt, von welcher Gattung die Schrift ist. Das Urtheil beruft sich auf den öffentlichen Druck. Nun kennt man keine öffentliche Schrift vom ehemaligen Pfarrer Waser, wenigstens nicht in der Materie der Staatssachen, als

Digitized by Google

erstlich jene Phantasie, welche man unter dem Titel: „Schweizerblut und Franzgeld“ in dem beliebten Schlözer'schen Briefwechsel mit Vergnügen gelesen hat. Diese Schrift, wenn man sie mit kritischen und geübten Augen ansieht, hat keinen andern Endzweck, als einen bloßen Zeitvertreib der Muse. In Privatansicht ist sie ein Meisterstück der Vaterlandsliebe, und in der That, wofern sich irgend Jemand dadurch beleidigt zu finden Anlaß hätte, so müßte es der französische Hof sein. Der Inhalt zielt eigentlich darauf, zu zeigen, daß die Schweiz von ihrer Verbindung mit Frankreich Schaden habe. Dieses Sujet führt der Verfasser mit einem Geist und selbst mit Gründen aus, welche seinem Fleiße und seiner Denkungsart Hochachtung erwerben.

„Der Marquis de Louvois“, so fängt er an, „soll einst zu Ludwig XIV., in Gegenwart des General Stuppa, schweizerischen Abgesandten, gesprochen haben: Sire, wenn Ew. Majestät das Gold und Silber hätten, das sie und ihre königlichen Vorfahrer den Schweizern gegeben haben, so könnte man damit die Landstraße von Paris bis Basel in Thalern überdecken. — Sire, fiel hiebei der General Stuppa ein, dieß mag sein. Aber, wäre es möglich, alles Blut, so unsere Nation für Frankreich vergossen, zusammen zu bringen, man könnte damit einen Kanal von Basel bis Paris führen“. Solche Bonmots nun nimmt der Verfasser zum Stoff, um, nach Art der Theologen, von welcher Schule er war, eine Dissertation darüber zu halten. Nachdem er beide Ingredienzen auf eine diplomatische und arithmetische Waage gegen einander gebracht hat, so endigt er mit folgendem Resultat: „die Schweiz bezog von 1474 bis 1715 (dem angegebenen ausführlichen Kalkul gemäß) für ihre der Krone Frankreichs gegebene Menschheit in Summa 1,146,868,623 Gulden. Basel liegt von Paris, die Umwege mit eingerechnet, 658,000 Fuß ab. Die Breite der Straße, auf 24 Fuß angenommen, ergibt sich eine Oberfläche in Allem von 15,792,000 Fuß. Mit hundert Laubthalern kann man einen Quadratfuß überlegen. Folglich erfordert das Pflaster von Basel bis Paris 1,579,200,000 Thaler.“ „Vice versa: das berühmte schwedische Tabellwerk legt jedem Menschen einen vierfachen Werth bei, welche im Durchschnitt den Totalwerth eines Menschen

Digitized by Google

in der „Helvetia“ von Balthasar, Bd. IV., S. 288 — 412 abgedruckt. Denselben geht die höchst interessante Sammlung aller Rathserkenntnisse, welche den Pfr. Waser betreffen, vor, und am Ende ist auch das Corpus delicti, welches Wasern auf das Blutgerüst brachte, nämlich seine Abhandlung: „Ursprung und Beschaffenheit des Kriegsfondes in Zürich“, aus Schlözer's Briefwechsel beigefügt. Unter der Ueberschrift: „Neue Aufschlüsse über Heinrich Wasers Prozeß und Hinrichtung, gezogen aus August Ludwig v. Schlözer's Biographie und Briefwechsel“, finden wir endlich im V. Bande der Helvetia den hierauf bezüglichen Briefwechsel Schlözer's mit Lavater, Gleim und Johannes Müller als Nachtrag zu der vorbemerkten Urkundensammlung. In der geschichtlichen Einleitung zu der „Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830 von J. J. Leuthy“ (Zürich 1843), ist Pfr. Wasers Leben, Prozeß und Hinrichtung nach einem Manuscripte kurz beschrieben, das von einer unparteiischen, gewandten Feder herrührt, worauf wir verweisen und hier bloß einige Notizen über Wasers Leben für diejenigen Leser beifügen, welche die angeführte Geschichte nicht besitzen.

Joh. Heinrich Waser, dieser in mancher Hinsicht große, außerordentliche Mann, ward im Jahr 1742 in Zürich geboren; er studirte Theologie, trat im Jahr 1764 in's Ministerium und war vom Jahr 1770 bis 1774 Pfarrer zum Kreuz bei Zürich, wo er übler Verwaltung des Kirchengutes und andern Dingen auf die Spur kam und durch seine öffentlichen Rügen einigen Hochgestellten zu nahe trat, was zur Folge hatte, daß er seiner Stelle als Pfarrer auf ungerechte Weise entsetzt wurde und sich dadurch rächte, daß er tiefer auch in die sog. Staatsverwaltung blickte und entdeckte, daß der sogenannte Kriegsfond, welcher bei der letzten Rechnung, den 14. Hornung 1774, 94,154 fl. 7 ß. betrug, seiner Bestimmung nach zu wohlfeilern Uniformen für junge Militärpflichtige hätte verwendet werden sollen, ja, daß vielleicht der Zins zur Bestreitung der Ausgaben hingereicht hätte, daß aber der genannte Fond theils zu Ausgaben für die Festungswerke der Stadt, theils zu Besoldungen, nur ein Theil an den Zins gelegt, und somit nicht seiner Bestimmung nach verwendet ward. Den Aufsatz

Digitized by Google

Hierüber schickte er an Hofrath Schlözer in Göttingen, um denselben in seinem statistischen Briefwechsel einzurücken. Dadurch waren nun die Rachegeister heraufbeschworen: er wurde von ihnen ergriffen, Frau und Kindern entrissen und in die Gefangenschaft geworfen, an Ketten und Bande geschlossen und endlich, als des Hochverraths an Vaterland und Obrigkeit und der Aufreizung zum Aufruhr ꝛc. schuldig erklärt, hingerichtet. Wie Wasern ein edler, menschenfreundlicher Charakter innwohnte, so zierten ihn besonders große und gründliche Kenntnisse, namentlich in geschichtlichen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und er gab in Zeit von 5 Jahren mehrere lehrreiche und nützliche Werke im Drucke heraus. Daneben war der thätige Waser ein fleißiger Correspondent des Prof. Schlözer in Göttingen für dessen Zeitschrift, betitelt: „Briefwechsel meist humoristischen und politischen Inhalts". Im VI. Bande dieser Zeitschrift, worin Wasers Corpus delicti, der Aufsatz über den Kriegsfond von Zürich steht, finden sich noch drei andere gehaltreiche Abhandlungen von ihm, nämlich: 1) „Bevölkerung des Kantons Zürich, in verschiedenen Zeitaltern; 2) „Schweizerblut und Franzgeld, politisch gegen einander abgewogen" und 3) „Disputen in Zürich über das Staatsrecht dieses Kantons bei Gelegenheit der französischen Allianz." Die beiden letztern Abhandlungen hatten, obschon sie bei Wasers Prozeß nur in den Hintergrund gestellt wurden, die Gemüther einiger Herren wohl ebenso heftig gegen ihn aufgereizt, als der zum Kapitalverbrechen erhobene Aufsatz über den Kriegsfond.

Nach allem dem, was über Wasers Prozeß schon im Drucke erschienen ist, kann es nicht in unserer Absicht liegen, eine neue Darstellung desselben abzufassen; dagegen wollen wir zwei noch wenig bekannte Actenstücke zur Würdigung desselben hier folgen lassen. Das eine ist eine Broschüre, betitelt: „Waser" (gedruckt 1780, ohne Angabe des Druckortes), wie man vermuthete, von einem gelehrten Deutschen, Namens Wekherling, herrührend; das andere, ebenfalls eine Broschüre, führt den Titel: „Ueber Wasern und seinen Prozeß, an Herrn Canonicus Gleim, von W. G. Becker, nebst Herrn Prof. Schlözer's zerstreuten Anmerkungen darüber (Frankfurt am Main 1782)." Wir lassen diese

Digitized by Google

Schriften ausschließlich auf einander folgen als Beitrag zu den oben angeführten, schon bekannten Actenstücken.

---

1. Waser.

Unter allen Aemtern der menschlichen Einrichtung ist das Amt der Gerechtigkeit das schrecklichste und zu gleicher Zeit jenes, worin die Fehler am gefährlichsten sind. Der Streiter, der in jenem eigensinnigen Spiel des Krieges als ein Opfer seines Ehrgeizes fällt, der Wandersmann, der unter dem Dolch des Räubers erblaßt, haben noch den Trost, daß sie wenigstens mit Ehren sterben. Ein Denkmal über ihrem Grab verschönert öfters ihr Unglück. Wenn die Nachwelt sich ihrer erinnert, so ist's, um sie zu bedauern oder zu bewundern. Ohne Hoffnung aber ist jener Elende verloren, welcher von der Faust der Justiz erwürgt wird. Man nennt seinen Namen nicht anders als mit Abscheu. Die Schande verfolgt ihn noch über das Grab hinüber. — Und was das Traurigste ist, sie trifft öfters eine ganze Generation. Hat es einer der größten Monarchen der Erde nicht übel empfunden, daß man gegenwärtig die Gerechtigkeit für einen mitleidswürdigen Grafen Lally reclamirt: war es dem Herrn von Voltaire und den Philosophen, die sich mit ihm verbanden, erlaubt, die Rechte der Menschheit für Calas anzurufen: was sollte mich abhalten, die Ehrenrettung eines ebenso unglücklichen — und vielleicht ebenso unschuldigen — Opfers zu unternehmen. Das Ansehen der Magistrate muß die Stimme der Natur nicht überwiegen, sonst wäre das Schicksal der Menschen noch bedauernswürdiger als das Schicksal der Thiere. Kein Fleischer beschwert sich, daß das Thier, welches er erwürgt, über seinen Tod seufzt. Die Geschichte Heinrich Wasers, welcher durch einen Rechtsspruch am 27. Mai 1780 zu Zürich hingerichtet wurde, steht dicht an der Seite der Calas ꝛc. ꝛc. und die Nachwelt wird aussprechen, welchen Platz sie unter den Flecken unseres Jahrhunderts einnehmen soll. Jene war ein Denkmal der fanatischen Justiz, diese ist ein Denkmal der parteiischen Völker; vernehmet weit und breit meine Stimme: jedes ungerechte Urtheil ist nicht mehr als ein gesetzmäßiger Mord!

Digitized by Google

Der Soldat, der seinen Feind dahin streckt, kann es noch für einen Preis seiner Tapferkeit auslegen. Der Räuber, der einen Wanderer übermannt, kann sich mit der Nothwendigkeit seiner Selbsterhaltung entschuldigen. Beide haben wenigstens ihr eigenes Leben daran gesetzt. Aber womit kann sich der Tyrann auf dem Richterstuhl entschuldigen, der mit kaltem Blute mordet? Wann die übrigen noch von der Furcht vor den Folgen beunruhigt werden, so richtet er mit völliger Sicherheit unter dem Schutz der Gesetze hin. Ihn kostet's die Bewegung des Fingers, seinen Nebenbürger aus dem Schooße seiner Familie herauszureißen und durch die niederträchtigen Werkzeuge seines Amts aufzuopfern. Er hat sogar noch den Vortheil, daß er seine Handlung mit dem schönen Titel der Ausübung der Gerechtigkeit schmücken kann. Denn es ist nur allzuwahr, daß die Binde, welche die Griechen der Justiz um die Augen gaben, ihre Bestimmung verändert hat. Sie dient nicht mehr, um die Gerechtigkeit selbst zu blenden, sondern zu einer Blende, welche diese dem Publikum an die Augen wirft. Wie nützlich ist's also, Thathandlungen zu sammeln, welche den Thron dieser Tyrannen erschüttern, welche der Menschheit über den Mißbrauch der Justiz die Augen öffnen können. Die Folge wird zeigen, ob es mir hierin glücken werde. Ich werde den Gegenstand als Rechtsforscher, als Philosoph und Bürger betrachten. Und, weit entfernt, mich durch Menschenfurcht abhalten zu lassen, meine Feder der gekränkten Menschheit zu weihen, halte ich es vielmehr für die erste nützliche Anwendung derselben.

Von dem Leben und dem eigentlichen Zusammenhang der Criminalgeschichte Heinrich Wasers weiß das Publikum sehr wenig; denn ist es nicht einer der Handgriffe der Justiz, ihre Prozeduren in's Dunkel zu verhüllen? Vergebens bemühen sich die neuern Philosophen, uns unaufhörlich vorzustellen, daß keine vollkommenere, weisere und edlere Gerichtsform sei, als die in England, weil der Prozeß öffentlich, im Angesicht des Publikums, abgehandelt wird. Vergebens verlangen sie, daß wir diese Form nachahmen; daß wir anstatt der heimlichen und zu tausend Fehlern Anlaß gebenden Inquisition, ein öffentliches Verfahren in unsere Criminaltribunale einführen sollen. Es gibt in der Sittenlehre ebenso unheilbare

Digitized by Google

Krankheiten, wie in der Physik. Alles, was man von dem ehemaligen Pfarrer Waser weiß, ist, daß er ein Mann von Verdiensten war, daß er im Fache der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften erhebliche Fähigkeiten hatte — ein Umstand, der ihn schon der Achtung seiner Richter an sich würdig gemacht haben sollte; daß er sich mit einer Offenmüthigkeit und Wahrheit im Verhöre verhielte und mit einer Standhaftigkeit und Resignation auf's Blutgerüste ging, die ihm ihr Erbarmen verdienen, die alle Welt für ihn interessiren mußte: kurz, die ein wahrer Character der geopferten Unschuld ist.

Hier ist's, wie man seinen Hingang beschreibt. „Ich war auf meiner Reise durch die Schweiz, den 27. Mai (1780) in Zürich und ich theile ihnen als ein reisender Beobachter eine Begebenheit mit, welche für fühlbare Seelen äußerst rührend ist; nämlich die Enthauptung Heinrich Wasers, gewesenen Pfarrers. Das obergerichtliche Urtheil, so hiebei öffentlich abgelesen wurde, lautet von Wort zu Wort so:

„Nachdem Heinrich Waser von hier, der unglückliche Mann so hier gegenwärtig stehet, gefänglich eingezogen worden ist, und hernach in obrigkeitlichen Banden und Verhaft, ohne Pein und Marter, bekannt hat, daß er mit gänzlicher Beiseitsetzung aller schuldigen, und demselben theuer geschworenen Pflichten, eine lügenhafte ganz erdichtete, und einzig und allein zu Erregung Unruhe und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den Druck öffentlich bekannt machen lassen, überdas verschiedene ihm zum Durchsehen und allenfalls zur benöthigten Ausbesserung der in den davon gemachten Abschriften befindlichen Fehler anvertraute, dem Stande höchstwichtige Originaldokumente, auf eine äußerst gefährliche Weise, hinterhalten, zu wiederholten Malen höchst frech abgeläugnet, um solche sich in der treulosen und landesverrätherischen Absicht, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts, im äußersten Fall der Noth damit Repressalien gegen sein Vaterland, mit welchem er in keiner Verbindlichkeit mehr zu stehen beglaubt gewesen, zu gebrauchen, zugeeignet, mithin, soviel bei ihm gestanden, sein Vaterland in Gefahr, Ver-

Digitized by Google

wirrung und Unglück zu stürzen bedacht gewesen, und sofort an verschiedenen öffentlichen Stellen, an welchen ihm ungehinderter Zutritt gestattet und unbegränztes Zutrauen geschenkt war, sehr viele und zum Theil sehr beträchtliche Diebereien auf die niederträchtigste und verwerflichste Weise ausgeübt, und durch solche verschiedene Handlungen auf eine pflichtvergessene, treulose und meineidige Weise sich gegen das gemeine Wesen und liebe Vaterland auf das sträflichste vergangen habe, welches er aber nunmehr von Herzen bereue und erkenne, wie unaussprechlich er gefehlt habe, auch Gott und seine Obrigkeit um gnädige Verzeihung aller seiner schweren Verbrechen innigst bitte: als wird hierauf zu ihm mit Recht gerichtet, daß er dem Scharfrichter anbefohlen werde, der ihm die Hände vor sich binden, ihn auf die gewöhnliche Wahlstatt führen und ihm daselbst mit einem Schwert das Haupt von dem Körper wegschlagen soll. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Bei diesem Auftritte, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, bezeugte er große Unerschrockenheit, große Gegenwart des Geistes und eine ausnehmende Heiterkeit und Ruhe des Gemüths. Zum öftern wandte er ganz gelassen seine Blicke gegen den Rathssekretär hinauf, der ihm sein Urtheil vorlas, und hörte ihm aufmerksam zu. Sein Gebet war voll Vertrauen zu Gott, inbrünstig, aber nicht ängstlich. Mit sanften Augen sah er auf die Menge der Zuschauer. Ein zufriedenes und heiteres Lächeln war über sein Gesicht verbreitet. Sein Gang glich dem Zustand seiner Seele, war fest und beherzt. Viele Anwesende vergossen Thränen der Wehmuth. Verschiedene Personen verließen an diesem Tage die Stadt, und nicht wenige Häuser auf der Straße, wodurch er auf den Richtplatz geführt wurde, waren ganz verschlossen und wie unbewohnt. Selbst den Scharfrichter, der ihm die Hände band, sah man bewegt. Im kleinen Rath stimmten 21 Glieder gegen 18 zum Tod, und im Blutrathe waren 12 Stimmen zum Tode und 8 zum Leben. Lasset uns die Urkunde entwickeln. Die Vergehung des Hingerichteten besteht demnach, wie das Urtheil spricht, in einem bösen Vorhaben. Nun hat kein Gesetz auf der Erde

Digitized by Google

jemals den Willen bestraft. Die Handlung allein ist der strafenden Macht Gegenstand. In diesem Grundsatz haben sich alle Gesetzgeber, so auf der Welt lebten, gute und Tirannen, vereiniget. Denn war auch, von Seiten des Gewissens betrachtet, der feste Vorsatz eines Verbrechens so verabscheuungswürdig, als die That selbst ist, so kann doch kein Richter, der weder das Herz prüfen, noch Gedanken, die nicht durch öffentliche Handlung an Tag gelegt sind, ergründen kann, bestrafen, was er nicht weiß. Hier ist also die erste wesentliche Unvollkommenheit am Urtheil.

Nun wollen wir die angeführten Data selbst betrachten. Deliquent hat eine lügenhafte und ganz erdichtete Schrift gedruckt. Wohlan. Wenn sie lügenhaft war, was konnte sie also für Schaden bringen? Der Wahrheit allein ist das heilige Recht vorbehalten, einen sichern und soliden Eindruck zu machen. Die Lüge führt dieses Eigene mit sich, daß sie ihren Urheber selbst bestraft. **Solent mendaces luere poenas malefici.**

Gesetzt, diese Schrift bezöge sich auf Entdeckung gewisser Staatsgeheimnisse, gewisser dem Interesse des Standes nachtheiliger Züge, sie seien von welcher Art sie wollen; welcher aufgeklärte Nachbar wird darauf fußen, ohne tüchtigere Beilagen zum Beweis der darin enthaltenen Daten zu haben? Man müßte von der Politik der Nebenstände des Kanton Zürich sehr seichte Begriffe fassen, wenn man ihnen zutrauen dürfte, daß sie auf eine dergleichen Urkunde eine ernsthafte Maßregel gründeten. Wer sich nur ein wenig in der Praktik der Kabinette umgeschaut hat, der weiß, wie vorsichtig man im Gebrauch der Nachrichten ist. Ueberdieß, wenn diese erdichtete Schrift jemals fähig war, irgend einen Nachbar zu einer Maßregel zu verleiten, so verdiente Waser eine Ehrensäule von der Republik, statt des Todes, indem die Operation falsch war. Ein Spion im Feld, der glücklich genug wäre, die feindliche Armee zu einem falschen Marsch zu verleiten, würde vermuthlich vom General glänzend belohnt werden.

Unterdessen ist zu vermuthen erlaubt, von welcher Gattung die Schrift ist. Das Urtheil beruft sich auf den öffentlichen Druck. Nun kennt man keine öffentliche Schrift vom ehemaligen Pfarrer Waser, wenigstens nicht in der Materie der Staatssachen, als

Digitized by Google

erstlich jene Phantasie, welche man unter dem Titel: „Schweizerblut und Franzgeld“ in dem beliebten Schlözer'schen Briefwechsel mit Vergnügen gelesen hat. Diese Schrift, wenn man sie mit kritischen und geübten Augen ansieht, hat keinen andern Endzweck, als einen bloßen Zeitvertreib der Muse. In Privatansicht ist sie ein Meisterstück der Vaterlandsliebe, und in der That, wofern sich irgend Jemand dadurch beleidigt zu finden Anlaß hätte, so müßte es der französische Hof sein. Der Inhalt zielt eigentlich darauf, zu zeigen, daß die Schweiz von ihrer Verbindung mit Frankreich Schaden habe. Dieses Sujet führt der Verfasser mit einem Geist und selbst mit Gründen aus, welche seinem Fleiße und seiner Denkungsart Hochachtung erwerben.

„Der Marquis de Louvois“, so fängt er an, „soll einst zu Ludwig XIV., in Gegenwart des General Stuppa, schweizerischen Abgesandten, gesprochen haben: Sire, wenn Ew. Majestät das Gold und Silber hätten, das sie und ihre königlichen Vorfahrer den Schweizern gegeben haben, so könnte man damit die Landstraße von Paris bis Basel in Thalern überdecken. — Sire, fiel hiebei der General Stuppa ein, dieß mag sein. Aber, wäre es möglich, alles Blut, so unsere Nation für Frankreich vergossen, zusammen zu bringen, man könnte damit einen Kanal von Basel bis Paris führen“. Solche Bonmots nun nimmt der Verfasser zum Stoff, um, nach Art der Theologen, von welcher Schule er war, eine Dissertation darüber zu halten. Nachdem er beide Ingredienzen auf eine diplomatische und arithmetische Waage gegen einander gebracht hat, so endigt er mit folgendem Resultat: „die Schweiz bezog von 1474 bis 1715 (dem angegebenen ausführlichen Kalkul gemäß) für ihre der Krone Frankreichs gegebene Menschheit in Summa 1,146,868,623 Gulden. Basel liegt von Paris, die Umwege mit eingerechnet, 658,000 Fuß ab. Die Breite der Straße, auf 24 Fuß angenommen, ergibt sich eine Oberfläche in Allem von 15,792,000 Fuß. Mit hundert Laubthalern kann man einen Quadratfuß überlegen. Folglich erfordert das Pflaster von Basel bis Paris 1,579,200,000 Thaler.“ „Vice versa: das berühmte schwedische Tabellwerk legt jedem Menschen einen vierfachen Werth bei, welche im Durchschnitt den Totalwerth eines Menschen

Digitized by Google

in der Schweiz auf 704 Gulden 20 Schilling setzen. Nun zeigt sich zufolge der berührten Verhältnisse, daß die Kantone nicht mehr als 122 Gulden für jeden Schweizerknaben, den sie in französische Dienste verkaufen, erhalten. Folglich hat die Nation einen Verlust von 582 Gulden 20 Schilling an jedem Mann." „So hat denn der Marquis Louvois eben sowohl hyperbolisch, als der General Stuppa — beide aber überhaupt sehr wahr — gesprochen." Man siehet an diesem Scelet, daß die ganze Schrift ein bloßes Spiel des Witzes ist; so wurde sie auch von der ganzen lesenden Welt betrachtet. So scrupelhaft sonst das französische Kabinet ist, so dachte man an nichts weniger, als sie zu apprehendiren. Die Magistratur zu Zürich allein mußte sie verbrecherisch finden. Man wird nicht läugnen, daß die zweite Schrift, welche man dem ehemaligen Pfarrer Waser zuschreibt, dem ersten Anblick nach von etwas erheblicherm Inhalt zu sein scheint. Sie wurde gleichfalls durch den Schlözer'schen Briefwechsel bekannt. Ihr Titel ist: „Disputen über das Staatsrecht in Zürich." Sie besteht, wie es scheint, aus authentischen Archivurkunden: Vortrag Johann Bürkli's, Stadtrichters, das französische Bündniß betreffend mit Ludwig XVI., gehalten den 20. Juni 1777 auf löbl. Zunft zum Widder; beziehet sich auf die vorige Materie. Sie ist ein Supplement oder vielmehr eine Beweisurkunde zur ehemaligen Proposition des Autors über die Schädlichkeit der französischen Allianz. In diesem Betracht relevirt sie also kein neues Verbrechen, vielmehr mindert sie das vorige, indem sie den patriotischen Grundsatz des Verfassers durch ein actenmäßiges Beispiel bewährt. Im Uebrigen ist diese Urkunde sehr lehrreich und gründlich. Der Entdecker und sein Herausgeber haben dadurch das Publikum in wahre Verbindlichkeit gesetzt. Auf sie folgen noch einige andere Originalien, die sich auf denselben Gegenstand beziehen: lauter Materien, die publici Juris in der Schweiz, an sich selbst aber, wie der Herr Herausgeber sehr richtig bemerkt, nur für helvetische Leser sind. Derjenige kurze Aufsatz endlich, welcher zu Zürich die meisten Bewegungen verursacht haben soll, Ursprung und Beschaffenheit des Kriegsfonds zu Zürich, erschien gleichfalls im Schlözer'schen Journal; daß der zur Beschützung der Stadt bestimmte Fond ganz

Digitized by Google

wider seinen Zweck angewendet und ein schändliches Monopol damit getrieben werde, dieß ist der Gegenstand dieses Aufsatzes, da er allem Ansehen nach das corpus delicti constituirt hat oder da sich wenigstens die Worte des Urtheils „zu Erregung Unruhe und Mißvergnügens abzweckend", geradezu auf ihn beziehen, so wollen wir einige Betrachtungen auf ihn werfen, welchen er sonst nicht würdig wäre. Er ist zu kurz, um einen dauerhaften Eindruck zu erwecken, und zu gleichgültig, um in der That zu interessiren. Der Aufsatz ist entweder falsch oder er ist wahr, oder er ist falsch und hat eine üble Wirkung; oder er ist wahr ohne Wirkung. Bloß von diesen vier Seiten ist er zu betrachten; ist er falsch, wofür ihn das Urtheil selbst erkennt, so verdiente der Urheber nicht den Tod; er verdiente höchstens die Strafe des Pasquillanten; ist er wahr, so scheint's, die Politik des Magistrats hätte erfordert, darüber zu schweigen, eine Verachtung zu affectiren. Das auffallende Beispiel der Bestrafung könnte man für eine Regung des Gewissens der Obrigkeit auslegen. Gesetzt, man könne zu Zürich, ohne die Satyre des Publici zu scheuen, mit seinen Fehlern prangen, war die Handlung des Verfassers criminell? Er entdeckte der Obrigkeit und seinen Nebenbürgern ein in der Regierung verborgenes Gebrechen: hieran handelte er als ein Vaterlandsfreund. Die These, daß eine nützliche Wahrheit nicht allemal zuträglich ist, zu sagen, welche im gemeinen Leben ihren gewissen Nutzen hat, schlägt durchaus nicht im öffentlichen an, welches ein Contract social ist, der aus dem Privatinteresse jedes einzelnen Bürgers zusammengesetzt und worüber in Republiken noch mehr, als in monarchischen Regierungen zu dissertiren erlaubt ist. Wofern an der Berührung dieser Materie irgend eine Beleidigung liegt, so trifft sie nicht den Staat selbst, sondern die untergeordneten Beamten bei dem Kriegsfond zu Zürich. Es ist vielleicht kein deutsches Publikum mehr, und man ist in anderer Rücksicht verbunden, dem zu Zürich dieses Verdienst zuzugestehen, welches nicht aufgeklärt genug sein sollte, die Malversation der Bedienten von dem System der Regierung zu unterscheiden. Gesetzt, Heinrich Waser, oder irgend ein anderer Sterblicher, hätte diesen Umstand bei der Behörde insgeheim denuncirt; wäre er bestraft worden,

Digitized by Google

wäre er nicht belohnt worden? Man kennt die traurige Norm unserer Inquisitionsprozesse; warum sollte es an der Sache etwas verändern, daß er's im Druck denuncirt hat? allein, spricht man, die Schrift zielt auf Aufruhr. Gut, noch hat sie diesen Zweck nicht erreicht; sie gehört nicht unter die Schriften, die falsch sind und eine üble Wirkung haben, wenn sie auch einigen vernünftigen Bürgern zu Zürich einige Augenblicke Stoff zur Unterhaltung gab. Wehe dem Staat, wehe den schwachen Grundsäulen des oberherrlichen Ansehens, wo vor dem flüchtigen Wort eines Bürgers die Obrigkeit zittert!

Noch ist der Fall übrig — und er ist's vielleicht, der wirklich zugegen liegt — daß die Schrift wahr sein kann, aber ohne Wirkung blieb. Hierüber erspare ich mir die Mühe, mich zu erklären. Die Gewalt der Gesetze erstreckt sich nicht weiter als auf die That. Man sieht, daß die Richter Heinrich Waser's mit einem Unding, mit einer Chimäre spielen; mit einem Balle, den sie auf dem Wege finden und so lange im Schnee wälzen, bis er sich vergrößert und zu Etwas wird. Weiter: mit Beiseitsetzung seiner beschworenen Pflichten. Welche Pflichten Waser beschworen hat, daß sieht man nicht genau ein. Dem Gerüchte nach war er ehemals Pfarrer im Zürcher Sprengel. Er wurde aber abgeschafft, und seitdem war er ohne Dienst und Brod. Er hatte also keine besondern Pflichten mehr für die Republik, indem sie vielmehr solche selbst wieder zurückgenommen hat. Wenigstens hatte er keine Kanzleipflichten. Die Bürgerpflicht hingegen, an der er noch hieng, sagt: daß man der Obrigkeit und des gemeinen Wesens Nutzen und Frommen in alle Wege fördern, sie für Schaden warnen und abhalten soll. So ist der Ausdruck des gewöhnlichen Bürgereides in Deutschland und vermuthlich auch zu Zürich. Wenn man Urtheile concipiren will, um das Betragen der Justiz zu entschuldigen, so muß man consequent sein. — Anvertraute Originaldokumente. „Die Gesetze müssen nicht Verbrechen strafen, wozu sie selbst den Anlaß gaben. Wenn die Kanzlei zu Zürich einem unbeeidigten Mann, einem Particulier, der, wie das Urtheil selbst lehrt, mit dem Staate unzufrieden war, wichtige Urkunden anvertraut, wer ist der Fehlende? Wenn sie einem Fremden, an-

Digitized by Google

ſtatt die Arbeit im Archivſaale auf dem Rathhauſe unter den Augen der Beamten verrichten zu laſſen, erhebliche Urkunden nach Hauſe giebt, um die darin befindlichen Fehler auszubeſſern: verdient mehr die Untreue des Fremden Beſtrafung oder die Unvorſichtigkeit des Kanzleidirektors? Hat die Leichtigkeit der Werkzeuge nicht zu allen Zeiten und in allen Gerichtsſtühlen das Verbrechen gelindert? Beſtraft man den Taſchenkipper ſo ſcharf, wie den gewaltſamen Erbrecher? Das Benehmen des Kriminalrichters zu Zürich iſt der Fall eines Mörders, der das Meſſer, womit er den Entleibten angegriffen hat, aus Bosheit zerbricht. Gegen ſein Vaterland! — Vaterland, zweideutiges und mannigfaltiger Auslegung unterworfener Begriff! Nicht der Meridian macht das Vaterland, nicht phyſiſche Umſtände; das Vaterland iſt ein moraliſches Ding; die Verbindung, worin ein Menſch mit dieſem oder jenem Staate ſtehet. Welche Verbindung aber hat der Unglückliche, den ſein Vaterland ausſtoßt? Welche Pflicht kann der Staat von Demjenigen fordern, dem er Unterhalt und Leben verſagt? Und gleichwohl war dieß die Lage Heinrich Waſers; das Urtheil geſteht ihm ſelbſt zu, daß er Unrecht erlitt; zwar fügt es hinzu: vermeintlich. Aber dieß iſt nur ein armſeliges Flickwort; wer iſt zum Ausſpruch berechtigt, ob eine Handlung eindringend iſt oder nicht; Derjenige, ſo zuſchaut oder Derjenige, ſo ſie leidet; und den ſeine Empfindung überzeugt? Man muß allerdings glauben, daß das unglückliche Schlachtopfer Verfolgungen erfuhr. Umſonſt beklagt man ſich nicht gern über ſein Vaterland, „mit welchem er in keiner Verbindlichkeit mehr zu ſtehen beglaubt geweſen.“ — Ueberflüſſige Chicane, wenn man einen Menſchen vom Spieltiſche wegjagt und die Thür vor ihm verſchließt, wollte man behaupten, daß er noch ein Mitſpieler ſei? Nicht genug, daß der Hingerichtete ſich am Staat verſündigte, er begieng noch „ſehr viele und zum Theil ſehr beträchtliche Diebereien auf die niederträchtigſte und verächtlichſte Weiſe.“ Von Rechtswegen ſollten dieſe Diebereien deutlich beſtimmt ſein, weil ſie ein Theil des Corpus delicti ſind; ſie ſollten her erzählt ſein, weil ſie die Baſis des Prozeſſes machen. Die Art, womit man daran vorbeiſchleicht, ſetzt ſie in Ungewißheit und widerſpricht allen gebräuchlichen For-

Digitized by Google

malitäten eines Urtheils. Vermuthlich bestunden diese Diebereien, wie die vorigen Gegenstände, in Schriften; wahrscheinlich hat man sie in dem Urtheil nicht specificirt, weil man ihren Werth nicht berechnen konnte, indem die Carolina, der große Typ des deutschen Criminalrechts, eine gewisse Summe verlangt, um den Thäter des Todes würdig zu schätzen. Wäre es nicht wohlanständiger gewesen, diesen Gegenstand gar nicht zu berühren, als ihn so seicht und so unhinlänglich zu berühren, wie es hier geschah? dieß überlasse ich den Kennern; wenn die vorgeblichen Diebereien „niederträchtig und verwerflich" waren, so hatten sie sich ja von selbst schon bestraft; was bedurften sie noch einer weitern Strafe. Unterlassen wir nicht, die Anatomie dieses seltsamen Urtheils fortzusetzen; erfuhr doch die berüchtigte Nachtmahlsgeschichte eine Kritik und mich dünkt, die gegenwärtige Sache dürfte im Saal der Chimären einst kein ungleiches Seitenstück zur Nachtmahlsgeschichte werden. Aus vorstehendem Plan ergiebt sich folglich bis zur Evidenz, daß kein wirkliches Factum zur Verurtheilung Heinrich Wasers vorhanden war. Die gesuchten Wendungen, der Schlangengang des Urtheils lassen vielmehr deutlich schließen, daß dieser unglückliche Sterbliche ein Opfer des Privathasses, ein Sündenbock des Familiengeistes war. Wenn man seiner Sache gewiß ist, so drückt man sich geradezu und bestimmt aus; dieser Schluß wird noch durch andere Argumente unterstützt. Die Ungleichheit der Stimmen, von welcher der reisende Beobachter spricht, ist ein überzeugender Beweis, daß sich die Cabale criminelle in den Prozeß mischte. Wären die Beisitzer alle von einerlei Grundsatz ausgegangen, so müßten die Stimmen einstimmig ausgefallen sein. Ein zweiter Beweis ist der Abscheu des Publikums an diesem Schauspiel. Diese Einsamkeit, die in der Stadt herrschte, diese verschlossenen Fenster, diese Bewegung des Henkers, sind so viel stillschweigende Zeugen, die dem Staat seine Partellichkeit vorwerfen. Die Hinrichtungen — la tragœdie ordinaire de la Canaille — sind selten mit diesen Umständen begleitet und Henker sind nicht immer gefühlhaft. Fügen wir solchen Reflexionen noch die Ausdrücke in dem rührenden Brief des bedauernswürdigen Wasers an seine hinterlassene Frau und Kinder, den die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht haben —

Digitized by Google

in jenem Denkmal der Religion und der Gerechtigkeit seiner Seele, hinzu: „Vergesset das euch zugefügte Unrecht zugleich mit den Ursachen," so ist beinahe das Motto des Beccaria unfehlbar: „die verborgene Tyrannei hat mehr Bürger als die unverhüllte Grausamkeit derjenigen, die sich nicht Mühe gaben, es zu verhehlen, daß sie Tyrannen wären, hingerichtet." Ja, ermüden wir nicht, es zu wiederholen: das Joch einer Menge kleiner Tyrannen ist desto unnatürlicher, je unbeträchtlicher der Abstand vom Unterdrücker ist. Scheuen wir nicht, es laut zu sagen, die Bedrängungen kleiner Despoten sind weit unfühlbarer, als die angespannteste monarchische Regierung. Hat der Graf Parades, von dessen Inquisition uns die Zeitungen dieses Tags unterhalten, das Schaffot bestiegen? Und gleichwohl wird sein Fehler durch die Conjunctur der Zeit, worin er ihn beging, da die Monarchie in einer der zärtlichsten Krisis liegt, doppelt wichtig. Lord Gordon, welcher der Anstifter eines des gefährlichsten Aufruhrs, eines unersetzlichen Schadens, des Todes so vieler Leute ist, lebt noch, und wenn ihn dieser Zufall das Leben kosten sollte, so wird er es wenigstens nach den strengsten Feierlichkeiten der Gesetze und nach dem unparteiischsten Verfahren verlieren. Wo erkennt man in gegenwärtigem Zuge die so hoch ausposaunte schweizerische Freiheit? Jene Freiheit zu denken und zu handeln, die man dicht neben die englische stellt und noch über diese erheben will? Wo ist jene Tugend, jene Menschenliebe, jene Aufklärung, womit man in der Gesellschaft zu Schinznach und in den Büchern, die aus der Schweizerpresse kommen, so stolz thut? Wo ist jene Gerechtigkeit, jene deutsche Biederschaft, die ihr Asyl in den Kantonen genommen haben soll? Ihr, die ihr das Gespenst Freiheit anstaunet, die ihr noch an dieses Phantom glaubt, — werft einen Blick auf das Grab Heinrich Wasers, auf seinen blutigen Rumpf, und sehet, wo Freiheit ist; die ihr euch thöricht einbildet, daß die wahre Freiheit nirgendwo als in Republiken anzutreffen sei, — lernet am Beispiel Heinrich Wasers das Gegentheil. Zu Berlin, welches gewiß im Punkte der Staatsgeheimnisse der eifersüchtigste und im Punkte der Justiz der erleuchtetste Hof ist, wäre er wahrscheinlicher Weise höchstens einige Jahre auf Spandau gekommen. Das Criminalgericht zu Zürich

Digitized by Google

scheint sich zum Verdienst zu rechnen, daß es den Malefikanten „ohne Pein und Marter“ zum Bekenntniß gebracht habe. Vorerst entdeckt uns diese Stelle eine ganz neue Reflexion; also in der lichtvollen, beispielhaften Schweiz existirt die Tortur noch? In der Sphäre, wo man die Ephemeriden der Menschheit schreibt, peinigt man die Menschen noch auf die alte Art? Wozu sollte dieses barbarische und verworfene Werkzeug gedient haben?

Ne devroit on pas à des signes certains
Connaitre le cœur des perfides humains?

Hernach ist das freiwillige Geständniß des Inquisiten gerade ein Beweis von der Wahrheit und Edelmüthigkeit seines Charakters. Dieser Zug allein hätte ihm Mitleiden bei seinen Richtern erwerben sollen, wenn die Tugend anderst fähig wäre, Mitleid bei passionirten und blutdürstigen Richtern zu finden. Nicht genug, „die Reue“, wegen welcher ihm das Urtheil Gerechtigkeit widerfahren läßt, die wehmüthige „Bitte um Verzeihung seiner an Gott und der Obrigkeit begangenen Verfehlungen“, sind Züge, die nach den besten Grundsätzen des peinlichen Rechts seine Strafe mildern, die ihm in den Augen eines uneingenommenen, menschlichdenkenden und politischen Richters Erbarmen erwerben mußten. Sie beweisen, daß er nicht unter diejenigen Missethäter gehörte, bei welchen die Unbesserung die Lebensstrafe zur Nothwendigkeit macht; daß man an Heinrich Waser vielmehr einen tüchtigen Bürger, von dessen Besserung der Staat sich Hoffnung und von dessen Nützlichkeit er sich vortheilhafte Begriffe machen konnte, verlor. Ich will nicht bestätigen, was ein neuer Reisebeschreiber sagt, daß die Schweizer zu viel Menschen hätten; noch weniger, was ihnen der Herr von Voltaire vorwirft, daß man in der Schweiz glaube, das Fett von einem Enthaupteten sei gegen das Podagra gut; aber ich behaupte frei, daß es nur zwei Ursachen giebt, welche die Aufopferung eines Bürgers rechtfertigen: wenn er ungeachtet des Gegenstandes der Gesetzmacht so viel Gewalt besitzt, der öffentlichen Sicherheit zu schaden; oder wenn sein Tod das einzige wahre Mittel ist, Andere von Verbrechen abzuhalten.

Ob eines dieser Motive bei Heinrich Waser anschlug, wollen wir in folgendem Abschnitt untersuchen. Wo ist der Schaden,

Digitized by Google

den die üblen Gesinnungen dieses Unglücklichen anrichteten? Der Stand Zürich lebt nach wie vor in seiner unerschütterten großväterlichen Ruhe; man hat nichts von Bewegung gehört; die Republik ist nicht in den mindesten Aufwand von Anstalten gesetzt worden; sie hat das Opfer ihrer Leidenschaft bei völliger Ruhe hingerichtet. Und wie sollte Waser dem hochlöblichen Stand schaden? Welches waren die Mittel, die er in Handen hatte, den Staat zu erschüttern? — Schriften? Damit stürzt man Staaten schlecht. „Vergesset eines Unglücklichen, bei dem ihr, wenn er schon noch länger auf Erden zu bleiben hätte, dennoch nicht mehr, wenigstens nicht mehr eurem Stande gemäß, leben könntet.“ „Lange genug hat nur Elend in den 14 Jahren unseres Ehestandes gewährt und eine vielfältige Erfahrung euch gelehrt, daß ich euch, so sehr es auch mein Herz wünschte, nicht mehr glücklich machen konnte.“ „Die Vorsehung ließ mich in den Hungerjahren 1771 und darnach an einem Kirchendienst arbeiten, wobei ich, um meinem und euren Herzen Raum zu machen, nicht wenig mit den armen Leuten aufopferte. Wir hofften auf Gott, aber Gott, der mehr als einen Segen hat, wollte uns nicht irdischen geben.“ „Kaum war die unglückliche Zeit der Theurung vorbei, als ich meinen Pfarrdienst verlor; und seither habe ich mit der ganzen Haushaltung, die von meinem lieben Vater empfangenen Gutthaten ausgenommen, nur blos aus dem Kapital eures Erbguts gelebt und also dasselbe großentheils aufgezehrt.“ Die manchen unglücklichen, übel angewendeten und verderblich ausgefallenen Versuche, mich und meine armen Kinder vom Verderben zu erretten, trugen nicht wenig zu meinem jetzigen Unglück bei.“ Dieß ist das Bild, welches der ehemalige Pfarrer Waser (in obberührtem Brief an seine Frau) von seinen häuslichen Umständen macht. — Und ein solcher Mann sollte dem Staate drohen! — einen solchen Mann konnte man zu Zürich enthaupten! Man kann diesen traurigen Brief nicht lesen, ohne von den erhabenen Religionsgesinnungen, von der Tugend, der Seelengröße seines Verfassers durchdrungen zu werden. Man kann die Stellen, wo er Gott für das Wohl seines Vaterlandes bittet, diese herzbrechenden Stellen — „die Seufzer über euer Unglück müssen sich in Gebet für eure Obrig-

Digitized by Google

keit verwandeln!" — "betet, meine unglücklichen Lieben! für euer Vaterland, die Ruhe eures Alters ist mit seinem Wohl unzertrennlich verbunden;" — „möchte Gott die Stimme meines Bluts als ein Gebet für's Vaterland annehmen!" — kann man nicht empfinden, ohne in warme Thränen bei dem Fall des edlen Bürgers, der ein Opfer dieser Gesinnungen war, auszubrechen. Die von uns angegebene zweite Ursache des gerichtlichen Todes hingegen kann bei Heinrich Waser ebenso wenig wie die vorige anschlagen, nachdem er keine Theilhaber hatte. Zwischen einer selbstmächtigen Obrigkeit und einem beleidigten Theile giebt es keinen andern Richter, als die Stimme des Publikums. Auf den Grund dieses Axioms fahre ich fort, die Gerechtigkeit des letztern für Heinrich Waser zu reklamiren. Jede Strafe, die nicht die dringende Noth erfordert, ist ihrer Natur nach tyrannisch. Weder die Pein eines empfindenden Wesens noch die an sich unmögliche Austilgung des Verbrechens, ist der wahre Endzweck der Strafe. „Kann das Geheul und Brüllen eines Gequälten seine schon vollbrachten Thaten aus der nie zurückkehrenden Zeit vertilgen und herausreißen?" Beccaria. Die erste Eigenschaft der Strafgesetze ist das Verhältniß; und der Maßstab zu diesem Verhältniß ist der Schaden der Gesellschaft. Ob nun die Handlung Heinrich Wasers so beschaffen war, daß sie seine Hinrichtung dringend nothwendig machte, ob sich die ihm zugelegten Verbrechen zur Todesstrafe — diesem äußersten Mittel des Staats, verhalten? davon ist, wie ich hoffe, die Frage nicht mehr.

Was hatte er eigentlich verdient? welche Strafe kommt ihm nach dem unparteilichsten Verhältnisse der Gesetze zu? dieses müssen wir nunmehr zu erörtern suchen. Das Urtheil sucht die Quelle seiner Handlungen in seinem angebornen Stolz auf; für einen Fehler dieser Art schickt sich nichts besser als Verachtung. Solchergestalt wird der Stolz des Uebelgesinnten durch den Stolz der Obrigkeit unterdrückt. Eine Obrigkeit, die die Leidenschaften der einzelnen Glieder regieren soll, soll sie, selbst von Leidenschaft hingerissen, das Mordmesser gegen Verbrechen in die Hand nehmen, die sie mit gelindern Zügen bestrafen kann? Nur alsdann ist der Tod eines Bürgers in freien Staaten nöthig, wenn damit die

Digitized by Google

Wiedererlangung der verlornen Rechte des Volks verknüpft ist, oder wenn zur Zeit der Anarchie Unordnungen die Stelle der Gesetze vertreten. Allein unter der ruhigen Herrschaft der Gesetze, in einer Regimentsform, welche die vereinigten Wünsche des Volks segnen, in einem Staate, der von außen wohl verwahrt und von innen durch Macht und Meinungen, welche noch mehr als Gewalt sind, beschützt wird, da sehe ich keine Nothwendigkeit, das Dasein eines Bürgers zu vernichten, welcher weder Nachdruck noch Gehülfen und welcher der Macht der Gesetze nichts, als seinen schwachen Vorsatz entgegen zu setzen hatte. Wer die öffentliche Ruhe zu stören Vorhabens ist, wer sich den Gesetzen entzieht, welches die Bedingungen sind, vermöge welcher die Menschen sich wechselseitig dulden und schützen, der ist werth, von der Gesellschaft ausgestoßen, das ist, verbannt zu werden. Und dieß ist die Strafe, die Heinrich Wasern — nach der äußersten Ausdehnung seiner Verschuldung — zukommen konnte.

Nachdem ich über die Fehler des Prozesses bis zum Ermüden der Leser dissertirt habe, so bin ich noch schuldig, etwas von den Bewegungsgründen hinzuzusetzen, welche das Urtheil des Bedauernswürdigen mildern konnten. Sein freimüthiges Bekenntniß, seine aufrichtige Reue, seine Standhaftigkeit im Tode, sind ein rührendes Schauspiel. Es ist unmöglich, daß ein Gemüth, welches mit so viel Würde begleitet ist, verbrecherisch sein könnte. Ich bin überzeugt, daß ihm diese Züge — mit der Betrachtung auf seine Familie und auf seinen ehemaligen Stand verknüpft — bei jedem andern Publikum Gnade erworben haben würden. Ja, die Betrachtung des geistlichen Standes, aus dessen Mitte er war und dem er einst Ehre machte, hätte allein hinreichen sollen, seine Richter bedenklich zu machen. Man sondere auch die Personen ihrer Diener von dem Heiligthum der Religion so sehr ab als man wolle, so ist's gewiß, daß die Religion ihren Dienern einen Schimmer eindrückt, der das ehrfurchtsvolle Publikum mit unauslöschlichen Zügen hinziehet. Es ist wahr, man führt nunmehr in einer ausdrücklichen Zeitung aus der Schweiz an: es hätten sich nach dem Tode des ermordeten Wasers neue Beweise herfürgethan, daß er ein äußerst lasterhafter Mann gewesen wäre. Eine in einem Stiefel gefundene

Digitized by Google

Obligation und andere dergleichen Miseren sollen es bestätigen. Es ist deutlich, daß dieser Klecks von einem Mitglied der Clique herrührt. Und es verräth eine Niederträchtigkeit, die den Abscheu aller honnetten Seelen verdient, daß man den Unglücklichen noch in der Erde lästert; nicht Lästerungen und Nachruf sind die Waffen, die der Gerechtigkeit zukommen, sondern der stille Ausdruck der Gesetze. „Alle Rechtschaffenen", fügt diese kriechende Feder hinzu, „wissen einer vorsichtigen und für das allgemeine Beste wachenden Obrigkeit immer mehr Dank, daß sie die Republik von einem so gefährlichen und schädlichen Menschen befreiet hat." Als eben dieselbe vorsichtige und wachende Obrigkeit im Jahr 1489 ihren Bürgermeister, Johann Waldmann, enthauptete, weil er einer heimlichen Neigung zu Frankreich bezüchtigt wurde, so hielten die Schmeichler und Schmarotzer der damaligen Zeit den Richtern vermuthlich die nämliche Lobrede. Heinrich Waser wird gerade wegen dem entgegengesetzten Fehler, nämlich, weil er gegen die Neigung zu Frankreich sich erklärt, enthauptet. — Und die Obrigkeit zu Zürich erröthet über die Unbedachtsamkeit ihres Lobredners nicht?

An diesen Panegyrikus fügt sich nichts schöner, als die Standrede, womit der Galgenpater zu Zürich das Urtheil der Obrigkeit commentirt hat. Man weiß, daß an gewissen Orten Brauch ist, durch eine Rede auf dem Richtplatz den Hingerichteten zu schimpfen und die Zuhörer zu ennuiren. Diejenige, die Herr Prediger Cramer hielt, lautet so: „Wohin, versammelte Christen! ach, wohin können Stolz, Eigensinn und Rachsucht den armen Menschen noch zuletzt stürzen! wie erschrecklich sein Herz verblenden, daß er sich an Gott, dem Gewissen, der Obrigkeit und dem Vaterlande schwerlich versündigt und sich dadurch zuletzt einen schmachvollen Tod bereitet. Ja, dahin stürzen sie leider diesen unglücklichen Mann, der nun vor euern Augen sterben soll. Ungeachtet aller seiner Wissenschaft, die er besaß, stürzten sie ihn hin in diesen Abgrund zeitlichen Jammers. Wo ist nun das Menschenherz, welches ihn nicht herzlich bedaure, herzlich für ihn bete, herzlich mit seinen reuenden Buße zufrieden sein sollte? Ja, reuend und bußfertig ist er; im Glauben an seinen Erlöser will er sterben; der frohen Hoffnung lebt er, von Gott begnadigt zu werden. Ach, daß es

geschehe!“ Es sei mir erlaubt, die Standrede Heinrich Wasers zu parodiren.

Sehet einen Unglücklichen, welcher im Begriff ist, der Gerechtigkeit das Opfer, so sie von ihm fordert, zu bezahlen. Er ist euer Mitbürger; schenkt ihm euer Mitleid; durch sein Schicksal belehrt, beugt euch vor den geheimnißvollen Wegen der Vorsehung; lernt die Strenge der Gesetze fürchten; vornämlich aber hütet euch, den Scandal, dem ihr zusehet, auf die Rechnung der Religion, dieser heiligen und unverletzlichen Mutter der Tugend, zu schreiben, welche mit den Fehlern ihrer Eingeweihten keine Gemeinschaft hat, weil sie Menschen und den Schicksalen der Sterblichen unterworfen sind. Dieß war die Standrede, die dem Gegenstand und den Zuschauern angemessen war. Ruhe sanft heilige Asche des Edlen! Deine Rechtfertigung liegt im Herzen jedes Unparteiischen. Dein Schicksal wird ein ewiges Denkmal der gekränkten Menschheit sein. Bei deinem Namen werden die Gesetze erröthen und wenn es möglich wäre, daß das Schaffot zu Zürich ehrlich gemacht werden könnte, so müßte es von nun an durch dich entunehrt sein!

---

2. Ueber Waser und seinen Prozeß.

An Herrn Canonicus Gleim von C. W. Becker; nebst Herrn Professor Schlözer's zerstreuten Anmerkungen darüber.

Von dieser Schrift sucht Becker, welcher sich einige Zeit in der Schweiz aufhielt und sich anmaßte, die Staats- und Rechtsverhältnisse, so wie Waser's Charakter zu kennen, wegen des an diesem begangenen Mordes die Richter in einer, wie es scheinen sollte, für den Gemordeten theilnehmenden Sprache dadurch zu entschuldigen, daß Wasers Charakter mehr und weniger als ein „verworfener“ bezüchtiget wird, die Sprache ist ganz die des Wolfes im Schafspelze. Professor Schlözer hat in seinen Anmerkungen zu dieser Schrift die boshafte Täuschung gehoben und Wahrheit an die Stelle der Verdrehung gestellt. Becker's Schrift und Schlözer's Anmerkungen folgen nun hier:

Waser's Geschichte ist Sache der Menschheit, und er selbst ein Gegenstand allgemeinen Mitleidens und Schauerns geworden. Man-

Digitized by Google

ist geneigter, seine Richter für grausame und blutdürstige Tyrannen, als ihn wenigstens für strafbar, wenn auch nicht in so hohem Grade strafbar zu halten, daß er den Tod verdiente. Der große Haufe sieht ihn als ein unschuldiges Opfer seines edlen Patriotismus an, ohne sich weiter darum bekümmert zu haben, worin sein Patriotismus bestand. Seine Richter denkt er sich als mächtige Unmenschen, die mit den Köpfen der Bürger spielen können wie sie wollen, ohne die Verfassung einer schweizerischen Republik zu kennen. Ich durfte auf meiner Rückreise aus der Schweiz nur merken lassen, daß ich aus diesem barbarischen Lande käme, wo ehemals die Freiheit ihren Sitz aufgeschlagen, und nun die Tyrannei herrsche, so fiel man mit stürmenden Fragen und Schmähungen über mich her, als wenn ich selbst einer von Waser's rachsüchtigen Richtern gewesen wäre. Wenn ich dann die heftigen Deklamationen ausgeschwiegen hatte, und nur zu äußern anfing, daß sie irrten, wenn sie Wasern für einen edlen Menschen hielten, so glaubte man mich schon von der Obrigkeit bestochen, bis ich, nach Auspartirung häufiger Vorwürfe und Beschuldigungen, Wasern und seinen Prozeß in ein Licht gestellt hatte, in welchem man von beiden richtiger urtheilen konnte. Ich habe dabei die Bemerkung gemacht, daß das Verderbniß der Menschheit doch noch lange nicht so groß geworden ist, als man es gewöhnlich schildert. Man hat sich an Scenen dieser Art noch nicht so gleichgültig gewöhnen können, als man glauben möchte. Unterdrückte Menschheit scheint noch immer ihre Vertheidiger und Beschützer zu finden, selbst wider mächtige Regenten: und hat auch Affektation oft den größten Antheil daran, so hilft dieses doch immer das Flämmchen der allgemeinen Menschenliebe mit erhalten, und facht es hie und da wieder an, wo es etwa verlöschen möchte. Wie wenig in die Augen fallende gute Handlungen würden groß und edel bleiben, wenn wir immer die Absichten untersuchen wollten und könnten, aus welchen sie entstehen. Damit aber mehr Gutes geschehe, als sonst zu hoffen wäre, wollen wir gern mehr auf die Wirkungen als auf die Absichten sehen, und also Handlungen, die auch nicht aus den reinsten Absichten herrühren, aber Gutes hervorbringen, selbst unser Lob nicht versagen, ohne sie

Digitized by Google

deswegen als edelmüthig und groß zu stempeln. Aus dem natürlichen Hange zu dieser, des Menschen schwächsten und delikatesten Empfindung oder Leidenschaft — wie soll ich's nennen? — zum Mitleiden; und aus der fast durchgängig herrschenden Mode zu empfindeln, und sich mit Tugenden auszustaffiren, die man nicht hat, erkläre ich mir nur die gelassene und heftige, die warme und feurige Theilnehmung an dem Schicksale des unglücklichen, durch seine Schuld unglücklichen Wasers. Der Gedanke, daß er eine Gattin und Kinder ohne Brod hinterließ, auf welche die ihm zugefügte Schande fallen würde; der schriftliche Abschied von seiner Frau und seinem Vater, die währende Scene mit seinen beiden Söhnen im Gefängniß; die guten Vermahnungen, welche aus dem Munde eines Unglücklichen gedoppelt gut klingen; das Eingeständniß, daß er gewisse gute Seiten gehabt; der Umstand, daß er Wissenschaften und gewisse Talente besessen, welche noch dazu größer gemacht worden sind als sie waren; daß er Patriotismus zu haben geschienen, und in seiner Art zu verfahren nur unbesonnen gewesen; die Vorstellung, daß die Zurückbehaltung der Dokumente blos aus seiner Liebhaberei zur Geschichte und Diplomatik geschehen sein könne; die Geneigtheit, alle seine Verbrechen und Vergehungen als sehr unbedeutend und lächerlich anzusehen, — der Mangel an Kenntniß der republikanischen Verfassung und der Nation; die irrige Meinung, daß er blos der in Schlözers Briefwechsel befindlichen Aufsätze wegen hingerichtet worden sei, welches von Vielen so lange geglaubt wurde, bis sie im Göttingischen Magazin durch das Finalexamen eines Andern belehrt wurden, von Manchen aber, die blos nachbeten, noch geglaubt wird; die unrichtigen Erzählungen von seinem edelmüthigen Betragen im Gefängniß; die öffentlichen Zeugnisse seiner veränderten Gesinnungen und seiner Frömmigkeit; die übertriebenen Beschreibungen von seiner Standhaftigkeit im Tode; die Schilderung des Unwillens und der Unzufriedenheit der Bürger, welche ihre Fenster versperrten, oder gar aus der Stadt gingen; die Geneigtheit, Obrigkeiten zu tadeln, und ihre Sprüche überhaupt verdächtig zu machen; unzuverläßige, voreilige und boshafte Nachrichten, die aus der Schweiz selbst geschrieben wurden; die Sonderbarkeit des Urtheils;

Digitized by Google

das gänzliche Stillschweigen der Obrigkeit über den Prozeß; die Unmündigkeit der Richter im Blutgerichte; die Unzufriedenheit vieler Bürger, wegen einiger ungesetzmäßigen Prozeduren im Prozesse selbst; einige wirklich tadelhafte, nicht zu vertheidigende Vorfälle dabei; im Ganzen aber Unwissenheit und Nichtkenntniß aller dazu unumgänglich nothwendigen Umstände: Alles das zusammen genommen, mußte freilich, weil man nicht prüfte oder nicht prüfen konnte und wollte, ein günstiges, mitleidvolles Vorurtheil für Waser und Widerwillen gegen seine Richter erwecken. Ja, es blieb hierbei nicht einmal: ganz Zürich mußte an der schwarzen, tyrannischen That Theil haben. Und weil denn Zürich unglücklicher Weise in der Schweiz liegt, so mußte bei dem unwissenden großen Haufen die ganze gesammte Schweiz ihre ungerechten Schmähungen mit entgelten. Sie, lieber und vortrefflicher Gleim, hatten geforscht und geprüft, und doch blieben in ihrem menschenfreundlichen Herzen noch Zweifel übrig, aber Zweifel, die dem Vertheidiger der Menschheit Ehre machen. Wir sprachen darüber bei meiner Reise durch Halberstadt; ich suchte diese Zweifel zu heben und hatte in der kurzen Zeit unserer Unterhaltung doch diese Genugthuung, daß sie wenigstens nun geneigt waren, die ganze Sache aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen, wo Sie sie nicht schon wirklich aus dem rechten ansahen. Ich versprach Ihnen meine Gesinnungen darüber weitläufiger zu schreiben. Ich erfülle also mein Versprechen und hoffe, daß Sie in die Aussage eines unparteiischen Augenzeugen kein Mißtrauen setzen werden. Daß ich unparteiisch sein, werden Sie selbst einsehen, wenn Sie meinen Aufsatz ganz durchgelesen haben werden. Auch wüßte ich nicht, warum und für wen ich parteiisch sein sollte, da meine Partheilichkeit Niemanden nützen oder schaden könnte. Damals war bei meinem Antheil, den ich in Zürich an Waser's Schicksale nahm, außer einem ziemlich hohen Grade von Ueberzeugung für Waser's nicht Unschuld, sondern nur mindere Schuld, nicht wenig Partheilichkeit für ihn selbst; theils weil man gegen einen unglücklichen Verbrecher in der blutigen Katastrophe immer ein gewisses Mitleiden fühlt, das aber freilich, nachdem Person und Verbrechen stark, stärker oder schwächer ist; theils auch weil ich glaubte, daß

in einem ungewissen Fall viel gelindere Meinungen einige härtere umstimmen könnten. Der Erfolg hat auch gelehrt, daß durch dieses Mittel wirklich einige Männer, die Wasern aus Ueberzeugung das Todesurtheil gesprochen haben würden, zur Partei der gelindern Meinungen übergingen. Ueberhaupt aber konnte ich von meiner Unparteilichkeit keine zuverlässigern Zeugen anführen als diejenigen von meinen Freunden in Zürich, welche der letztern Gesinnung waren. Ob sie es noch sind, ist mir unbekannt; ich bin es auch noch, aber unter verschiedener Einschränkung. Damals glaubte ich, daß Waser's Hinrichtung keineswegs vertheidigt werden könnte, jetzt glaube ich das, ob ich gleich gestehe, daß das Verfahren der Justiz sehr streng war. Ich sprach damals aus Ueberzeugung, als man auf meine Theilnehmung an Waser's Schicksale aufmerksam wurde; und schreibe jetzt, da ich die Sache näher kennen gelernt und reiflicher erwogen habe, aus eben so wahrer Ueberzeugung, ohne darauf zu achten, ob man mich einer leichtsinnigen und veränderlichen Sinnesart fähig halten werde. Ich schäme mich nicht zu schreiben wie ich denke. Jenes war nur gesprochen, und wer eine gedruckte Zeile über Wasern, die von mir oder durch mich befördert worden ist, aufweisen kann, der trete auf und nenne sich. Ich sage das deswegen, weil vielerlei Wahres und Unwahres in öffentlichen Blättern über Wasern zum Vorschein kam, und man dabei vorzugeben pflegte, Reisende, die sich binnen dieser Zeit in Zürich aufgehalten, hätten sie eingeschickt. Ich bin froh, daß ich nichts so voreilig gewesen bin, und folglich nichts zu widerrufen habe. Nachdem ich dieß voraus geschickt, mein theuerer Gleim, welches ich thun zu müssen glaubte, um Allem, was ich Ihnen sagen werde, und welches ich mich öffentlich zu sagen genaue, desto mehr Nachdruck zu geben, so will ich nun in Waser's Geschichte selbst hineingehen und Ihnen aufrichtig gestehen, was und wie ich von ihm und seinem Prozeß denke. Ich glaube Ihnen viel Wahres zu sagen, wo ich irren sollte, will ich mich gern widerlegen lassen; aber die mich widerlegen wollen, bitte ich um Beweise und Unterschrift. Ehe ich mich über Waser's Prozeß selbst einlasse, will ich noch einige Umstände aus seinem Leben anführen. Manche können vielleicht

Digitized by Google

hie und da schon gesagt sein, andere vielleicht nicht, alle vielleicht nicht in diesem Zusammenhange. Waser stammte aus keiner angesehenen Familie ab; denn sein Vater ist ein Bäcker; doch ist der Name seiner Familie wegen eines ehemaligen Bürgermeisters dieses Namens nicht unberühmt geblieben. Vielleicht entstand dadurch in Wasern der ehrgeizige Gedanke, einst auch noch als Staatsmann in seiner Vaterstadt genannt zu werden; wenigstens war es keine der schwächsten Reize für ihn, sich mit Staatsangelegenheiten abzugeben und den Patrioten zu spielen. Bei einem jungen Manne, der sich fühlt, ist dieser Ehrgeiz nicht nur sehr verzeihlich, sondern in gewisser Rücksicht und unter gewisser Einschränkung selbst lobenswürdig; immer aber eine gefährliche Leidenschaft, wenn nicht das Herz gleichen Antheil daran nimmt. Und das war, wenn auch anfangs nicht ganz, doch im künftigen der Fall bei Wasern. Ungeachtet er zur Politik so großen Hang hatte, so wählte er doch den geistlichen Stand zu seiner Bestimmung. Dieß kann Niemanden, der die Verfassung von Zürich kennt, befremdend sein, welche hierin von andern Republiken der Schweiz ganz abweicht. Hier behält jeder Geistliche auch neben seiner Pfarrei sein Zunftrecht, darf sich als Bürger und Mitglied seiner Zunft in alle weltlichen Angelegenheiten mischen, und kann auch, wenn er sein Amt niederlegen will, welches aber äusserst selten oder gar nicht geschieht, zu einer Ehrenstelle im Rathe gelangen. Im Ganzen genommen gestehe ich gerne, daß mir diese Einrichtung, so wie ich sie ansehe, nicht gefällt. Der Geistliche, dünkt mich, wird dadurch immer von seiner Bestimmung abgezogen. Der Antheil, den er an dieser oder jener Sache nimmt, zieht ihm Unzufriedenheit oder Haß zu, und dem sollte der Geistliche nie ausgesetzt sein. Vielleicht wird man unter den Geistlichen der Republik Zürich noch andere Folgen gewahr, über die ich mich hier nicht einlassen kann. Ich will damit nicht behaupten, daß dieser Stand, wenn er sein Ansehen gehörig braucht, nicht auch außer seinem angewiesenen Wirkungskreise das Beste seines Vaterlandes befördern helfen sollte; ich glaube vielmehr, daß er manches Gute bewirken helfen kann. Lavater z. B. stürzte noch als Jüngling einen ungerechten Landvogt. Aber einzelne

Fälle bestimmen den Werth einer solchen Verfassung noch nicht; das können eine Menge von üblen Folgen beweisen, welche man daraus entstehen sieht. Außer der Politik hatte Waser die Physik und Mathematik zu seinen Lieblingsstudien gemacht. Zu Letzterer schien er noch mehr Talente zu besitzen als zu ersterer; nichts desto weniger wurde er schon sehr jung zum Mitglied der physikalischen Gesellschaft erwählt. Man darf daraus nicht auf außerordentliche Kenntnisse in dieser Wissenschaft bei ihm schließen; es beweiset blos, daß die dortigen Gelehrten sich nicht das pädagogische Ansehn gegen junge Männer von Talenten zu geben wissen, wie vielleicht an manchem andern Orte. Einige einsichtsvolle Mitglieder dieser Gesellschaft entdeckten Fähigkeiten in ihm und suchten ihn durch diese Ehrenbezeugung anzufeuern, sie auszubilden. Zum Beweis, daß man sich in seinen Fähigkeiten nicht geirrt hatte, und mit seiner Thätigkeit sehr zufrieden war, vertraute man ihm endlich die Aufsicht über die Bibliothek und über die Naturalien und physikalischen Instrumente der Gesellschaft. Als die Pfarrstelle zum Kreuz, eines gleich vor der Stadt und nicht weit vom See gelegenen Dorfes, erledigt wurde, so übertrug man sie ihm, und er nahm sie an. Nach Aussage Vieler, die ich hierüber gesprochen, verwaltete er sein Amt ohne Tadel, und man lobte ihn als einen guten Prediger, welches einige von ihm im Drucke erschienene Predigten beweisen mögen. Im Grunde aber trieb er das Christenthum und die Lehre desselben, wie mich Leute, die ihn genau gekannt, versichert haben, nicht anders als eine Wissenschaft, welche ihm zu lehren aufgetragen worden war. Er untersuchte nicht, er empfand nicht, er ließ es so gut sein, wie es war, und trieb seine Lehre mehr handwerksmäßig, als aus innerer Ueberzeugung, aber ohne daß man ihm darüber hätte Vorwürfe machen können. Als Pfarrer mußte er den Almosenrechnungen, die seine Pfarrei betrafen, beiwohnen. Er hatte schon einige Male Lücken darin zu entdecken geglaubt, ging deswegen zu den beiden Obervögten dieses Amtes und verklagte die beiden Untervögte vom Dorfe. Sie versprachen ihm die Sache zu untersuchen und thaten es. Waser aber war mit ihrer Untersuchung nicht zufrieden, ging zum Bürgermeister Heidegger und verklagte nun

die beiden Obervögte, als hätten sie den beiden Untervögten, nach richtig befundener Klage, die auf zwanzig Züricher Pfund öffentlich gesetzte Strafe, heimlich aus der Almosenkasse zu erlegen erlaubt. Heidegger, der in allen Stücken sehr behutsam zu Werke ging, nahm diese Klage nicht an, sondern wies ihn vor Rath, wenn er gegründete Klagen anzubringen hätte, rieth ihm aber, sich ja mit juristischen Beweisen zu versehen, widrigenfalls er, wenn er die Sache nicht beweisen könnte, seine Pfründe auf's Spiel setzte. Waser's Blut aber war einmal in Aufruhr gerathen; er untersuchte nun nicht mehr, hielt seine Gründe für unumstößlich, und verklagte die beiden Obervögte vor Rath. Man nahm ihm sein Anbringen ab; man forderte Beweise. Waser hatte keine. Er brachte noch andere Beschuldigungen vor und auch dafür hatte er keine Beweise. Sein Verfahren sprach ihm nun selbst das Urtheil. Waser wurde seiner Pfründe entsetzt, mußte ihrer entsetzt werden, auch wenn er Recht gehabt hätte, die Gesetze verurtheilten ihn. Wenn man alle Folgen, die aus dieser Entsetzung vom Amte entstunden, psychologisch betrachtet, und seine eigene Art darüber zu denken, die sich bis zum Tode gleich bei ihm erhielt, dazu nimmt, so läßt sich fast vermuthen, daß er unter Muthmaßungen von Ungerechtigkeiten Wahrheiten mit vorgetragen, oder daß er wenigstens von der Zuverläßigkeit seiner Beschuldigungen moralisch überzeugt gewesen. Daher sein unversöhnlicher Haß, seine unvertilgbare Rachbegierde gegen den Rath und die Chorherren, daher noch in seinen letzten Stunden die Warnung und Ermahnung an den Magistrat, er möge sich hüten, künftig Jemanden Unrecht zu thun. Waser war nun seines Amtes entsetzt, nichts konnte ihn überzeugen, daß er mit Recht abgesetzt worden war. Er sahe es als eine offenbare Ungerechtigkeit an, die es doch nicht war, wie jeder Unparteiische selbst urtheilen wird. Der Funke von Rachsucht in seinem Charakter, der schon in seinem Knabenalter, dann und wann, wenn er sich beleidiget glaubte, aufzulodern angefangen, glomm nun heimlich immer stärker und stärker fort, schien mit Gewalt zurückgehalten zu werden, und sehnte sich nach einem verzehrenden Ausbruch. Rache, ewige Rache, war nun die Losung jedes Gedankens, jeder künftigen Unternehmung;

Digitized by Google

und diese gefährliche Leidenschaft, die sein Temperament sehr begünstigte, verdrängte in ihm alles das Gute, was er bisher gehabt hatte. Waser hatte wirklich Seiten, die ohne nähere Beleuchtung gut schienen und erträglich sein mochten. Er schien, so viel man ihn kannte, kein schlechter Hausvater, kein schlechter Ehemann und kein schlechter Vater zu sein; er war ferner kein Wollüstling, ein fleißiger, thätiger Mann in seinem Hause, und ein Mensch von außerordentlicher Höflichkeit und Dienstfertigkeit. Alle diese Eigenschaften machen entweder seine Vergehungen noch auffallender, oder sie stellen sie gar in einen ganz andern Gesichtspunkt, wenn man nicht weiß, daß sich eben so viel Widersprüche in seinem Charakter vereinigten; wodurch die guten Seiten, die ich an ihm geschildert habe, freilich mehr scheinbar als wirklich gut bleiben. Er hatte eine Frau von Familie, und Vermögen mit ihr erheirathet. Seit er sein Amt verloren, lebte er blos von diesem und zehrte es auf, bis auf 1400 Gulden, welche bei einem Bauer ausgeliehen waren. Nicht lange vor seiner Gefangennehmung schwatzte er der Frau vor, das Kapital sei bei dem Bauer nicht sicher, sie soll es ihm überlassen, er wolle es heben und auf's Rathhaus bringen. Die Frau läßt sich dieß gefallen; Waser bringt ihr einen Schein vom Rathhause, und sie glaubt den kleinen Rest ihres Vermögens in Sicherheit. Als sie nach seinem Tode in ihren bedrängten Umständen des Geldes benöthigt ist, meldet sie sich auf dem Rathhause und verlangt Geld. Man antwortete ihr: man wisse von keinem Gelde, das ihr gehöre. Sie zeigt den Schein vor; man besieht ihn und findet, daß er von Wasern nachgemacht ist. War nun wohl Waser ein guter Ehemann und Vater? Der letzten Handlung zu geschweigen, die an sich schon den Stempel der Niederträchtigkeit trägt. Man wird sagen, seine bedrängten Umstände zwangen ihn dazu; er getraute sich nicht, seiner Frau ihr letztes geringes Vermögen vollends abzufordern, und that diesen Schritt der Verzweiflung, in der Hoffnung, ihn bei glücklichen Ereignissen wieder gut zu machen. Gut; ich weiß auch was sich darüber sagen läßt; aber diese Rechtfertigung kann uns seinen Charakter nicht unzweideutig machen, da Waser auswärts sein Brod finden konnte, und nicht wollte. Uebe-

Digitized by Google

rigens hätte er sich bei seiner großen Thätigkeit auch in Zürich seinen Unterhalt erwerben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit mit zu vielen unnützen und nachtheiligen Grübeleien verschwendet hätte. Aber auch für seine nützlichen Arbeiten, die er zum Druck bestimmte, war er zu stolz etwas zu nehmen, er fühlte sich sogar beleidiget, wenn ihm der Verleger etwas anbot, oder seine Rechnung für Bücher, die Wasser das ganze Jahr über von ihm genommen hatte, nicht bezahlt haben wollte. Dieses Verfahren gehörte ohne Zweifel auch mit in seinen Plan. Wollte er nicht vielleicht dadurch den Vorwurf seiner Obern auffallend machen, daß sie ihn mit seiner Familie verhungern ließen, zumal da er immer darauf beharrte, daß man ihm zu viel gethan habe? Ob die Obrigkeit, unter diesen Verhältnissen, nicht hätte bedacht sein sollen, ihm Unterhalt zu verschaffen, besonders da er ihr nützlich sein konnte, das will ich hier nicht untersuchen. Es wäre wenigstens gut gewesen und auch nicht unbillig. Aber wir kehren zu ihm selbst zurück. Neben seinem Stolze, der unbiegsamer und hartnäckiger war, als man glaubte, war er unausstehlich höflich; er kroch oft vor Leuten, selbst vor Bedienten. Seine Dienstfertigkeit hingegen ist außer Zweifel; ein sonderbarer Zug in seinem Charakter, der vielleicht ebenso wenig Güte des Herzens war. Es konnte ihn sein ärgster Feind, den er von ganzem Herzen haßte, um die Gefälligkeit bitten, eine Schrift von vielen Bogen abzuschreiben, und er that es mit großer Bereitwilligkeit. Da nun so viele christliche Sanftmuth in seinem Charakter nicht wohl stattfinden konnte, so mußten nothwendig andere Gründe vorhanden sein, die ihn zu dieser Verstellung vermochten. Unstreitig war seine Sucht zu sammeln, keine der geringsten. Er schrieb oft Sachen ab, bei denen er seinen Vortheil zwar nicht finden konnte; aber er that es, um sich Zutrauen zu erwerben, freien Zutritt zu erhalten, und nach und nach andere Sachen zu bekommen, von welchen er sich selbst Abschriften machte, oder nur das, was für ihn tauglich war, benutzte. Da ihn eine ununterbrochene Thätigkeit nichts kostete, so ist seine Dienstfertigkeit in ein hinlängliches Licht gestellt, in welchem sie wenigstens nicht mehr als Tugend erscheint. Nur eine von den gut geschilderten

Digitized by Google

Seiten seines Charakters bleibt ihm: er war, so viel bekannt ist, kein Wollüstling. Freilich ist dabei sein Temperament auch mit zu Rathe zu ziehen, und dazu herrschte in ihm schon eine der mächtigsten Leidenschaften, die Rachsucht, in einem so hohen Grade, daß hier keine andere daneben aufkommen konnte. Dieß sei nicht gesagt, um ihm alles Gute zu nehmen; ich glaube gewiß, daß er einzeln betrachtet manches Gute hatte; und wo ist der Böse-wicht, der nicht auch sein Gutes hatte oder gehabt hatte? — Ich finde diese Einwürfe nur für nöthig, weil oft kurzsichtige Leute eine Sache, die den Schein des Guten hat, für gut, und eine andere, die von keiner vortheilhaften Seite erscheint, für böse erklären. Sie kennen nun Wasern ein wenig näher, mein Gleim, und werden meine Schilderungen von seinem Charakter mit den übrigen, die ihn für einen edelmüthigen großen Menschen erklären, schon sehr contrastirend finden. Aber ich kann Sie auch noch näher mit ihm bekannt machen. Sein unbesonnenes und rachsüchtiges Betragen hatte die meisten seiner Mitbürger wider ihn aufgewiegelt. Unter den wenigen Freunden, die er behielt und die ihn seiner Kenntnisse und Talente wegen schätzten, befand sich vorzüglich der verstorbene Bürgermeister Heidegger. Er selbst sah diesen Mann als seinen besten Freund an und wußte, alles, was er in seinem Vaterlande noch etwa erwarten dürfte, müßte größtentheils von Heideggern kommen. Dieser sonst kluge Staatsmann machte ihn zu einer Art von Vertrauten, suchte ihn zu mancherlei Absichten zu gebrauchen und vertraute ihm auch öfters Papiere an, die er mißbrauchen konnte. Wasern vergalt dieses Zutrauen damit, daß er einen üblen Gebrauch davon zu machen suchte, stahl, wenn ihn Heidegger von ungefähr allein im Zimmer ließ, Papiere weg, um ihm Staatsfehler aufzudecken, und schmiedete hernach auf diesen seinen Freund und Beschützer ein beleidigendes Pasquill zusammen. Dieser Zug könnte Sie von der Niederträchtigkeit dieses Mannes schon zur Genüge überzeugen, aber ich will Ihnen noch einen andern schildern, in welchem ihn selbst seine ehemaligen Freunde als einen niedriggesinnten, feilen Menschen erkannten. Als vor einigen Jahren die Allianz zwischen Frankreich und der Schweiz erneuert werden sollte, und Heidegger, damals beinahe der Mund

Digitized by Google

der gesammten Schweiz, die Erneuerung dieser Allianz bestätigt haben wollte, so mochte er freilich in seinem vaterländischen Kanton bei den Zünften nicht geringe Widersprüche vermuthet haben. Er brachte es also dahin, daß die Allianz geschlossen wurde, bevor die Sache den Zünften zur Ueberlegung vorgetragen worden war. Ein großer Theil von Bürgern, die schon für sich wider die Allianz, und besonders mit Heidegger's und des Raths gesetzwidrigem Verfahren unzufrieden waren, lehnten sich, Herr Stehrichter Bürkli an ihrer Spitze, in den Zünften mit Vorstellungen dawider auf, und zeigten mit Gründen, daß dieses Geschäft gar nicht so behandelt worden sei, wie es hätte behandelt werden sollen. Sie werden Bürkli's Reden in Schlözer's Briefwechsel gelesen haben, ich brauche Ihnen also nichts weiter darüber zu sagen. Als nun die Sachen so stunden, daß sich die Bürger dieserhalb in Parteien theilten, so trat auch Waser öffentlich zur Partei der Mißvergnügten und sprach mit vieler Heftigkeit wider die Allianz; er that sogar in einer engen Versammlung von Bürgern den Vorschlag, eine Rebellion anzufangen; Niemand aber war geneigt, ihn anzunehmen und zu befolgen. Wer hätte nun wohl von Wasern nach allem dem, wie er sich hierbei gezeigt hatte und was sich von ihm über diesen Punkt erwarten ließe, wer hätte von diesem mit seiner Obrigkeit so höchst unzufriedenen Manne wohl geglaubt, daß es blos eine angenommene Rolle sei, die er in dieser Versammlung spiele, und noch dazu die schimpfliche Rolle eines Spions? Daß er dieses war, ist außer allem Zweifel; er war Heidegger's Spion und hinterbrachte ihm alles, was in den geheimen Versammlungen der Bürger vorgegangen war. Den Vorschlag zu einer Rebellion hatte er seinen Freunden blos gethan, um sie auszulocken, und hätten sie darein gewilligt, so hätten sie sich gewiß nicht viel Gutes von ihm versprechen dürfen, denn Waser war zu allem fähig und redlich meinte er es mit Niemanden. Sein großer Plan war vielleicht kein anderer, als eine allgemeine Verwirrung zu verursachen und nach glücklicher Bewerkstelligung derselben zu sagen oder fühlen zu lassen, seht, das konnte Waser, den ihr beleidigen durftet. In dieser Absicht klaubte er alles zusammen, was nicht nur zu innerlichem Unruhen Anlaß geben, sondern auch seinen väterlichen Staat

Digitized by Google

mit andern in Verwirrung und übles Verständniß bringen konnte. Bei dem bekannten Prozeß zwischen dem Kanton Zürich und dem Kanton Schwyz über den Zürchersee gab sich Waser alle erstmögliche Mühe, das Recht und Unrecht beider Kantone in ein Licht zu stellen, das für den Kanton Schwyz sehr vortheilhaft und für Zürich sehr nachtheilig war. Er verfertigte einen Aufsatz darüber und wußte seine Beweise für das Recht des Kantons Schwyz so wahrscheinlich zu machen, daß man glauben mußte, die Sache befinde sich wirklich so. Es ist hier der Ort nicht, darüber zu urtheilen, ob sich die Sache so verhielte oder nicht. Gesetzt auch, der Kanton Schwyz hätte alles mögliche Recht auf seiner Seite gehabt, so kam ihm als einem Bürger von Zürich, der übrigens mit der Regierung nichts zu thun hatte, keineswegs zu, das Recht des Feindes gegen sein Vaterland zu vertheidigen und dessen Vortheile zu schmälern. Sein Aufsatz enthielt aber noch dazu nur wahrscheinlich zusammengeklaubte Beweise für das Recht des Kantons Schwyz und war nun wirkliches Verbrechen wider sein Vaterland, das, wie man wohl dabei erwägen muß, Republik ist. Er gab seinen Aufsatz Jedermann zu lesen, der ihn lesen wollte, ließ Abschriften davon machen und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß er sich auch Mühe gab, ihn im Kanton Schwyz bekannt zu machen, ob er es gleich nie eingestehen wollte. Einen Verdacht, dessen er sich in Vieler Augen schuldig gemacht hat, kann ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, so gern ich wollte. Die Anekdote ist zu bekannt, und ich habe versprochen, aufrichtig zu schreiben; ich muß sie also berühren. Sie bezieht sich auf die bekannte Nachtmahlvergiftung, die man so geradezu, ohne weitere Data, wegzuwitzeln gesucht hat. Bevor ich auf den Punkt selbst komme, wo Waser in die Geschichte eintritt, will ich diese Begebenheit hier blos historisch erzählen, wie sie mir von glaubenswürdigen Männern erzählt und bestätigt worden. Der Wein, sagte man mir, wird immer in einem Hauptgefäße geholt und Sonnabends in die Kannen geschüttet, welche die Nacht über auf dem Altare stehen bleiben. Sonntag Morgens bei der Ausspendung des Nachtmahls fand sich nun, daß die ersten (wenn ich nicht irre, die sechs ersten) alle unrein, die übrigen aber alle rein waren. Im Hauptgefäße war

Digitized by Google

auch noch ein Rest vom Wein übrig geblieben, der ebenso rein und klar war, wie der Wein in den letzten Kannen. Am Altartuche fand man die Hände abgewischt, daß man ordentlich die Finger unterscheiden konnte. Man ließ dieses Tuch zweimal in heißem Wasser ausbrühen, aber man konnte die Flecken nicht herausbringen; es mußte endlich auf die Bleiche geschickt werden. Dieß sind die historischen Fakta, welche man mir angegeben hat. Ob es wirkliches Gift, übelzubereitetes Gift oder sonst etwas Unschädliches war, darüber will ich mich hier nicht einlassen. Sind diese hererzählten Fakta, wie ich nicht zweifle, wahr, so scheint es wenigstens, wenn man alles zusammen nimmt, keine bloße Unreinlichkeit gewesen zu sein. Man sann hin und her, wer wohl so ein Verbrechen zu begehen im Stande gewesen wäre, und bei vielen Personen fiel bald darauf der Verdacht auf Wasern. Freunde sagten sich ihn schon damals in's Ohr. Ihre Ahnung gründete sich auf folgendes muthmaßliches Zusammentreffen von Möglichkeiten: Waser konnte als Bibliothekar der physikalischen Gesellschaft aus dem physikalischen Saal, zu welchem er beständig den Schlüssel behielt, in die Kirche kommen. Sein grenzenloser Haß gegen den Magistrat und die Chorherren schien ihnen der Bewegungsgrund der schändlichen That zu sein, weil diese bei der Communion immer die ersten sind, welche den Kelch empfangen. Nicht lange nach dem Vorfalle selbst erschienen Pasquille, worinnen Leute, auf die selbst im Traume kein Verdacht fallen kann, als die Giftmischer angegeben wurden. Verschiedene Personen wollten in diesen Schandschriften Waser's pasquillartigen Styl erkennen, weil er sich schon als Pasquillant bekannt gemacht hatte. Auch das entdeckten sich einander damals schon vertraute Freunde, als die Sache nur eben vorgegangen war. Jemand wollte sogar einen Mann aus Waser's Hause haben kommen und an dem einen Orte, wo man ein solches Pasquill angeschlagen fand, stille stehen sehen. Auch daß das Gift keine Wirkung gehabt, war ein Grund des Verdachts mehr, weil seine meisten chemischen Versuche unvollkommen ausfielen. Alles das waren freilich nur Muthmaßungen, und ich erzähle sie auch nur als Muthmaßungen wieder. Immer aber beweisen sie, daß Waser's Kredit nicht der beste sein mochte, weil man ihn eines

Digitized by Google

so abscheulichen Verbrechens fähig halten konnte. Der Argwohn blieb aber nur geheim und wachte erst wieder auf, da er im Gefängnisse saß. Ob dieser schreckliche Argwohn gegründet oder ungegründet war, kann nicht erwiesen werden. Man deutete ihm in seinen letzten Tagen von ferne darauf, aber er bezeugte großen Abscheu dagegen und mochte nichts davon hören. Dieß würde mich aber nicht irre machen, wenn ich ihn nicht, da die Sache zweifelhaft ist, lieber unschuldig als strafbar erkennen möchte; denn er läugnete und verschwieg auch Sachen, von denen man nach seinem Tode die überzeugendsten Beweise in die Hände bekam. Und war er wirklich der Verbrecher, so würde er es natürlicher Weise der härtern Todesstrafe wegen nicht gestanden haben; und überhaupt hätte es wohl in seinen Plan gar nicht gepaßt, von dem ich vielleicht nicht die unrichtigste Meinung habe. Vielleicht hat er auch die Sache nicht mehr so wichtig angesehen, weil sie von keinen übeln Folgen war. Wenn ich meine Gedanken sagen soll, ob ich glaube, daß in seiner rachsüchtigen Seele so ein schwarzer Gedanke entstehen und sich so lang es nöthig war, das Vorhaben auszuführen, darin festhalten konnte, so will ich gar nicht läugnen, daß ich es für möglich halte. Denn so gut ich auch von den Menschen überhaupt denke, so viel Böses traue ich ihnen auch wieder zu. Freilich wird auch der größte Bösewicht in den wenigsten Augenblicken seines Lebens einer solchen teuflischen That fähig sein, aber ein paar aneinanderhängende Augenblicke, in welchen sein böser Wille mit wirksamer Kraft unterstützt wird, sind hinreichend ein Verbrechen zur Vollendung zu bringen, dessen sich ein Teufel nicht zu schämen hätte. Die große Triebfeder, den ersten Keim eines so abscheulichen Verbrechens empor zu treiben und so lange zu nähren, bis ihn seine Reife zur Vollendung gebracht, ist unstreitig die Rachsucht. Wasern schrieb man sie in sehr hohem Grade zu; und allerdings war sie die Quelle aller seiner Vergehungen, beinahe möchte ich sagen, seine Existenz. Alle seine Bekannten sagen das von ihm und manche wissen schon Beispiele aus seiner Jugendgeschichte anzuführen. Seine Handlungen haben es bewiesen und hierauf stütze ich mich am meisten. Ich selbst habe ihn nicht genug gekannt, daß ich alle Züge seines Charakters genau

Digitized by Google

entwickeln könnte. Ich habe bei diesem Umstande in Wasern den Menschen überhaupt beurtheilt. Die Absicht war nicht, ihm ein Verbrechen aufzubürden, das er vielleicht nicht begangen hat, sondern daß ein Mensch, der die Rachsucht die Triebfeder seiner Handlungen sein läßt, sich an diese Empfindung immer mehr zu gewöhnen lernt, je stärkere Nahrung sie von Zeit zu Zeit von ihm fordert. Waser konnte in Gesprächen unter Freunden über gewisse Gegenstände in eine Wuth gerathen, die außerordentlich war. Er befand sich einmal in Gesellschaft und gerieth mit Freunden in ein solches Gespräch. Sein Blut gerieth in Wallung, er sprach mit vieler Heftigkeit. Ein Frauenzimmer brachte ihm während dieses Gespräches eine Tasse Kaffee. Um Gotteswillen, schrie er sie an, bleiben sie mir damit vom Halse, ich würde den Augenblick vollends rasend, wenn ich ihn tränke! — welch' ein unglückliches Temperament! Dieß allein hat in meinen Augen seine Strafwürdigkeit gemildert, und hätten nicht seine strengern Richter einige Rücksicht darauf nehmen sollen? Ehe ich zur Ursache seiner Gefangennehmung übergehe, muß ich noch ein paar Worte von seinen Geisteskräften sagen. Ich glaube, daß der Mann für gewisse Dinge nicht gemeine Talente hatte, aber außerordentlich waren sie doch auch nicht. Unermüdete Thätigkeit hatte ihm wohl in den Wissenschaften, worin er sich hervorthat, mehr geholfen, als sein Genie. Es fehlte dem Manne an Scharfsinn. Er gehört zu den Leuten, deren Verstand man nur von der einen Seite ansehen darf, wenn man ihn für gesund und richtig halten will. Seine Schriften mögen das Erste und seine Handlungen das Letzte beweisen. Seine politischen Aufsätze hatten größtentheils etwas Hämisches, weswegen sie ihm auch viel Haß zugezogen. Nicht zufrieden, sie unter Bekannten und Unbekannten auszustreuen, hätte er sie auch gerne gedruckt gesehen. Aber er wußte wohl, daß er sie bei seinem Bürgerrechte, ohne Censur, weder in Zürich noch außerhalb drucken lassen konnte und daß es ihm, wenn er sie demungeachtet drucken ließe und es bekannt würde, er selbst habe sie im Druck gegeben, viel Verantwortung zuziehen könnte. Er sann also auf Mittel, seine Begierde zu befriedigen und dabei allen Verdacht der Bekanntmachung von sich entfernt zu halten. Schlözer's Briefwechsel schien ihm, um

Digitized by Google

seine Absichten zu bemänteln, am geschicktesten zu sein. Er schrieb an ihn, bot sich ihm zum Correspondenten an, übersandte ihm einige Aufsätze, die Schlözern unwichtig schienen und es im Grunde auch für ihn sein mußten, und bat sich von Schlözern die Gefälligkeit aus, er möchte ihm doch, um nie einiger Verantwortung ausgesetzt zu sein, zwei erdichtete Briefe schreiben, in dem einen ihn um Aufsätze die Schweiz betreffend, bitten, und in dem andern ihm, nach erhaltener abschlägiger Antwort, melden, er brauche sie nun nicht mehr von ihm zu erhalten, indem sie ihm schon von Reisenden übermacht worden seien. Schlözer, welcher in den übersendeten Papieren nichts Verfängliches fand, mußte über die Furchtsamkeit des Mannes lachen und erfüllte seinen Willen, ohne nur auf die entfernte Muthmaßung zu fallen, daß daraus etwas Nachtheiliges entstehen könnte. Waser hatte nun was er wollte. Er nahm Schlözer's ersten Brief, worin er ihn um Beiträge aus der Schweiz gebeten hatte und gieng damit zum Statthalter Ott, als dem Censor von Zürich. Er erzählte ihm, daß Schlözer an ihn geschrieben, wies ihm den Brief und fragte ihn, wie er sich dabei verhalten sollte, ob er ihm einige Aufsätze schicken dürfte oder nicht. Herr Statthalter Ott verbot es ihm, wie es seine Pflicht erforderte und Waser schien damit zufrieden zu sein; so will ich denn dem Herrn Professor schreiben, daß ich nicht darf, war seine Antwort. Aber er ließ es hierbei noch nicht bewenden; er setzte wirklich eine Antwort, wider welche nichts einzuwenden war, an Schlözern auf, zeigte sie dem Präsidenten des Censurkollegiums ebenfalls und bat ihn, sie selbst zu überschicken. Einige Zeit nachher kam er wieder und zeigte den andern Brief, durch welchen er allem Verdacht vorzubeugen suchte, daß nicht er die Schriften, die etwa künftig im Schlözerschen Briefwechsel erscheinen möchten, eingesandt habe, sondern daß sie Schlözer durch einen Reisenden erhalten. Ehe noch dieß alles vorging, hatte der damalige Stadtschreiber, Hr. Landolt, Wasern einige wichtige Dokumente aus dem Archive, unter welchen sich auch der Cessionsbrief Kaiser Otto's von der Grafschaft Kyburg befand, zu Vergleichung mit den Copien und zur Ausbesserung anvertraut. Freilich hätte man so wichtige Papiere außer dem Archive Niemanden, ohne Ausnahme, in die Hände geben sollen;

Digitized by Google

aber Waser war gerade der Mann, der zu solchen Dingen sehr brauchbar und in seiner Dienstfertigkeit bei dergleichen Arbeiten schon bewährt erfunden worden war. Herr Landolt gab sie ihm also mit nach Hause, ohne etwas Argös zu vermuthen. Nach einiger Zeit schickt ihm Waser die Papiere in einem unversiegelten Päckchen zurück. Der Stadtschreiber vergißt oder hat nicht gleich Zeit, sie durchzusehen und öffnet das Päckchen erst nach einigen Tagen. Welch' ein Schrecken überfiel ihn, als er gerade das wichtigste Dokument vermißte! Er schickt zu Wasern, läßt ihn freundschaftlich bitten, er möchte doch zu Hause nachsehen, ob er nicht das Originaldokument von Kyburg ohne sein Wissen zurückbehalten habe. Waser läßt ihm zurücksagen, er hätte ihm alles geschickt, er solle nur darunter nachsuchen, so werde er es gewiß finden. Der Stadtschreiber mochte suchen wie er wollte, das Dokument war nirgends zu finden; er schrieb ihm nochmals und bat ihn auf's Höflichste, er möchte doch unter seinen Schriften nachsehen, ob es sich etwa darunter irgendwo verkrochen? Aber Waser fühlte sich dadurch beleidigt, gab ihm zur Antwort, ob er ihn für einen so nichtswürdigen Mann hielte? er wäre ja des Galgens werth, wenn er so etwas zu thun im Stande wäre; und er bäte, ihn inskünftig mit fernern Nachfragen zu verschonen, sonst werde er ihn vor Rath verklagen. Dieses trug sich anderthalb Jahre vor der Erscheinung seiner und anderer Aufsätze in Schlözer's Briefwechsel zu. Man kann leicht denken, was für Unruhe der Stadtschreiber über den Verlust eines der wichtigsten Staatsdokumente, für welches man ihn als Archivarius zur Verantwortung ziehen konnte, während dieser ganzen Zeit empfinden mußte. In seinem Herzen war er überzeugt, daß es Waser zurückbehalten habe; er kannte auch schon seine Liebe zu solchen Sachen und seine boshafte Neigung, alles zu verwirren; aber er brauchte Beweise und diese hatte er nicht; er hatte gefehlt und mußte schweigen. Indessen setzte er seinen gegründeten Argwohn nie aus den Augen und war froh, als sich bei Erscheinung der besagten Schriften im Schlözer'schen Briefwechsel eine Gelegenheit ihn zu äußern, zeigte. Diese Schriften waren zwei Reden von Herrn Stehtrichter Bürkli, die während dem Allianzgeschäfte auf seiner Zunft gehalten und seine

Digitized by Google

eigenen beiden Aufsätze über den Kriegsfond von Zürich und Franzgeld und Schweizerblut. Als die beiden Hefte, worin sich diese Schriften befanden, in Zürich angekommen waren, lief Waser bei allen seinen Bekannten mit großer Bestürzung herum, erzählte und wies ihnen, daß diese und jene Schriften von ihm und Bürkli in Schlözer's Briefwechsel eingerückt wären, that darüber sehr ängstlich, sagte, daß ihm das Verantwortung zuziehen könnte, rieth auf Den und Jenen, der sie eingeschickt haben möchte und gab doch durch sein Betragen mehr als zu deutlich zu erkennen, daß es Niemand als er selbst gethan habe. Viele, zu welchen er in dieser Angst gelaufen kam, riethen ihm, zu gehen, weil es noch Zeit wäre; aber er war zu verblendet, diesem Rathe zu folgen. Die Schriften selbst hätten so vieles Aufsehen gewiß nicht gemacht, wenn nicht dem Aufsatze über den Kriegsfond die beleidigende Note beigefügt gewesen wäre, daß der Kriegsfond schlecht verwaltet werde. Indessen würde ihm deßwegen weiter nichts Erhebliches geschehen sein, als daß er, wenn man ihm hätte beweisen können, er habe die Schriften eingeschickt, wegen seines Meineids gestraft worden wäre; denn die Note, der Kriegsfond werde schlecht verwaltet, konnte ihm in solchem Falle, wenn er sich klug dabei verhielte, nicht einmal zur Last gelegt werden, weil sie mit einem S. bezeichnet war. Viele Leute glaubten, ehe das Finalexamen erschienen war, er wäre hauptsächlich dieser Aufsätze wegen hingerichtet worden, welches freilich leider so anzusehen war, da man von den übrigen Vergehungen noch nichts Umständliches wußte und dieser Punkt in dem Urtheil zur ersten Grundursache seines Todes gemacht wurde. Hieraus kann man sich nun wohl die erste Erbitterung gegen Zürich leicht erklären. Eigentlich gaben aber diese Schriften nur Gelegenheit zu seiner Gefangennehmung; denn sonst wäre der Schritt ziemlich despotisch, wenn man nicht zu sichere Muthmaßungen gehabt hätte, ihn strafbar zu finden. Herr Stadtschreiber Landolt, der in seinem Herzen beständig überzeugt geblieben war, daß Waser das wichtige Dokument zurückbehalten habe, entdeckte sich bei diesem Vorfall dem geheimen Rathe, gestand seinen Argwohn und bat um einen Verhaftsbefehl wider ihn. Der geheime Rath konnte wider einen so wichtigen Argwohn nichts ein-

Digitized by Google

wendung: er gab Befehl, Waſern, wo man ihn auch finde, in Verhaft zu nehmen und auf's Rathhaus zu bringen, und bevollmächtigte unter Anderm auch den Stadtſchreiber Landolt, ſeine Papiere zu durchſuchen und wegzunehmen. Es iſt nicht zu läugnen, wenn man ganz unparteiiſch reden will, daß der geheime Rath zwei Fehler beging, die nicht zu rechtfertigen ſind: Einmal, daß er einen freien Bürger aus eigener Vollmacht gefänglich einziehen und ſein Haus durchſuchen ließ, da es doch nach der Zürcher Staatsverfaſſung nicht in ſeiner, ſondern allein in des Bürgermeiſters Gewalt ſteht, dieſen Schritt zu thun; und zweitens, daß er, nebſt Andern, dem Stadtſchreiber, welchem das Dokument abgeläugnet worden war, den Befehl ertheilte, ſeine Papiere zu durchſuchen und wegzunehmen. Könnte auch das erſte Vergehen allenfalls dadurch gerechtfertigt werden, daß periculum in mora war, ſo iſt das andere doch gewiß unverzeihlich, ob es gleich aus keiner böſen Abſicht, ſondern mehr aus Unüberlegtheit geſchah. Freilich erfolgte daraus nichts Widriges und Uebels, aber es war doch immer ein unnatürliches, geſetzwidriges Verfahren. Und wenn Herr Stadtſchreiber Landolt im entgegengeſetzten Fall der rechtſchaffene Mann nicht war, für den er in Zürich gehalten wird, was für Unheil konnte nicht daraus entſtehen? Billig muß eine Regierung in ſo wichtigen Fällen auch dem rechtſchaffenſten Manne nicht zu falſchen Schritten Anlaß geben oder ihn dem Argwohn mißtrauiſcher Seelen bloß ſtellen; ſollte es auch nur ſein, um das Anſehen der ſtrengſten Unparteilichkeit zu behaupten.

Der Befehl des geheimen Rathes wurde vollzogen. Waſer wurde, wie man ihn fand, in einer Sänfte auf's Rathhaus gebracht und bekam Wache vor die Thüre ſeines Zimmers, welches für Bürger beſtimmt iſt, deren Prozeß noch nicht entſchieden worden. Seine Gefangenſchaft hatte alſo nichts Beleidigendes. Sobald man ihn aus ſeinem Hauſe weggetragen hatte, ward alles auf's Strengſte durchſucht. Man bemächtigte ſich aller Papiere und fand endlich auch, nebſt andern wichtigen Schriften, das Dokument von Kyburg in dem Bette der Magd verſteckt. Man muß ſich in der That wundern, wie ſich Waſer ſo überraſchen laſſen konnte, da er doch ſelbſt drei ganze Tage lang ſeine Geſin-

Digitized by Google

gennehmung zu vermuthen schien, denn er that während dieser Zeit nichts als Papiere verbrennen, die theils von ihm verfaßt, theils von wichtigen Orten entwendet waren. In dieser seiner Verwirrung war er mit solcher Blindheit des Geistes geschlagen, daß er gerade die Schriften, die ihn verriethen und verurtheilten, nicht mit vertilgte. Sogar den unzeigbaren Brief von Schlözer, der ihm zu nichts helfen konnte, hob er auf und verbarg ihn im Strumpfe. Ein noch stärkerer Beweis, daß er einen Arrest vermuthete, ist sein Projekt, sich von den Fenstern in den Fluß, der aus dem See kömmt, die Stadt in zwei Theile theilt und hinter dem Rathhause vorbei fließt, herabzulassen und auf diese Art zu entwischen. Er hatte alles planmäßig zu Papier gebracht, aber er vergaß in der Gefangenschaft es so auszuführen, wie er es überdacht hatte. Am Abende, als er zu entfliehen versuchte, gieng er öfters im Zimmer auf und ab, unterhielt sich mit der Wache, die vor der Thüre stand, gieng bisweilen an's Fenster, sah hinaus und sprach in's Zimmer hinein gegen die Wächter, vom Wetter, als wenn er noch so ruhig wäre. Nachdem er alle seine Zubereitungen gemacht hatte, wünschte er ihnen eine gute Nacht, schien sich zur Ruhe zu begeben und war stille. Nunmehr fieng er seine Operationen an. Am Bauche hatte er sich ein Brett befestiget, vermittelst welchem er leichter durch den Fluß zu schwimmen hoffte, und ließ sich nun an zusammengeknüpften leinenen Bettriemen hinab. Zum Unglücke aber rissen die Bande und er fiel in's Wasser, welches ein ziemliches Geräusch verursachte, so daß die Wächter dadurch aufmerksam gemacht wurden. Sein angebundenes Brett hinderte ihn bei den Flußpallisaden, die der Fischer wegen im Flusse gezogen sind, noch mehr, und er selbst fand besser, um Hülfe zu rufen, als im kalten Wasser zu erfrieren oder gar zu ertrinken.

Es sind noch einige kleine Umstände dabei vorgefallen, bei welchen ich mich nicht aufhalten will, nämlich: daß er einem Schiffer, der sich noch auf dem Flusse befand, 500 fl. geboten, wenn er ihn an ein gewisses Haus führen wollte; daß er sich im Fallen beschädigt hatte und vom Chirurgen besichtiget werden mußte; daß er Lavatern holen ließ; daß nun aber ihm der Strumpf

ausgezogen wurde und den unzeigbarm (d. h. blos für ihn bestimmten) Brief von Schlögern fand, nach welchem er sich Tags darauf so ängstlich erkundigte, als ob es ein Papier von der äußersten Wichtigkeit gewesen wäre, blos um Aufmerksamkeit und Verwirrung zu erregen.

Die Wache brachte ihn wieder auf's Rathhaus. Den Morgen darauf wurde er aber in den Wellenberg gesetzt, einen Thurm, der mitten im Wasser steht und für eigentliche Verbrecher bestimmt ist. Seine Flucht erschwerte sein Verbrechen noch mehr; wenigstens sah man es nun ernstlicher an und faßte größern Argwohn. Man ernannte Inquisitoren, unter welchen ihm freilich einer oder der andere nicht gewachsen war. Daher konnte man im Anfange auch nicht klug aus ihm werden; bald verneinte er wieder, was er vorher ausgesagt und bekräftiget hatte; bald entdeckte er freiwillig etwas Neues und Wichtiges, und läugnete hingegen unbeträchtliche Dinge, mit welchen es doch nachher seine vollkommene Richtigkeit hatte. Es ist unläugbar, daß er auch dieß, aus seiner Neigung alles zu verneinen, that. Indessen gestand er doch nach und nach alles ein, wie man aus dem Final-Examen selbst sehen kann. Bei dem Prozesse selbst muß ich einige Umstände erwähnen, die ich gerne mit Stillschweigen übergienge, aber ich sehe mich genöthiget sie zu berühren, weil ich mir vorgenommen habe, ganz unparteiisch zu sein. Uebrigens sind sie auch schon fast allgemein bekannt. Bevor ich mich aber darüber einlasse, muß ich Ihnen eine Idee von der Züricher Gerichts-Verfassung über Tod und Leben geben. Das Tribunal eines Delinquenten bis zum entscheidenden Punkte, ob sein Prozeß dem Blutgerichte zur Entscheidung vorgelegt werden soll, ist der gesammte kleine oder enge Rath, der an der Regierung ist. Geht der Prozeß zu Ende, so wird er durch Mehrheit der Stimmen entweder von ihm abgethan, oder wenn er zweifelhaft ist, ob er das Leben verwirkt habe oder nicht, dem Blutrathe, welcher aus Gliedern des zur Zeit nicht regierenden Raths besteht, zur Entscheidung vorgelegt, und in dessen Macht steht es nun, ihm das Leben zu lassen oder abzusprechen. Sonst war die Einrichtung etwas sonderbar, aber sie ist auch abgeändert worden. Wenn ein Delinquent dem Blutrathe übergeben worden

Digitized by Google

war, so traf's sich bisweilen, daß 12 Stimmen für den Tod und 8 für's Leben waren, und der Delinquent blieb doch am Leben und noch dazu durch Mehrheit der Stimmen. Dieß gieng auf folgende Art zu. Es waren z. B. von den 20 Bluträthen 5 für den Galgen, 7 für's Schwert, und 8 für's Zuchthaus. Allemal ward auf die größere Zahl, nicht auf die Absicht gesehen. Das ist nun abgeändert und man sammelt jetzt die Stimmen über Tod und Leben, nicht über die Art der Bestrafung. In einem solchen Fall, wo das Urtheil zum Leben einschlug, gieng es wohl an, weil es immer menschlicher ist, ein so wichtiges Recht, als das Recht über Tod und Leben ist, so eingeschränkt als möglich zu behaupten. Aber im entgegengesetzten Falle, wenn 5 Stimmen für Landesverweisung, 7 für's Zuchthaus und 8 für den Tod waren, konnte man erst einsehen, wie höchst unbillig diese Einrichtung war, denn die Mehrheit der Stimmen hielte ihn doch nicht des Todes würdig und dem ungeachtet wurde der Delinquent hingerichtet. Dieß mußte ich voraus schicken, um verständlich zu machen, wenn gesagt wird, daß er mit 21 Stimmen gegen 18 dem Blutrathe übergeben, und von 12 gegen 8 Stimmen im Blutgerichte zum Tode verurtheilt wurde.

Was ich nun gerne hier unberührt lassen möchte, ist die Unbilligkeit, daß des Stadtschreibers nächste Blutverwandte seine Richter blieben. Gesetzwidrig, sagt man, sei es nicht und man könne sie nicht zwingen, ihrer Stimme in diesem Gericht zu entsagen, weil der Stadtschreiber nicht wirklicher Kläger gewesen wäre; aber das ist nun freilich eine Rechtfertigung, die Vielen etwas kahl vorkommen wird. Wenn sie auch das Gesetz nicht für inkompetente Richter erklärte, so hätte es wenigstens die Liebe zur Ehre und Rechtschaffenheit thun sollen, wobei ich noch auf gar keine Delikatesse Rücksicht nehme. Oder sie hätten sich, wenn sie ja in den Sessionen geblieben wären, so edelmüthig, wie der Hr. Dr. Hirzel beweisen sollen. Er war auch von Wasern beleidiget worden, und blieb zwar im Gerichte, aber um zur Milderung des Urtheils beizutragen und seine Stimme dem Unglücklichen zum Leben zu geben.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß Waser, da sich die

Digitized by Google

Stimmen so gleich waren, von inkompetenten Richtern hingerichtet worden (einer von des Stadtschreibers Verwandten war selbst für Waſern), aber ihre Gegenwart in den Sessionen wirkte doch auf die Andern und ihr heftiger Widerspruch ließ die Meinung einiger gelind Denkenden in die Herzen der übrigen nicht eindringen. Man sagte damals, es sei vielleicht auf dem Zürcher Rathhause noch nie mit solchem Eifer und mit solcher Beredsamkeit und Ueberzeugung für und wider eine Sache gesprochen worden, als dieß Mal. Besonders zeigten sich der Herr Seckelmeister Küchsperger, Hr. Statthalter Schinz und Hr. Dr. Rathsherr Hirzel als menschlich gesinnte und edelmüthige Männer, welche in einem so bedenklichen zweifelhaften Falle Gelindigkeit für Hütte anpriesen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Man sah sie deswegen mit weinenden Augen vom Rathhause kommen. Indessen glaube ich doch, daß ebenso verdienstvolle Männer Waſern mit gleich rechtschaffener und reiner Ueberzeugung zum Tode verdammt haben, und daß kaum glaublich ist, daß nur eine Stimme aus Haß oder Rachsucht in diesen Augenblicken seinen Tod aussprechen können. Inwiefern der Urtheilsspruch vertheidigt werden kann, will ich nachher beleuchten. Hier muß ich einen Vorwurf widerlegen, welcher seine Richter des Despotismus und aristokratischer Tyrannei beschuldigt.

Ich will nicht läugnen, daß das Ansehen großer Familien auch in Zürich, wo die Staatsverfassung nur aristodemokratisch ist, in manchen Stücken viel bewerkstelligen kann; aber auch ein Haupt der Republik, so angesehen auch die Familie, aus welcher er abstammt, sein mag, ist, nach der Grundverfassung des bürgerlichen Rechts, seines Ansehens und seines Amtes nicht sicher, wenn er es auf eine Art verwaltet, die Unzufriedenheit erregt. Es sind alle Jahre zwei Tage ausgesetzt, wo jeder Bürger, wenn er sein Zunftalter erreicht hat und sich in einer Zunft einverleiben lassen will, frei und ohne Zurückhaltung sagen darf, was er zum Besten des gemeinen Wesens zu erinnern habe. Auch darf er bei seinem Eide, ohne eine weitere Ursache anzugeben, einen Andern an die Stelle eines Hauptes, eines Rathsherrn oder eines Zunftmeisters ernennen, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet dann,

Digitized by Google

ob der vorige abgesetzt werden und der Genannte an seine Stelle treten soll. Der Fall ist gar nicht selten; er fiel während meines Aufenthaltes in der Schweiz vor. Bald nach Wasers Tod fiel auch ein solcher Meistertag ein. Man vermuthete, daß Jemand von der Landoltischen Familie gesprengt werden würde; aber es ward Niemand genannt, und was noch mehr ist, der Stadtschreiber selbst wurde einige Zeit darauf in seiner Zunft zum Zunftmeister gewählt, ein Beweis, daß die Unzufriedenheit über Wasers Hinrichtung nicht so groß war, als sie ausposaunt wurde. Widerstreitet nun diese Verfassung nicht allem Despotismus und aller Tyrannei? Wehe euch, ihr freien Bürger, wenn ihr nicht Energie genug habt, euere Rechte zu handhaben! Wehe euch, wenn euer Bürgereid durch das öftere Nachbeten so zur Gewohnheit geworden ist, daß ihr dabei nicht mehr und nicht weniger denkt und empfindet, als gewöhnlich bei einem auswendig gelernten Tischgebete.

Ich komme nunmehr auf die Ursache seines Todes zurück. Einige waren nur gelegentliche Ursachen (obgleich die Note zu dem Aufsatz über den Kriegsfond unbedachtsamer Weise unter den Beweggründen seiner Hinrichtung obenan steht), und blos diese kannte das Publikum vor der Bekanntmachung des Final-Examens. Es erstaunte über die republikanische Tyrannei und murrte dawider. Dieses waren nämlich die Schriften, welche sich in Schlözers Briefwechsel befinden, und vorzüglich die angeführte Note, die ihm sehr hoch angerechnet wurde, und auch in der That für die innerliche Ruhe der Republik gefährlicher ist, als sie den Ausländern scheinen kann. Sie beschuldiget die Vorsteher des Kriegsfondes, daß er schlecht verwaltet werde und daß man ein für das Landvolk nachtheiliges Monopolium damit treibe. Dieses gründet sich hauptsächlich darauf, daß alles Landvolk genöthiget sei, seine Uniformen und seine Waffen aus der Niederlage des Magistrats zu kaufen. Wenn es billig ist, daß in den aristokratischen und aristodemokratischen Kantonen der schweizerische Landmann, der zwar Unterthan, aber so frei von Abgaben ist, wie der Bürger, seine Rechte im nöthigen Falle wie der Bürger mitvertheidigen helfe, so ist es doch gewiß nicht unbillig, daß er, dem der Vorzug vergönnt ist, sich selbst schützen und vertheidigen zu helfen,

Digitized by Google

entwickeln könnte. Ich habe bei diesem Umstande in Wasern den Menschen überhaupt beurtheilt. Die Absicht war nicht, ihm ein Verbrechen aufzubürden, das er vielleicht nicht begangen hat, sondern daß ein Mensch, der die Rachsucht die Triebfeder seiner Handlungen sein läßt, sich an diese Empfindung immer mehr zu gewöhnen lernt, je stärkere Nahrung sie von Zeit zu Zeit von ihm fordert. Wasern konnte in Gesprächen unter Freunden über gewisse Gegenstände in eine Wuth gerathen, die außerordentlich war. Er befand sich einmal in Gesellschaft und gerieth mit Freunden in ein solches Gespräch. Sein Blut gerieth in Wallung, er sprach mit vieler Heftigkeit. Ein Frauenzimmer brachte ihm während dieses Gespräches eine Tasse Kaffee. Um Gotteswillen, schrie er sie an, bleiben sie mir damit vom Halse, ich würde den Augenblick vollends rasend, wenn ich ihn tränke! — welch' ein unglückliches Temperament! Dieß allein hat in meinen Augen seine Strafwürdigkeit gemildert, und hätten nicht seine strengern Richter einige Rücksicht darauf nehmen sollen? Ehe ich zur Ursache seiner Gefangennehmung übergehe, muß ich noch ein paar Worte von seinen Geistskräften sagen. Ich glaube, daß der Mann für gewisse Dinge nicht gemeine Talente hatte, aber außerordentlich waren sie doch auch nicht. Unermüdete Thätigkeit hatte ihm wohl in den Wissenschaften, worin er sich hervorthat, mehr geholfen, als sein Genie. Es fehlte dem Manne an Scharfsinn. Er gehört zu den Leuten, deren Verstand man nur von der einen Seite ansehen darf, wenn man ihn für gesund und richtig halten will. Seine Schriften mögen das Erste und seine Handlungen das Letzte beweisen. Seine politischen Aufsätze hatten größtentheils etwas Hämisches, weßwegen sie ihm auch viel Haß zugezogen. Nicht zufrieden, sie unter Bekannten und Unbekannten auszustreuen, hätte er sie auch gerne gedruckt gesehen. Aber er wußte wohl, daß er sie bei seinem Bürgerrechte, ohne Censur, weder in Zürich noch außerhalb drucken lassen konnte und daß es ihm, wenn er sie demungeachtet drucken ließe und es bekannt würde, er selbst habe sie in Druck gegeben, viel Verantwortung zuziehen könnte. Er sann also auf Mittel, seine Begierde zu befriedigen und dabei allen Verdacht der Bekanntmachung von sich entfernt zu halten. Schlözer's Briefwechsel schien ihm, um

seine Absichten zu bemänteln, am geschicktesten zu sein. Er schrieb an ihn, bot sich ihm zum Correspondenten an, übersandte ihm einige Aufsätze, die Schlözern unwichtig schienen und es im Grunde auch für ihn sein mußten, und bat sich von Schlözern die Gefälligkeit aus, er möchte ihm doch, um nie einiger Verantwortung ausgesetzt zu sein, zwei erdichtete Briefe schreiben, in dem einen ihn um Aufsätze, die Schweiz betreffend, bitten, und in dem andern ihm, nach erhaltener abschlägiger Antwort, melden, er brauche sie nun nicht mehr von ihm zu erhalten, indem sie ihm schon von Reisenden übermacht worden seien. Schlözer, welcher in den übersendeten Papieren nichts Verfängliches fand, mußte über die Furchtsamkeit des Mannes lachen und erfüllte seinen Willen, ohne nur auf die entfernte Muthmaßung zu fallen, daß daraus etwas Nachtheiliges entstehen könnte. Waser hatte nun was er wollte. Er nahm Schlözer's ersten Brief, worin er ihn um Beiträge aus der Schweiz gebeten hatte und gieng damit zum Statthalter Ott, als dem Censor von Zürich. Er erzählte ihm, daß Schlözer an ihn geschrieben, wies ihm den Brief und fragte ihn, wie er sich dabei verhalten sollte, ob er ihm einige Aufsätze schicken dürfte oder nicht. Herr Statthalter Ott verbot es ihm, wie es seine Pflicht erforderte und Waser schien damit zufrieden zu sein; so will ich denn dem Herrn Professor schreiben, daß ich nicht darf, war seine Antwort. Aber er ließ es hierbei noch nicht bewenden; er setzte wirklich eine Antwort, wider welche nichts einzuwenden war, an Schlözern auf, zeigte sie dem Präsidenten des Censurkollegiums ebenfalls und bat ihn, sie selbst zu überschicken. Einige Zeit nachher kam er wieder und zeigte den andern Brief, durch welchen er allem Verdacht vorzubeugen suchte, daß nicht er die Schriften, die etwa künftig im Schlözerschen Briefwechsel erscheinen möchten, eingesandt habe, sondern daß sie Schlözer durch einen Reisenden erhalten. Ehe noch dieß alles vorging, hatte der damalige Stadtschreiber, Hr. Landolt, Wasern einige wichtige Dokumente aus dem Archive, unter welchen sich auch der Cessionsbrief Kaiser Otto's von der Grafschaft Kyburg befand, zu Vergleichung mit den Copien und zur Ausbesserung anvertraut. Freilich hätte man so wichtige Papiere außer dem Archive Niemanden, ohne Ausnahme, in die Hände geben sollen;

Digitized by Google

aber Waser war gerade der Mann, der zu solchen Dingen sehr brauchbar und in seiner Dienstfertigkeit bei dergleichen Arbeiten schon bewährt erfunden worden war. Herr Landolt gab sie ihm also mit nach Hause, ohne etwas Arges zu vermuthen. Nach einiger Zeit schickt ihm Waser die Papiere in einem unversiegelten Päckchen zurück. Der Stadtschreiber vergißt oder hat nicht gleich Zeit, sie durchzusehen und öffnet das Päckchen erst nach einigen Tagen. Welch' ein Schrecken überfiel ihn, als er gerade das wichtigste Dokument vermißte! Er schickt zu Wasern, läßt ihn freundschaftlich bitten, er möchte doch zu Hause nachsehen, ob er nicht das Originaldokument von Kyburg ohne sein Wissen zurückbehalten habe. Waser läßt ihm zurücksagen, er hätte ihm alles geschickt, er solle nur darunter nachsuchen, so werde er es gewiß finden. Der Stadtschreiber mochte suchen wie er wollte, das Dokument war nirgends zu finden; er schrieb ihm nochmals und bat ihn auf's Höflichste, er möchte doch unter seinen Schriften nachsehen, ob es sich etwa darunter irgendwo verkrochen? Aber Waser fühlte sich dadurch beleidigt, gab ihm zur Antwort, ob er ihn für einen so nichtswürdigen Mann hielte? er wäre ja des Galgens werth, wenn er so etwas zu thun im Stande wäre; und er bäte, ihn inskünftig mit fernern Nachfragen zu verschonen, sonst werde er ihn vor Rath verklagen. Dieses trug sich anderthalb Jahre vor der Erscheinung seiner und anderer Aufsätze in Schlözer's Briefwechsel zu. Man kann leicht denken, was für Unruhe der Stadtschreiber über den Verlust eines der wichtigsten Staatsdokumente, für welches man ihn als Archivarius zur Verantwortung ziehen konnte, während dieser ganzen Zeit empfinden mußte. In seinem Herzen war er überzeugt, daß es Waser zurückbehalten habe; er kannte auch schon seine Liebe zu solchen Sachen und seine boshafte Neigung, alles zu verwirren; aber er brauchte Beweise und diese hatte er nicht; er hatte gefehlt und mußte schweigen. Indessen setzte er seinen gegründeten Argwohn nie aus den Augen und war froh, als sich bei Erscheinung der besagten Schriften im Schlözer'schen Briefwechsel eine Gelegenheit ihn zu äußern, zeigte. Diese Schriften waren zwei Reden von Herrn Stehrichter Bürkli, die während dem Allianzgeschäfte auf seiner Zunft gehalten und seine

Digitized by Google

eigenen beiden Aufsätze über den Kriegsfond von Zürich und Franzgeld und Schweizerblut. Als die beiden Hefte, worin sich diese Schriften befanden, in Zürich angekommen waren, lief Waser bei allen seinen Bekannten mit großer Bestürzung herum, erzählte und wies ihnen, daß diese und jene Schriften von ihm und Bürkli in Schlözer's Briefwechsel eingerückt wären, that darüber sehr ängstlich, sagte, daß ihm das Verantwortung zuziehen könnte, rieth auf Den und Jenen, der sie eingeschickt haben möchte und gab doch durch sein Betragen mehr als zu deutlich zu erkennen, daß es Niemand als er selbst gethan habe. Viele, zu welchen er in dieser Angst gelaufen kam, riethen ihm, zu gehen, weil es noch Zeit wäre; aber er war zu verblendet, diesem Rathe zu folgen. Die Schriften selbst hätten so vieles Aufsehen gewiß nicht gemacht, wenn nicht dem Aufsatze über den Kriegsfond die beleidigende Note beigefügt gewesen wäre, daß der Kriegsfond schlecht verwaltet werde. Indessen würde ihm deßwegen weiter nichts Erhebliches geschehen sein, als daß er, wenn man ihm hätte beweisen können, er habe die Schriften eingeschickt, wegen seines Meineids gestraft worden wäre; denn die Note, der Kriegsfond werde schlecht verwaltet, konnte ihm in solchem Falle, wenn er sich klug dabei verhielte, nicht einmal zur Last gelegt werden, weil sie mit einem S. bezeichnet war. Viele Leute glaubten, ehe das Finaleramen erschienen war, er wäre hauptsächlich dieser Aufsätze wegen hingerichtet worden, welches freilich leider so anzusehen war, da man von den übrigen Vergehungen noch nichts Umständliches wußte und dieser Punkt in dem Urtheil zur ersten Grundursache seines Todes gemacht wurde. Hieraus kann man sich nun wohl die erste Erbitterung gegen Zürich leicht erklären. Eigentlich gaben aber diese Schriften nur Gelegenheit zu seiner Gefangennehmung; denn sonst wäre der Schritt ziemlich despotisch, wenn man nicht zu sichere Muthmaßungen gehabt hätte, ihn strafbar zu finden. Herr Stadtschreiber Landolt, der in seinem Herzen beständig überzeugt geblieben war, daß Waser das wichtige Dokument zurückbehalten habe, entdeckte sich bei diesem Vorfall dem geheimen Rathe, gestand seinen Argwohn und bat um einen Verhaftsbefehl wider ihn. Der geheime Rath konnte wider einen so wichtigen Argwohn nichts ein-

Digitized by Google

wenden: er gab Befehl, Waser, wie man ihn auch finde, in Verhaft zu nehmen und auf's Rathhaus zu bringen, und bevollmächtigte unter Anderm auch den Stadtschreiber Landolt, seine Papiere zu durchsuchen und wegzunehmen. Es ist nicht zu läugnen, wenn man ganz unparteiisch reden will, daß der geheime Rath zwei Fehler beging, die nicht zu rechtfertigen sind: Einmal, daß er einen freien Bürger aus eigener Vollmacht gefänglich einziehen und sein Haus durchsuchen ließ, da es doch nach der Zürcher Staatsverfassung nicht in seiner, sondern allein in des Bürgermeisters Gewalt steht, diesen Schritt zu thun; und zweitens, daß er, nebst Andern, dem Stadtschreiber, welchem das Dokument abgeläugnet worden war, den Befehl ertheilte, seine Papiere zu durchsuchen und wegzunehmen. Könnte auch das erste Vergehen allenfalls dadurch gerechtfertigt werden, daß periculum in mora war, so ist das andere doch gewiß unverzeihlich, ob es gleich aus keiner bösen Absicht, sondern mehr aus Unüberlegtheit geschah. Freilich erfolgte daraus nichts Widriges und Uebels, aber es war doch immer ein unnatürliches, gesetzwidriges Verfahren. Und wenn Herr Stadtschreiber Landolt im entgegengesetzten Fall der rechtschaffene Mann nicht war, für den er in Zürich gehalten wird, was für Unheil konnte nicht daraus entstehen? Billig muß eine Regierung in so wichtigen Fällen auch dem rechtschaffensten Manne nicht zu falschen Schritten Anlaß geben oder ihn dem Argwohn mißtrauischer Seelen bloß stellen; sollte es auch nur sein, um das Ansehen der strengsten Unparteilichkeit zu behaupten.

Der Befehl des geheimen Rathes wurde vollzogen. Waser wurde, wie man ihn fand, in einer Sänfte auf's Rathhaus gebracht und bekam Wache vor die Thüre seines Zimmers, welches für Bürger bestimmt ist, deren Prozeß noch nicht entschieden worden. Seine Gefangenschaft hatte also nichts Beleidigendes. Sobald man ihn aus seinem Hause weggetragen hatte, ward alles auf's Strengste durchsucht. Man bemächtigte sich aller Papiere und fand endlich auch, nebst andern wichtigen Schriften, das Dokument von Kyburg in dem Bette der Magd versteckt. Man muß sich in der That wundern, wie sich Waser so überraschen lassen konnte, da er doch selbst drei ganze Tage lang seine Gefan-

Digitized by Google

genehmung zu vermuthen schien, denn er that während dieser Zeit nichts als Papiere verbrennen, die theils von ihm verfaßt, theils von wichtigen Orten entwendet waren. In dieser seiner Verwirrung war er mit solcher Blindheit des Geistes geschlagen, daß er gerade die Schriften, die ihn verriethen und verurtheilten, nicht mit vertilgte. Sogar den unzeigbaren Brief von Schlözer, der ihm zu nichts helfen konnte, hob er auf und verbarg ihn im Strumpfe. Ein noch stärkerer Beweis, daß er einen Arrest vermuthete, ist sein Projekt, sich von den Fenstern in den Fluß, der aus dem See kömmt, die Stadt in zwei Theile theilt und hinter dem Rathhause vorbei fließt, herabzulassen und auf diese Art zu entwischen. Er hatte alles planmäßig zu Papier gebracht, aber er vergaß in der Gefangenschaft es so auszuführen, wie er es überdacht hatte. Am Abende, als er zu entfliehen versuchte, gieng er öfters im Zimmer auf und ab, unterhielt sich mit der Wache, die vor der Thüre stand, gieng bisweilen an's Fenster, sah hinaus und sprach in's Zimmer hinein gegen die Wächter, vom Wetter, als wenn er noch so ruhig wäre. Nachdem er alle seine Zubereitungen gemacht hatte, wünschte er ihnen eine gute Nacht, schien sich zur Ruhe zu begeben und war stille. Nunmehr fieng er seine Operationen an. Am Bauche hatte er sich ein Brett befestiget, vermittelst welchem er leichter durch den Fluß zu schwimmen hoffte, und ließ sich nun an zusammengeknüpften leinenen Bettriemen hinab. Zum Unglücke aber rissen die Bande und er fiel in's Wasser, welches ein ziemliches Gerausch verursachte, so daß die Wächter dadurch aufmerksam gemacht wurden. Sein angebundenes Brett hinderte ihn bei den Flußpallisaden, die der Fischer wegen im Flusse gezogen sind, noch mehr, und er selbst fand besser, um Hülfe zu rufen, als im kalten Wasser zu erfrieren oder gar zu ertrinken.

Es sind noch einige kleine Umstände dabei vorgefallen, bei welchen ich mich nicht aufhalten will, nämlich: daß er einem Schiffer, der sich noch auf dem Flusse befand, 500 fl. geboten, wenn er ihn an ein gewisses Haus führen wollte; daß er sich im Fallen beschädigt hatte und vom Chirurgen besichtiget werden mußte; daß er Lavatern holen ließ; daß nun aber ihm der Strumpf

Digitized by Google

ausgezogen wurde und den unzeigbaren (d. h. blos für ihn bestimmten) Brief von Schlögern fand, nach welchem er sich Tags darauf so ängstlich erkundigte, als ob es ein Papier von der äußersten Wichtigkeit gewesen wäre, blos um Aufmerksamkeit und Verwirrung zu erregen.

Die Wache brachte ihn wieder auf's Rathhaus. Den Morgen darauf wurde er aber in den Wellenberg gesetzt, einen Thurm, der mitten im Wasser steht und für eigentliche Verbrecher bestimmt ist. Seine Flucht erschwerte sein Verbrechen noch mehr; wenigstens sah man es nun ernstlicher an und faßte größern Argwohn. Man ernannte Inquisitoren, unter welchen ihm freilich einer oder der andere nicht gewachsen war. Daher konnte man im Anfange auch nicht klug aus ihm werden; bald verneinte er wieder, was er vorher ausgesagt und bekräftiget hatte; bald entdeckte er freiwillig etwas Neues und Wichtiges, und läugnete hingegen unbeträchtliche Dinge, mit welchen es doch nachher seine vollkommene Richtigkeit hatte. Es ist unläugbar, daß er auch dieß, aus seiner Neigung alles zu verneinen, that. Indessen gestand er doch nach und nach alles ein, wie man aus dem Final-Examen selbst sehen kann. Bei dem Prozesse selbst muß ich einige Umstände erwähnen, die ich gerne mit Stillschweigen übergienge, aber ich sehe mich genöthiget sie zu berühren, weil ich mir vorgenommen habe, ganz unparteiisch zu sein. Uebrigens sind sie auch schon fast allgemein bekannt. Bevor ich mich aber darüber einlasse, muß ich Ihnen eine Idee von der Züricher Gerichts-Verfassung über Tod und Leben geben. Das Tribunal eines Delinquenten bis zum entscheidenden Punkte, ob sein Prozeß dem Blutgerichte zur Entscheidung vorgelegt werden soll, ist der gesammte kleine oder enge Rath, der an der Regierung ist. Geht der Prozeß zu Ende, so wird er durch Mehrheit der Stimmen entweder von ihm abgethan, oder wenn er zweifelhaft ist, ob er das Leben verwirkt habe oder nicht, dem Blutrathe, welcher aus Gliedern des zur Zeit nicht regierenden Raths besteht, zur Entscheidung vorgelegt, und in dessen Macht steht es nun, ihm das Leben zu lassen oder abzusprechen. Sonst war die Einrichtung etwas sonderbar, aber sie ist auch abgeändert worden. Wenn ein Delinquent dem Blutrathe übergeben worden

Digitized by Google

war, so traf's sich bisweilen, daß 12 Stimmen für den Tod und 8 für's Leben waren, und der Delinquent blieb doch am Leben und noch dazu durch Mehrheit der Stimmen. Dieß gieng auf folgende Art zu. Es waren z. B. von den 20 Bluträthen 5 für den Galgen, 7 für's Schwert, und 8 für's Zuchthaus. Allemal ward auf die größere Zahl, nicht auf die Absicht gesehen. Das ist nun abgeändert und man sammelt jetzt die Stimmen über Tod und Leben, nicht über die Art der Bestrafung. In einem solchen Fall, wo das Urtheil zum Leben einschlug, gieng es wohl an, weil es immer menschlicher ist, ein so wichtiges Recht, als das Recht über Tod und Leben ist, so eingeschränkt als möglich zu behaupten. Aber im entgegengesetzten Falle, wenn 5 Stimmen für Landesverweisung, 7 für's Zuchthaus und 8 für den Tod waren, konnte man erst einsehen, wie höchst unbillig diese Einrichtung war, denn die Mehrheit der Stimmen hielte ihn doch nicht des Todes würdig und dem ungeachtet wurde der Delinquent hingerichtet. Dieß mußte ich voraus schicken, um verständlich zu machen, wenn gesagt wird, daß er mit 21 Stimmen gegen 18 dem Blutrathe übergeben, und von 12 gegen 8 Stimmen im Blutgerichte zum Tode verurtheilt wurde.

Was ich nun gerne hier unberührt lassen möchte, ist die Unbilligkeit, daß des Stadtschreibers nächste Blutverwandte seine Richter blieben. Gesetzwidrig, sagt man, sei es nicht und man könne sie nicht zwingen, ihrer Stimme in diesem Gericht zu entsagen, weil der Stadtschreiber nicht wirklicher Kläger gewesen wäre; aber das ist nun freilich eine Rechtfertigung, die Vielen etwas kahl vorkommen wird. Wenn sie auch das Gesetz nicht für inkompetente Richter erklärte, so hätte es wenigstens die Liebe zur Ehre und Rechtschaffenheit thun sollen, wobei ich noch auf gar keine Delikatesse Rücksicht nehme. Oder sie hätten sich, wenn sie ja in den Sessionen geblieben wären, so edelmüthig, wie der Hr. Dr. Hirzel beweisen sollen. Er war auch von Wasern beleidiget worden, und blieb zwar im Gerichte, aber um zur Milderung des Urtheils beizutragen und seine Stimme dem Unglücklichen zum Leben zu geben.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß Waser, da sich die

Digitized by Google

Stimmen so gleich wegen, von inkompetenten Richtern hingerichtet worden (einer von des Stadtschreibers Verwandten war selbst für Waſern), aber ihre Gegenwart in den Sessionen wirkte doch auf die Andern und ihr heftiger Widerspruch ließ die Meinung einiger gelind Denkenden in die Herzen der übrigen nicht eindringen. Man sagte damals, es sei vielleicht auf dem Zürcher Rathhause noch nie mit solchem Eifer und mit solcher Beredtsamkeit und Ueberzeugung für und wider eine Sache gesprochen worden, als dieß Mal. Besonders zeigten sich der Herr Seckelmeister Kilchsperger, Hr. Statthalter Schinz und Hr. Dr. Rathsherr Hirzel als menschlich gesinnte und edelmüthige Männer, welche in einem so bedenklichen zweifelhaften Falle Gelindigkeit für Härte anpriesen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Man sah sie deswegen mit weinenden Augen vom Rathhause kommen. Indessen glaube ich doch, daß ebenso verdienstvolle Männer Waſern mit gleich rechtschaffener und reiner Ueberzeugung zum Tode verdammt haben, und daß kaum glaublich ist, daß nur eine Stimme aus Haß oder Rachsucht in diesen Augenblicken seinen Tod aussprechen können. Inwiefern der Urtheilsspruch vertheidigt werden kann, will ich nachher beleuchten. Hier muß ich einen Vorwurf widerlegen, welcher seine Richter des Despotismus und aristokratischer Tyrannei beschuldigt.

Ich will nicht läugnen, daß das Ansehen großer Familien auch in Zürich, wo die Staatsverfassung nur aristodemokratisch ist, in manchen Stücken viel bewerkstelligen kann; aber auch ein Haupt der Republik, so angesehen auch die Familie, aus welcher er abstammt, sein mag, ist, nach der Grundverfassung des bürgerlichen Rechts, seines Ansehens und seines Amtes nicht sicher, wenn er es auf eine Art verwaltet, die Unzufriedenheit erregt. Es sind alle Jahre zwei Tage ausgesetzt, wo jeder Bürger, wenn er sein Zunftalter erreicht hat und sich in einer Zunft einverleiben lassen will, frei und ohne Zurückhaltung sagen darf, was er zum Besten des gemeinen Wesens zu erinnern habe. Auch darf er bei seinem Eide, ohne eine weitere Ursache anzugeben, einen Andern an die Stelle eines Hauptes, eines Rathsherrn oder eines Zunftmeisters ernennen, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet dann,

Digitized by Google

ob der vorige abgesetzt werden und der Genannte an seine Stelle treten soll. Der Fall ist gar nicht selten; er fiel während meines Aufenthaltes in der Schweiz vor. Bald nach Wasers Tod fiel auch ein solcher Meistertag ein. Man vermuthete, daß Jemand von der Landoltischen Familie gesprengt werden würde; aber es ward Niemand genannt, und was noch mehr ist, der Stadtschreiber selbst wurde einige Zeit darauf in seiner Zunft zum Zunftmeister gewählt, ein Beweis, daß die Unzufriedenheit über Wasers Hinrichtung nicht so groß war, als sie ausposaunt wurde. Widerstreitet nun diese Verfassung nicht allem Despotismus und aller Tyrannei? Wehe euch, ihr freien Bürger, wenn ihr nicht Energie genug habt, euere Rechte zu handhaben! Wehe euch, wenn euer Bürgereid durch das öftere Nachbeten so zur Gewohnheit geworden ist, daß ihr dabei nicht mehr und nicht weniger denkt und empfindet, als gewöhnlich bei einem auswendig gelernten Tischgebete.

Ich komme nunmehr auf die Ursache seines Todes zurück. Einige waren nur gelegentliche Ursachen (obgleich die Note zu dem Aufsatz über den Kriegsfond unbedachtsamer Weise unter den Bewegursachen seiner Hinrichtung obenan steht), und blos diese kannte das Publikum vor der Bekanntmachung des Final-Examens. Es erstaunte über die republikanische Tyrannei und murrte dawider. Dieses waren nämlich die Schriften, welche sich in Schlözers Briefwechsel befinden, und vorzüglich die angeführte Note, die ihm sehr hoch angerechnet wurde, und auch in der That für die innerliche Ruhe der Republik gefährlicher ist, als sie den Ausländern scheinen kann. Sie beschuldiget die Vorsteher des Kriegsfondes, daß er schlecht verwaltet werde und daß man ein für das Landvolk nachtheiliges Monopolium damit treibe. Dieses gründet sich hauptsächlich darauf, daß alles Landvolk genöthiget sei, seine Uniformen und seine Waffen aus der Niederlage des Magistrats zu kaufen. Wenn es billig ist, daß in den aristokratischen und aristodemokratischen Kantonen der schweizerische Landmann, der zwar Unterthan, aber so frei von Abgaben ist, wie der Bürger, seine Rechte im nöthigen Falle wie der Bürger mitvertheidigen helfe, so ist es doch gewiß nicht unbillig, daß er, dem der Vorzug vergönnt ist, sich selbst schützen und vertheidigen zu helfen,

Digitized by Google

entwickeln könnte. Ich habe bei diesem Umstande in Wasern den Menschen überhaupt beurtheilt. Die Absicht war nicht, ihm ein Verbrechen aufzubürden, das er vielleicht nicht begangen hat, sondern daß ein Mensch, der die Rachsucht die Triebfeder seiner Handlungen sein läßt, sich an diese Empfindung immer mehr zu gewöhnen lernt, je stärkere Nahrung sie von Zeit zu Zeit von ihm fordert. Wasser konnte in Gesprächen unter Freunden über gewisse Gegenstände in eine Wuth gerathen, die außerordentlich war. Er befand sich einmal in Gesellschaft und gerieth mit Freunden in ein solches Gespräch. Sein Blut gerieth in Wallung, er sprach mit vieler Heftigkeit. Ein Frauenzimmer brachte ihm während dieses Gespräches eine Tasse Kaffee. Um Gotteswillen, schrie er sie an, bleiben sie mir damit vom Halse, ich würde den Augenblick vollends rasend, wenn ich ihn tränke! — welch' ein unglückliches Temperament! Dieß allein hat in meinen Augen seine Strafwürdigkeit gemildert, und hätten nicht seine strengern Richter einige Rücksicht darauf nehmen sollen? Ehe ich zur Ursache seiner Gefangennehmung übergehe, muß ich noch ein paar Worte von seinen Geisteskräften sagen. Ich glaube, daß der Mann für gewisse Dinge nicht gemeine Talente hatte, aber außerordentlich waren sie doch auch nicht. Unermüdete Thätigkeit hatte ihm wohl in den Wissenschaften, worin er sich hervorthat, mehr geholfen, als sein Genie. Es fehlte dem Manne an Scharfsinn. Er gehört zu den Leuten, deren Verstand man nur von der einen Seite ansehen darf, wenn man ihn für gesund und richtig halten will. Seine Schriften mögen das Erste und seine Handlungen das Letzte beweisen. Seine politischen Aufsätze hatten größtentheils etwas Hämisches, weßwegen sie ihm auch viel Haß zugezogen. Nicht zufrieden, sie unter Bekannten und Unbekannten auszustreuen, hätte er sie auch gerne gedruckt gesehen. Aber er wußte wohl, daß er sie bei seinem Bürgerrechte, ohne Censur, weder in Zürich noch außerhalb drucken lassen konnte und daß es ihm, wenn er sie demungeachtet drucken ließe und es bekannt würde, er selbst habe sie in Druck gegeben, viel Verantwortung zuziehen könnte. Er sann also auf Mittel, seine Begierde zu befriedigen und dabei allen Verdacht der Bekanntmachung von sich entfernt zu halten. Schlözer's Briefwechsel schien ihm, um

seine Absichten zu bemänteln, am geschicktesten zu sein. Er schrieb an ihn, bot sich ihm zum Correspondenten an, übersandte ihm einige Aufsätze, die Schlözern unwichtig schienen und es im Grunde auch für ihn sein mußten, und bat sich von Schlözern die Gefälligkeit aus, er möchte ihm doch, um nie einiger Verantwortung ausgesetzt zu sein, zwei erdichtete Briefe schreiben, in dem einen ihn um Aufsätze die Schweiz betreffend, bitten, und in dem andern ihm, nach erhaltener abschlägiger Antwort, melden, er brauche sie nun nicht mehr von ihm zu erhalten, indem sie ihm schon von Reisenden übermacht worden seien. Schlözer, welcher in den übersendeten Papieren nichts Verfängliches fand, mußte über die Furchtsamkeit des Mannes lachen und erfüllte seinen Willen, ohne nur auf die entfernte Muthmaßung zu fallen, daß daraus etwas Nachtheiliges entstehen könnte. Waser hatte nun was er wollte. Er nahm Schlözer's ersten Brief, worin er ihn um Beiträge aus der Schweiz gebeten hatte und gieng damit zum Statthalter Ott, als dem Censor von Zürich. Er erzählte ihm, daß Schlözer an ihn geschrieben, wies ihm den Brief und fragte ihn, wie er sich dabei verhalten sollte, ob er ihm einige Aufsätze schicken dürfte oder nicht. Herr Statthalter Ott verbot es ihm, wie es seine Pflicht erforderte und Waser schien damit zufrieden zu sein; so will ich denn dem Herrn Professor schreiben, daß ich nicht darf, war seine Antwort. Aber er ließ es hierbei noch nicht bewenden; er setzte wirklich eine Antwort, wider welche nichts einzuwenden war, an Schlözern auf, zeigte sie dem Präsidenten des Censurkollegiums ebenfalls und bat ihn, sie selbst zu überschicken. Einige Zeit nachher kam er wieder und zeigte den andern Brief, durch welchen er allem Verdacht vorzubeugen suchte, daß nicht er die Schriften, die etwa künftig im Schlözerschen Briefwechsel erscheinen möchten, eingesandt habe, sondern daß sie Schlözer durch einen Reisenden erhalten. Ehe noch dieß alles vorging, hatte der damalige Stadtschreiber, Hr. Landolt, Wasern einige wichtige Dokumente aus dem Archive, unter welchen sich auch der Cessionsbrief Kaiser Otto's von der Grafschaft Kyburg befand, zu Vergleichung mit den Copien und zur Ausbesserung anvertraut. Freilich hätte man so wichtige Papiere außer dem Archive Niemanden, ohne Ausnahme, in die Hände geben sollen;

Digitized by Google

aber Waser war gerade der Mann, der zu solchen Dingen sehr brauchbar und in seiner Dienstfertigkeit bei dergleichen Arbeiten schon bewährt erfunden worden war. Herr Landolt gab sie ihm also mit nach Hause, ohne etwas Arges zu vermuthen. Nach einiger Zeit schickt ihm Waser die Papiere in einem unversiegelten Päckchen zurück. Der Stadtschreiber vergißt oder hat nicht gleich Zeit, sie durchzusehen und öffnet das Päckchen erst nach einigen Tagen. Welch' ein Schrecken überfiel ihn, als er gerade das wichtigste Dokument vermißte! Er schickt zu Wasern, läßt ihn freundschaftlich bitten, er möchte doch zu Hause nachsehen, ob er nicht das Originaldokument von Kyburg ohne sein Wissen zurückbehalten habe. Waser läßt ihm zurücksagen, er hätte ihm alles geschickt, er solle nur darunter nachsuchen, so werde er es gewiß finden. Der Stadtschreiber mochte suchen wie er wollte, das Dokument war nirgends zu finden; er schrieb ihm nochmals und bat ihn auf's Höflichste, er möchte doch unter seinen Schriften nachsehen, ob es sich etwa darunter irgendwo verkrochen? Aber Waser fühlte sich dadurch beleidigt, gab ihm zur Antwort, ob er ihn für einen so nichtswürdigen Mann hielte? er wäre ja des Galgens werth, wenn er so etwas zu thun im Stande wäre; und er bäte, ihn inskünftig mit fernern Nachfragen zu verschonen, sonst werde er ihn vor Rath verklagen. Dieses trug sich anderthalb Jahre vor der Erscheinung seiner und anderer Aufsätze in Schlözer's Briefwechsel zu. Man kann leicht denken, was für Unruhe der Stadtschreiber über den Verlust eines der wichtigsten Staatsdokumente, für welches man ihn als Archivarius zur Verantwortung ziehen konnte, während dieser ganzen Zeit empfinden mußte. In seinem Herzen war er überzeugt, daß es Waser zurückbehalten habe; er kannte auch schon seine Liebe zu solchen Sachen und seine boshafte Neigung, alles zu verwirren; aber er brauchte Beweise und diese hatte er nicht; er hatte gefehlt und mußte schweigen. Indessen setzte er seinen gegründeten Argwohn nie aus den Augen und war froh, als sich bei Erscheinung der besagten Schriften im Schlözer'schen Briefwechsel eine Gelegenheit ihn zu äußern, zeigte. Diese Schriften waren zwei Reden von Herrn Stehtrichter Bürkli, die während dem Allianzgeschäfte auf seiner Zunft gehalten und seine

Digitized by Google

eigenen beiden Aufsätze über den Kriegsfond von Zürich und Frankgeld und Schweizerblut. Als die beiden Hefte, worin sich diese Schriften befanden, in Zürich angekommen waren, lief Waser bei allen seinen Bekannten mit großer Bestürzung herum, erzählte und wies ihnen, daß diese und jene Schriften von ihm und Bürkli in Schlözer's Briefwechsel eingerückt wären, that darüber sehr ängstlich, sagte, daß ihm das Verantwortung zuziehen könnte, rieth auf Den und Jenen, der sie eingeschickt haben möchte und gab doch durch sein Betragen mehr als zu deutlich zu erkennen, daß es Niemand als er selbst gethan habe. Viele, zu welchen er in dieser Angst gelaufen kam, riethen ihm, zu gehen, weil es noch Zeit wäre; aber er war zu verblendet, diesem Rathe zu folgen. Die Schriften selbst hätten so vieles Aufsehen gewiß nicht gemacht, wenn nicht dem Aufsatze über den Kriegsfond die beleidigende Note beigefügt gewesen wäre, daß der Kriegsfond schlecht verwaltet werde. Indessen würde ihm deßwegen weiter nichts Erhebliches geschehen sein, als daß er, wenn man ihm hätte beweisen können, er habe die Schriften eingeschickt, wegen seines Meineids gestraft worden wäre; denn die Note, der Kriegsfond werde schlecht verwaltet, konnte ihm in solchem Falle, wenn er sich klug dabei verhielte, nicht einmal zur Last gelegt werden, weil sie mit einem S. bezeichnet war. Viele Leute glaubten, ehe das Finalexamen erschienen war, er wäre hauptsächlich dieser Aufsätze wegen hingerichtet worden, welches freilich leider so anzusehen war, da man von den übrigen Vergehungen noch nichts Umständliches wußte und dieser Punkt in dem Urtheil zur ersten Grundursache seines Todes gemacht wurde. Hieraus kann man sich nun wohl die erste Erbitterung gegen Zürich leicht erklären. Eigentlich gaben aber diese Schriften nur Gelegenheit zu seiner Gefangennehmung; denn sonst wäre der Schritt ziemlich despotisch, wenn man nicht zu sichere Muthmaßungen gehabt hätte, ihn strafbar zu finden. Herr Stadtschreiber Landolt, der in seinem Herzen beständig überzeugt geblieben war, daß Waser das wichtige Dokument zurückbehalten habe, entdeckte sich bei diesem Vorfall dem geheimen Rathe, gestand seinen Argwohn und bat um einen Verhaftsbefehl wider ihn. Der geheime Rath konnte wider einen so wichtigen Argwohn nichts ein-

Digitized by Google

wundern: er gab Befehl, Waser, wie man ihn auch fände, in Verhaft zu nehmen und auf's Rathhaus zu bringen, und bevollmächtigte unter Andern auch den Stadtschreiber Landolt, seine Papiere zu durchsuchen und wegzunehmen. Es ist nicht zu läugnen, wenn man ganz unparteilisch reden will, daß der geheime Rath zwei Fehler beging, die nicht zu rechtfertigen sind: Einmal, daß er einen freien Bürger aus eigener Vollmacht gefänglich einziehen und sein Haus durchsuchen ließ, da es doch nach der Zürcher Staatsverfassung nicht in seiner, sondern allein in des Bürgermeisters Gewalt steht, diesen Schritt zu thun; und zweitens, daß er, nebst Andern, dem Stadtschreiber, welchem das Dokument abgelängnet worden war, den Befehl ertheilte, seine Papiere zu durchsuchen und wegzunehmen. Könnte auch das erste Vergehen allenfalls dadurch gerechtfertigt werden, daß periculum in mora war, so ist das andere doch gewiß unverzeihlich, ob es gleich aus keiner bösen Absicht, sondern mehr aus Unüberlegtheit geschah. Freilich erfolgte daraus nichts Widriges und Uebels, aber es war doch immer ein unnatürliches, gesetzwidriges Verfahren. Und wenn Herr Stadtschreiber Landolt im entgegengesetzten Fall der rechtschaffene Mann nicht war, für den er in Zürich gehalten wird, was für Unheil konnte nicht daraus entstehen? Billig muß eine Regierung in so wichtigen Fällen auch dem rechtschaffensten Manne nicht zu falschen Schritten Anlaß geben oder ihn dem Argwohn mißtrauischer Seelen bloß stellen; sollte es auch nur sein, um das Ansehen der strengsten Unparteilichkeit zu behaupten.

Der Befehl des geheimen Rathes wurde vollzogen. Waser wurde, wie man ihn fand, in einer Sänfte auf's Rathhaus gebracht und bekam Wache vor die Thüre seines Zimmers, welches für Bürger bestimmt ist, deren Prozeß noch nicht entschieden worden. Seine Gefangenschaft hatte also nichts Beleidigendes. Sobald man ihn aus seinem Hause weggetragen hatte, ward alles auf's Strengste durchsucht. Man bemächtigte sich aller Papiere und fand endlich auch, nebst andern wichtigen Schriften, das Dokument von Kyburg in dem Bette der Magd versteckt. Man muß sich in der That wundern, wie sich Waser so überraschen lassen konnte, da er doch selbst drei ganze Tage lang seine Gefan-

Digitized by Google

genehmung zu vermuthen schien, denn er that während dieser Zeit nichts als Papiere verbrennen, die theils von ihm verfaßt, theils von wichtigen Orten entwendet waren. In dieser seiner Verwirrung war er mit solcher Blindheit des Geistes geschlagen, daß er gerade die Schriften, die ihn verriethen und verurtheilten, nicht mit vertilgte. Sogar den unzeigbaren Brief von Schlözer, der ihm zu nichts helfen konnte, hob er auf und verbarg ihn im Strumpfe. Ein noch stärkerer Beweis, daß er einen Arrest vermuthete, ist sein Projekt, sich von den Fenstern in den Fluß, der aus dem See kömmt, die Stadt in zwei Theile theilt und hinter dem Rathhause vorbei fließt, herabzulassen und auf diese Art zu entwischen. Er hatte alles planmäßig zu Papier gebracht, aber er vergaß in der Gefangenschaft es so auszuführen, wie er es überdacht hatte. Am Abende, als er zu entfliehen versuchte, gieng er öfters im Zimmer auf und ab, unterhielt sich mit der Wache, die vor der Thüre stand, gieng bisweilen an's Fenster, sah hinaus und sprach in's Zimmer hinein gegen die Wächter, vom Wetter, als wenn er noch so ruhig wäre. Nachdem er alle seine Zubereitungen gemacht hatte, wünschte er ihnen eine gute Nacht, schien sich zur Ruhe zu begeben und war stille. Nunmehr fieng er seine Operationen an. Am Bauche hatte er sich ein Brett befestiget, vermittelst welchem er leichter durch den Fluß zu schwimmen hoffte, und ließ sich nun an zusammengeknüpften leinenen Bettriemen hinab. Zum Unglücke aber rissen die Bande und er fiel in's Wasser, welches ein ziemliches Geräusch verursachte, so daß die Wächter dadurch aufmerksam gemacht wurden. Sein angebundenes Brett hinderte ihn bei den Flußpallisaden, die der Fischer wegen im Flusse gezogen sind, noch mehr, und er selbst fand besser, um Hülfe zu rufen, als im kalten Wasser zu erfrieren oder gar zu ertrinken.

Es sind noch einige kleine Umstände dabei vorgefallen, bei welchen ich mich nicht aufhalten will, nämlich: daß er einem Schiffer, der sich noch auf dem Flusse befand, 500 fl. geboten, wenn er ihn an ein gewisses Haus führen wollte; daß er sich im Fallen beschädigt hatte und vom Chirurgen besichtiget werden mußte; daß er Lavatern holen ließ; daß nun aber ihm der Strumpf

Digitized by Google

ausgezogen wurde und den unzeigbaren (d. h. blos für ihn bestimmten) Brief von Schlözern fand, nach welchem er sich Tags darauf so ängstlich erkundigte, als ob es ein Papier von der äußersten Wichtigkeit gewesen wäre, blos um Aufmerksamkeit und Verwirrung zu erregen.

Die Wache brachte ihn wieder auf's Rathhaus. Den Morgen darauf wurde er aber in den Wellenberg gesetzt, einen Thurm, der mitten im Wasser steht und für eigentliche Verbrecher bestimmt ist. Seine Flucht erschwerte sein Verbrechen noch mehr; wenigstens sah man es nun ernstlicher an und faßte größern Argwohn. Man ernannte Inquisitoren, unter welchen ihm freilich einer oder der andere nicht gewachsen war. Daher konnte man im Anfange auch nicht klug aus ihm werden; bald verneinte er wieder, was er vorher ausgesagt und bekräftiget hatte; bald entdeckte er freiwillig etwas Neues und Wichtiges, und läugnete hingegen unbeträchtliche Dinge, mit welchen es doch nachher seine vollkommene Richtigkeit hatte. Es ist unläugbar, daß er auch dieß, aus seiner Neigung alles zu verneinen, that. Indessen gestand er doch nach und nach alles ein, wie man aus dem Final-Examen selbst sehen kann. Bei dem Prozesse selbst muß ich einige Umstände erwähnen, die ich gerne mit Stillschweigen übergienge, aber ich sehe mich genöthiget sie zu berühren, weil ich mir vorgenommen habe, ganz unparteiisch zu sein. Uebrigens sind sie auch schon fast allgemein bekannt. Bevor ich mich aber darüber einlasse, muß ich Ihnen eine Idee von der Züricher Gerichts-Verfassung über Tod und Leben geben. Das Tribunal eines Delinquenten bis zum entscheidenden Punkte, ob sein Prozeß dem Blutgerichte zur Entscheidung vorgelegt werden soll, ist der gesammte kleine oder enge Rath, der an der Regierung ist. Geht der Prozeß zu Ende, so wird er durch Mehrheit der Stimmen entweder von ihm abgethan, oder wenn er zweifelhaft ist, ob er das Leben verwirkt habe oder nicht, dem Blutrathe, welcher aus Gliedern des zur Zeit nicht regierenden Raths besteht, zur Entscheidung vorgelegt, und in dessen Macht steht es nun, ihm das Leben zu lassen oder abzusprechen. Sonst war die Einrichtung etwas sonderbar, aber sie ist auch abgeändert worden. Wenn ein Delinquent dem Blutrathe übergeben worden

Digitized by Google

war, so traf's sich bisweilen, daß 12 Stimmen für den Tod und 8 für's Leben waren, und der Delinquent blieb doch am Leben und noch dazu durch Mehrheit der Stimmen. Dieß gieng auf folgende Art zu. Es waren z. B. von den 20 Bluträthen 5 für den Galgen, 7 für's Schwert, und 8 für's Zuchthaus. Allemal ward auf die größere Zahl, nicht auf die Absicht gesehen. Das ist nun abgeändert und man sammelt jetzt die Stimmen über Tod und Leben, nicht über die Art der Bestrafung. In einem solchen Fall, wo das Urtheil zum Leben einschlug, gieng es wohl an, weil es immer menschlicher ist, ein so wichtiges Recht, als das Recht über Tod und Leben ist, so eingeschränkt als möglich zu behaupten. Aber im entgegengesetzten Falle, wenn 5 Stimmen für Landesverweisung, 7 für's Zuchthaus und 8 für den Tod waren, konnte man erst einsehen, wie höchst unbillig diese Einrichtung war, denn die Mehrheit der Stimmen hielte ihn doch nicht des Todes würdig und dem ungeachtet wurde der Delinquent hingerichtet. Dieß mußte ich voraus schicken, um verständlich zu machen, wenn gesagt wird, daß er mit 21 Stimmen gegen 18 dem Blutrathe übergeben, und von 12 gegen 8 Stimmen im Blutgerichte zum Tode verurtheilt wurde.

Was ich nun gerne hier unberührt lassen möchte, ist die Unbilligkeit, daß des Stadtschreibers nächste Blutverwandte seine Richter blieben. Gesetzwidrig, sagt man, sei es nicht und man könne sie nicht zwingen, ihrer Stimme in diesem Gericht zu entsagen, weil der Stadtschreiber nicht wirklicher Kläger gewesen wäre; aber das ist nun freilich eine Rechtfertigung, die Vielen etwas kahl vorkommen wird. Wenn sie auch das Gesetz nicht für inkompetente Richter erklärte, so hätte es wenigstens die Liebe zur Ehre und Rechtschaffenheit thun sollen, wobei ich noch auf gar keine Delikatesse Rücksicht nehme. Oder sie hätten sich, wenn sie ja in den Sessionen geblieben wären, so edelmüthig, wie der Hr. Dr. Hirzel beweisen sollen. Er war auch von Wasern beleidiget worden, und blieb zwar im Gerichte, aber um zur Milderung des Urtheils beizutragen und seine Stimme dem Unglücklichen zum Leben zu geben.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß Waser, da sich die

Digitized by Google

Stimmen so gleich waren, von inkompetenten Richtern hingerichtet worden (einer von des Stadtschreibers Verwandten war selbst für Waſern), aber ihre Gegenwart in den Sessionen wirkte doch auf die Andern und ihr heftiger Widerspruch ließ die Meinung einiger gelind Denkenden in die Herzen der übrigen nicht eindringen. Man sagte damals, es sei vielleicht auf dem Zürcher Rathhause noch nie mit solchem Eifer und mit solcher Beredsamkeit und Ueberzeugung für und wider eine Sache gesprochen worden, als dieß Mal. Besonders zeigten sich der Herr Seckelmeister Kilchsperger, Hr. Statthalter Schinz und Hr. Dr. Rathsherr Hirzel als menschlich gesinnte und edelmüthige Männer, welche in einem so bedenklichen zweifelhaften Falle Gelindigkeit für Härte anpriesen. Aber alle Bemühungen waren umsonst. Man sah sie deswegen mit weinenden Augen vom Rathhause kommen. Indessen glaube ich doch, daß ebenso verdienstvolle Männer Waſern mit gleich rechtschaffener und reiner Ueberzeugung zum Tode verdammt haben, und daß kaum glaublich ist, daß nur eine Stimme aus Haß oder Rachsucht in diesen Augenblicken seinen Tod aussprechen können. Inwiefern der Urtheilsspruch vertheidigt werden kann, will ich nachher beleuchten. Hier muß ich einen Vorwurf widerlegen, welcher seine Richter des Despotismus und aristokratischer Tyrannei beschuldigt.

Ich will nicht läugnen, daß das Ansehen großer Familien auch in Zürich, wo die Staatsverfassung nur aristodemokratisch ist, in manchen Stücken viel bewerkstelligen kann; aber auch ein Haupt der Republik, so angesehen auch die Familie, aus welcher er abstammt, sein mag, ist, nach der Grundverfassung des bürgerlichen Rechts, seines Ansehens und seines Amtes nicht sicher, wenn er es auf eine Art verwaltet, die Unzufriedenheit erregt. Es sind alle Jahre zwei Tage ausgesetzt, wo jeder Bürger, wenn er sein Zunftalter erreicht hat und sich in einer Zunft einverleiben lassen will, frei und ohne Zurückhaltung sagen darf, was er zum Besten des gemeinen Wesens zu erinnern habe. Auch darf er bei seinem Eide, ohne eine weitere Ursache anzugeben, einen Andern an die Stelle eines Hauptes, eines Rathsherrn oder eines Zunftmeisters ernennen, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet dann,

Digitized by Google

ob der vorige abgesetzt werden und der Ernannte an seine Stelle treten soll. Der Fall ist gar nicht selten; er fiel während meines Aufenthaltes in der Schweiz vor. Bald nach Wasers Tod fiel auch ein solcher Meistertag ein. Man vermuthete, daß Jemand von der Landoltischen Familie gesprengt werden würde; aber es ward Niemand genannt, und was noch mehr ist, der Stadtschreiber selbst wurde einige Zeit darauf in seiner Zunft zum Zunftmeister gewählt, ein Beweis, daß die Unzufriedenheit über Wasers Hinrichtung nicht so groß war, als sie ausposaunt wurde. Widerstreitet nun diese Verfassung nicht allem Despotismus und aller Tyrannei? Wehe euch, ihr freien Bürger, wenn ihr nicht Energie genug habt, euere Rechte zu handhaben! Wehe euch, wenn euer Bürgereid durch das öftere Nachbeten so zur Gewohnheit geworden ist, daß ihr dabei nicht mehr und nicht weniger denkt und empfindet, als gewöhnlich bei einem auswendig gelernten Tischgebete.

Ich komme nunmehr auf die Ursache seines Todes zurück. Einige waren nur gelegentliche Ursachen (obgleich die Note zu dem Aufsatz über den Kriegsfond unbedachtsamer Weise unter den Bewegursachen seiner Hinrichtung obenan steht), und blos diese kannte das Publikum vor der Bekanntmachung des Final-Examens. Es erstaunte über die republikanische Tyrannei und murrte dawider. Dieses waren nämlich die Schriften, welche sich in Schlözers Briefwechsel befinden, und vorzüglich die angeführte Note, die ihm sehr hoch angerechnet wurde, und auch in der That für die innerliche Ruhe der Republik gefährlicher ist, als sie den Ausländern scheinen kann. Sie beschuldiget die Vorsteher des Kriegsfondes, daß er schlecht verwaltet werde und daß man ein für das Landvolk nachtheiliges Monopolium damit treibe. Dieses gründet sich hauptsächlich darauf, daß alles Landvolk genöthiget sei, seine Uniformen und seine Waffen aus der Niederlage des Magistrats zu kaufen. Wenn es billig ist, daß in den aristokratischen und aristodemokratischen Kantonen der schweizerische Landmann, der zwar Unterthan, aber so frei von Abgaben ist, wie der Bürger, seine Rechte im nöthigen Falle wie der Bürger mitvertheidigen helfe, so ist es doch gewiß nicht unbillig, daß er, dem der Vorzug vergönnt ist, sich selbst schützen und vertheidigen zu helfen,

Digitized by Google

sich Uniform und Waffen auf eigene Kosten halte. In der Schweiz ist jeder Bürger und jeder Bauer verpflichtet, in einem gewissen Alter die Waffen zu tragen. Gewöhnlich ist das Alter nach dem ersten Genusse des Abendmahls. Da nun einmal eine Uniform schicklich gefunden worden, und in gewisser Rücksicht nothwendig ist, so könnte natürlicher Weise von den jungen Bauern gefordert werden, daß sie, sobald sie das Alter, die Waffen zu tragen, erreicht hätten, in Uniform erscheinen müßten. Aber nein, die Regierung hat ihnen das zu erleichtern gesucht und gestattet, daß sie in der ersten Zeit blos in Waffen ohne Uniform erscheinen dürfen. Dieß ist immer eine Wohlthat und der ärmste junge Bauer kann sich indessen so viel ersparen, daß er sich eine Uniform anzuschaffen vermag. Der soldatische Geist, der einmal der Nation angeboren ist und überhaupt der geheime Ehrgeiz junger Leute nach einer Uniform, wird sie schon zu Fleiß und Thätigkeit antreiben, daß sie sich bald eine Uniform anschaffen können. Sobald sich aber ein junger Bauer verheirathet, muß er vor dem Pfarrer in Uniform erscheinen. Traut ihn der Pfarrer ohne Uniform oder ohne Schein, worin es bestätigt wird, daß er eine Uniform besitze, so wird er darüber zu Rede gestellt und muß ihm zur Strafe die Uniform bezahlen. Von einem Monopolium über die Uniformen und Waffen ist wohl in Zürich nicht die Frage. Jeder kann, wie man mich feierlich versichert hat, seine Uniform machen lassen wo er will; aber zum Nutzen für den Bauer selbst und zum Nutzen des Fonds treibt man einen gewissen Handel damit, der wenig mehr als die Interessen des Kapitals und die dazu erforderlichen Unkosten tragen mag. In dieser Niederlage, welche ganz der Regierung oder dem Staate gehört, befinden sich eine Menge von Uniformen und Waffen vorräthig, für deren Güte gesorgt ist. Hier kann sich nun jeder Bauer eine Uniform aussuchen, die ihm paßt, und er ist versichert, daß sie von gutem dauerhaftem Tuch ist. Man hat mir bemerkt, er käme noch wohlfeiler dabei weg, als wenn er sich das Tuch selbst kaufte und die Uniform machen ließe; übrigens könne er obendrein mit dem Tuch betrogen werden, welches er in obigem Falle nicht zu fürchten habe. So befindet sich die Sache, wie ich mir habe

Digitized by Google

erklären lassen. Wäsers Beschuldigungen waren nun auf diese Art ungegründet; demungeachtet aber sind sie fähig, unter das, ohnedieß mit der Obrigkeit immer unzufriedene Landvolk Samen der Zwietracht und des Ungehorsams zu streuen, und es bedarf nur mehr solchen Windes von einigen Seiten, um das immer glimmende Fünkchen einmal anzufachen. Insofern hatte man nun wohl nicht ganz unrecht, wenn man die Note für gefährlich hielt. Denn wem so etwas ungewichtig scheint, dem ist ganz gewiß die Verfassung und der innere Zustand einer Republik nicht sehr bekannt.

Enthielt aber die Note gar keine gegründete Beschuldigung? War sie ganz lügenhaft? Wir wollen prüfen. In Ansehung des Monopollums könnte Waser Unrecht haben; aber vielleicht hatte er, wie er diese Note schrieb, noch auf andere Dinge Rücksicht genommen. Konnte nicht Waser vielleicht mit der Anwendung und Anlegung des Kriegsfonds überhaupt unzufrieden sein? Konnte er nicht vielleicht tadelhaft finden, daß man jährlich zehn, zwölf, fünfzehn und mehr tausend Gulden auf die Festungswerke verwende, da es gar nicht nothwendig ist, sie in so vollkommenem Stande zu erhalten? Was können sie den Einwohnern helfen, da die ganze Stadt von den daran stoßenden Bergen beschossen werden kann? Und wo nehmen sie Truppen her, außer der Stadt zu agiren, wenn sie die großen weitläufigen Festungswerke besetzen wollen? Die Töchter Zürichs müßten denn ihren Vorfahren nachahmen und zur Rettung des Vaterlandes sich auch in Harnische bequemen wollen. Nimmt man dabei auf einheimische Kriege Rücksicht, so möchte das Nämliche zum Einwurfe gelten, was ich bereits gesagt habe, aber diese sind wohl in den neuern Zeiten, selbst aus Furcht vor den Nachbaren, nicht mehr zu fürchten. Denkt man sich dadurch wider den plötzlichen Aufruhr eines rebellischen Landvolkes zu sichern, so ist der dritte Theil oder die Hälfte der Summe schon hinlänglich, die Festungswerke in mittelmäßigem Stande zu erhalten. Ich will hier nicht urtheilen; vielleicht habe ich Recht, vielleicht auch Unrecht. Aber Waser konnte so denken; konnte, wie er die Note niederschrieb, vielleicht auch einen ehemaligen Rathsherrn im Sinne haben, der die Kriegskassa

Digitized by Google

um eine ansehnliche Summe bestahl und hernach aus dem Lande verwiesen wurde. Ich weiß nicht, ob seine Richter alles das erwogen haben, aber in dem Falle ändert sich der Gesichtspunkt in etwas. Ueberhaupt aber gehört dieser Punkt, wenn auch Wasers Beschuldigung ganz ungegründet war, nie zu den todeswürdigen Verbrechen des Unglücklichen. Wichtiger war die Zurückbehaltung und Abläugnung des Dokuments von Kyburg, das er, wie er selbst gestanden, zwar nur, wie er sich ausgedrückt, im höchsten Falle der Noth, aber doch immer an andern Orten zu gebrauchen im Vorsatz gehabt. Diese Grafschaft macht eines der ansehnlichsten Stücke des Kantons aus, und folglich muß es für Zürich von großer Wichtigkeit sein, das Dokument davon nicht zu verlieren. Wir wissen zwar, daß der Kaiser genug Dokumente auf den Beinen hat, wodurch er sein gültiges Recht darauf beweisen könnte; aber es ist nur der kleine Umstand dabei in Erwägung zu ziehen, daß sich ihm sehr große Hindernisse in den Weg stellen würden, wenn er sie sich mit Gewalt anmaßen wollte. Wasers Verbrechen kann demnach als wirkliche Verrätherei gegen sein Vaterland angesehen werden, wenn sie gleich unausgeführt blieb. In Republiken hat ein solches Verbrechen mehr zu bedeuten, als in monarchischen Staaten. Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß auch hier die Billigkeit die Stelle der strengern Gerechtigkeit vertreten hätte, aber es kamen zu diesem Verbrechen noch andere Vergehungen, die ihn doppelt strafbar machten. Er hatte außer diesem noch andere Dokumente entwendet, welche einen Theil der Unterthanen betrafen und wodurch er Zürich noch mehr Unheil auf den Hals hätte ziehen können, als vielleicht selbst durch den Mißbrauch jenes wichtigen Dokuments. Blos das Bewußtsein, daß ihre Freiheitsdokumente in den Archiven befindlich wären, könnte bei einiger Veranlassung eine Empörung bewirken. Möchte man hinwieder einwenden, daß es Zürich verdiene, wenn es seine Unterthanen ihrer Gerechtsame beraube, so antworte ich darauf: nicht die gegenwärtige Regierung hat diese Dokumente an sich gezogen, sondern der Staat besitzt sie schon längst; es steht also nicht bei der Obrigkeit, sie wieder heraus zu geben, sondern sie muß der Republik ihre Rechte, die sie zu verwalten übernommen,

Digitized by Google

treulich zu erhalten suchen. Auf die nämliche Weise treffen sie auch nicht die höchstwichtigen Beschuldigungen, die ihr Waser in der noch unbekannten Schrift: „Zürich wie es ist, nicht wie es sein sollte", aufgebürdet hat. Ich mag ihrer gar nicht einmal erwähnen. Die bloßen Beschuldigungen könnten Zürich von den übrigen Kantonen große Verdrießlichkeiten zuziehen, sie möchten nun wahr oder unwahr sein. Es hat eifersüchtige Nachbaren, die es längst um den Vorsitz bei den dreizehn Kantonen beneideten. Aber gesetzt auch, sie wären gegründet, diese Beschuldigungen: so wäre doch die gegenwärtige Regierung dabei ebenso unschuldig, als in Ansehung der streitigen Dokumente ihres Landvolks. Alle Vergehungen Wasers zweckten also dahin ab, das Vaterland auswärts zu verrathen und ihm zwischen andern freien Staaten der Schweiz und seinen eigenen Unterthanen innerliche Unruhe und vielleicht bürgerliche Kriege zu erregen. Kann man nun wohl einem kleinen freien Staate, dessen Stärke in der Harmonie mit andern solchen Staaten und in der sorgfältigen strengen Behauptung seiner Rechte besteht, kann man einem solchen Staate wohl übel nehmen, wenn er auf seine Sicherheit bedacht ist, alles, was ihm Schaden und Unglück zuziehen kann, aus dem Wege zu räumen und seine Freiheit, sein Glück und seine Ruhe zu befestigen sucht?

Waser wurde also von seiner Obrigkeit mit allem Recht als Landesverräther und höchst gefährlicher Feind seines Vaterlandes angesehen, ein Titel, der auch in monarchischen Staaten eigentlich die Todesstrafe nach sich zieht, wenn sie auch nicht immer vollzogen wird. In Republiken bedeutet so ein Verbrechen noch mehr, und besonders in Republiken, wie die schweizerischen. Und wenn nun vollends die Umstände so zusammentreffen, wie sie hier zusammentrafen, so bleibet fast in Ansehung der Todeswürdigkeit kein Zweifel mehr übrig. Außer diesen Hauptverbrechen zeigte sich auch, daß er als Dieb das Leben verwirkt habe. Er hatte der Zürcher Bibliothek wichtige Bücher und Manuskripte, der physikalischen Gesellschaft, die ihn zum Bibliothekar erwählt hatte, ein optisches Instrument von Werth entwendet und aus verschiedenen sehr theuren, seltenen und kostbaren Büchern Kupfer und Landkarten ausgeschnitten;

Digitized by Google

ferner der militärischen Gesellschaft ihre geheimen und seltenen Plane, Landkarten und Manuskripte gestohlen, so daß die gestohlenen Sachen, nur mäßig taxirt, ihm das Leben kosten mußten. Ich weiß wohl, daß ihn bei uns ein geschickter Advokat der eigentlichen Diebstähle los und ledig erklärt haben würde, aber in Republiken ist es anders beschaffen: da siehet man einen Diebstahl noch strafwürdiger an und die Phantasie kann den Verlust solcher Dinge, die den Staat angehen, nach Willkür berechnen. Wie viel andere Schriften und Dokumente hatte nicht Wasser auch sonst noch entwendet und vor seiner Gefangennehmung vernichtet, die nun alle unersetzbar sind. Nach der Richter Meinung hatte er auch dadurch das Leben verwirkt; und wenn man die Sache philosophisch und nicht juristisch ansieht, was ist wohl dawider einzuwenden, da sie in Criminalfällen keine gesetzliche Vorschrift haben? Wenn nun jedes Verbrechen, einzeln betrachtet, den Tod verdiente, um wie viel mehr waren seine Richter berechtiget, einem so gefährlichen, niederträchtigen und aufrührerischen Menschen den Tod zuzuerkennen?

In unsern monarchischen Staaten wäre das vielleicht nicht geschehen; es wäre aber doch wohl eine ewige Gefangenschaft darauf erfolgt. Diese wurde im Gerichte auch vorgeschlagen und man hätte sich freilich mit dieser Strafe begnügen können; aber wir müssen hier einen Grund anführen, der nicht ganz zu verwerfen ist. Man zog den Charakter der Nation dabei in Erwägung; man wußte, daß wenn man auch Wasern zu einem ewigen Gefängniß verurtheile, in vier bis fünf Jahren alles vergessen sein und daß man ihm aus Mitleiden die Thüre des Gefängnisses selbst wieder öffnen würde. Dieß war nun freilich ein Punkt, der überdacht werden mußte. Geschah es, daß Wasser wieder zu seiner Freiheit gelangte, so konnte man sich nun erst auf eine unversöhnliche Rache gefaßt machen; es war demnach nicht rathsam, sich einer solchen Gefahr blos zu stellen. Was war also weiter zu thun, als Urtheil und Recht über ihn ergehen zu lassen? Nun, mein Gleim, wie denken Sie jetzt über Wasern und seinen Prozeß? billiger gewiß als vorher, da Sie mit unsichern, unvollkommenen Nachrichten getäuscht worden waren. Sie werden nun seine Geschichte wohl nicht, wie der Verfasser der betitelten Schrift: Waser,

Digitized by Google

an die Seite der Calas setzen und sie als ein Denkmal der menschlichen Justiz ansehen. Man merkt dem Verfasser nur zu sehr an, daß er Voltaire sein und einen Calas vertheidigen möchte; sein Eifer für das Gute ist zu loben, aber seine schiefen Urtheile und Beleidigungen zeugen von einer vollkommenen Parteilichkeit, die er doch an Wasers Richtern so sehr zu rügen sucht. Wenn Zürich Waser's Prozeß nicht ganz bekannt macht, so stehen Hindernisse im Wege, die weder Parteilichkeit noch Ungerechtigkeit zu Grunde haben. Würde der Verfasser die ganze Lage der Sachen kennen, so würde er vielleicht anders urtheilen; er würde denn Wasern nicht mehr als ein unschuldiges Opfer des Privathasses, als einen Sündenbock des Familiengeistes ansehen. Seine ganze Schrift wimmelt von schiefen Gedanken und unreifen Urtheilen und manches offenbar Falsche wird darin als Wahrheit behauptet. Ich kann und will mich hier bei der Widerlegung solcher Sätze nicht verweilen, aber ich kann mich auch nicht enthalten, einige hier auszuziehen. „Wenn die Schrift lügenhaft war, was konnte sie also für Schaden bringen? Der Wahrheit allein ist das heiligste Recht vorbehalten, einen sichern und soliden Eindruck zu machen. Die Lüge bestraft ihren Urheber selbst." „Gesetzt, diese Schrift bezöge sich auf gewisse Staatsgeheimnisse, gewisse im Interesse des Staats nachtheilige Züge, welcher aufgeklärte Nachbar wird darauf fußen, ohne tüchtigere Beilagen zum Beweis der erhaltenen Data zu haben. Man müßte von der Politik der Nebenstände des Kantons Zürich sehr seichte Begriffe fassen, wenn man ihnen zutrauen dürfte, daß sie auf eine dergleichen Urkunde eine ernsthafte Maßregel gründeten. Wer sich nur ein wenig in der Praktik der Cabinette umgeschaut hat, der weiß, wie vorsichtig man im Gebrauche der Nachrichten ist. Ueberdieß, wenn diese erdichtete Schrift jemals fähig war, irgend einen Nachbar zu einer Maßregel zu verleiten, so verdiente Waser eine Ehrensäule von der Republik statt des Todes."

„Welche Pflichten Waser beschworen hat, das sieht man nicht deutlich ein; dem Gerücht nach war er ehemals Pfarrer im Zürcher-Sprengel. Er wurde abgesetzt und seitdem war er ohne Dienst und Brod. Er hatte also keine besondere Pflicht mehr für die

Digitized by Google

Republik; sie hatte solche vielmehr selbst wieder zurückgenommen; wenigstens hatte er auch keine Kanzleipflichten. Er stand in keiner Verbindung mehr."

„Vaterland, zweideutiger Ausdruck! der Mordian macht das Vaterland, nicht physische Umstände; das Vaterland ist ein Unding. Welche Verbindung hat der Unglückliche, den sein Vaterland ausstößt? welche Pflichten kann der Staat von dem fordern, dem er Unterhalt und Leben versagt? Und das war Waser's Lage."

„Wenn die vorgeblichen Diebereien niederträchtig und verwerflich wären, so hätten sie sich ja von selbst schon bestraft; was bedurften sie noch einer weitern Strafe?"

„Wären die Beisitzer von meinem Grundsatz ausgegangen, so müßten die Stimmen einstimmig ausgefallen sein."

„Das Criminalgericht zu Zürich scheint sich zum Verdienst anzurechnen, daß er ohne Pein und Marter bekannte."

Soviel mag genug sein, Ihnen diese Schrift bekannt zu machen. Widerlegt zu werden braucht wohl kein Satz. Sie ist ganz in diesem Tone abgefaßt und mit Schmähungen gegen Waser's Richter angefüllt. Und was hat wohl der arme Leutpriester verschuldet, dessen Amt es ist, Delinquenten zu ihrer Richtstätte zu begleiten, daß er ihn einen Galgenpater nennt. Wer wider Parteilichkeit eifern will, sollte doch selbst Sorge tragen, nicht so viel und so offenbar leidenschaftliche Parteilichkeit zu zeigen. Wer auch, ehe er hinlänglich von Waser's und dem ganzen gerichtlichen Verfahren unterrichtet war, gegen seine Richter Unzufriedenheit faßte, müßte ihn doch immer für strafbar und niederträchtig halten. Der Verfasser der Schrift hingegen sieht in ihm nichts Geringeres als einen Heiligen.

„Ruhe sanft", schließt er seine Apologie, „heilige Asche des Edeln, Deine Rechtfertigung liegt im Herzen jedes Unparteiischen. Dein Schicksal wird ein ewiges Denkmal der getrübten Menschheit sein. Bei Deinem Namen werden die Gesetze erröthen und wenn es möglich wäre, daß das Schaffot von Zürich ehrlich gemacht werden könnte, so müßte es von nun an durch Dich entunehrt sein."

Es ist doch in der That sehr unbedachtsam, ja, ich darf wohl sagen, unverschämt, nicht nur eine ganze Obrigkeit, sondern eine

Digitized by Google

ganze Nation ohne allen Grund, ohne alle Kenntniß der Sache, auf eine solche Art zu beleidigen. Gesetzt auch, der Verfasser hätte in Waser's Richtern allen nichts als blutdürstige Tigerthiere gefunden, konnte er denn glauben, daß unter den Bürgern alle Rechtschaffenen ausgestorben wären und daß sich Niemand wider ein so ungerechtes Urtheil gegen einen Unschuldigen und wahren Patrioten auflehnen würde? Wenn der Verfasser nur eine Ahnung von republikanischem Geiste hätte, so würde er sich das Unmögliche seiner Muthmaßung habe denken können. Und kannte er die Regierungsverwaltung von Zürich, die natürlicherweise, so wie alle, auch ihre Mängel hat, aber immer eine der besten in der Schweiz ist, so würde seine unbesonnene Unternehmung gewiß unterblieben sein.

Wenn ihm das Urtheil etwas sonderbar vorkommt, so wollen wir ihm darinnen nicht ganz Unrecht geben. Die Form desselben mag freilich bei Manchen, zumal bei Juristen, den Argwohn erweckt haben, als ob seine Richter mit seinem Prozeß wie mit einem Schneeballe gespielt, den sie gefunden und fortgewälzt, bis er sich vergrößert hatte. Aber man bedenke auch, daß sich unter so viel Rathsherrn und Richtern nicht ein einziger Jurist befindet und daß Zürich ganz und gar keine Criminalgesetze hat, so wie andere Kantone mehr. O, ihr freigebornen Schweizer! wie wichtig ist es für euere Verfassung, ein Gesetzbuch zu haben! Alsdann wird die Obrigkeit weniger gegründeten und ungegründeten Vorwürfen ausgesetzt und der Bürger seiner Freiheit und Unabhängigkeit noch gewisser sein können. Man wird dann eure Freiheit nicht mehr für Hirngespinnst und Einbildung halten, wenn ihr einen Regenten habt, den ihr euch selbst geschaffen, ein vollständiges, überdachtes und bleibendes Gesetzbuch. Dann wird auch, ihr Bürger, eure Obrigkeit nichts mehr als das Ministerium desselben zu sein scheinen und der Obrigkeit wird das Amt dadurch sehr erleichtert werden. Glieder des Raths und der Zünfte, die ihr Energie genug habt, eine Sache durchzusetzen, die das Wohl eures Vaterlandes machen wird und euch keines unbilligen Parteigeistes verdächtig machen kann, bringt mit vereinigten Kräften auf ein Gesetzbuch; aber hütet euch, ein so wichtiges Werk zu übereilen. Ein aristokratischer Kanton, das stolze Bern, ist euer Vorgänger;

Digitized by Google

wolltest Du wohl, Vorgesetzter der zehn Verbundenen, zehnten bleiben, der Du die übrigen durch Dein Beispiel zur Nachahmung reizen solltest?

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung, mein Oheim, ich führe Sie nun auf Wasern und sein Urtheil zurück. Nach den nämlichen Vormittag, an welchem das Urtheil über ihn gefällt wurde, ward es auch vollzogen. Dieß geschieht bei jedem Delinquenten; einige Zeit vorher wird er darauf vorbereitet, das Urtheil mag nun zum Leben oder zum Tode ausfallen. Der Delinquent bekömmt keinen Vertheidiger; nach seinen Eingeständnissen und nach den auf ihn gebrachten Beweisen wird er verurtheilt. Zwischen der Bekanntmachung des Urtheils und der wirklichen Exekution ist ein Zwischenraum von einer bis anderthalben Stunden. Binnen dieser Zeit verrichtet er seine Mahlzeit, und vier andere Geistliche (gewöhnlich junge Candidaten), als ihn sonst aus Amtspflicht besuchen mußten, theilen sich in die letzte Stunde seines Lebens. Waser hatte die jungen Candidaten verbeten und sich die Herrn Lavater, Heß, Pfenninger und Schinz dagegen ausgesucht, die man ihm auch bewilliget hatte. Sie äußerten alle größtentheils viel Zufriedenheit mit seiner Bekehrung.

Als die Stunde herangekommen war, wurden die Glocken gezogen und man schiffte ihn über den Fluß. Die beiden Leutpriester hatten ihn bereits in Empfang genommen; er war in einen Ueberrock gekleidet und hatte seine Haare auf dem ganzen Kopfe in sehr viel Papillotten gedreht. Als er zu seines Vaters Hause kam, wo der Zug vorbei ging, so seufzte er und drückte in einigen Worten seine guten Gesinnungen gegen ihn aus. Unten vor dem Rathhause, wo von den Stadtsoldaten ein Kreis geschlossen war, mußte er von einem Rathssubstituten aus einem Fenster des Rathhauses sein Urtheil vernehmen. Ich stand in dem Nebenfenster und konnte alle Bewegungen seines Gesichts deutlich sehen. Er schien gelassen zu sein und sich auf die möglichste Standhaftigkeit vorbereitet zu haben.

Aber unruhige und unterdrückte Todesangst war meinem physiognomischen Urtheile nach auf seinem ganzen Gesichte nur zu deutlich ausgedrückt. Selbst sein Umherblicken auf die Menge von

Zuschauern, die Haltung seines Körpers und die Bewegung und Faltung seiner Hände schien das zu bestätigen. Als der Rathssubstitut das Urtheil zu verlesen anfing, hob er das Haupt in die Höhe, um das Urtheil anzuhören. Aber einer von den Leutpriestern unterhielt ihn mit frommer Erbauung, damit er nicht zuhören, sondern sich ganz mit dem Zustande seiner Seele beschäftigen sollte. Waser machte eine Bewegung mit der rechten Hand nach ihm, als bäte er, ihn doch zuhören zu lassen; aber der Geistliche ließ nicht nach und ungefähres Geraffel von zuschauenden Reitern zog ihn ganz davon ab. Bei dem ersten Punkte, welcher von der lügenhaften Schrift, die er in's Publikum ergehen lassen, handelt, schien er eine unzufriedene Miene zu machen, und nach einigen Umstehenden soll er diese Unzufriedenheit in einigen Worten ausgedrückt haben. Ich sah ihn eine solche Bewegung machen, aber von der Ursache bin ich nicht gewiß überführt; ich schweige also davon.

Nach Verlesung des Urtheils führte man ihn durch die Stadt hinaus auf's Schaffot. Er unterhielt sich viel mit den Geistlichen, ging ziemlich geschwind, blickte bisweilen umher, und wenn er Jemanden sah, den er kannte, so nickte er ihm mit dem Kopf einen Gruß zu. Endlich bat er die Geistlichen, ihn nun vollends seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen, welches sie auch thaten.

Der Verfasser seiner Apologie führt auch den Abscheu des Publikums an diesem Schauspiele, als einen Beweis seiner Unschuld an. „Die Einsamkeit," sagt er, „verschlossene Fenster, die Bewegung des Haufens werfen dem Staate seine Partheilichkeit vor." Es ist wahr, daß sich viel Personen den Tag vorher oder noch am nämlichen Tage auf's Land begaben, und daß manche ihre Fenster verschlossen hielten, aber die meisten waren mit neugierigen Zuschauern besetzt. Uebrigens konnte man das auch als keinen Beweis gelten lassen, weil die Einsamkeit oder Flucht auf's Land von manchen Einwohnern vielmehr als ein Abscheu an dergleichen Schauspielen überhaupt anzusehen ist.

Als Waser vor dem Schaffot angekommen war, äußerte er nach bisherigem Stillschweigen sehr christliche Gesinnungen. Er hatte sich ausgebeten, daß er nicht die gewöhnliche Delinquenten-

Digitized by Google

mütze aufsetzen dürfte, und man hatte ihm das gewährt: er bekam eine ganz neue Mütze. Der Streich ging glücklich von Statten. Auf den Stuhl hatte er sich so fest geklammert, daß der ganze Stuhl mit umfiel, als der Scharfrichter den Rumpf herunter stoßen wollte.

So hatte sich der unglückliche Mann seinen Tod selbst bereitet; ja er hatte ihn sogar gesucht. Jahre lang vorher hatte er sich prophezeit, daß er einmal auf dem Schaffot sterben würde. Die Zeit kam, er konnte diesem Schicksale entgehen, wenn er wollte, aber er ließ es darauf ankommen. Er bildete sich vielleicht ein, er sterbe als ein Märtyrer, verursache vielleicht eine große Empörung, und durch sie eine allgemeine Staatsveränderung; vielleicht glaubte er sogar vom Schaffot gerettet zu werden. Daß er im Gefängnisse öfters äußerte, der Tod sei ihm die willkommenste Strafe, die ihm widerfahren könne, war ganz natürlich. Eine gelindere als ewige Gefangenschaft durfte er sich nicht denken, und die wäre für Wasern beständige Pein und Marter gewesen. Uebrigens war für den unglücklichen Verworfenen alles aus; er wußte, daß er nun von Jedermann gekannt war; daß er auf keinen Freund mehr zählen durfte; daß die letzte Quelle seines Unterhaltes, die er gewiß gewußt hatte, vertrocknet war; daß er seiner Frauen ganzes Vermögen verzehrt und sie um den Rest desselben noch so schändlich betrogen hatte; kurz das Leben mußte ihm ein wahrer Abscheu werden. Dazu kommt noch, daß er denken mochte, sein Tod würde an Denen, welche daran Schuld wären, gerächt werden, und seiner Rachsucht konnte das schon ein Grund mehr sein, den Tod zu wünschen. Hierin liegt meiner Meinung nach die Ursache seiner vermeinten Standhaftigkeit, und wenn ich ihm auch einen Grad von wahrer Standhaftigkeit zuerkenne, so kann ich sie doch unmöglich aus Seelenruhe und Seelengröße herleiten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich bei dergleichen Vorfällen in die Relationen der Geistlichen immer einiges Mißtrauen setze. Es ist ihre Pflicht, alles zum Besten zu kehren, jede fromm und gut scheinende Aeußerung für fromm und gut zu erklären, und die Sache hat ihren Nutzen. Aber der Menschenkenner, der sich um Wahrheit bemüht, kann mit einem solchen

Digitized by Google

Gesichtspunkte nicht zufrieden sein. Er will Wahrheit, und Züge dieser Art sind seinen Untersuchungen und Beobachtungen wichtig. Was für Widersprüche nun in ihren Relationen, mit seinen Handlungen im Gefängnisse, die studirt waren! Und wer hat die Unterredung mit seinen Söhnen im Gefängniß nachgeschrieben? Ich gebe euch nicht Unrecht, ihr würdigen Männer; verzeiht mir aber dagegen auch diese Aeußerung. Ihr hieltet es für Pflicht, so zu reden, so zu schreiben. Vielleicht war Einem oder dem andern Waser überlegen, daß ihr ihn nicht richtig beurtheilen konntet. Saht ihr bei seinen Reden auf sein Lächeln, auf seine Mienen, auf seinen Accent, auf die Art wie er es sagte, in was für Verbindung er es sagte? Und verstundet ihr das Alles? Glaubt nicht, daß ich Wasern bußfertige Gesinnungen absprechen; ich glaube, daß es ihm Ernst war, daß er oft in sich ging, und daß er bisweilen von seinen Verbrechen und Lastern überzeugt sein mußte. Aber ich bitte euch, wo seht ihr edle Gesinnungen und ruhige Größe? Wie könnt ihr die in Wasern finden? Untersucht seine Reden und seine Briefe, gebt jedem Ausdruck den rechten Sinn, der ihm in der Verbindung angemessen ist, und ihr werdet euch umsonst darnach umsehen. Nach den Begriffen, die ich von Wasern habe, fand er für gut, seine Rolle bis ans Ende fort zu spielen. Er gab zwar christlichen Ermahnungen und Empfindungen Gehör, aber doch blieb sein Plan immer, die Welt über seinen wahren Charakter größtentheils ungewiß zu lassen. Ein wichtiger Zug ist noch die Beharrung auf seinem Geständnisse, dem Herrn Professor Schlözer seine Lebensbeschreibung unter dem Titel: Zürich wie es ist, nicht wie es sein sollte, zugeschickt zu haben, die Schlözer nie erhalten zu haben, gegen mich selbst behauptete. Fast sollte man glauben, daß er sie wirklich an ihn abgesandt, und daß sie Schlözer nicht erhalten, oder wie es sonst damit zugegangen sei; denn daß sie existirt hat, ist wohl nicht zu bezweifeln, da Waser, ohne den Titel und Absicht zu verrathen, vielen Bekannten in Zürich Fragmente daraus vorgelesen hat. Vielleicht aber ist das Bekenntniß, sie wirklich an Schlözern abgeschickt zu haben, welches er sehr glaubwürdig zu machen wußte, auch nur ein Zug seiner Verwirrungssucht, die

Digitized by Google

man aus seinem Betragen im Gefängnisse hinlänglich wahrgenommen hat. Seine freiwilligen Geständnisse sind mir keine Bürgen, daß er in allen Sachen die Wahrheit gesprochen und nichts verheimlichet habe. Von dem letzten Streich mit dem Vermögen seiner Frau gestand er nichts ein, ungeachtet ihn Lavater auf's Innigste bat, ihm alles anzuvertrauen, was er noch auf dem Herzen hätte. Aber es wäre wider seinen Plan gewesen. Er wollte seinem Tode keinen Schandfleck anhängen, denn bis jetzt hielt er ihn noch immer, außer einigen Fehltritten, zu welchen ihn sein Eifer für das Beste seines Vaterlandes verleitet hätte, für das Schicksal eines edelmüthigen Patrioten, oder wollte ihn wenigstens so angesehen wissen, weil er sich vielleicht noch immer einbilden mochte, sein Tod werde große Wirkungen haben. Wäre Waser ein edelmüthiger Mann gewesen, so würde er oft in der christlichen Unterhaltung bei aller Ueberzeugung seiner Würdigkeit nicht so viel offenbare und versteckte Bitterkeit mit eingemischt haben, die in der Seele eines reuigen, sanft und ruhig gewordenen Verbrechers nicht wohl statt finden kann, und thut das wohl ein Verbrecher noch in seinen letzten Tagen, nachdem er vorher von allen Vergehungen überzeugt gewesen, ist es denn wohl möglich, ihn noch für einen edelmüthigen großen Menschen zu halten. Kein gemeiner Mensch war Waser freilich nicht; er hatte viel Verstand, aber er war nur halb gesund; Genie und großer Mensch war er wahrlich nicht. Alexander Proheska, ein gemeiner Mensch aus Böhmen und ehemaliger Soldat, der in Leipzig wegen Mordthaten hingerichtet worden, war gegen ihn in Ansehung der Verachtung des Todes noch ein ganz anderer Kerl. Der ging zum Schaffot, als wenn es ein Tanzboden gewesen wäre?

Es gehört eine große, durch feines Gefühl und Scharfsinn erlangte Kenntniß der menschlichen Seele dazu, um richtig unterscheiden zu können, was wahre Seelengröße und Seelenstärke sei. Wer Ruhe und Stille in der Seele nicht von einander unterscheiden kann, der wird Seelengröße und Seelenstärke noch weniger von einander unterscheiden können. Waser, dünkt mich, hatte weder die eine noch die andere; Alexander Proheska vielleicht letztere, aber in rohe Hartherzigkeit ausgeartet, weil der ganze Mensch

Digitized by Google

der vielleicht zu einem großen Menschen hätte gebildet werden können, ganz roh geblieben und durch Gewohnheit schwarzer und grausamer Laster hart und unempfindlich geworden war. Aber ich will Ihnen jetzt ein Beispiel von einem Manne erzählen, in welchem beide, wenn sich alles so verhält, wie ich voraus setze, miteinander vereiniget war. Die alte und neuere Geschichte hat kein ähnliches aufzuweisen. Mir ist die Anekdote als wahr erzählt worden; ich gebe sie Ihnen als nackte Erzählung wieder und glaube, daß sie hier einen Platz verdient.

Henzi und Fueter waren von der letzten Empörung in Bern die Häupter. Wahrscheinlich gab wahrer republikanischer Patriotismus den Anlaß dazu. In der nämlichen Nacht, wo die Rebellion ausbrechen sollte, wurde sie von einem Mitverschworenen verrathen. Viele retteten sich zu rechter Zeit, aber Henzi und Fueter wurden ertappt und gefangen genommen. Man machte ihnen den Prozeß und verurtheilte beide zum Schwert. Fueter mußte das Schaffot zuerst besteigen und Henzi indessen aus einem andern Wagen seinen Gefährten richten sehen. Der Scharfrichter fehlte und hieb dem Fueter in die Schulter; Henzi sah es und sagte nichts als c'est fort ça (das ist stark). Der Scharfrichter that den zweiten Streich, fehlte wieder und hieb ihn zu hoch in den Kopf. Henzi knirschte mit den Zähnen und rief aus: tout est corrompu dans cette république jusqu'au borreau (alles in dieser Republik ist verdorben bis zum Henker hinab). Beim dritten Mal flog der Kopf herunter. Nun bestieg Henzi das Schaffot. Gang und Miene äußerten unerschütterte Festigkeit der Seele. Die vorhergegangene Scene hatte ihn, statt kleinmüthig zu machen, nur noch höher gestimmt. Wenn ich nicht irre, so ließ er sich nicht einmal die Augen verbinden, er setzte sich standhaft auf den Todesschemel hin und erwartete den Streich. Der Scharfrichter, dem seine mißlungenen Hiebe durch Blut und Gebeine ein starkes Zittern verursacht hatte, fehlte abermals und hieb ihn auch in die Schulter. Henzi, dessen Geist noch ganz gegenwärtig war, wandte sich um und sagte mit einer gelassenen Verachtung, die Jedermann in Erstaunen setzte: tu juge comme ton magistrat (du richtest wie deine Obrigkeit).

Digitized by Google

Wer nennt mir mehr Beispiele aus der alten und neuern Geschichte? Ich weis keines. Proben von Verachtung des Todes hat man genug; aber das setzt nicht immer Größe der Seele voraus; es kommt dabei viel auf Lage und Umstände an. Ich gestehe, es wäre mir sehr unlieb, wenn die Anekdote nicht ganz so wahr wäre, als ich sie hier erzählt habe. Ich habe sie wiedergegeben, wie ich sie selbst bekommen. So viel aber ist immer gewiß, daß Henzi ein großer Mann war. Lessing soll seine Geschichte damals dramatisirt haben; ob er das Stück vollendet hat, ist mir unbekannt.

Was für eine elende Rolle spielt nun Waser gegen einen Henzi? — Im Verhältniß mit andern mag sie vielleicht erheblich sein. Kraft zu wirken hatte Waser; aber er wußte seine Kraft nicht zu gebrauchen. Wäre er ein ganz gewöhnlicher Mensch gewesen, so hätte er natürlicher Weise alles das nicht thun können, was er gethan. Auch seine gefährliche Leidenschaft, die Rachsucht, hätte dann nicht zu dem Grade gelangen können, zu welchem sie emporglühte. Edler und großer Mensch war er nicht.

Wer mag auch Wasern dafür halten, wenn er die Fakta für wahr annimmt, die ich hier erzählt habe? Wer sieht nicht in ihm nicht nur den niederträchtigen, schlecht gesinnten Menschen, sondern auch den Verbrecher? Nach republikanischer Strenge hatte Waser den Tod verdient oder man kann wenigstens sagen, er ist nach seiner Strenge nicht ungerecht gerichtet worden. Freilich wäre zu wünschen gewesen, die Richter hätten Güte für Recht ergehen lassen oder es hätte sie kein anderer wichtiger Umstand daran verhindert. Wer die Sache nicht ganz übersieht, wird freilich noch auf seinem Sinne bleiben, daß Waser zu streng bestraft worden; indessen glaube ich doch, daß Zürich darüber ruhig sein kann. In Rücksicht auf Wasern könnte man auch aus frommer Ueberzeugung behaupten, daß er vielleicht nie als auf diese Art in einer so guten Verfassung gestorben sein würde, aber das zieht man freilich nur erst in Erwägung, wenn die Sache einmal nicht mehr zu ändern ist.

Ich hatte mir anfangs vorgenommen, gar nichts über Wasern zu schreiben, ob es schon von verschiedenen Seiten von mir ver-

Digitized by Google

langt wurde; aber das einfältige und leidige Geschwätz über diese merkwürdige Geschichte und die benannte Schrift: Waser, welche nun einen sonderbaren Pendent zu meinem Aufsatz ausmacht, bewogen mich dazu. Und Ihnen, würdiger Gleim, dem alle Kleinigkeiten wichtig schienen, war ich's schuldig, Waser's Geschichte umständlich zu behandeln. Ich glaube in Deiner Geschichte, strenges, aber nicht ungerechtes Zürich, einen vermeinten Schandfleck ausgetilgt zu haben; dieß konnte aber nicht anders geschehen, als durch die Beweise von Unparteilichkeit, die ich gegeben habe. Aber ich versichere auch, so lieb Du mir bist und, so lange ich werde denken können, bleiben wirst, daß wenn sich die Sache so verhalten hätte, wie sie Waser's Apologist schildert, ich der erste gewesen sein würde, der Dich oder vielmehr Deine Obrigkeit der Tyrannei und Grausamkeit angeklagt hätte. Aber, Dank sei es der Wahrheit, daß ich's laut sagen kann! — Du bist nicht ungerecht gewesen, aber streng. Sei es nur in Verwaltung der Gerechtigkeit auch immer so sehr als in Bestrafung der Verbrechen. Zeichne Dich aus unter Deinen Verbrüderten, und Du kannst es, wenn Du willst. Entferne alles, was Deine Freiheit einschränken und Deine Staatsklugheit klein machen kann. Wo ist unter Deinen verbrüderten Bundsgenossen die Aufklärung so umhergreifend, als bei Dir? Wo herrscht noch so viel Energie unter den Staaten Deiner Art, als in Dir? — Sie erhalte und erhöhe Deine Freiheit und beglücke alle Glieder Deines Staates bis zum letzten Deiner Unterthanen!

O, Gleim, es ergreift mich immer ein mächtiges Gefühl, wenn ich an das herrliche Land zurück denke, das die gütige Mutter Natur zu ihrem liebsten Wohnsitz ausgewählt hat. Sie sollten es sehen, ganz und so lange als ich sehen, und Sie würden es noch ein Mal so sehr lieben. Im verwichenen Sommer wurden Sie von uns erwartet; der ehrwürdige Vater Bodmer hat Ihrer geharret, aber Sie kamen nicht. Wenn Sie wüßten, was für freudige Stunden Sie dem liebenswürdigen vierundachtzigjährigen Greise machen würden, Sie machten gewiß diesen Sommer eine Reise dahin, sein Silberhaar zu küssen — und wären Ihnen etwa noch einige Bedenklichkeiten über Wasern und seinen Prozeß ge-

Digitized by Google

haben, so hätten Sie zugleich die beste Gelegenheit, die Wahrheit an der Quelle zu erforschen. Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.

Herrn Professor Schlözer's zerstreute Anmerkungen über vorstehendes Schreiben.

Vergiftet war sein deutscher Sinn
Von Oligarchen-Lust.
Schweizerlieder S. 668.

Durchaus noch keine Defensionsschrift für den selig ermordeten Waser — wie vielleicht einige Leser aus Mißverstand einer Anzeige, erwarten möchten — sondern blos einige zerstreute und zwar nur vorläufige Anmerkungen zu dem oben angedruckten Schreiben. Andere Anmerkungen lassen sich nicht eher machen, als bis vorher ein Alphabet Akten oder aktenmäßiger Nachrichten dem Publikum zur Einsicht vorgelegt werden, welches zu seiner Zeit schon geschehen wird.

Erste Anmerkung.

Als vor einigen Jahren Heidegger die Erneuerung der Allianz mit Frankreich bestätigt haben wollte, so mochte er freilich in seinem vaterländischen Kanton bei den Zünften nicht geringe Widersprüche vermuthen. Er brachte es also dahin, daß die Allianz geschlossen wurde, bevor die Sache den Zünften zur Ueberlegung vorgetragen worden war.

Wie kann man eine resp. so große Sache so kurz und kalt erzählen, als wäre nur von einer Kleinigkeit, etwa von Gesler's aufgestecktem Hute oder dem Spucken der Nobili auf das Parterre in Venedig *) die Rede?

Allianzgeschäfte kann der Zürcher-Magistrat so wenig für sich, ohne die Zünfte, abmachen, als ein Monarch von Großbritannien Auflagen für sich, ohne das Parlament, ausschreiben kann. Sonnenklar beweisen dieß die Worte des Grundvertrags in den Bürklischen Reden; und wer an diesen Worten noch drehen und deuten

*) Baretti Beschreibung der Sitten von Italien. Th. 1. S. 51.

Digitized by Google

wollte, wird durch eine Menge von Beispielen älterer Vorgänge (ich kann auf Verlangen mit deren Herrechnung dienen) völlig zum Schweigen gebracht. Der Buchstabe des Gesetzes, das Herkommen voriger Zeiten, alles ist für die Zünfte und wider den Magistrat, dessen Verfahren Herr Becker selbst am angeführten Orte gesetzwidrig nennt. Nun als Karl I. solche Dinge, wo er Widersprüche besorgte, nicht mehr vor die Behörden brachte, so entstand ein Bürgerkrieg so gerecht in seinem Anfange als scheußlich in seinem Ausgange. Und als Jakob II. ein Gleiches wagte, so wurde Wilhelm von Oranien gerufen. Und wenn ein eingeschränkter, nichts weniger als souveräner Magistrat Rechte usurpirt, die ihm nicht gehören, nie gehört haben, wenn er Grundverträge bricht, die er beschworen hat, und die Majestätsrechte des Volkes schmälert, deren Wächter er, kraft tragenden Amtes, ist; wenn er sich hartnäckiger gegen Erklärungen sträubt, wie Karl Stuart*), (der doch endlich nachgab); wenn er gegen Diejenigen, die ihre angefochtenen Rechte in gesetzmäßiger Form reklamiren oder eine **Petition of Rights** eingeben, kommissionaliter natürliche Schritte zu thun geruhet (Briefwechsel **XXXIII.** S. 177), wie nennt man dieses Verbrechen? was steht für eine Strafe darauf? und wer ist sein Richter?

Zweite Anmerkung.

„**Tu juge comme ton magistrat!**“ S. 269. Herr Becker hatte mir diese Anekdote, noch ehe sie drucken ließ, mündlich erzählt. Sie fiel mir unbeschreiblich auf; alle andern Fälle von Trotzbietung gegen Tod und Mörder, so viel ich deren aus alter und neuer Geschichte kenne, sind nur Beispiele von Standhaftigkeit vor dem Tode; hier fand ich das erste von Standhaftigkeit noch mitten im Tode. Natürlich war nun meine erste Sorge, das seltene Faktum zur Gewißheit zu bringen. Ich bat einen meiner hiesigen Schweizerfreunde, sich an der Quelle bei einem unparteiischen und der Sache kundigen Mann zu erkundigen; aber leider kam folgende Antwort:

Berne, le 21. Fevrier 1781.

Quant au Propos de Henzi, il n'en est pas un mot.

*) Hume, Geschichte von Großbritannien, Th. I., S. 174.

Digitized by Google

Car indépendamment, qu'ils sont mort tous les trois se reconnoissant très coupables et dignes du chatiment qu'on leur infligeoit: des témoins oculaires m'ont dit que quoique Henzi n'ait pas eu sa tête entièrement abattue du premier coup de glaive, le bourreau ayant pris trop haut, cela lui avoit cependant entièrement fendu la tête et l'avoit mis hors d'état par le même de proférer une parole *).

Also nicht eine elende Rolle gegen Henzi, S. 270, spielte Waser, sondern eine weit glänzendere, eine außerordentliche und für aller Welt Jahrbücher bemerkungswürdige Rolle.

Ganz Helvetien, dessen Erde doch das Blut so manches Unschuldigen und eben durch Unschuldsgefühl zu übermenschlichem Heldenmuth Entflammten, eingetrunken hat; ja, ich wage zu sagen, so viel ich mich jetzo wenigstens besinnen kann, die ganze Weltgeschichte hat kein Beispiel von größerer, kaltblütigerer, bis zum Todesstriebe ununterbrochen fortgesetzter Standhaftigkeit (verschieden von schwärmerischer Berauschung) als der im Mai 1780 von 33 Mann in Zürich geschlachtete Waser. Wie er sich mit seinen Kindern im Gefängnisse unterredete, länger und herzhafter, wie Cromwell's Märtyrer **) mit den seinigen — auch bedächtiger,

*) Aus eben diesem Brief verbessere ich hier, gelegentlich, einige andere Unrichtigkeiten, die Hr. B. hier begangen hat. Geköpft wurden damals in Bern Henzi, Vernier und der Lieutenant von der Garde, Fueter. Aber der Hauptanführer Gabriel Fueter, der zur Vierthellung verdammt war, entkam, und lebet noch — und zwar mitten in Bern. Zu Ende vorigen Jahres wirkten ihm, einem 80jährigen Greise, seine Kinder die Freiheit aus, nach Bern zurückkehren zu dürfen. Allgemeine Anmerkungen aus diesem Vorfalle über die Laune der oligarchischen Despotie, verglichen mit der monarchischen Despotie, mag der Leser, der kein Eidgenosse ist, selbst machen.

**) Sonst findet sich eine ganz auffallende Aehnlichkeit zwischen König Karl und Pfarrer Waser. Beide hatten grobe Fehler begangen; beide waren äußerst unbesonnen und wählten gewöhnlich die unschicklichsten Mittel zu ihren sowohl guten als tadelhaften Zwecken; beide erlaubten sich in der Noth, in der sie einmal waren, Kniffe, und

Digitized by Google

wie Karl Stuart; denn dieser sprach mit seinem 9jährigen Heinrich, wie Hamilkar mit seinem kleinen Hannibal. Wie er bei der ersten Ankündigung des Todesurtheiles seinen Blutrichtern, die sich vielleicht auf ein Flehen um Gnade spitzten, die passende Warnung gab! Wie er, wie Waldmann *), mit seinen Geistlichen negocirte, um noch auf dem Mordplatze laut vor Tausenden sagen zu dürfen: man ermordet mich, ich sterbe unschuldig! Wie er wenige Minuten vor seiner Abholung zum Mordplatze seine Mittagsmahlzeit in Beisein des Gefängnißwärters und seiner Geistlichen, mit gutem Appetit (anders Karl Stuart) verzehrte, wie er dabei scherzte ꝛc. Wie er beim Hingehen seine Bekannten grüßte und das Haus seines noch lebenden Vaters und das Geburtshaus seiner Frau segnete! Wie ihm vor dem Rathhause die Hände gebunden wurden und der Scharfrichter — nicht er — dabei zitterte! Wie er beim Anhören des Worts „lügenhaft" lächelte und nickte (siehe spätere Erklärung). Wie er den Mordstuhl betrachtete, daß er so niedrig wäre, und fragte, ob er auch recht sitze?

Nicht alle diese Umstände weiß vielleicht Herr B., und noch weniger das Publikum; das ist sehr natürlich! Müßt einer ein

---

giengen nicht immer gerade Wege, sondern oft Schleichwege. Der König verdiente darüber von dem Parlement eine Einschränkung seiner Macht, und der Pfarrer verdiente darüber von den Machthabenden die Landesverweisung; so würde jener ein guter König und dieser ein brauchbarer, tugendhafter Weltbürger geworden sein.

*) In Venedig wurde ein Bäcker, ganz unschuldig, gehangen; dies gab zu einer nunmehr abgeschafften Gewohnheit Anlaß, daß, ehe einem überführten Verbrecher das Urtheil gesprochen wurde, ein ausdrücklich dazu bestimmter Gerichtsdiener den Richtern zurufen mußte: Ricordatevi de povero fornaro, erinnert euch an den armen Bäcker! (Baretti Beschreibung der Sitten von Italien, I., S. 64). Durch einen Zufall, der einem halben Wunderwerke ähnlich sieht, war nicht lange vor Wasers Ermordung, Waldmanns, weiland Rothgerber und zuletzt Bürgermeister in Zürich, Geschichte herausgekommen, in Zürich bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1780 gedruckt; aber keiner von Wasers Blutrichtern muß dieses Buch gelesen, in diesen Spiegel oligarchischer Mordwuth geguckt haben.

Digitized by Google

Narr sein, der so was jetzo schon im Angesichte des Wellenbergs erzählte! da muß man entweder schweigen oder auf Wasern lästern. Ausländer, besonders Zeitungsschreiber, sind bisher entweder un- oder übel unterrichtet gewesen, und haben daher entweder gegen Wasern oder aus Menschengefühl, aber ohne Thatsätze, für Wasern gesprochen. Die nächsten Nachbarn von Zürich scheinen es für ein Stück eidgenössischer Lebensart zu halten, Jeden, den meine gnädigen Herren, Ihrer Herrn Confödirirten zu schlachten geneigen, mit einem D. Dood und La Motte zu vergleichen. Also hat das deutsche Publikum bis diesen Tag immer nur die eine Partei gehört. Doch viele von obigen Thatsätzen sind von Zürich selbst, und zwar von Geistlichen, angegeben. Was hat Herr B. für Recht, diesen ihr Zeugniß verdächtig zu machen? Feindeslob ist in den meisten Fällen unverdächtig, und bekanntlich waren die Herren Geistlichen in Zürich eben nicht Herrn Wasers Freunde.

Dritte Anmerkung.

Ueber den Aufsatz des seligen Wasers, vom Ursprung und der Beschaffenheit des Kriegsfonds in Zürich (Briefwechsel XXXI., S. 57), laufen in mehrern Druckschriften sehr viele und darunter unglaublich schiefe Urtheile herum. Den wahren Fragpunkt hat man dem guten, frommen Publikum, das sich drehen und wehen läßt von jedem Winde der Lehre, die man ihm aus allen Backen zubläset, völlig aus den Augen gerückt und sich nachher in Beschuldigungen und Entschuldigungen ausgebreitet, von denen schlechterdings keine Rede war, auch keine sein konnte. Die hieher gehörigen Akten hat das Publikum freilich bereits gelesen oder wieder vergessen; ich will sie also noch einmal verlesen.

1) Nicht die Note zu dem Aufsatze über den Kriegsfond steht unbedachtsamerweise unter den Bewegursachen von Waser's Hinrichtung oben an, S. 255, sondern der Aufsatz vom Kriegsfond selbst. Hier sind die Worte des Bluturtheils nach zwei *) mir von Zürich selbst zugekommenen sehr genauen Copei ... bekannt ...,

*) In einer dritten, mir aus einer ebenso sichern Quelle zugekommenen Abschrift steht nachher: Schriften, im Plural. Dieser Plural ist mir noch unbegreiflicher.

Digitized by Google

daß er, mit gänzlicher Beiseitsetzung aller seiner dem Vaterlande schuldigen und demselben so theuer geschwornen Pflichten, eine lügenhafte, ganz erdichtete und einig und allein zu Erweckung Unruhe und Mißvergnügens abzweckende Schrift durch den Druck öffentlich bekannt machen lassen. Wir wollen diese Stelle analisiren.

2) Nicht, daß Waser diese Schrift verfaßt, sondern daß er sie drucken lassen, wird ihm mit als ein Todesverbrechen angerechnet, denn die Schrift selbst war schon lange vorher 1) in Zürich allgemein bekannt; daß 2) Waser ihr Verfasser wäre, wußten Magistrat und alle Menschen; 3) Herr Professor Meister hatte aus dieser Schrift seinen Schülern vordozirt; der Schulrath donnerte gegen ihn, aber an den Verfasser derselben wagte er sich, meines Wissens, nicht; 4) er selbst, Herr Waser, war so unbesorgt bei der ganzen Schrift, daß er mir ja ausdrücklich freistellte, seinen Namen im Drucke darunter zu setzen. Nun, Cajus schreibt eine Schrift, läßt sie handschriftlich, ohne Scheu, in seinem Vaterlande allgemein zirkuliren; alle kennen ihn als den Verfasser, und Niemand stellt ihn nur zur Rede! Eben dieser Cajus läßt nachher diese Schrift drucken, im Auslande drucken, in einem Werke drucken, welches unter Tausenden, die eigentlich bei der darin gemachten Entdeckung interessirt wären, nicht Einer liest, und nun soll er des Todes sterben!

3) Aber die Schrift war doch lügenhaft, erdichtet, ganz erdichtet! Das steht nun freilich so mit dürren Worten da in dem Todesurtheil, das unter der Auktorität eines ganzen Blutgerichtes gesprochen, publizirt und vollzogen worden ist. Aber nach meinem besten bisherigen Wissen ist sie nicht lügenhaft, sondern wahr; sie ist nicht erdichtet, sondern authentisch; sie ist nicht ganz erdichtet, sondern ganz aus Akten gezogen. Kann der Konzipient dieses Urtheils ein einziges wesentliches Faktum darin als lügenhaft und ganz erdichtet beweisen, so gebe er dem Publikum, der Wahrheit und Gott die Ehre und beweise es! Ganz anders urtheilt von dieser Schrift selbst der ungenannte Apologist in meinem Briefwechsel XXXIX., S. 170 ff., ein würdiger Zürcher, obgleich warmer Freund des dortigen Magistrats. Indiskretion findet dieser in ihr, aber keine Lügen, keine Erdichtung; die auffallendsten That-

Digitized by Google

sachen gesteht er ein und entschuldigt oder erklärt sie. Wären sie auch wirklich lügenhaft und ganz erdichtet, warum verfolgte sie nicht die Behörde mit Feuer und Schwert, wie sie zuerst, und zwar im eigenen Lande selbst, wo allein sie hätte Schaden thun können, erschien? Bei diesem Wort „lügenhaft", als Waser es von dem Rathssubstituten im Bluturtheil aussprechen hörte, raffte sich seine Seele noch einmal auf und schien durch ein gar merkliches, widerliches Kopfnicken Befremdung zu äußern *). So lächelte Karl Stuart unwillig, so oft in seiner Anklage der Generalfiskal die Worte „Traitor, Murtherer, and publik ennemy to the Commonwealth" aussprach.

4) Aber die Schrift zweckte einig und allein ab, Unruhe und Mißvergnügen zu erwecken. Im 2ten Artikel seines Finalexamens wurde er gefragt, ob er eingestehe, daß alle diese ... Schlözern zugeschickte Briefe und Schriften viele Unwahrheiten enthalten und theils hiesige Obrigkeit und ihre Verrichtungen zu verläumden und verhaßt zu machen, theils auch Privatpersonen zu verkleinern, zum Endzweck gehabt? Waser, der sonst oft unbesonnene Waser, war hier in seiner Antwort bedächtig. Auf die Frage 1) von den vielen Unwahrheiten, antwortete er gar nichts. Den 2ten wahren Endzweck seiner Handlung (Rechte und Gerechtigkeit herzustellen, malo inquietam libertatem quam quietum servitium etc.) berührte er ebenfalls nicht. Aber 3) den ihm Schuld gegebenen Endzweck lehnte er doch klar durch seine Antwort ab; so viel Geistesgegenwart hatte noch der bereits mit den Schrecken des Todes Umfangene! — Auch hier wiederhole ich meine obige Frage: war diese Wirkung der Schrift nicht noch weit mehr damals zu befürchten, wie sie handschriftlich im Lande selbst von Hand in Hand ging? und warum verfolgte sie nicht damals die Behörde mit Feuer und Schwert?

5) Aber Waser hat doch strafbarerweise und wider seine bürgerlichen Pflichten die Zürcher-Censur vorbeigegangen und am Ende

*) Nach einer zweiten noch handschriftlichen Nachricht: Beim ersten Klagpunkt schüttelte er den Kopf, verzog den Mund und gab deutlich zu verstehen, daß ihm der Ausdruck des Urtheils nicht gefalle.

Digitized by Google

selbst den Herrn Censurpräsidenten derentwegen mit Lügen berichtet — das war der erste Fragpunkt im Finalexamen. Waser antwortete mit Ja; ich weiß aber nicht, auf welches Glied der Frage eigentlich? denn sichtbar hat sie deren zwei ganz verschiedene; und hier zu Land, vermuthlich auch in der übrigen Christenheit, gilt die Regel: jeder Inquisitionsartikel muß nur immer einen Umstand in sich fassen *). Ich denke also, Herr Waser that, wie man gewöhnlich auf fröhlichen Zunftmahlen that, wenn man in einem Odem mit mehreren Fragen bestürmt wird: weil man die erstern vergessen hat, so beantwortet man blos die letzte. Die erste hätte Herr Becker beantworten sollen: Hat Waser wirklich wider seine bürgerlichen Pflichten gehandelt, indem er die Zürcher-Censur vorbeigegangen? Hat er dadurch sogar, wie Herr B. sich S. 246 entfalten läßt, einen Meineid begangen? Hat er dadurch sogar das Leben verwirkt? Diese allgemeine Frage löset sich in folgende 5 besondere auf:

1) Wie lautet der Zürcher Bürgereid. Etwa so, wie gewöhnlich der Bürgereid in den deutschen Reichsstädten? Dieß vermuthet der Herr Verfasser der Schrift: Waser, S. 222, und dann ließe sich disputiren, ob Waser in Verbindung aller Umstände nicht noch mehr als berechtiget, ob er nicht gar verpflichtet gewesen, bei einer ungewöhnlichen Harthörigkeit der Behörde, auch ein ungewöhnliches Curmittel, wie einst Herr Lavater gegen Grebel zu gebrauchen.

2) Oder meint der Zürcher namentlich auch in seinem Bürgereid, daß er nichts ohne Censur wolle drucken lassen?

3) Oder giebt es eine absonderliche Zürcher Censurverordnung? Diese muß herbei, damit man sie mit der Bruchsaler und Salamanker Censurverordnung vergleichen könne. Also wirklich kein Zürcher darf irgend etwas, es sei politisch, ascetisch oder physiognomisch, weder in Zürich noch in der übrigen Welt, weder einzeln noch in einer Zeitung, einem Musen-Almanach oder einem

*) Meisters Principia Jur. Crim. p. 323, Claproths peinlicher Prozeß S. 101.

Digitized by Google

Briefwechsel, weder ohne noch mit seinem Namen ohne Censur drucken lassen? und

4) geht er die Censur vorbei, so wird er geköpft! Wirklich so und nicht anders muß die Zürcher Censurverordnung lauten, wenn alles obige an seinem Orte konsequent sein soll. Nun wer wird auf dieses extra rare Stück aus dem Lande der Freiheit, wo keine Monarchienluft weht, nicht extra neugierig sein? Kann Hr. B. dieses Stück schaffen, so beliebe derselbe

5) das Datum, in welchem Jahre und die Personen, von denen es zu Gesetz gemacht worden, ja nicht zu vergessen. Ist es einseitig, blos als eine Wehr und Waffe gegen muthvolle, mit kritischem Geiste beseelte Mitbürger, bei anhabenden Usurpationen gegeben, dann entstehen über dessen Verbindlichkeit neue rechtliche Fragen. Despotie und Preßzwang sind zwei Herzensschwesterchen, keine kann ohne die andere leben. Dieß lehrt die Geschichte von England unter den Stuarten, die von Dänemark nach der Revolution 1660, die vom Kirchenstaate um das Jahr 1515 (siehe die Briefe über das Mönchswesen, Thl. II.) Simson, den sonst unbändigen Simson, machte der Philister geduldig wie einen Karrengaul, wie ihm die Augen ausgestochen waren; Richtr. XVI. 21.

6) Aber die diesem Aufsatze beigefügte Note war doch beleidigend? S. 249. — Beleidigend? also auch unwahr, es wäre denn, daß ein Rathsherr ebensoviel oder noch mehr prätendirte, wie eine Majestät.

Nun worin bestund das Unwahre?

Herr Becker sowohl als der Apologist des Zürcher Magistrats in meinem Briefwechsel XXXIX. S. 171 ff. beweisen umständlich und kräftig, es sei billig, daß jeder Zürcher Kriegsdienste thue; es sei billig, daß er sich selbst Uniform halte; das Tuch in der Magistratsniederlage sei dauerhafter; alles habe da seine gesetzte Taxe. Ganze Seiten herab wird das so hindemonstrirt. Der Leser fühlt die Stärke dieser Beweise und vergißt darüber, daß von allem dem in der Note gar keine Rede sei.

Die Note sagt: Der Fond wird von jetzo ganz wider seine Bestimmung angewandt, denn der unvermögende Landmann sollte daraus zu Anschaffung seiner Kriegsbedürfnisse unterstützt werden

Digitized by Google

und jetzt empfängt Niemand etwas. Dieß ist der Hauptsatz, alles folgende sind nur Nebensätze. Nun ist der Hauptsatz wahr? Alles kommt A) auf die Bestimmung dieses Fonds, und B) auf das Faktum an, ob solcher wirklich jetzo seiner Bestimmung gemäß angewandt werde oder nicht.

A. Die Bestimmung dieses Fonds lehrt sein Stiftungsbrief oder die sogenannte Erkenntniß der geheimen und Kriegsräthe vom 19. Dezbr. 1682 (Briefwechsel XXXI. S. 57 ff.). Weil es nicht in eines jeden Vermögen und Gelegenheit ist, solche Montirung selbst machen zu lassen, also hat man für nützlich und sehr anständig angesehen, daß solche Casaques neben oberzählter Rüstung in ziemlicher Quantität in Vorrath aufbehalten und denen, so unter solche Frei- oder andere Compagnien gehören, in einem leidlichen Preis, je nach eines jeden Vermögen, zu kaufen gegeben würden. Die erforderlichen Geldmittel dazu aufzubringen, sollen die Herren das Geld, das sonst jährlich, freilich ganz unnützer Weise, verschmauset worden, hiezu anwenden; welches Geld, nach einer Mittelzahl von 92 Jahren, alljährlich 1367 fl. macht. Nun ist diese Bestimmung wahr? d. i. stehen alle die Worte so, wie sie Waser angiebt, wirklich in der Stiftungsurkunde? Unmöglich kann ein vernünftiger Mensch daran zweifeln. Denn hätte sie Waser erdichtet, so wäre es unbegreiflich, warum kein einziger seiner Feinde bis auf den heutigen Tag diese bis zum Unsinn freche Erdichtung gerüget hätte. Dies war also die Bestimmung des Fonds. Das vorhin verschmauste Geld soll zur Unterstützung des armen Landmanns, bei Anschaffung seiner Montirung, damit jeder solche in einem leidlichen Preise, je nach seinem Vermögen, bekäme, soll dazu, ja nicht zum Fortifikationswerk (s. den Schluß der Räthe und Bürger vom Jahr 1683, Briefwechsel XXXI. S. 59), noch weit weniger zu Geschenken, zu jährlichen Beneficien, zu Quartierfahnen ꝛc. (ebendas. S. 10) angewandt werden.

B. Wird jetzo dieser Fonds, seiner erstbewiesenen Bestimmung gemäß, wirklich angewandt? Waser sagte: jetzo empfängt Niemand (von dem armen Landmann, in einem leidlichen Preise, je nach eines jeden Vermögen) etwas; alle müssen zwar ihre Montirungen aus diesem Fond nehmen, aber alle für gleichen Preis, der nichts

Digitized by Google

weniger als (je nach eines jeden Vermögen) leidlich ist, weil der Fond bei diesem Handel sogar noch große Kapitalien gewinnt. Noch hat diese Thatsachen bisher Niemand geläugnet. Folglich (S. 256 des Becker'schen Briefes) wird der Kriegsfond schlecht (d. i. zweckwidrig) verwaltet, und man treibt ein für das Landvolk nachtheiliges Monopol damit. Widerlege das, wer es widerlegen kann.

6) Durch die Stiftung des Kriegsfonds 1682 hat der Landmann einmal eine Wohlthat, ein Recht erhalten. 1) War der Zürcher Magistrat befugt, dieses Recht in der Folge ohne Ursache wieder aufzuheben? Hier antworte ein Kenner des Zürcher Staatsrechts. Oder 2) wenn bereits vor Jahren der Magistrat seine Unterthanen ihrer Gerechtsame zu berauben für gut befunden, ist der gegenwärtige Magistrat wenigstens nicht verpflichtet, dem Magistrat seine Rechte, die er zu verwalten übernommen, treulich — sei's auch auf Kosten der übrigen Bürger — zu erhalten? Herr Becker scheint S. 258 so zu urtheilen: ich aber danke Gott, daß ich in einem Staate lebe, wo keine Unterdrückung das Recht der Verjährung genießt.

7) Ein ehemaliger Rathsherr in Zürich bestahl die Kriegskassa um eine ansehnliche Summe und wurde hernach aus dem Lande verwiesen (S. 258). — Wie hieß der Herr? wie ansehnlich war die Summe, die er stahl? und nur des Landes wurde er verwiesen. Hr. B. verbände sich unzählige Leser, wenn er den ganzen Verlauf näher erzählen wollte. Es fällt so auf: ein Rathsherr, der den Kriegsfond bestiehlt, wird relegirt; ein Bürger, der gegen den Kriegsfond schreibt, wird enthauptet! Ein umständlicher Bericht hievon würde auf einmal, besonders dem deutschen Publikum, zwei Grillen aus dem Kopfe bringen, von denen man bei dem Waserischen Prozesse so manche grausame Anwendung gemacht; einmal, daß in Helvetien mehr Tugend wie anderswo wäre; und zweitens, daß es die Natur der oligarchischen Regierung mit sich bringe, alle Verbrechen strenger zu bestrafen. Umgekehrt, in keiner Regierungsform der Welt kann man ungestrafter sündigen, wie in der oligarchischen! Wirklich das bringt ihr Wesen so mit sich. Aber freilich nicht alle Sünder und alle

Digitized by Google

Sünden haben gleiche Privilegien. Worin die Ausnahmen bestehen, weiß Jeder aus der Staatskunde von Venedig, Algier, Tunis, Tripoli, von dem alten preußischen Ordens- und allen andern oligarchischen Staaten, und lehren namentlich in Zürich Frischhans, Waldmann, Waser.

Digitized by Google

Geschichte

der

Schlafwandlerin von W.... im Kanton Z.

Ein Beitrag zur Entlarvung der Pietisten und Jesuiten.

„Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!"
Schiller, Kraniche des Ibykus.

Vorwort.

Vorliegende Somnambülgeschichte gehört nicht zu den gewöhnlichen; sie schien mir daher einer öffentlichen Bekanntmachung werth. Das Spiel der menschlichen Leidenschaften wird darin sichtbar, und der Leser kann sich aus dieser Erzählung von der Wahrheit des Satzes überzeugen, daß kein Geschöpf raffinirter als der Mensch ist, wenn es darauf ankommt, das Gelüste desselben zu befriedigen. Wie sehr sich ächte Frömmigkeit von niedriger Heuchelei unterscheide, und wie zu allen Zeiten Wunder und ihnen ähnliche Dinge zu Betrügereien dienen mußten, wird aus diesen Blättern kund; so daß meine Mittheilungen manchem Leichtgläubigen den Staar zu stechen, geeignet sein dürften.

Die Wahrheit dessen, was hier erzählt wird, kann ich verbürgen. Ich war theils selbst Augenzeuge der angeführten Vorfälle, und das, was ich nicht selbst hörte oder sah, nahm ich aus dem Munde glaubwürdiger Personen und nach sorgfältiger Erkundigung in meine Darstellung auf. Wem die berichteten Thatsachen dessen ungeachtet unglaublich dünken, der kennt das menschliche Herz nicht. Ich hätte noch mehrere Einzelnheiten anführen und an vielen Stellen mit grellern Farben malen können, hätte ich nicht die Ehre

Digitized by Google

einiger Personen, die an der Handlung Theil nahmen, schonen wollen und befürchten müssen, die Geduld meiner Leser zu ermüden. Wenn sich in erster Beziehung dennoch Einige getroffen fühlen, so bedauere ich es; versichere sie aber, daß ich nicht Schuld daran bin. Die Wahrheit wird ewig ihren Stachel haben; das Leben ist ernst und ohne Offenheit war Belehrung nicht zu erzielen möglich. Wer alles, was auffällt oder Andern Verdruß erregt, vermeiden will, wird an der guten Sache zum Verräther.

Ich hoffe, das lesende Publikum werde auch die Bescheidenheit, mit der ich den Charakter der handelnden Personen beurtheile, nicht verkennen; ich kann wenigstens versichern, daß ich Splitterrichter in moralischen Dingen eben so sehr verabscheue, als Glaubenswuth in religiösen.

Mögen diese Blätter beifällige Aufnahme finden, beiläufig im Sinne jenes alten Dichters, welcher schrieb: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!

Im Brachmonat 1846. Der Verfasser.

Einleitung.

K . . . H . . ., gebürtig aus H . . . . im Kanton Z . . . ., war als Kind in der Schule ihres Geburtsortes träge und machte, nach dem Zeugniß des Lehrers, keine Fortschritte; so daß sie sehr unwissend blieb und nicht einmal ordentlich schreiben konnte. Als sie aus der Schule entlassen war, bestimmte sie ihr Vater, der nebst ihr noch viele andere Kinder zu erhalten hatte, und in unbescholtenem Rufe stand, zur Arbeit in einer Fabrik. Die Noth drängte ihn zu diesem Schritte. Daß an solchen Orten die Sitten junger Leute nicht immer veredelt werden, ist eine zur Genüge bekannte Thatsache. Da aber die Fabrikarbeit die Gesundheit der Tochter, wie sie behauptete, angriff, verlegte sie sich späterhin auf einen andern Beruf: sie wurde Schlafwandlerin à la Weilheimerin *).

*) In Betreff dieser Prophetin verweise ich den Leser einmal für immer auf das Buch: Reisen in den Mond, in mehrere Sterne ꝛc.

Digitized by Google

Zuerst trat sie in ihrem Geburtsorte auf und erfreute sich eine Zeit lang eines ziemlich guten Erfolges. Als es aber dort am Ende nicht mehr gehen wollte (nach dem Sprüchlein: Kein Prophet ist zu Hause gerne gesehen), wanderte sie nach W..... zu J.. B..., einem Oheim, der sie aus Mitleid, das er wegen ihrer Kränklichkeit fühlte, freundlich bei sich aufnahm und bestens verpflegte. In seinem Hause spielte sie die Rolle der Prophetin sogleich wieder und spielte sie beinahe ein Jahr lang. Es ist begreiflich, daß sie bei der Aufführung ihres Drama's noch einiger anderer Personen bedurfte, welche ihr Hülfe leisten mußten. Da dasselbe nicht sehr geheim gespielt wurde (und ich mit der Heldin des Stückes zufälligerweise unter einem Dache wohnte), so konnte ich ihre Thaten genau beobachten, die ich dann in der folgenden Darstellung dem geneigten Leser als getreuer Geschichtschreiber zu schildern gedenke.

Erste Abtheilung.

Somnambüllcenen.

1. Die Pflegetochter.

K.... H.... kam höchst dürftig in das Haus ihres Oheims B.... in W.....; sie ermangelte sogar der nöthigen Kleidung. Ihre Tante gab ihr auf der Stelle einen Theil von ihren eigenen Kleidern, um sie gegen das Ungemach des Winters zu schützen. Sie wurde anständig gekleidet. Sie erhielt überdieß am Tische der Frau nicht nur gute Kost, sondern auch den Ehrenplatz neben dem Oheim, dessen Frau untenan zu sitzen kam. Der 36jährige Oheim nahm die 21jährige Nichte völlig zum Kinde an; er nannte sie — Tochter, sie ihn — Vater. Nicht selten stand sie erst um 9 Uhr auf; öfters als einmal gieng sie schon um 3 Uhr Nachmittags zu Bette. Dagegen wurde dann zu Nacht bis um 11 Uhr, öfters um Mitternacht, aus Arndts Schriften, aus dem Buche von der Weilheimerin, so wie aus verschiedenen andern mystischen Büchern vorgelesen. An eine nützliche Arbeit dachte sie nicht; ganze Tage, ganze Wochen verstrichen ihr im Müssiggang. Ein

Digitized by Google

anderer Oheim wollte sie in seinem Hause auf eine anständige Weise beschäftigen, allein sie schlug sein Anerbieten aus, weil er Gastwirth war und der Führer *), wie sie sagte, ihr nicht erlaubte, in einem Gasthause zu dienen. Ruhig konnte sie so ihre Taufe Wein leeren, den ihr Nährvater, um ihre Krämpfe zu stillen, wie sie behauptete, ihr gespendet hatte. So oft die vorgeblichen Anfälle eines Krampfes vorüber waren, ließ sie sich die Gabe trefflich munden, so daß selbst der Arzt, welcher sie behandelte, über die schnelle Erholung seiner jungen Kranken lächeln mußte.

2. Ein Zug von Grausamkeit.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in den Charakter der Tartüffe, Heuchler und Pietisten auch häufig ein Zug von Grausamkeit gemischt ist. Einen solchen konnte man auch bei unserer Seherin beobachten. Zum Belege der Behauptung nur ein Beispiel! In Abwesenheit ihrer Muhme schloß das Mädchen einst den fünfjährigen Sohn derselben in einen finstern, feuchten Keller ein, wo das Kind den ganzen Tag lang zur Strafe bleiben sollte. Was für ein wichtiges Vergehen hatte denn der Knabe verschuldet? Er hatte von einem Baume seines Vaters ein Aestchen gebrochen!! — Zufällig geschah es, daß eine Frau, welche in dem nämlichen Hause wohnte, in den Keller kam und den kleinen Gefangenen fand. Hier stand er hinter einem langen Laden, den die Grausame gezogen hatte und den er nicht überschreiten sollte, traurig und hungernd. Sie befreite ihn trotz des Widerstandes der Peinigerin aus seinem unterirdischen Kerker.

3. Der Ball.

Oeffentlich trat die Prophetin zuerst 1838 am Berchtoldstage auf, indem sie in einem Gasthause zu W... mit ihrem Nährvater

*) Der Führer war, wie sie vorgab, ein überirdisches Wesen, ein Jüngling, welcher ihr während ihres somnambülen Zustandes auf den Reisen, die sie in den Gestirnen machte, als Wegweiser und Dollmetscher dienen mußte. Mehreres hierüber siehe in der Geschichte der Weilheimerin.

Digitized by Google

tanzte. Komisch genug war der Anzug der neuen Debora. In einem Nachtkorsett, mit einer langen Schlafhaube auf dem Kopfe, so erschien sie in den Reihen der Tanzenden, geführt von dem zärtlichen, liebeathmenden Oheim. Einige der Anwesenden erstaunten, Andere lachten laut über den seltsamen Aufzug der Prophetin, allein dieß Alles ließ sich das fromme Paar wenig zu Herzen gehen. Er küßte sie vor allen Anwesenden, unter denen sich auch seine Frau und sein Sohn befand. Allein darf denn der Vater seine Tochter nicht küssen? Dennoch wollte die arge Welt der Jungfrau übel nehmen, daß sie, die Reine, einen Ball gemeiner Menschen besuchte; allein die Tante gab den unbefugten Splitterrichtern, die ihr darüber ihre Verwunderung zu erkennen gaben, den treffenden Bescheid, daß das Mädchen nicht aus eigener Macht und Willkür gekommen sei, sondern sie habe zuerst den Führer gefragt, ob sie auf den Sünderball gehen dürfe, und dieser habe ihr dazu Vollmacht und Erlaubniß gegeben.

4. Der Besuch. Die Krämpfe.

Bei einem Besuche, welchen der Oheim einem Nachbar machte, fiel die Rede auch auf seine Nichte. „Ich kann", klagte er, „nichts arbeiten; ich habe mein Kreuz mit dem Maidli." „Wo fehlt es ihr denn"? fragte der Nachbar. „Pah", war die Antwort, „sie hat immer Krämpfe." Wir werden später Gelegenheit haben, die Natur dieser Krämpfe genauer kennen zu lernen.

Auch die Tante erzählte der nämlichen Frau, welche ihren Sohn aus dem Keller befreit hatte (s. Nro. 2), von den Leiden der Nichte. Bei dieser Gelegenheit fand zwischen Beiden folgendes Gespräch statt:

Die Frau: Woran leidet denn das Mädchen?

Tante: O, das ist eine eigene Krankheit! Sie leidet an Krämpfen.

Frau: An was für Krämpfen?

Tante: Ja, diese sind ganz besonderer Art; kein Arzt kann etwas mit Arzneien dagegen wirken; die Nichte kann, wenn sie davon befallen ist, nicht einmal aufstehen.

Frau: Nähme man nur eine Ruthe, oder hätte das Mädchen

Digitized by Google

kleine Kinder zu besorgen, was gilt es, sie würde schnell auf die Beine kommen.

Solche Reden waren dann freilich nicht geeignet, diese Frau bei Tante und Nichte in große Gunst zu setzen.

5. Der Arzt.

Das Drama zwischen Oheim und Nichte wurde indessen fortgesetzt. In den ersten Monaten wurde häufig der Arzt gerufen; die Tante mußte dann der Bote sein, der ihn zur Kranken holte. Man schickte die Gute oft in tiefer Nacht zu ihm. Hier darf der Umstand nicht unbemerkt bleiben, daß Oheim und Nichte in einer und derselben Kammer schliefen; ihre Betten standen nur durch einen schmalen Gang von einander getrennt. Während die Tante den Arzt holte, mußte der Oheim die Kranke nach ihrem Verlangen am Halse würgen, um ihr durch dieses Mittel bis zur Ankunft des Arztes einige Erleichterung zu verschaffen. Endlich erschien der Arzt. Sie verlangte keine Arzneimittel, sondern bat nur, daß er über sie die drei höchsten Namen aussprechen möchte. Doch ist noch zu bemerken, daß sie sich während des Verlaufes dieser Geschichte häufig zur Ader ließ.

6. Oheim und Nichte.

Beobachten wir nun Oheim und Nichte noch etwas genauer! Ein Nachbar befand sich auf seiner Kammer und arbeitete; nebenan lag die kranke Seherin. Bald merkte er, daß außer ihr noch Jemand in ihrer Kammer sei: es war der Oheim! Die Leutchen wurden ganz munter und fröhlich, scherzten und kosten leise neben ihm. Die schmale Bretterwand war ihr Verräther. Eine gefährliche Krankheit! sprach der Nachbar zu sich selbst.

Am Ostersonntag 1838 standen Oheim und Nichte im Bogen seines Fensters. Die Tante war verreist. Es wurde Abend und der Oheim sprach: „Es ist uns kalt;“ sie erwiederte: „Wärmen Sie sich dort am Ofen!“ „Nein,“ sagte der Oheim, „sondern K.... wird den Knaben auskleiden und zu Bette bringen, dann gehen wir auch schlafen.“ Und sie gingen!

Ein Unbekannter schied vom Oheim. Unter der Thüre stand

Digitized by Google

die Nichte; darauf entspann sich folgendes kurze Gespräch unter den Dreien:

Unbekannter (zur Nichte): Behüt Euch Gott, Frau B...!

Oheim: Sie ist nicht meine Frau, sondern nur meine Nichte; die Frau ist viel älter als das Mädchen.

Unbekannter: Nun, nun, nichts für ungut!

Oheim: Eigentlich wäre sie wohl groß genug, um die Frau sein zu können.

Nichte: Ach, b'hüet es!

Der Oheim pflanzte im Garten Sellerі, die Nichte kam herbei, umarmte und küßte ihn zärtlich. Nachbarn, die an den Fenstern standen, sahen dem Auftritte zu. Da stieß er das Mädchen mit dem Ellbogen an und sprach: „Siehst du denn nicht?“ Einer der Nachbarn sprach zu seiner Frau: „Sieh' doch, das Mensch, kann sie nicht einmal warten, bis es Abend wird!“ Der Oheim hörte diese Worte und — schwieg.

7. Die Laute.

Frau B..., die Muhme der Seherin, war bei solchen Auftritten allein blind. Sie sah ihren Mann mit dem Mädchen kosen und — schwieg dazu; sie ließ die Nichte müßig ihre Zeit vertändeln; sie verreiste öfter und blieb Tage oder Wochen lang aus; in dieser Zeit waren dann Oheim und Nichte sich allein überlassen; sie duldete in ihrer Schlafkammer das Bett der Letztern. Alle Warnungen, alle Gerüchte, die ihr zu Ohren kamen, mißachtete sie; ja, sie erklärte denjenigen, der ihr die Unschuld des Mädchens verdächtig machen wollte, für ihren persönlichen Feind und für einen argen Verleumder.

8. Die Nachtwandlerin.

Die Seherin spielte ihre Rolle getreu nach dem Drama der Nachtwandlerin von Wellheim. Sie hatte sich in dieselbe meisterhaft hineinstudirt; sie kopirte ganze Stellen aus denselben; anderes ahmte sie nur nach; die letztern trugen nach der Versicherung eines Sachverständigen, der sie zu Gesichte bekam, ganz das Gepräge der Fehlerhaftigkeit im Ausdruck und in der Rechtschreibung

Digitized by Google

Sie brachte bei ihrem Geschreibsel viele Stunden zu und ihre Tante leistete ihr dabei Gesellschaft; in ihren vorgeblichen Träumen deklamirte sie aus den Betrachtungen der Weilheimerin beliebige Stücke; sie wandelte wie diese mit halbgeöffneten Augen, und behauptete, ein Führer sei auf ihren überirdischen Wanderungen ihr Begleiter; sie gab ihren verstorbenen Bruder für diesen Führer aus. Ihr andächtiges Publikum unterhielt sie mit Gesichten und Offenbarungen aus höhern Welten u. s. f. So viel im Allgemeinen! Es sollen nun einige besondere Scenen dieser Art dargestellt werden.

Jemand fragte sie, was denn wohl ihr beständiges Augenblinzen während ihrer vorgeblichen Schlafperiode zu bedeuten habe? Sie antwortete: dieß rührt von dem ungewöhnlichen Glanze der Gestirne und der darauf befindlichen Häuser, Berge und Bewohner her, die ich auf meinen Reisen erblicke.

Ein Vater kam zu ihr und fragte sie um ein Heilmittel für seinen kranken Sohn. Sie ertheilte ihm den Bescheid, sie wolle zuvor den Führer zu Rathe ziehen. Den folgenden Tag erklärte sie ihm, er müsse, wenn er wünsche, daß sein Kind genese, ohne Unterlaß Tag und Nacht beten.

Ueber das verstorbene Kind einer Nachbarin befragt, antwortete die Seherin, dasselbe befinde sich im Monde, trage ein weißes Kleid, habe blonde Locken und könne bereits — lesen.

Einmal prophezeite sie, nach 4 Tagen werde sie von Sinnen kommen. Als der vierte Tag anbrach, gebärdete sie sich wirklich wie eine Wahnsinnige. Sie trieb ihr Possenspiel selbst in Gegenwart des Arztes, so daß dieser ihre Kammer mit Unwillen verließ und, als sie ihm mit halboffenen Augen nachtappte, austief: „Verstellen Sie sich doch nicht so sehr! alles, was sie thun, ist doch nur Schein.“ Mit diesen Worten schied er von ihr.

Eben derselbe nahm sich vor, die Seherkraft der Prophetin auf die Probe zu stellen. Da sie behauptete, daß sie wisse, was abwesende Personen reden und thun, sprach er eines Tages zu ihr: „Wenn es sich wirklich so verhält, wie Sie versichern, so sagen Sie mir doch gefälligst, was im Gasthause zu E...., wo ich heute Geschäfte hatte, in meiner Anwesenheit über Sie gespro-

Digitized by Google

chen worden ist?" Das Mädchen antwortete: „Ich muß zuerst deßwegen meinen Führer befragen." Als der Arzt bei dem nächsten Besuche, den er ihr abstattete, sie fragte, ob sie schon mit ihrem Führer Rücksprache genommen, ging sie richtig in die Falle. „Was in E...," sagte sie, „wo Sie neulich im Gasthause waren, über mich ist geredt worden, kann ich Ihnen zwar nicht Wort für Wort wiederholen; allein der Inhalt des Gesprächs betraf meine Person, welche man verunglimpfte; dieß sei Ihnen genug! Die Lügnerin war ertappt: der Arzt war an jenem Tage gar nicht in E.... gewesen.

Nachbar M. wollte den Zustand der Hellseherin während ihren Schlummerstunden auch einmal beobachten, um sich daran, wie er sich ausdrückte, zu erbauen. Da ihn sein Beruf hinderte, zur Zeit, da ihr Schlaf stattfand, zu erscheinen, bat er sie, ihm, wenn es von ihr abhinge, eine andere Stunde zu bestimmen. „Nun, und wann könnten Sie dann kommen?" fragte sie ihn. „Um 7½ Uhr Abends." „Ich werde den Führer fragen, ob es zu dieser Stunde möglich sei." — Der Führer genehmigte wirklich die vorgeschlagene Stunde und die gefällige Hellseherin verfiel um die bezeichnete Zeit in Schlummer.

Auch nach Z.... hatte sich der Ruf derselben verbreitet; sie erhielt öfters Besuche. Zwei fromme Jünglinge waren einst ebenfalls Zeugen ihres Schlummers. Nach demselben wurden sie vom Oheim bewirthet. Das Mädchen sprang selbst um Wein fort. Einer der Gäste — ein hübscher, junger Mann — ging ihr nach und bat sie um die Erlaubniß, da es Nacht und der Weg unsicher war, sie begleiten zu dürfen. Die Bitte eines solchen Führers konnte sie wohl nicht abschlagen; er ging also mit ihr, und in seiner frommen Entzückung vergaß er sich so weit, sie zu umarmen und zu küssen. Sie wand sich züchtig aus seinen Armen und flüsterte: „Ach, lassen Sie mich, es ist Ihnen doch nicht Ernst!" In diesem Augenblick rief den nächtlichen Führer dessen Kamerad zurück.

Frau M... hatte so eben auch einer Schlummerscene beigewohnt. Mit Erstaunen und Verwunderung rief sie: Dieß war etwas Schönes! Wer doch auch öfter bei solchen Dingen zugegen

Digitized by Google

sein dürfte!" „Kommen Sie, so oft Sie wollen," erwiederte das Mädchen, „im Winter werde ich noch öfterer in magnetischen Schlummer fallen als jetzt; dann sollen Sie erst Wunder sehen!"

Noch manche ähnliche Auftritte könnten angeführt werden; es sei aber an diesen genug; sie zeichnen die Beschaffenheit des somnambülen Zustandes der Seherin bereits hinlänglich. Nur soll hier noch ihre Angabe von der Entstehung desselben Platz finden. Ein gewisser Arzt in R.... habe ihr, sagte sie, ein Mittel gegeben, welches ihr das Schlafwandeln verursachte; er habe sie aber hierüber mit den Worten beruhigt, daß es besser sei, eine Schlafwandlerin zu sein, als an den fallenden Wehen zu leiden.

9 Seltsamer Zuruf.

B.... war auch in Z.... hie und da in's Gerede gekommen, so daß ein Bekannter, der ihn dort zufälliger Weise antraf, ihm zurief: „Kamerad, geh' nach Hause zu deiner H..., es ist bald 7½ Uhr!" B.... schäumte vor Wuth, als er nach Hause kam. „Daran sind Sie schuld," donnerte er dem Nachbar M.... zu, welcher sich eben bei der Seherin befand, um Zeuge ihres Schlafes zu sein. Da M.... in Z.... täglich Verkehr hatte und Verstand genug besaß, um das zwischen Oheim und Nichte obwaltende Verhältniß zu durchschauen, so war der Verdacht des Erstern nicht ganz grundlos. Es entspann sich sofort zwischen den beiden Männern und der Seherin folgendes Gespräch:

B....: Solche Beschimpfungen muß ich erdulden, und daran sind Sie schuld, Herr Nachbar!

Nachbar: Ich? wie so?

B....: Sie haben meinen Bekannten in Z.... Alles erzählt. Sie untergraben meinen guten Ruf. Sie machen in meinem Hause den Spion. Gehen Sie nur! K.... wird heute nicht in Schlummer kommen! Tochter! du wirst nicht schlafen, du wirst diesem Manne gar nicht mehr schlafen! Gehen Sie und kommen Sie nicht mehr über meine Schwelle!

Nachbar: Mein Herr! Sie thun mir sehr Unrecht; ich habe nichts Böses von Ihnen geredet und komme auch in keiner schlimmen Absicht hieher. Allein, es ist doch sicher merkwürdig, wenn

Digitized by Google

eine Person versichert, sie werde an diesem oder jenem Tage sterben *), sie könne in die Sterne reisen, zukünftige Dinge voraus sagen u. dgl. mehr, so daß Sie mir meine Neugierde nicht übel nehmen können. Wenn Sie aber dem Mädchen das Schlafwandeln verbieten können, so machen Sie — nehmen Sie mir es nicht übel — selbst ihr den Schlaf, und Alles ist Erdichtung.

Richte: Nein, nein, Herr Nachbar! was der Vater so eben gesagt hat, das gilt nicht; kommen Sie immerhin, so bald ich wieder einen magnetischen Schlaf haben werde.

10. Fortweisung aus der Gemeinde W.... und Wiederkehr **).

Die Seherin hatte unterdessen sobald keinen solchen Schlaf mehr und die Ursache davon war folgende: Schon lange liefen in der Gemeinde W.... über die Somnambüle die sonderbarsten Gerüchte um, welche auch dem Gemeinderath zu Ohren kamen. Als endlich H.... A...., Bruder des Nachbars A...., wegen gefahrdrohender Umtriebe der Hellseherin bei dem Gemeinderathe Klage erhob, nahm sich dieser der Sache ernstlich an. Man hatte den Oheim des Mädchens schon zu wiederholten Malen aufgefordert, ihre Ausweisschriften vorzulegen; er gehorchte nicht, denn sie hatte nichts als einen Taufschein bei sich. Der Präsident des Gemeindrathes verfügte daher deren Wegweisung aus der Gemeinde, welche sie binnen zweimal 24 Stunden verlassen sollte, und stellte ihren Oheim zur Rede, warum er der Widerspenstigen dennoch länger bei sich den Aufenthalt gestatte und die ihm obgelegene Pflicht nicht erfüllt habe? Dieser führte an, daß seine Nichte wegen fortdauernder Unpäßlichkeit ihren Aufenthalt bei ihm verlängern mußte und gestand seine Schuld, insofern er die erhaltene Weisung des Präsidiums nicht befolgt habe. Nun faßte der Gemeindrath, der sich schon lange überzeugt hatte, daß es mit der

*) Die Prophetin hatte nämlich damals vorausgesagt, sie werde am neunten Tage sterben; allein die Weissagung blieb unerfüllt.

**) Die Erzählung von der Fortweisung der Hellseherin ist nach einem Aktenstücke des Gemeindeprotokolls von W.... bearbeitet.

Digitized by Google

vorgeschützten Krankheit der Hellseherin nicht viel auf sich habe und es anstößig fand, daß eine Person ihres Alters ohne eine bestimmte Beschäftigung leben sollte, den 7. Juni folgenden Beschluß:

1) Sei B..... für seinen Ungehorsam strafbar, und demnach in eine Buße von 2 Franken nebst 2 Batzen Citationsgebühr verfällt.
2) Soll der Beschluß, betreffend die Wegweisung der K.... H...., in Kraft bleiben, jedoch sei ihr der Aufenthalt in der Gemeinde, aus Rücksicht auf ihre Krankheitsumstände, bis zum Ende der Woche in der Meinung gestattet, daß B.... nach Verfluß der anberaumten Zeit besorgt sein soll, daß diese das Territorium von W.... räume, widrigenfalls er sofort dem Gerichte überwiesen werden sollte und dann die daraus entstehenden Folgen an sich selbst zu tragen hätte.

Dieser Beschluß der Gemeindsbehörde verfehlte seine Wirkung auf die Hellseherin nicht; sie verschwand sogleich aus dem Hause ihres Oheims. Einige Tage hielt sie sich noch bei einer Freundin verborgen, welche, gleich ihr, die Heilige spielte; dann ging sie in ihren Geburtsort zurück. Hier, in dem Hause ihres ohnehin dürftigen Vaters, verweilte sie aber nicht lange, sondern verließ dasselbe schon nach 8 Tagen und kam mit den geforderten Ausweisschriften, welche ihr Oheim und dessen Nachbar A.... durch ihre persönliche Fürbitte bei dem Ortspfarrer sollen ausgewirkt haben, wieder nach W..... zurück. Hier hinterlegte sie die Schriften bei dem Präsidenten der Gemeinde, und meinte nun geborgen zu sein; sie setzte ihr Spiel munter fort, ja sie trieb es je länger, je dreister.

Um diese Zeit ersuchte ihr Oheim den Arzt, der sie bis dahin behandelt hatte, um ein Zeugniß für das Mädchen, in welchem er erklären sollte, daß sie wegen anhaltender Kränklichkeit unfähig zur Arbeit sei. Da aber dem Arzte seine Gewissenhaftigkeit verbot, eine Lüge zu bezeugen, so verweigerte er die verlangte Schrift.

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Sterbeſcenen.

1. Die Pfingſten.

Es war um Pfingſten, als Frau B.... einmal in die Wohnung des Nachbars K.... gelaufen kam und plötzlich rief: „Um Gottes willen! laſſen Sie doch Ihre Kinder jetzt nicht lärmen! K.... ſtirbt!“ K.... ſtarb aber nicht, ſondern ſprang drei Tage nach dieſem Auftritte wieder munter die Stiege hinauf, um ſich auf dem Balkon des Hauſes zu ſonnen. Nachbar K.... äußerte damals im Scherze gegen den Oheim des Mädchens, ihre Krankheit ſcheine ihm nur die — Männerſucht zu ſein; ſie ſollte heirathen, dann werde ſie wohl geneſen. Zur Seherin ſelbſt ſprach er: „Sie haben ſich alſo, wie ich merke, eines Beſſern beſonnen: anſtatt jetzt ſchon aufzufahren, wollen Sie noch länger unter uns ſündigen Menſchen verweilen; nun, daran thun Sie gut!“

2. Der ſechsundzwanzigſte Auguſt.

Die zweite und merkwürdigſte Sterbeſcene ging den 26. Auguſt vor ſich. Die Seherin hatte ſich ſchon lange vorher verlauten laſſen, der Führer habe ihr verdeutet, ſie dürfe nur noch ein Jahr lang leben; im Monat Auguſt des Jahres 1838 müſſe ſie ſterben. Um den Sterbeakt deſto feierlicher zu machen, hatte ſie ſich für dieſen Fall eine eigene Abwärterin beſtellt und ſich ein Sterbekleid von weißer Farbe (ſammt einer ſchwarzbebänderten Haube) machen laſſen. Als der Todestag näher und näher heranrückte, nahm ſie, einer Sterbenden gleich, von Freunden und Bekannten feierlich Abſchied. Die oben erwähnte Abwärterin erſchien ſchon 14 Tage vor dem feſtgeſetzten Todestage und wurde auf Unkoſten des Oheims gepflegt; ſie war eine Freundin der Hellſeherin. Auch das Sterbekleid bezahlte Jener. Auch alles Uebrige wurde für den 26. Auguſt gerüſtet. Der merkwürdige Tag erſchien; er verging, ohne daß etwas Beſonderes an demſelben vorfiel. So kam der Abend heran, da trank die Seherin, wie ſonſt, wohlgemuth ihren Kaffee und ging darauf zu Bette. Als aber die Stunde der Mitternacht ſchlug, erhob ſie ſich plötzlich aus dem Bette, welches neben dem-

Digitized by Google

jenigen des Oheims und der Tante stand, verließ dasselbe, wandelte bei Lampenschein mit halbgeschlossenen Augen zum Kleiderschrank, holte das Todtenkleid heraus, zog es stillschweigend an und sank wieder auf das Sterbelager. Die Tante, welche dieß Alles mit ansah, erstarrte vor Schrecken und Entsetzen. Der Oheim verläßt eilig sein Haus, läuft zu allen Nachbarn und schreit sie aus ihrem tiefen Schlafe auf. Einer derselben meinte, es sei in dem Hause des B.... Feuer ausgebrochen und fuhr erschrocken in die Kleider. Auch Nachbar K.... wurde durch einige dröhnende Stöße aufgepocht, indem der Oheim rief: „Wenn Sie K.... nochmals sehen wollen, so kommen Sie schnell herab; so eben stirbt sie.“ Wir lassen nun K.... selbst weiter erzählen, indem wir den Inhalt eines Briefes, den er über diesen Vorfall an einen Freund geschrieben, hier wörtlich mittheilen.

„Die Nachricht des Oheims,“ heißt es darin, „setzte mich in „in der That in kein geringes Erstaunen; denn wie weit ich auch „von dem Glauben entfernt war, daß die Prophetin in dieser „Stunde sterben würde, so durchschaute ich doch nicht den Plan „derselben und konnte nicht begreifen, was für eine Absicht sie „haben könne, um eine so erschütternde Scene zu so ungewöhnlicher Stunde und auf eine so unerhörte Weise zu spielen. Noch „unbegreiflicher war mir (und ist mir noch in diesem Augenblicke, „da ich Dir diese Geschichte schreibe), warum man mich an das „Bett der Hellseherin rief. Indessen wird aus dem Verlauf der „Geschichte klar, daß dieß ohne Vorwissen und gegen den Willen „der Gauklerin geschehen war; vielleicht bereute auch B...., mich „in das Innere des Heiligthums gerufen zu haben. Ich war „einige Augenblicke unentschlossen, ob ich gehen oder bleiben sollte; „dann aber trieb mich theils Neugierde, theils Unruhe über die „wahre Ursache der nächtlichen Störung von meinem Lager: ich „kleidete mich schnell an und ging in die Wohnung des B.... „Hier fand ich mehrere Nachbarn bereits versammelt; das Mädchen „lag unbeweglich, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihrem Bette. „Das blendend weiße Gewand derselben, die matt brennenden „Lichter in der engen Kammer, die stummen Gesichter der Anwesenden, die um ihr Lager herumstanden, machten (ich gestehe es

Digitized by Google

„Dir) auch auf mich einen tiefen Eindruck. Schon war ich über „eine Viertelstunde bei der Seherin und noch war keine Sylbe „über ihre Lippen gekommen, nur ihre Augen bewegten sich gich„terisch in ihren Höhlen. Nachbar A.... und seine Frau standen „mir zunächst; diese war in andächtiges Staunen versunken, jener „faltete mit Heuchlermiene seine Hände. Am tiefsten erschüttert „war die Tante; regungslos stand sie am Bette der Nichte, ein „Strom von Thränen badete ihr Antlitz; neben ihr sah ihr Sohn, „ein sechsjähriger Knabe, verblüfft auf die Dinge, die um ihn „her geschahen. Sein Vater schwieg ebenfalls und stieß nur von „Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus. Du hättest, wenn Du Zeuge „dieses Auftrittes gewesen wärest, darauf geschworen, daß Du Dich „am Lager einer Sterbenden befändest.

„Ich näherte mich endlich dem Mädchen, nachdem ich, um „ihre Züge desto genauer beobachten zu können, mein Auge be„waffnet hatte. Sie waren etwas verzerrt. Ich faßte die Hand „derselben und fühlte ihr den Puls. Dieser schlug ruhig, gleich„förmig, ohne Stockung und Unterbrechung; nur matt und lang„sam. Ich äußerte hierauf, daß ich nicht glauben könne, K.... „werde so bald sterben; in dieser Nacht wenigstens sei ihr Tod „nicht zu befürchten. Die Eingeweihten stellten sich aber unglau„big; kopfschüttelnd betheuerten sie, K.... müsse und werde als„bald sterben, denn so habe es ihr der Führer längst vorher „verkündet. „„Wohlan,“ versetzte ich, gegen B.... gewendet, „wenn Sie denn ihres nahen Todes so gewiß sind, so lassen „Sie mindestens den Arzt zu der Sterbenden rufen. Diese „Person ist — Ihre Tochter und, wie Sie glauben, im Sterben „begriffen. Ich weiß, daß Sie ihr schon lange die Hülfe des „Arztes nicht mehr haben zukommen lassen, desto mehr ist es jetzt „Ihre Pflicht, dem Mädchen dieselbe zu verschaffen. Oder wollen „Sie sich dem öffentlichen Vorwurf aussetzen, das Mädchen in „ihren letzten Augenblicken ihrem Schicksal hülflos überlassen zu „haben, ohne daß Sie den letzten Rettungsversuch gemacht? Noch „in diesem Augenblicke schicken Sie nach dem Arzte!!“ Ich for„derte darum die Zuziehung des Arztes so bestimmt, weil mir „Alles an der Gegenwart eines unbefangenen, sachverständigen

Digitized by Google

„Zeugen gelegen war. Niemand sträubte sich gegen mein Begehren „hartnäckiger, als Nachbar A.... „„Dem Kinde,““ entgegnete „er immer, „„fehlt nichts, der Doktor kann da nichts machen.““ „Wahrscheinlich fürchtete er, daß der Arzt eine genauere Unter„suchung der Sterbenden vornehmen könnte. Endlich drangen „meine Vorstellungen dennoch durch. Der Arzt wurde gerufen; „er kam bald darnach, und was zu erwarten war, geschah: er „untersuchte die Kranke genau. Er erklärte, er finde nichts An„deres, als daß das Mädchen an ihren gewöhnlichen Krämpfen „leide; dießmal seien sie nur in einem schwachen Grade vorhanden; „Todesgefahr sei in keinem Falle da. Diese Erklärung des Arztes „genügte mir. Ich gestehe Dir, daß ich entrüstet war. Die ganze „Nachbarschaft aus dem mitternächtlichen Schlafe aufschrecken, die „Sterbende spielen unter dem Scheine der Frömmigkeit und Gott„ergebenheit gegen die uneigennützigsten Wohlthäter (denn dieß war „Frau B.... für ihre Nichte wirklich) sich einen so niederträch„tigen Betrug erlauben: dieß Alles mußte auch die höchste Geduld „erschöpfen. Eine alte Frau war auch aus der Nachbarschaft zu„gegen, welcher diese nächtliche Scene rheumatische Leiden in dem „Grade zuzog, daß sie lange Zeit den Kopf nach keiner Seite be„wegen konnte. Ich erklärte also dem Oheim offen und rücksichts„los, daß hier nach meiner Meinung nur eitel Possenspiel walte „und daß man der Aussage des Mädchens um so weniger Glau„ben beimessen dürfe, da sie ihre Todesstunde schon einmal fälsch„lich verkündet habe. Darauf entfernte ich mich, indem der Arzt „mich begleitete. Kaum hatten wir die Kammer verlassen, so „machte die Hellseherin (wie ich aus dem Munde eines Nachbars „vernommen) dem Oheim Vorwürfe darüber, daß er mich ge„rufen habe; und allerdings hatte meine Dazwischenkunft und die „Erscheinung des Arztes, die eine Folge derselben war, der Sache „eine unvermuthete und der Seherin unangenehme Wendung ge„geben. Sie spielte dann wieder die Stumme, indem sie durch „bloße Winke eine Schreibtafel verlangte; man brachte ihr dieselbe „und sie schrieb darauf das Wort: „„Hinauf!““ Sogleich erhob „sie sich und wandelte zum Erstaunen der Gläubigen über zwei

„Treppen in eine Dachkammer, damit, wie sie sagte, man ihre „Leiche nicht erst mühsam hinaufschaffen müßte.

„Um 9 Uhr des folgenden Tages setzte sie die Sterbescene fort; „während derselben sprach sie in ihrem vorgeblichen Traume: „„Nach „meinem Tode wird von meinen Reisen in die Sterne ein großes „Buch erscheinen; zum Theil habe ich es schon geschrieben. — Der „Führer und der Erzengel Michael konnten in der letzten Nacht „sich nicht meinem Bette nähern, weil ein böser Mensch an dem„selben stand.““ Du kannst leicht errathen, wen sie mit den letzten „Worten meinte. Ich verzeihe indessen der Armen, mich mit den „Worten der Schrift beruhigend: „„Sie wissen nicht, was sie „thun.““ Noch verkündete sie den Gläubigen, um 6 Uhr Abends „werde sie in der That und Wahrheit sterben. Um diese Stunde „erschien sie wieder in ihrem Sterbekleide und hielt den Mund „weit geöffnet, so daß Nachbar A.... schrie: „„Seht, jetzt fährt „ihr Geist aus!““ Dann begann die Seherin also zu sprechen: „„Lieber Vater! liebe Mutter! Ich danke Euch nun dafür, daß „Ihr mich als Euer Kind angenommen habet. Am Throne „Gottes, wohin ich nun sogleich gelangen werde, will ich Euch „Alles vergelten. — Schon befinde ich mich auf Golgatha *); „was für schöne Blumen, Städte und Häuser erblicke ich da! „Und die Engel!! — Allmächtiger! nimm das Gebet an, welches „ich nun für alle Anwesenden verrichten will.““ Hierauf bewegte „sie, wie eine Person, welche leise für sich betet, die Lippen; nach „einer ziemlich langen Pause fuhr sie laut fort: „„Diejenigen „Leute, welche sagen, mein Thun sei bloße Fantasterei, werden „eines Bessern belehrt werden, wenn sie in die andere Welt kom„men; dann werden sie hinten hinausstehen müssen; das wird für „sie eine Schmach sein; ich aber werde in die erste Klasse kommen.““ „Nach diesen Worten verstummte sie wieder eine Zeit lang, dann „erhob sie sich und sprach im Tone der Verwunderung: „„Guten „Abend, ihr Leute! Wo bin ich doch?? — Ach! Ihr harret „meines Todes; doch nein, der Führer hat mir noch neun Tage zu leben erlaubt.““

*) Eine Erinnerung aus dem Buche: Reisen in den Mond u. s. w.

Digitized by Google

So weit reicht die Nachricht, welche K.... seinem Freunde von der Sterbescene des 26. August gegeben hat. Wir wollen nun den Faden der Geschichte selbst wieder aufnehmen und weiter fortführen.

Bis zum 4. September hatte also die Hellseherin neue Galgenfrist gewonnen. In der Zwischenzeit änderte sie den Termin abermals, indem sie den Todestag in einer schriftlichen Erklärung auf den 7. September festsetzte; dann sollte er aber unfehlbar und unabänderlich erscheinen. In der Zwischenzeit aß und trank sie wohlgemuth. Ihre Jünger und Jüngerinnen versahen sie gleich einer bereits zum Tode Verurtheilten, die nur noch eine kurze Lebensfrist hat, reichlich mit allen möglichen Leckerbissen und befriedigten jeden ihrer Wünsche. So kam der gefürchtete 7. September näher und näher heran.

3. Der siebente September.

Schon den 2. September erschien wieder eine Abwärterin. Diese war, so wie auch die erste, aus dem Heimathsorte der Seherin und ihre Jugendgespielin. Der siebente September erschien endlich. Wir erblicken an diesem Tage die Prophetin wieder in ihrem Sterbegewande, an ihrem Lager den Oheim, die Tante, Nachbarin A.... (Beide mit großen Gebetbüchern versehen) und ringsum noch andere Gläubige und Neugierige, welche theils in dem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sich eingefunden hatten. Die Scene begann.

Oheim. Du armes Kind! Du mußt auch leiden, bis Dir das Herz bricht!

Nichte. Mein Vater!

Oheim. Was willst Du, mein Kind?

Da erhob sich das zärtliche Pflegekind, umschlang den Oheim mit ihren beiden Armen und drückte ihm vor allen Anwesenden einen derben Kuß auf die Lippen. Die Tante las ihren Sterbesegen ruhig und ungestört weiter. Das Gespräch wurde zwischen den Beiden fortgesetzt.

Nichte. Vater! was wollen doch die vielen Leute da?

Digitized by Google

„Treppen in eine Dachkammer, damit, wie sie sagte, man ihre „Leiche nicht erst mühsam hinaufschaffen müßte.

„Um 9 Uhr des folgenden Tages setzte sie die Sterbescene fort; „während derselben sprach sie in ihrem vorgeblichen Traume: „„Nach „meinem Tode wird von meinen Reisen in die Sterne ein großes „Buch erscheinen; zum Theil habe ich es schon geschrieben. — Der „Führer und der Erzengel Michael konnten in der letzten Nacht „sich nicht meinem Bette nähern, weil ein böser Mensch an dem„selben stand.““ Du kannst leicht errathen, wen sie mit den letzten „Worten meinte. Ich verzeihe indessen der Armen, mich mit den „Worten der Schrift beruhigend: „„Sie wissen nicht, was sie „thun.““ Noch verkündete sie den Gläubigen, um 6 Uhr Abends „werde sie in der That und Wahrheit sterben. Um diese Stunde „erschien sie wieder in ihrem Sterbekleide und hielt den Mund „weit geöffnet, so daß Nachbar A.... schrie: „„Seht, jetzt fährt „ihr Geist aus!““ Dann begann die Seherin also zu sprechen: „„Lieber Vater! liebe Mutter! Ich danke Euch nun dafür, daß „Ihr mich als Euer Kind angenommen habet. Am Throne „Gottes, wohin ich nun sogleich gelangen werde, will ich Euch „Alles vergelten. — Schon befinde ich mich auf Golgatha *); „was für schöne Blumen, Städte und Häuser erblicke ich da! „Und die Engel!! — Allmächtiger! nimm das Gebet an, welches „ich nun für alle Anwesenden verrichten will.““ Hierauf bewegte „sie, wie eine Person, welche leise für sich betet, die Lippen; nach „einer ziemlich langen Pause fuhr sie laut fort: „„Diejenigen „Leute, welche sagen, mein Thun sei bloße Fantasterei, werden „eines Bessern belehrt werden, wenn sie in die andere Welt kom„men; dann werden sie hinten hinausstehen müssen; das wird für „sie eine Schmach sein; ich aber werde in die erste Klasse kommen.““ „Nach diesen Worten verstummte sie wieder eine Zeit lang, dann „erhob sie sich und sprach im Tone der Verwunderung: „„Guten „Abend, ihr Leute! Wo bin ich doch?? — Ach! Ihr harret „meines Todes; doch nein, der Führer hat mir noch neun Tage zu leben erlaubt.““

*) Eine Erinnerung aus dem Buche: Reisen in den Mond u. s. w.

Digitized by Google

So weit reicht die Nachricht, welche K.... seinem Freunde von der Sterbescene des 26. August gegeben hat. Wir wollen nun den Faden der Geschichte selbst wieder aufnehmen und weiter fortführen.

Bis zum 4. September hatte also die Hellseherin neue Galgenfrist gewonnen. In der Zwischenzeit änderte sie den Termin abermals, indem sie den Todestag in einer schriftlichen Erklärung auf den 7. September festsetzte; dann sollte er aber unfehlbar und unabänderlich erscheinen. In der Zwischenzeit aß und trank sie wohlgemuth. Ihre Jünger und Jüngerinnen versahen sie gleich einer bereits zum Tode Verurtheilten, die nur noch eine kurze Lebensfrist hat, reichlich mit allen möglichen Leckerbissen und befriedigten jeden ihrer Wünsche. So kam der gefürchtete 7. September näher und näher heran.

3. Der siebente September.

Schon den 2. September erschien wieder eine Abwärterin. Diese war, so wie auch die erste, aus dem Heimathsorte der Seherin und ihre Jugendgespielin. Der siebente September erschien endlich. Wir erblicken an diesem Tage die Prophetin wieder in ihrem Sterbegewande, an ihrem Lager den Oheim, die Tante, Nachbarin A.... (Beide mit großen Gebetbüchern versehen) und ringsum noch andere Gläubige und Neugierige, welche theils in dem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sich eingefunden hatten. Die Scene begann.

Oheim. Du armes Kind! Du mußt auch leiden, bis Dir das Herz bricht!

Nichte. Mein Vater!

Oheim. Was willst Du, mein Kind?

Da erhob sich das zärtliche Pflegekind, umschlang den Oheim mit ihren beiden Armen und drückte ihm vor allen Anwesenden einen derben Kuß auf die Lippen. Die Tante las ihren Sterbesegen ruhig und ungestört weiter. Das Gespräch wurde zwischen den Beiden fortgesetzt.

Nichte. Vater! was wollen doch die vielen Leute da?

Digitized by Google

Oheim. Wir haben gemeint, Du werdest sterben; darum sind sie hieher gekommen.

Nichte. Ach, ich verliere den Athem! — Nein, es kann noch bis zum Abend mit mir währen.

Oheim. Du armes Kind, Du mußt doch leiden!! — Willst Du nicht etwa eine Traube?

Nichte. Ja!

Sogleich machte sich Nachbarin A.... auf den Weg und holte ein Körblein Trauben; auch Pflaumen brachte sie vorsichtiger Weise mit. Die Pflaumen wurden zuerst gnädig angelächelt. Die Nachbarin reichte sie der Sterbenden dar, und diese speiste sie mit gutem Appetit; dann kam die Reihe an die Trauben. Der Pflegevater mußte derselben eine Beere um die andere in den Mund stecken; als die erste Traube glücklich ihres Weges befördert war, fragte der Oheim: „Kind! willst Du nicht noch eine Traube?" Die Antwort lautete wieder: „Ja!" Somit ging es an die zweite Traube, dann an die dritte und so fort und fort, bis das Körblein ganz geleert war. Hiernach fragte der Oheim: „Liebes Kind! willst Du nicht auch eine Schaale voll Milch?" „Ja!" hieß es wieder. Es wurde eine Flasche voll Milch gebracht und ein guter Theil davon getrunken; dann neuerdings — Seufzen und Aechzen, das bis um 4 Uhr Abends währte. Was geschah aber dann? Die Tante mußte alsdann Kaffee kochen! Für wen? für die Sterbende! Unglaublich! werden unsere Leser rufen, und dennoch berichten wir nur, was wir aus dem Munde der achtbarsten, glaubwürdigsten Zeugen nach der sorgfältigsten Erkundigung vernommen haben. Eine Frau im Hause, welche um diese Zeit das leere Kaffeegeschirr bei ihrer Wohnung vorbeitragen sah, erkundigte sich nach dem Befinden der Sterbenden: „Gott sei Dank!" sprach die Tante, „es bessert wieder mit derselben, sie hat so eben zwei Tassen Kaffee getrunken." Das Ende vom Liede war, daß die Hellseherin abermals erklärte, der Führer habe ihr wieder die Verlängerung des Lebenstermins zugesichert. So äffte sie ihr Publikum zum dritten und letzten Mal. Die Reisen in den Mond und andere Sterne setzte sie zwar noch eine Zeit lang fort; allein die Sterbescenen waren mit dem 7. September geschlossen.

Digitized by Google

Der Ruf der Prophetin war indessen auch in Z.... mehrern Frommen zu Ohren gekommen. Man sah, hörte und erstaunte. Doch hütete sich das Mädchen, in Gegenwart der Fremden viel zu sprechen; ihr Händeringen, ihr leises Lispeln, ihr wiederholtes Seufzen, ihr ganzes Benehmen, dazu die Windlichter der um ihr Lager herumstehenden Frauen, die Todtenstille, welche unter den anwesenden Gläubigen und Neugierigen herrschte, dieß Alles mußte auf jeden Uneingeweihten einen tief ergreifenden Eindruck machen; desto abscheulicher aber, wenn hinter dieser Hülle der Frömmigkeit sich ein unerhörter Betrug verbarg!

Dritte Abtheilung.

Vergeltungsscenen.

1. Das Pfarrgericht. Eine Unverschämtheit.

Nichts Böses, nichts Verkehrtes bleibt hienieden ungerächt. Auch die Hellseherin von W.... erlebte schon hier ihre Gerichtsstunden, die wir nun schildern wollen; sie erinnern an die Worte des Dichters:

„Gebet Acht, das ist der Eumeniden Macht!"

Wie es um die Hellseherin bis zum September stand, ist bereits erzählt. Indessen erscholl immer lauter das Gerücht, daß K.... H.... mit ihrem Oheim in einem verbotenen Umgange lebe; auch auf dem Nachbar A.... lastete der Verdacht. Unter solchen Umständen mußte die Hellseherin die Oeffentlichkeit scheuen; man sah sie selten außer dem Hause ihres Oheims.

Gericht folgte nun auf Gericht. Im Monat November wurden die Ortsbehörden auf die Schlafwandlerin neuerdings aufmerksam. Sie wurde zwei Mal vor das Pfarramt geladen, hatte aber nicht den Muth, selbst zu erscheinen; anstatt ihrer stellte sich der Oheim. Seine Haltung war so schwankend, daß man ihn kaum für schuldlos achten konnte; noch weniger gelang es ihm, seine Nichte vom Verdachte zu reinigen.

Dennoch hatte der Mann die Dreistigkeit, den Arzt um die

Digitized by Google

Untersuchung des Zustandes seiner Pflegetochter zu bitten. Der Arzt begab sich sofort zu derselben und es entspann sich folgende Scene:

Oheim. Herr Doktor! Die Leute sagen, meine Tochter befinde sich in gewissen Umständen; diese Gerüchte erkläre ich für freche Lügen, und um den guten Ruf meines Kindes zu retten, bitte ich Sie, die Güte zu haben und den Zustand des Mädchens zu untersuchen.

Arzt (zur Hellseherin gewendet). Sie wissen, was man bereits im Dorfe von Ihnen sagt. Ihr Oheim wünscht, daß Sie sich eine Untersuchung von meiner Hand gefallen ließen; und in der That würde auf solche Weise dem öffentlichen Gerede am schnellsten ein Ende gemacht werden.

Nichte. Ich scheue zwar keine Untersuchung, allein ich danke Ihnen für Ihre Bemühung; ich habe den Arzt, dem ich die Untersuchung meiner Unschuld anvertrauen will, schon gewählt; es ist dieß Herr N. in meinem Heimathsorte. Da er mich schon früher behandelt hat, so will ich auch dießmal zu ihm meine Zuflucht nehmen.

2. Zweite Entfernung und abermalige Rückkehr. Das Geburtslager. Der Vorabend der Entbindung.

In der That verschwand das Mädchen sogleich nach diesem Auftritte, und einige Tage später auch ihre Tante. Niemand wußte zu sagen, wohin sie sich gewendet hatte. Die Seherin blieb 3 Wochen abwesend. Einige vermutheten, sie habe, weil sie ihrer Stunde nicht mehr sicher gewesen sei, das Unvermeidliche an einem andern Orte, ferne von den Zeugen ihrer Verirrungen, leiden wollen. Allein gegen jede Erwartung erschien sie im Laufe des Dezembers bei Nacht und Wetter im Hause ihres Oheims wieder. Hier brachte sie in tiefster Verborgenheit einige Tage zu. Man glaubte, Alles sei bereits vorüber, Niemand ahnte, was nun erfolgte.

Die Seherin hatte nirgends mehr Rast noch Ruhe. Sollte sie ihre Stunde in ihrem Heimathsorte erwarten? Da scheute sie den Anblick ihrer Jugendgenossen, Geschwister und Eltern. Durfte sie im Hause ihres Oheims bleiben? Was bedrohte sie in diesem

Digitized by Google

Falle von Seite der Gemeinde W....? Wurde der Verdacht, der ohnehin bereits auf dem Pflegevater lastete, dadurch nicht noch größer? Oder sollte sie nach einem fremden Orte wandern? In dieser Verlegenheit schien ihr der Aufenthalt im Hause des Nachbars A.... noch der beste Ausweg zu sein. Gerne überläßt ihr dieser gute Hausfreund seine Wohnstube zum — Geburtslager. Hier zimmerte ihr der Oheim mit eigener Hand einen geheimen Verschlag, um sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen. So kam die gefürchtete Stunde immer näher und näher.

Den Abend vor der Entbindung traf die Hellseherin Frau M.... bei ihrem Oheim, wo sie folgendes Gespräch unter einander führten.

Frau M. Wie geht es, Jungfer K....?

Die Hellseherin. Ach, wie soll es gehen, immer Krämpfe!

Frau M. Ich will Euch Tropfen geben, welche sehr gut sind für Schwangere und...

Die Hellseherin (ihr heftig in die Rede fallend). Was Schwangere? Ich bin nicht schwanger!

Frau M. Sagt ich denn, daß Ihr es seid? Ihr habet mich nur nicht zu Ende reden lassen; ich wollte sagen, die Tropfen sind gut für schwangere und andere Frauenspersonen.

Die Hellseherin. Wenn ich schwanger wäre, wie könnte ich denn nach W.... gehen?

Frau M. Ihr wollt nach W.... gehen? Ich will Euch dahin begleiten, denn Ihr bedürfet in der That auf einer solchen Reise fremde Hülfe.

Die Hellseherin. Ich danke schön. Ich gehe nicht zu Fuße; der Vetter holt mich in der Kutsche ab.

3. Die Entbindung.

So hatte es die Hellseherin mit ihren Freunden verabredet; anders aber war es im Rathe des Schicksals beschlossen. Nachdem die Gefangene etwa 14 Tage in ihrem geheimen Schlupfwinkel zugebracht hatte, erscholl (es war am 6. Januar 1839) im Dorf die Zeitung: „K.... H.... ist vom Himmel mit einem Sonnambülchen beschenkt worden.“ Daß die Prophetin auf dem Schauplatze ihrer Gaukeleien noch die Frucht ihrer Verirrung fallen lassen

Digitized by Google

würde, hätte Niemand erwartet. Vielleicht wollte sie selbst die letzte Stunde hier nicht abwarten; vielleicht wäre sie doch nach W.... gegangen, allein die Natur überwältigte die Ohnmächtige, so daß sie die Reise nicht mehr unternehmen konnte. Schon in der Nacht ging die Entbindung vor sich. Der Wächter hatte kaum die vierte Stunde ausgerufen, da erscholl es im Hause des Oheims: „Um Gottes willen! Schnell herbei, K.... ringt in Kindesnöthen!“ Dieß war ein Donnerschlag für die Tante, welche bis zum letzten Augenblicke die Unschuld ihrer Nichte betheuert hatte. Sie eilte der Elenden, die sich auf ihrem Schmerzenlager krümmte, zu Hülfe. Die beiden Männer, Oheim und Hausfreund A...., standen dem Weibe treulich bei; nur die Hebamme rief Niemand. Nachbar A.... hatte, wie das boshafte Gerücht sagte, bei der Entbindung der Prophetin die Engel singen hören; auch sagte er, es sei doch Schade, daß derselben nicht ein Knabe sei beschieden worden; aus dem Kinde hätte etwas Großes werden können, denn es sei offenbar, daß dessen Mutter der heilige Geist überschattet habe. Lustig war es zu sehen, wie sich bei diesem Vorfall die Frauen der Herren A.... und B.... geberdeten. „Wie dank' ich Gott,“ sprach Frau A...., auf die Tante stichelnd, „daß mein Mann ein gutes Gewissen hat.“ „Und der meinige auch,“ entgegnete die Tante schnell. „Das wird sich zeigen,“ replizirte die Erstere.

Endlich um 8 Uhr Morgens wurde eine Hebamme gerufen; sie fand das Kind schon auf dem Kissen. Die Hellseherin behauptete vor derselben dreist, sie wisse nicht, wie sie zu dem Kinde gekommen sei; in der Nacht sei ihr gewesen, als wenn sich inwendig ein Wurm in ihr regte u. s. f. Sie heuchelte eine Ohnmacht.

So weit die Entbindungsgeschichte. Wir können hier die Frage nicht unterdrücken: warum wollte die Hellseherin nach W.... reisen? Wie, wenn sie auf dem Wege dahin niedergekommen wäre? Schreckliche Vermuthungen drängen sich bei tieferm Nachdenken auf; doch eine höhere Hand verhinderte ein vielleicht noch größeres Verbrechen. Dort, wo die Schuldige gefehlt hatte, sollte sie auch büßen; und so hätte denn abermals das alte Sprüchlein recht:

Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Digitized by Google

4. Nachbar A.... und seine Ehehälfte.

Es wäre unbillig, das fromme Ehepaar, welches der leidenden Unschuld so bereitwillig einen Zufluchtsort öffnete, hier ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Nachbar A.... saß in der schönsten Zeit des Sommers, während andere Bauern arbeiteten, halbe Tage lang an der Seite der Prophetin, indem er ihre Offenbarungen auf einer Rolle vor sich liegen hatte; er ließ seine Nachbarn ihre Felder und Weingärten bestellen, indem er sich selbst mit frommen Betrachtungen und Unterredungen bei der Hellseherin beschäftigte. Seine Frau nahm an seiner Thorheit getreuen Antheil; sie trug ihr Gebetbuch mit in den Weinberg und betete dort, während ihre Magd harken mußte und ihr Mann zu den Füßen der Prophetin saß. Einmal unterstand sich zwar die Magd, ihren Dienstgebern wegen ihrer verkehrten Wirthschaft Vorstellungen zu machen; allein ungeachtet ihrer treuen zehnjährigen Dienstleistungen wurde sie sofort entlassen. Man sah die Heilige auch diesen ihren bärtigen Schüler A.... küssen. Er mußte die Kranke abwechselnd mit dem Oheim am Halse würgen. Bedenkt man noch, daß dessen Weib schon lange im Uebermaße ihrer Frömmigkeit den sündlichen Freuden der Ehe entsagt hatte, so läßt sich kaum mehr zweifeln, daß auch zwischen A.... und der Seherin ein innigeres Verhältniß obwaltete.

Daher schonte ihn auch die öffentliche Meinung nicht; seit der Entbindung der Hellseherin richtete sie ihn besonders strenge. Schon am Tage ihrer Niederkunft mußte er am Gemeindebrunnen manches Schmähwort hören. „Ich wünsche Glück zum Hausbraten!“ rief eine Stimme. „Jetzt habt Ihr zwei Somnambüle!“ rief eine andere. Sein Bruder nahm einen Ochsenziemer, wickelte ihn in Papier, versiegelte dasselbe sorgfältig und schickte ihm das Paquet mit den Worten: „es sei das Angebinde für seine Freundin, zu ihrer glücklichen Entbindung bestimmt.“ Jemand sagte zu ihm, K.... werde nächstens gesteinigt werden, weil es im Testament heiße: „Falsche Propheten sollt ihr steinigen.“ Man sang öffentlich Spottlieder auf ihn und schlug Schmähschriften an sein Haus an.

Digitized by Google

5. Das Verhör vor dem Gemeindeammann. Die Gemeindeklage.

Einige Tage nach der Entbindung der Schlafwandlerin nahm der Gemeindammann ein Verhör mit ihr vor. Auf die Frage, wer der Vater ihres Kindes sei? läugnete sie, denselben zu kennen. „Nur so viel, sprach sie, „weiß ich: Um Ostern fuhr ich auf einem Schiffe nach Z.... Während der Fahrt überfiel mich mein gewöhnlicher somnambüler Zustand, und ich sank in einen tiefen Schlaf. Was während desselben mit mir vorging, weiß ich nicht; nur sah ich, als ich wieder erwachte, einen fremden Mann von mir gehen, welcher einen blauen Rock trug." Auf die Frage, warum sie ihren Zustand bis zum letzten Augenblicke geheim gehalten und auch nicht einmal der Hebamme des Ortes einen Wink davon gegeben habe? entgegnete sie: „Ich wußte nicht, daß ich mich in diesem Zustande befinde; ich empfand wohl geheime Regungen, und befragte deßwegen meinen Arzt in H.... Dieser aber beruhigte mich mit der Versicherung, daß es nur Krämpfe seien."

Den 22. Jänner gelangte die Gemeinde W.... an das Statthalteramt mit einer Klageschrift, deren Inhalt hier der Hauptsache nach mitgetheilt wird:

„Schon im verflossenen Sommer," heißt es in derselben, „machte sich K.... H.... als Hellseherin verdächtig. Da sie auf wiederholte Aufforderung hin dennoch sich nicht auswies über die Befugniß ihres Aufenthaltes, so mußte sie die Gemeinde verlassen. Sie kam, mit den nöthigen Papieren versehen, bald wieder zurück. Obschon die Gemeinde nun ihre Gegenwart dulden mußte, konnte sie sich dennoch keineswegs beruhigt fühlen; im Gegentheil, da die religiösen Umtriebe dieser Person überhand nahmen; da sie, ohne verehlicht zu sein, Mutter wurde; da sie ihre Schwangerschaft hartnäckig verheimlichte und das Kind, das sie geboren, nicht einmal als das ihrige anerkennen wollte; da ferner der Vater desselben unbekannt ist und sie ihn auch nicht nennen will; da endlich durch ihren Lebenswandel die Gemeinde geärgert und der innere Wohlstand einiger Haushaltungen gefährdet wird, so trägt die Gemeinde W.... auf Fortweisung dieser Person aus ihrem Gebiete und auf Eingrenzung in ihren Heimathsort an."

Digitized by Google

6. Die Hellseherin vor dem Statthalteramt und Bezirksgerichte. Ihre Wegweisung aus der Gemeinde W.... Einiges von den fernern Schicksalen derselben.

Das Statthalteramt verhängte in Folge dieser Klage über die Hellseherin Untersuchungshaft, und sie mußte sofort in das Gefängniß wandern. Nachdem sie aus demselben wieder entlassen wurde, durfte sie nicht mehr nach W.... zurückkehren, sondern wurde in ihren Heimathsort eingegrenzt. Indessen gelangte das Statthalteramt noch an das Bezirksgericht, welches die letztern Handlungen der Hellseherin einer neuen Untersuchung unterwarf. Am 6. Juli 1839 sprach dieses über sie folgendes Urtheil*):

„Das Gericht hat in Sachen der K.... H.... von H...., gewesene Dienstmagd in W...., 22 Jahre alt, betreffend Verheimlichung der Niederkunft, bei gleichgetheilten Stimmen durch Stichentscheid gefunden: es sei dieselbe der Verheimlichung der Niederkunft verdächtig, und hierauf einmüthig erkennt:

1) Sei dieselbe von der Instanz entlassen;

2) trage sie die Kosten der Prozedur;

3) Mittheilung an das Statthalteramt."

Nach einiger Zeit zog die Hellseherin mit ihrem Freunde, dem Nachbar A...., ganz aus dem Kanton und blieb mit ihm eine geraume Zeit in dem Städtchen R.... Dieß gab zu neuen Mißhelligkeiten zwischen A...., dessen Frau und Verwandten Anlaße Endlich kehrte der Ehemann wieder nach Hause zurück und die Prophetin wurde eine — Schröpferin. In dieser Eigenschaft trieb sie sich eine Zeit lang in Z.... herum, bis sich Gott Amor ihrer erbarmte und sie glücklich an Mann brachte. Man sagt wohl öfter: die Ehen werden im Himmel geschlossen; dieß muß bei K.... H.... der Fall nicht gewesen sein, denn es währte nicht sehr lange, als ihre eheliche Verbindung sich wieder auflöste und sie von ihrem Manne, der mit ihr verarmt war, oder dieser von ihr sich trennte. Darnach schloß sie sich an die Gesellschaft der Pietisten bei R.... an, und seitdem hat der Verfasser dieser Nachrichten nichts mehr von der Seherin vernommen.

*) Dasselbe wird hier als Auszug aus dem Polizeiprotokolle des Bezirksgerichts wörtlich mitgetheilt.

Digitized by Google

7. Schlußwort.

So liegt denn die Geschichte der Hellseherin von W.... vollendet vor uns und es sei nun gestattet, zum Schlusse noch ein ernstes Wort darüber zu sprechen. Die Vorfälle, welche hier erzählt worden sind, haben mehrere schlimme Folgen veranlaßt. Sie haben den Wohlstand einiger Familien geschmälert, denn die Prophetin mußte doch ein Jahr lang mit dem nöthigen Bedarf an Kleidern, Nahrung u. s. f. versehen werden. Da sie selbst ganz mittellos war und auch nicht arbeitete, so mußten die Unkosten für sie Andere und zwar Diejenigen tragen, die ihre Reize genossen. Auf solche Weise wurden in zwei Haushaltungen manche unnütze Ausgaben veranlaßt, die desto größer und bedeutender sein mußten, wenn man in Anschlag bringt, daß sich die Betrügerin auch die Geheimhaltung des Namens Desjenigen, welcher der Vater ihres Kindes war, gewiß bezahlen ließ. Ferner wurde das häusliche Glück mehrerer Familien gestört: Der Bruder des Nachbars A.... zerfiel in Folge der Sonnambülgeschichte, durch die er die Wirthschaft des A.... gefährdet sah, mit demselben. Die Frauen der bei dem Handel betheiligten Männer mußten dieselben im Verdachte der Untreue halten, und wenn sie auch ihre Vermuthungen nicht auszusprechen wagten, sich doch innerlich gekränkt fühlen. Am schlimmsten endlich ist das Kind der Seherin selbst daran, denn es hat keine Eltern. Die Mutter ließ sich dasselbe sogleich von der Brust nehmen und übergab es ihrer Tante, die es unmöglich mit der nöthigen Liebe behandeln kann, wenn sie denkt, daß dasselbe vielleicht die Frucht eines verbrecherischen Umganges ihres Mannes ist. Dieß sind einige traurige Wirkungen der Geschichte; ihre Bekanntmachung kann aber auch mehrere gute Folgen veranlassen.

Man wird daraus erkennen, was von den meisten somnambülen Erscheinungen, besonders, wenn sie einen religiösen Anstrich haben, zu halten sei. Die Frauen können sich die Geschichte zur Warnung dienen lassen, um auf Männertreue nicht allzusehr zu pochen. Diese Geschichte kann auch dazu beitragen, den Hellsehern von Profession das Handwerk zu legen und den einfältigen Wunderglauben endlich aufzugeben, der Alles, was einen religiösen

Digitized by Google

Schein trägt, auch sogleich für wahr und göttlich hält. Endlich hoffen wir auch dem Pietismus durch diese Schrift entgegen zu wirken, aus welcher hervorgeht, wie viel Dummheit, Unwissenheit, Scheinheiligkeit, Bosheit und Betrug oft hinter dem Kleide desselben verborgen steckt. Es ist schon oft gesagt worden, daß die Pietisten unter den Protestanten eben das seien, was die Jesuiten unter den Katholiken sind. Diese Erzählung beweist diese Behauptung neuerdings. Ebenso wird man meistens finden, daß die Pietisten über den äußern Formen des Christenthums die Hauptsache und den Kern desselben, nämlich das Streben nach Tugend und Gerechtigkeit, vernachläßigen.

Welches ist aber wohl das sicherste Mittel, die Macht des falschen Pietismus zu brechen und zu zerstören? Eine bessere Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechts. Es ist lange nicht genug, daß die Jugend in den Volksschulen fertig lesen, rechnen und schreiben und etwa noch einen ziemlich richtigen Aufsatz machen lerne, um gegen die Pest des Pietismus gesichert zu sein. Die Pietisten wissen schon das zarte Kinderherz für ihre finstern Plane zu bestricken. Wie häufig findet man ihre Traktätlein in den Händen junger Leute! wie wohlfeil sind sie zu kaufen! wie eifrig werden sie in den Häusern herumgeboten! Selbst die Schulbehörden werden für ihre Zwecke gewonnen, und von denselben pietistische Religionsbücher in den Schulen eingeführt, so daß dadurch schon in das zarte Gehirn der Jugend die Keime eines finstern Glaubens gelegt werden, die mit den Jahren eine solche Stärke gewinnen, daß sie späterhin auch durch die gründlichste Belehrung selten mehr ganz ausgerottet werden können. Deßwegen sollte man in den Volksschulen nur solche religiöse Lehrmittel gebrauchen, in denen der aufgeklärte, liebevolle, freundliche Geist des Christenthums ausgedrückt ist. Ferner sind in dieser Beziehung die Naturwissenschaften für die Volksschulen von höchster Wichtigkeit. Sie sind gleichsam die Leuchte, welche die Nebel des Aberglaubens zerstreut; sie sollen daher mit großem Eifer gelehrt werden. Auch in dem Geschichtsunterrichte kann mancher nützliche Wink über ächte Frömmigkeit gegeben und der nachtheilige Einfluß, welchen

Digitized by Google

der Pietismus sowohl auf die Staaten als auf die christliche Kirche ausübt, durch Thatsachen nachgewiesen werden. Eine auf diese Art der Jugend gegebene Belehrung ist der sicherste und kürzeste Weg, sie vor den Fesseln des Aberglaubens zu verwahren. „Volksbelehrung", sagt Zschokke richtig, „ist Volksbefreiung." Möge sich auch durch diese Schrift Mancher, der bisher in den Schlingen des Mysticismus und des Pietismus verstrickt lag, eines Bessern belehren und ermuthigen lassen, dieselben zu zerreißen, um künftighin im hellen Lichte wahrer christlicher Erkenntniß zu wandeln!

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nah'n,
Er wandelt frei des Lebens Bahn *).

*) Schiller, Kraniche des Ibykus.

Kritik des Buches:

„Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne.“

(Seitenstück zur Geschichte der Schlafwandlerin von W....)

„Volksbelehrung ist Volksbefreiung.“
Zschokke.

Vorbemerkung.

Da die Geschichte der Schlafwandlerin von W.... mit dem Buche: „Reisen in den Mond u. s. f.“, in einer so engen Beziehung steht, daß dieses auf dieselbe ein helles Licht wirft, und jene Geschichte ohne einige Bekanntschaft mit dem Inhalte dieses Werks nicht völlig verstanden werden kann, so wird hier der geschichtliche Theil desselben in einem kurzen Auszuge sammt einigen kritischen Bemerkungen beigegeben. Wir hoffen, diese Zugabe werde dem Leser nicht unwillkommen sein, um so weniger, da das erwähnte Buch auch in der Schweiz, und namentlich im Kanton Zürich, bekannt ist, und nicht nur unter den Pietisten, sondern auch in weitern Kreisen seine Leser gefunden hat. In jedem Fall beweist uns der Inhalt dieses Buches, daß die Pietisten überall gleich finster denken und gleich lieblos urtheilen. Der vollständige Titel desselben ist folgender: „Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im K. Würtemberg. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden.“

Der Bearbeiter.

Digitized by Google

Vorspiel des Verfassers.

„Nicht ohne Interesse," beginnt der Herausgeber und vermuthliche Verfasser dieses seltsamen Machwerks in seiner Geschichte, „wird der Leser die wundervollen Ereignisse bei einem Mädchen wahrnehmen, die nicht in Träumereien ihren Grund haben, sondern allein in Folge seines schwachen Nervensystems entstanden sind, vermöge dessen das Mädchen in ein periodisches Traumleben (Somnambülismus) versetzt wurde. Das Hellsehen des Mädchens beruht auf keinerlei Täuschung oder gar Betrug; bewährte Männer treten als unverwerfliche Zeugen[1]) auf. Auch die Geschichte[2]) stellt eine Menge Beispiele solcher Art dar." So weit unser N. N.

1. Aus dem frühern Leben der Seherin.

Für das Religiöse bezeugte sie jederzeit eine besondere Vorliebe. — Sie las gerne geistliche Schriften. — Jede Tanzbelustigung war ihr immer verhaßt, und sie nannte die Menschen, welche tanzen, toll. — Die Periode der monatlichen Reinigung trat bei ihr im 15. Jahre ein. — Vor dem Eintritt des Somnambülismus klagte sie über Kraftlosigkeit in den Nerven und über Schläfrigkeit[3]).

---

1) Wo sind diese unverwerflichen Zeugen? Nirgends nennt der Verfasser einen mit Namen, nirgends treten die Zeugen mit ihren Aussagen auf; ja der größte Theil der Komödie wurde bei geschlossenen Thüren gespielt; denn die Regierung hatte bei Zeiten die Zulassung der Fremden, welche die Neugierde herbeilockte, verboten. Familienscenen aber lassen sich bald erdichten und romantisch oder fantastisch ausmalen. Im höchsten Grade wird die Treue des Geschichtschreibers schon dadurch verdächtig, daß er seinen eigenen Namen verschwiegen hat.

2) Eine Uebertreibung!

3) Schon aus diesen Notizen läßt sich schließen, wie das Mädchen in jenen religiösen Unsinn, welcher den Inhalt des Buches ausmacht, verfallen konnte. Sie neigte von Jugend an zum Pietismus. Geistliche Schriften nährten und verstärkten den Hang zu diesem Auswuchs ächter Frömmigkeit. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß hier unter geistlichen Schriften solche zu verstehen seien, welche einen

Digitized by Google

2. Eintritt des somnambülen Zustandes.

Mit Anfang des Monats Jenner 1832 verfiel das Mädchen (nirgends wird ihr Name angegeben) zur Abendzeit öfter in einen kurzen Schlaf. Es gelang nicht, sie zu wecken, man mußte vielmehr zuwarten, bis sie selbst wieder erwachte. Man wandte sich wegen dieses bedenklichen Zustandes an Doktor O. in K., welcher den Rath gab, die Kranke zu magnetisiren, wozu er die Art und Weise der Behandlung angab. Das Magnetisiren half nichts. Auch in ihrem Zustande fuhr sie fort, geistliche Schriften zu lesen, z. B. die Bibel [4]), Arndts wahres Christenthum, Lieder aus dem würtembergischen Kirchengesangbuch. Mit Ende März hielt ihr Zustand bereits gegen eine Stunde an. Während sie in demselben

---

pietistischen, mystischen, frömmelnden Inhalt hatten. Auch ihre Abneigung gegen den Tanz und ihr hartes, finsteres Urtheil über Tanzlustige zeichnet die Pietisten hinlänglich. Endlich erklärt ihre Nervenschwäche die Möglichkeit des Eintritts somnambüler Zustände und Verrichtungen.

4) Obschon die Bibel einen Schatz religiöser Erkenntnisse und sittlicher Wahrheiten enthält, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie von Schwärmern und Betrügern häufig mißbraucht wird und daß eine unverständige Auffassung ihres Inhalts schon Manchen um den kleinen Rest von Vernunft, den er noch hatte, gebracht hat. So gab es Narren, welche am Ende des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung im Ernste den Untergang der Welt nahe glaubten, weil derselbe in der Offenbarung des Johannes vorausgesagt sei. Wiedertäufer führten zur Zeit der Reformation Gemeinschaft der Güter und der Weiber unter sich ein und sie hielten dieß für recht, weil es mit der Sitte der ersten Christen übereinstimme. Die Muktiplikanten, eine christliche Sekte in Nordamerika, treiben den Unsinn und das Aergerniß noch weiter. Besonders findet man unter den Geistlichen ziemlich Viele, welche durch ihre Grübeleien in der Bibel sich überstudiren. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß in einem gewissen Irrenhause zwei Narren sich befinden, von denen sich der eine für Gott Vater, der andere für Gott Sohn hält, und der erste soll sich über den zweiten einmal belustigt und gesprochen haben: „Dieser Narr glaubt, er sei Gott Sohn, aber müßte denn, wenn dieß der Fall wäre, ich es nicht wissen, da ich doch Gott Vater bin?"

Digitized by Google

lag, gab sie an, ein Führer zeige sich bei ihr, der ein schöner Jüngling von zwanzig Jahren sei[5]). Seine Kleidung sei von dunkelblauer Farbe, allein keine himmlische[6]). In drei Tagen werde sie derselbe wieder besuchen[7]). Wirklich stellte sich der Führer am dritten Tage zur bezeichneten Stunde wieder ein; darnach zeigte er sich aber erst im Monat August wieder, und zwar mit der Erklärung, daß er in der Mitte des Septembers wieder kommen werde. Er erschien auch an dem verheißenen Tage und dann am 19. Oktober wieder. An dem letztern Tage gab er ihr das Versprechen, daß er in Zukunft häufiger kommen und nächstens auch eine Reise mit ihr vornehmen werde. Dieses Versprechen ging noch an dem nämlichen Tage in Erfüllung; um ein Viertel nach 1 Uhr fiel sie in Schlaf und 15 Minuten darnach stellte sich auch schon der Führer ein[8]).

Die Reisen der Schlafwandlerin.

3. Allgemeine Reisenotizen.

Wir wollen zuerst die Züge, welche alle Luftreisen der Prophetin mit einander gemein haben, zusammenfassen und dem Berichte von den einzelnen Reisen voranschicken. Folgende sind es:

1) Keine Reise machte sie ohne Führer, wie sie sich nämlich einbildete.

---

5) Wenigstens eine angenehme Gesellschaft für ein junges Mädchen.

6) Also gibt es auch eine himmlische Kleidung, d. h. eine Kleidung, welche die Bewohner des Himmels, z. B. die Engel, tragen! Schon diese Angabe der vorgeblichen Seherin beweist hinlänglich ihre ungemeine Albernheit und die Abgeschmacktheit eines Buches, welches solche Dinge auch nur zu erwähnen der Mühe werth findet.

7) Mit dieser Angabe beginnt die Heldin des Romans ihr Prophetenamt. Ob Schlafwandler künftige Dinge, ohne den Lauf der Naturgesetze zu kennen, vorhersagen können, darüber sehe man die Schlußbemerkungen.

8) Es ist nicht wahrscheinlich, daß man die Zufälle des kranken Mädchens schon im Anfang ihres somnambülen Zustandes so genau aufgezeichnet habe, wie es hier der Fall ist. Der Biograph gibt also hier wieder bedenkliche Blößen.

Digitized by Google

2) Die Anwesenheit des Führers soll immer dadurch merklich geworden sein, daß sie ihn mit der rechten Hand empfing, die sich dann krampfhaft schloß und die seinige so lange festhielt, bis es zum Scheiden kam.

3) Die Reisen gingen alle in die Sterne; erst die letztern machte sie nach dem neuen Jerusalem, ohne daß wir erfahren, wo diese Stadt liegt.

4) Alle Planeten, die sie bereiste, sind große Lehr- und Erziehungsanstalten, mit Bergen und Wäldern, Städten und Flüssen versehen.

5) Auf jeder Sternenreise nahm sie eine andere Gestalt (Gesichtsbildung) an; auf der zweiten Mondreise z. B. war ihre Farbe stark rosenroth (!).

6) So oft sie genug gereist hatte, mußte ihr Bruder sie von der Herzgrube rückwärts nach dem Kopfwirbel mehrmals streichen. Auf solche Art konnte sie, wie sie sagte, leichter und bälder erwachen.

7) Auf ihren Reisen spielt sie immer zwei Rollen; sie spricht nicht nur ihre eigenen Gesichte und Gefühle aus, sondern verkündet ihrem Publikum auch die Reden ihrer Führer [9]).

8) Die Reisen währten immer 12 bis 15 Minuten [10]).

9) Sie verkündet, wenn sie auf denselben begriffen ist, zukünftige Dinge, gibt Arzneimittel und ihre Wirkung an, liest, schreibt und geht mit geschlossenen Augen und sagt den Leuten ihre geheimsten Gedanken [11]).

---

9) Sonst sprechen Schlafwandler in ihrem Traumleben nur ihre eigenen Gefühle aus, wie dieß z. B. der Fall bei Lady Macbeth war; ob es auch möglich sei, Andern die Reden einer dritten Person zu verkünden, bezweifeln wir im höchsten Grade, weil diese Geisteesoperation eine Wirkung davon ist, daß wir eine klare Vorstellung von dem Wunsche Anderer, die gerne die Reden der dritten Person vernähmen, freithätig uns gebildet haben, was der Mensch nur im wachen Zustande zu thun vermag.

10) Warum nicht länger?

11) Daß Schlafwandler weder weissagen noch Anderer Gedanken errathen können, wird Jeder, der nicht vom krassesten Aberglauben befangen ist, zugeben (s. die Schlußbemerkungen).

Digitized by Google

10) Sie moralisirt jedesmal in die Länge und Breite; doch wollen wir mit der Mittheilung ihrer flachen, pietistischen Salbadereien die Geduld unserer Leser nicht auf die Probe stellen; wer Lust haben sollte, sich näher davon zu belehren, beliebe sie in dem Buche selbst nachzulesen.

11) Von Allem, was sie im Schlafe spricht, weiß sie immer im naturwachen Zustande nichts. Daher nehmen immer zwei Personen ihre Reden zu Protokoll [12]).

12) Den Anfang der Reisen verkündete sie immer auf die Minute und Sekunde vorher, und immer traf es genau zu, wie sie es vorher bestimmt hatte. Es waren immer mehrere Leute da, welche Sekundenuhren hatten [13]).

13) Vor jeder Reise hatte sie einen schweren Athem (!) und darnach war sie immer sehr matt, obschon sie ihr Bett nicht verlassen hatte. Herunter aus den Sternen ging es schneller und leichter, als hinauf (!!).

14) Während ihres krankhaften Zustandes soll sie immer so unempfindlich gewesen sein, daß man sie mit einer Nadel in die Fußsohle stechen durfte, ohne daß sie von dem Stiche erwachte.

15) Sie machte binnen 3 Monaten 84 Reisen, d. h. sie hatte in dieser Zeit fast täglich Anfälle von Somnambülismus.

16) So oft sie mit einem Führer Rücksprache nahm, bewegten sich ihre Lippen und ihre Zunge, ohne daß man aber etwas hören konnte; wenn dann der Dialog zwischen Beiden zu Ende war, fing sie vernehmlich zu sprechen an: „Mein Führer sagt mir, daß" u. s. f. [14]).

17) In ihren somnambülen Zuständen las sie mit geschlossenen Augen häufig aus Büchern, welche ihr auf die Herzgrube gelegt werden mußten, vermittelst des „Magens", wie sie versicherte [15]).

---

12) Wenn diese Nachricht wahr ist, so muß man bekennen, daß der Betrug recht methodisch gespielt wurde.

13) In den würtembergischen Dörfern müssen die Sekundenuhren häufiger als in der Schweiz auf dem Lande sein.

14) Wieder eine handgreifliche Erdichtung des Biographen.

15) Eine neue Bestimmung des menschlichen Magens, von welcher die Aerzte bisher nichts gewußt haben.

Digitized by Google

18) Auch viele Gelehrte, und unter denselben namentlich Geistliche, waren bei ihren Ausflügen und Reisen zugegen, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, da ihr die Polizei das öffentliche Reisen untersagte [16]).

19) Vor dem Anfang der Reise in einen neuen Planeten mußten sie ihre Führer jedesmal einsegnen.

20) Die Gegenwart Ungläubiger, zu denen besonders die Gelehrten nach ihrer Meinung gehören, hinderte sie auf ihren Wanderungen [17]).

21) Examinator über die Vorfälle und Abenteuer ihrer Reisen war gewöhnlich ihr Bruder. Wahrscheinlich war er auch einer von den beiden Geheimschreibern der Seherin.

Nachdem wir ein allgemeines Bild von ihren Wanderungen entworfen haben, können wir uns in dem Berichte über ihre einzelnen Reisen um so kürzer fassen, als es in der That eine höchst widerliche Arbeit ist, die breiten Beschreibungen, welche der Verfasser des Buches von demselben macht, auch nur lesen zu müssen.

Die einzelnen Reisen.

4. Drei Reisen zu den Unseligen.

Die erste Reise machte das Mädchen den 19. Oktober 1832. Aus ihrem Berichte erfahren wir, wie der Wohnort der Unseligen beschaffen sei, in einer Beschreibung, die an Pater Kochem's Styl erinnert; ferner, daß die Todten einer Erlösung bedürfen in der Art, daß wir ohne Ausnahme Alle nach dem Tode arme Ge-

---

16) Ist nicht auch diese Angabe wieder erdichtet?

17) Wieder ein Zug mehr im Charakter des Pietismus. Den Pietisten ist nirgends wohler, als im mystischen Helldunkel unverstandener Sprüche. Wissenschaft und gründliche Bildung, vor deren Strahlen die Schatten des Aberglaubens weichen müssen, ist ihnen verhaßt. Sie halten alle Gelehrten und Gebildeten für gott- und gewissenlos; nur die Anhänger ihrer Sekte gelten ihnen als rein, fromm und rechtschaffen.

Digitized by Google

fangene, Leidende und Unglückliche seien[18]); endlich, daß die Seligen von Zeit zu Zeit von ihrem Wohnorte zu den Unseligen herunterfahren, um ihnen Buße zu predigen. Auf der dritten Reise, auf der sie die Unseligen unter scheußlichen Gestalten fürchterliche Qualen leiden sieht, kommt sie in die eigentliche Hölle.

5. Drei Reisen in den Mond.

Die erste Reise in den Mond fand am 2. November statt. „In 4 Minuten," sagte die Seherin, „lege ich die Reise in den Mond zurück (!!)." Sogleich wurde eine Sekundenuhr auf den Tisch gelegt; so wie die 4 Minuten auf eine Sekunde hin abgelaufen waren, begann sie mit den Worten: „Nun bin ich hier angekommen." Ihrer Beschreibung zufolge sind im Monde Berge, Thäler, Flüsse, Seen, Waldungen, schöne Gärten, Städte, deren Straßen mit dem feinsten Sande bestreut sind. Die Leute kleiden sich dort weiß, die Lehrer tragen rothe Schärpen um die Hüften. In großen Gebäuden wird den Erwachsenen Unterricht ertheilt; denn der Mond ist ein großes Erziehungshaus. Niemand schläft dort; man hört herrliche Musik; alle Bewohner des Sternes kennen sich einander. Hieher gelangt man unmittelbar, wenn man aus dem Orte der Unseligen erlöst ist.

Der Verfasser berichtet, daß der Zustand des Mädchens bis dahin Familiengeheimniß geblieben war, weil ihre Eltern ganz und gar keine Kenntniß vom Zustande des Schlafwandelns gehabt hätten. Nun aber beschlossen sie, Aerzte von dem Zustande ihrer Tochter in Kenntniß zu setzen.

Als Führer der Prophetin gibt sich ihr verstorbener Bruder

---

18) Diese Ansicht von dem Schicksal der Verstorbenen ist eine Folge von dem bekannten Lehr- und Glaubenssatze der Pietisten, daß alle Menschen arme Sünder seien und durch die eigene sittliche Kraft nichts Gutes zu wirken vermögen; womit dann weiter die Lehre von der Nothwendigkeit einer blutigen Versöhnung durch den Gottmenschen und Heiland Jesus Christus zusammenhängt. Gleichwohl hat keine Sekte einen unverträglicheren Hochmuth und Tugendstolz, als diejenige der Pietisten; sie halten sich für die Auserwählten Gottes und verachten und verfolgen alle andern Christen neben sich.

Digitized by Google

zu erkennen, der in der Sonne als Lehrer angestellt sei und alle seine Anverwandten auf Erden sehen könne (!!).

6. Drei Reisen in den Merkur.

Diese hatten vom 9. bis 13. November statt. Das Mädchen sagte den Anwesenden, in welchem Sterne ihre Verwandten — Personen, die sie nie gekannt haben soll — wohnen. — Eine der Städte im Merkur heißt Mesopotamien, eine andere Tilia [19]). Bei dem Antritt ihrer dritten Reise in den Merkur ist die Anzahl der Neugierigen bereits so groß, daß kaum der dritte Theil derselben zugelassen werden kann. — Die Seherin ertheilt Aufschlüsse über verschiedene Mordthaten, die im Königreich Würtemberg vorgefallen sind [20]). — Der Stadtpfarrer M. E. stellt die Frage, wie es dem im Jahr 1829 in Reutlingen wegen verübten Kindermords hingerichteten Diakon Brehm jenseits ergehe? Darauf erhält er den Bescheid, Brehm lebe im Monde und müsse bisweilen den Unseligen predigen [21]). Auch über andere Personen, nach denen man sich erkundigte, ertheilte sie Aufschlüsse; so ist Göthe Lehrer im Uranus, Jung Stilling ansehnlicher Lehrer im Jupiter; auch Sokrates ist noch immer Lehrer [22]); Luther aber, Melanchthon und Lavater sind bereits Diener

---

19) Sonst wußte man nur von einem Lande Mesopotamien; aus dem Buche von der Wellheimerin aber erfahren wir, daß es auch eine Stadt dieses Namens, und zwar im Merkur, gebe; eine Nachricht, für welche die Geographen und Astronomen dem Verfasser Dank wissen werden. — Tilia heißt die Linde; verstand die Prophetin durch eine höhere Offenbarung auch Latein? Doch der Herr, heißt es, gibt den Seinen Alles — auch die Sprachwissenschaft — im Schlafe.

20) Sie hätte deßwegen zum korrespondirenden Mitgliede der geheimen Polizei ernannt werden sollen.

21) Dieser Mörder kam gnädig hinweg; etwa darum, weil er ein Geistlicher war?

22) Jung Stilling nimmt also einen höhern Rang als Göthe ein; vermuthlich darum, weil er ein Mystiker und Geisterseher war. Auch Sokrates hat es jenseits noch nicht bis zum Aufwärter am Throne Jehova's gebracht!

Digitized by Google

Gottes und Aufwärter an seinem Throne. — Noch weissagte das Mädchen, daß in Würtemberg sich noch vor dem Jahre 1839 die Cholera einstellen werde [23]). — Am 16. November wurde sie für höhere Reisen eingesegnet; ihr Führer weigerte sich, mitzureisen; sie weinte über ihre Sünden und bat den Welterlöser um die Vergebung derselben, welche ihr der Führer zusicherte [24]).

7. Reisen in die Venus. Vom 17. bis 28. November.

Oberamtsarzt Dr. A. in K. besucht die Kranke mit drei andern Herren. Er fordert von ihr Beweise, daß sie wirklich eine Schlafwandlerin sei. Sie verspricht, ihm dieselben nach einigen Wochen zu geben, indem sie dann auch verschiedene, bisher noch unbekannte Arzneimittel angeben werde. Sie klagt über Störung auf ihrer Reise durch den Doktor. Nachdem Alles vorüber war, gestand er, daß er den Zustand des Mädchens nicht völlig beurtheilen könne, und gab den Rath, sich an Professor Eschenmaier in Tübingen oder an Dr. Körner in Weinsberg zu wenden [25]). Wirklich wurde an den Erstern geschrieben, worauf er antwortete: der Zustand des Mädchens sei ein freiwilliger Somnambülismus, der sich nicht selten einfinde bei Mädchen, die in ihrem Entwicklungsalter stehen. Besuch und Behandlung der Kranken lehnte er aber, üble Gesundheitsumstände vorschützend, ab. Das Mädchen erklärte ihn für den Tüchtigsten zur Beurtheilung ihres Zustandes und ihrer Unschuld; denn man hielt sie häufig für eine Betrügerin [26]). — Sie nennt ihrem Bruder die Pflanzen, welche sie heilen würden, nämlich Pappeln (!), von denen sie

23) Diese Vorhersagung ist nicht in Erfüllung gegangen.

24) Auch die weinerlichen Gefühle, welche das Bewußtsein der Sündhaftigkeit auspreßt, sind eine gewöhnliche Erscheinung unter den Anhängern des Pietismus. Damit ist aber der Hang zu grobsinnlichen Ausschweifungen, wie er sich ebenfalls unter ihnen oft kund gibt, ganz wohl vereinbar.

25) Beide durch mystische Schriften bekannt; ja es liegt sogar die Vermuthung nahe, daß der Letztere auch der Verfasser oder Herausgeber dieses Buches sei.

26) Siehe die Schlußbemerkungen.

Digitized by Google

täglich dreimal drei Blättchen 8 Tage lang werde nehmen müssen, wenn sie alle ihre Reisen werde vollendet haben. Sie weissagte öfter ihren nahen Tod[27]). — Vom 28. November an, nachdem sie ihre Reisen in die Venus geendigt hatte, mußte, wie ihr Geschichtschreiber erzählt, das Haus ihrer Eltern auf obrigkeitlichen Befehl geschlossen werden[28]). Erst darnach begann der ärgste Spuck. — Sie versicherte auch, sie werde nicht lange mehr auf dieser Sündenwelt verweilen[29]).

8. Acht Reisen in den Jupiter. Vom 29. November bis zum 8. Dezember.

Zwei Personen, die sich unter den Anwesenden befinden und nicht würdig sind, da zu sein, verzögern ihre Reise. Sie weissagt Ueberschwemmungen, sie liest Lieder, welche ihr auf den Magen gelegt werden. Auf einer Taschenuhr, die man eben dahin legte, gab sie mittelst des Standes der beiden Zeiger die Stunde und Minute an. Sie offenbarte, was während ihres Zustandes in einem andern Hause von ihr gesprochen wurde. Sie erkannte Jeden, der sich zur Nachtzeit dem Hause, in dem sie wohnte, näherte, und gab die Personen, welche sie besuchen wollten, noch vor ihrem Eintritt in das Haus mit Namen an. Zum Beschluß sagte sie jedem Anwesenden haarklein seine Gedanken. Auch die Verrichtungen mehrerer abwesenden Bekannten gab sie an. Einer Person, welche starken Durst hatte, nannte sie als Ursache davon eine gewisse Speise, welche jene vorher gegessen hatte. Dann stieg sie aus ihrem Bette, ging in den Keller, um Cider zu holen, wärmte

27) Auch diese Weissagung blieb unerfüllt.

28) Die Sache muß also doch nicht ganz lauter gewesen sein; warum wäre sonst die Obrigkeit mit ihrer Macht eingeschritten?

29) Die Pietisten haben das Wort „Sündenwelt“ sehr häufig im Munde; und alle Menschen, sie allein ausgenommen, gelten ihnen als Sünder. An einer andern Stelle nennt die Seherin den Menschen gar einen stinkenden Madensack! — Welche Begriffe von der Würde eines Wesens, das, wie die Bibel selbst sagt, nach Gottes Bilde erschaffen ist! Und ein solches Buch sollte „Niemand ohne die innigste Vertröstung“ lesen?

Digitized by Google

denſelben und gab ihn jener Perſon, um ihren Durſt zu ſtillen. Darauf ging ſie wieder zu Bette und — ſchlief ein? nein, erwachte! Man verſteckte abſichtlich Schlüſſel, Geld u. dgl. Sie gab den Ort, wo dieſe Sachen verborgen waren, genau an. Auch Sturm, Regen und Schnee prophezeite ſie. In eben dieſem Schlafe ging ſie zweimal in den Garten und befahl mehrern Perſonen, welche ſie dahin führten, die Kräuter, die dort in Menge vorhanden waren, zu pflücken. Zum Schluß wurde ſie durch Jung Stilling für die Reiſen in die Ceres eingeweiht [30]).

9. Zwölf Reiſen in die Ceres. Vom 9. bis zum 17. Dezember.

Noch ein Begleiter, der Engel Gabriel aus dem neuen Jeruſalem, kommt zu ihr. — Sie ſchreibt an ihren Bruder, nachdem man ihr das Licht genommen, faltet den Brief zuſammen und verſieht ihn mit der Adreſſe. Sie beſchreibt das Gebäude und das Zimmer in Chur, wo ſich ein Bruder derſelben aufhielt und gibt an, daß er eben eine Feder ſchneide (!). Wieder bietet ſich ihr ein Engel zum Begleiter an; ſein Name ſtand auf ſeinem Rücken mit goldenen Buchſtaben geſchrieben: er hieß Zacharias. Noch zwei Führer, die Urquellengel Jakob und Micha (!), kommen herzu, vor denen ſie einen Eid der Treue ablegen muß. Die Weiheſcene wird an dem Abende desſelben Tages wiederholt.

10. Vierundzwanzig Reiſen in den Saturnus und Uranus. Vom 18. bis zum 29. Dezember.

Da es ſchon aus einer frühern Offenbarung bekannt war, daß die Seherin auf dieſen Reiſen Heilmittel angeben würde, ſo entſtand nun ein ungemeiner Zudrang von Menſchen, der vom Mor-

30) Die Offenbarungen, von denen in dieſem und in dem folgenden Abſchnitt die Rede iſt, ſind ſo kindiſcher Natur und auf ſo triviale Dinge gerichtet, daß ſie ſchon deßhalb erdichtet ſein müſſen. Und wie unwahrſcheinlich iſt es nicht, daß es im Dezember noch eine Menge grünender Pflanzen im Freien gab! Hieraus geht klar hervor, daß der Verfaſſer einen geiſtlichen Roman ſchreiben wollte, dem aber alles Intereſſe mangelt.

Digitized by Google

gen bis zum Abend währte; oft mußten mehrere bei der Wohnung des Mädchens übernachten [31]). Laut Zeugniß des Verfassers gab sie zwar den Anwesenden Heilmittel an, allein der neugierige Leser erfährt ihre Namen nicht, sondern wird an einen gewissen Arzt, dessen Namen nirgends entdeckt wird, gewiesen; diesem seien die sämmtlichen Rezepte der neuen Wunderthäterin übergeben worden [32]). Ausdrücklich wird noch bemerkt, daß sie niemals Kräuterkunde studirt habe. Ueberdieß bezeugt der Verfasser, daß sie Viele geheilt habe, woran indessen zu zweifeln dem Leser erlaubt sein wird. Sie rühmt noch einmal Professor Eschenmaier und sehnt sich nach dessen Gegenwart. Nach ihrer letzten Reise in den Uranus erhielt sie 110 Herzstöße (!!); die Zahl derselben hatte sie früher genau bestimmt. Sie bittet, man möge doch ja keine Spötter über das Wort Gottes zulassen; „denn," fügte sie hinzu, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben und die Perlen nicht vor die Schweine werfen [33])."

---

31) Wenn, wie oben (in Nro. 7) erzählt wird, das Haus ihrer Eltern auf obrigkeitlichen Befehl geschlossen worden ist, so müssen wir uns billig wundern, daß sie, welche für einen Ausbund der Frömmigkeit gelten soll, und ihre Eltern diesem Befehle nicht genauer nachlebten und daß man den Zudrang der Neugierigen nicht zu hindern suchte. Allein Leute dieses Schlages wissen ihren Ungehorsam gegen die Gesetze immer mit dem Sprüchlein zu entschuldigen: „Man muß Gott mehr, als den Menschen gehorchen."

32) Wer Lust hat, ihren Namen und Gebrauch kennen zu lernen, beliebe in der neuesten Auflage des Buches nachzusehen; wird aber nicht viel helfen.

33) Diese Aeußerung zeigt uns die Sekte der Pietisten von ihrer schwärzesten Seite, indem dieselben auf Andere mit Stolz, Verachtung und Haß herabblicken und das Recht zu haben meinen, sie zu verfolgen. Sie selbst machen, so lange sie in einem Lande die schwächere Partei sind, immer auf Duldung Anspruch; sobald sie aber die herrschende Sekte werden, sind sie auch gegen Andersdenkende höchst unduldsam und verfolgungssüchtig. Die neueste Geschichte des Kantons Zürich beweist diese Behauptung augenscheinlich. Denn als im Jahr 1839 die Pietisten den gesunden Sinn des Volkes geblendet hatten,

Digitized by Google

11. Zwölf Reisen in die Sonne. Vom 30. Dezember 1832 bis zum 7. Jänner 1833.

Auf ihrer ersten Reise in die Sonne war sie Zeuge von der Geburtsfeier Jesu auf diesem Sterne. Bei diesem Anlaß erfährt sie auch, daß Jesus nicht den 25., sondern den 30. Dezember, und um 3 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung geboren worden sei. Sie sieht viele Kinder, die nicht größer als Kinderpuppen sind, unter einander herumhüpfen. Diese sollen ihre Wärterinnen behalten, bis sie 9 Jahre alt sind (!). — Auf die Frage, wo die in Bethlehem ermordeten Kinder sich aufhalten, antwortet ihr der Führer: „Diese sind als Blutzeugen in das neue Jerusalem versetzt; das sind die 144,000[34]), die vor dem Throne singen; diese sind Junggesellen." — Auf ihren Reisen sah sie auch Maria und einen gewissen Stadtpfarrer. Gott selbst soll in einer weit höher befindlichen Sonne wohnen (!). — Den 7. Jänner wurde sie endlich von dem Mystiker Johann Arndt zu ihren letzten Reisen, welche in das neue Jerusalem gehen sollten, eingesegnet. Die Weihe geschah auf dem Berge Golgatha im Tempel.

12. Zwölf Reisen in das neue Jerusalem. Vom 8. bis 15. Jänner 1833.

Aus dem Reiseberichte entheben wir nur die folgende Beschreibung des neuen Jerusalems. Die Stadt ist ein großes Viereck, in dessen Mittelpunkte die Wohnung des Allerhöchsten steht. Engel bewachen die Thore und werden von Zeit zu Zeit abgelöst; sie stehen nicht an, sondern auf den Thoren. Die Thore selbst sind jedes aus einem einzigen Edelsteine; das erste ist marmorweiß, das zweite himmelblau u. s. f. Die Stadtmauern sind glänzend weiß,

---

schlossen sie nicht nur die Anhänger rationalistischer Grundsätze vom Genusse der wichtigsten Rechte aus, sondern selbst die orthodoxen Verehrer der Landeskirche mußten ihnen huldigen und ihren Willen sanktioniren.

34) Hier verräth sich wieder die mit egyptischer Finsterniß geschlagene Geistesarmuth des Pietismus; denn welcher Vernünftige wird im Ernste glauben, daß in einem kleinen Städtchen Hunderttausende von Kindern zu finden gewesen seien?

Digitized by Google

die Gebäude von gediegenem, spiegelhellem Golde, so daß man in ihnen, so wie auch in den Straßen der Stadt, welche mit Gold gepflastert sind, sich spiegeln kann. Alle Gebäude sind in gleicher Höhe und in gleichem Styl erbaut; nur dasjenige, in welchem Gott selbst wohnt, macht eine Ausnahme von dieser Regel [35]). — In allen Straßen sah die Gotterleuchtete Engelschaaren wallen; doch kannte sie nur den frommen Arndt. Sie hörte Harfen und Posaunen ertönen, die 144,000 Blutzeugen singen u. s. w. Mit der zwölften Reise hatten alle ihre Reisen ein Ende.

13. Schluß der Wundergeschichte.

Nach der zwölften und letzten Reise in das neue Jerusalem nahm ihr zweiter Führer Abschied von ihr; vom ersten Führer erhielt sie noch mehrere Besuche; Reisen aber machte sie nicht mehr; doch gab sie während ihren Träumen noch mehrere Heilmittel an.

Am 15. Jänner 1833 gebrauchte sie das von ihr selbst verordnete Heilmittel, nämlich 3 Pappelblätter [36]), welches sofort die herrlichste Wirkung hervorbrachte. Sie verfiel zwar noch öfter in Schlaf, doch wurde dieser mit jedem Tage kürzer und schwächer; nur mit der Zunahme ihrer Nerven- und Körperstärke ging es langsam.

Noch zweimal sollte sie ihrer Angabe gemäß in Schlaf fallen; was auch geschah. Nach ihrem letzten Schlafe gab sie ein Heilmittel an, welches die gewünschte Wirkung hervorbrachte.

14. Schlußwort des Herausgebers.

„Somit schließt," sagt der Verfasser nach der Mittheilung seines Romans, „die Geschichte eines der merkwürdigsten somnambülen Zustände. Der Herausgeber kann die heiligste Versicherung geben, daß in diesem Buche Alles getreulich und ohne fremden Zusatz angegeben worden sei." Als Zweck der Herausgabe des Buches

---

35) Gott wäre also nicht allgegenwärtig? Er soll mit seiner Existenz an irgend einen Weltkörper, an irgend ein Haus gebunden sein? Welche Wahnbegriffe von einem höchsten Wesen!

36) Siehe oben Nro. 7.

Digitized by Google

führt er an die Förderung zum wahren Glauben an die Verheißungen des heiligen Gotteswortes[37]).

37) Da die Verheißungen des göttlichen Wortes nirgends der Lehrkurse, die wir in den Gestirnen noch zu machen hätten, Erwähnung thun; da sie vielmehr nur im Allgemeinen auf den Lehrsatz hinweisen, daß ein Jeder jenseits ernten werde, was er hienieden gesäet hat, so streitet die Herausgabe eines Buches, welches die Engel in weiß bebänderten Bundschuhen auftreten läßt und von ähnlichen Faseleien strotzt, geradezu mit der Absicht, die Verheißungen über das Jenseits glaubwürdiger zu machen. Es verräth mindestens große Thorheit, den dunkeln Schleier, welchen die Hand der Vorsehung über das Jenseits absichtlich geworfen hat, lüften zu wollen.

Digitized by Google

Unterredung

mit

Vater Bodmer von Stäfa

im Wellenberg in Zürich.

Wir haben in der Geschichte des Kantons Zürich von 1794—1830 Vater Bodmers und seiner Leiden für die Freiheit des Landvolkes im Jahr 1795 im Verfolg der Geschichte selbst weitläufig gedacht und ein Aktenstück wiedergegeben, welches sein Schicksals- und Leidensgefährte, der selige RR. Pfenninger im Jahr 1832 veröffentlichte, betitelt: „Eine Blume auf das Grab des seligen Bodmers." Das Aktenstück enthält einen Bericht der Geistlichen am großen Münster über den im Wellenberg gefangenen Bodmer an „Unsere Gnädigen Herren und Obern", welches mit einfacher, aber ergreifender Wahrheit einen Mann schildert, der in der Geschichte seines Vaterlandes eine so bedeutende Rolle spielte; der, weil er es wagte, eine „bescheidene Bitte" an die Obrigkeit für die dem Landvolke durch Verträge garantirten, von den Machthabern Zürichs aber mehrmals gewaltsam entrissenen Rechte, zu unterstützen, und zur Erreichung derselben seinen Einfluß in der Gemeinde geltend zu machen, als Staatsverbrecher mehrere Wochen lang im Kriminalgefängniß (Wellenberg) schmachtete, auf Befehl seiner Regierung von der Geistlichkeit am großen Münster in Zürich zu einem verheißenen schmählichen Tode vorbereitet, dann endlich Henkershänden überantwortet und auf den Rabenstein geführt wurde, dort aber die besondere Gnade empfieng, daß, anstatt in seinen Nacken, das Racheschwert nur über sein

Digitized by Google

ehrwürdiges graues Haupt geschwungen und er dann zu ewiger Kettenstrafe verdammt wurde, mit dem drohenden Anhange, daß man sich zu keinen Zeiten unterstehen solle, Fürbitten um seine Befreiung bei der hohen Landesregierung einzulegen. Dort im Kerker schmachtete er mehr als zwei Jahre und würde gewiß darin sein Leben ausgehaucht haben, hätte nicht das Jahr 1798 seine Verfolger mit Schrecken erfüllt und zu einer sogenannten Amnestie genöthigt, in Folge welcher er aus dem Kerker befreit und von einer Menge Volkes im Triumphe in seine Heimath begleitet und den Seinigen wieder gegeben wurde.

Nicht minder merkwürdig als der angeführte Bericht, ist das nachfolgende Aktenstück, betitelt: „Unterredung mit dem im schweren Verhafte im Wellenberg sich befindenden Altseckelmeister J. J. Bodmer von Stäfa, den 2. September 1795", welches wir dem Nachlasse des seligen RR. Pfenninger enthoben haben. Aus den Antworten, die Bodmer dem fragenden Geistlichen gab, geht sein edles, religiöses und moralisches Gefühl hervor. Ihm lag, noch mehr als die Seinigen, das Landvolk und die Heimathgemeinde zunächst am Herzen; ihr Wohl wollte er begründen. Ganz anders dachte der Geistliche, welcher unter Anderm sagte: „Ich hätte geglaubt, gerade der Anblick, ja wie es bei Euch war, die lebhafte, freudige Empfindung seines häuslichen und äußerlichen Wohls, sollte Einen von allen Unternehmungen, die ohne Störung desselben nicht geschehen können, recht nachdrücklich zurückschrecken; gesetzt, man stände auch in der Meinung, durch diese Unternehmung etwas Beträchtliches zu gewinnen, ich hätte geglaubt, man müßte in einer solchen Lage denken: „Du und die Deinigen sind glücklich, was wollen wir mehr?" u. s. w. Also, wenn man mit den Seinigen glücklich ist, so soll man nichts mehr wollen, sich um die Nebenmenschen, ja selbst um das Vaterland nichts mehr bekümmern, sondern dasselbe jeder Willkür preisgeben. Saubere Logik, eines Geistlichen würdig, der die Handlungen tyrannischer Machthaber mit einem religiösen Kleide zu bemänteln sucht, um den Schuldlosen in Verlegenheit zu bringen und zum Bekenntniß einer Schuld zu nöthigen, deren er sich nicht bewußt ist. Aber der edle Bodmer hatte zu viele Seelenruhe und

Digitized by Google

stolze Todesverachtung, als daß er in die Schlinge ging. Alle, auch noch so verfänglichen Fragen beantwortete er mit Unerschrockenheit und ungeheuchelter Aufrichtigkeit, ruhig dem ihm oft vorgespiegelten nahen Tod entgegensehend. Das Herz des Gefangenen, dessen christlicher Sinn den zudringlichen Geistlichen hätte zum Mitleid und zur Achtung vor der unterdrückten Unschuld hinziehen sollen, wurde mit trüben Bildern von bedenklichen Zeiten, von Religionsverachtung, Sinnlichkeit zur Schmiegsamkeit zu lenken gesucht. Als Bodmer zugab, daß das Wort Gottes nicht mehr, wie es sollte, geachtet werde, glaubte der Geistliche gewonnenes Spiel zu haben und benutzte den Anlaß, um seinem Aerger über die „rebellischen" Stäfner Luft zu machen, indem er unter Anderm sagte: „Ich weiß auch, zum Theil aus eigener Erfahrung, was für eine unbegreifliche Frechheit im Reden gegen Religion und Tugend bei Euch im Schwung geht." Allgemeine Schuld sollte den edeln Bodmer zum Mitschuldigen stempeln. — Aber auch seiner Gemeinde wollte Bodmer keine Schuld aufladen lassen und verlangte Thatsachen dießfalls zu wissen, da brach der Geistliche seine Betrachtungen schnell ab, indem er sagte: „ich höre den Schiffmeister kommen — wir wollen jetzt abbrechen." Auch wir brechen unsere kurze Einleitung ab und lassen das Aktenstück folgen, die weitern Betrachtungen darüber dem Leser überlassend.

Nachdem ich, laut getroffener Abrede in der den 31. Augstmonat unterm Präsidium Ihro Hochwürden Herrn Antistes Heß auf der Chorherrn gehaltenen Versammlung, wobei sich alle Stadtprediger (die Herrn Pfarrer bei St. Peter, Fraumünster und Predigerkirche ausgenommen) nebst einigen von Herrn Antistes selbst ausgewählten Catecheten und Exspectanten einfanden, vorher mit Herrn Ordinariis einige Mal den Bodmer besucht hatte, mußte ich Mittwochs den 2. September, als an dem Tag, wo den Haupträdelsführern in den Unruhen am Zürichsee das Endurtheil gefällt wurde (an welchem Tag die Räth- und Bürgerversammlung erst Abends um 7 Uhr geendigt war) Nachmittags um 3 Uhr zu Bodmer im Wellenberg allein gehen. Ich ließ ihn aus seinem Gefängniß herabkommen in das neu angehängte Zimmer. Er empfing mich freundlich, wischte sich, wie in den vorigen Malen, während

Digitized by Google

dem Herzukommen und Begrüßen öfters die Augen, die mir wirklich von anhaltendem heimlich bittern Weinen hart mitgenommen schienen. Ich ergriff in Gedanken unwillkürlich einen von den daſtehenden beſchlagenen, eigentlich für die Herrn Nachgänger und Geiſtlichen beſtimmten Stühlen, ſtellte ihn auf die Seite des Tiſchs, dem Fenſter gerade vorüber, und hieß ihn Platz nehmen. Er ſagte, dieß ſei nicht ſein Stuhl und wollte nach der Ecke des Gemachs gehen, um den alten ſchlechten Stuhl herzuholen. Ich ſagte, es habe nichts zu ſagen, er ſolle jetzt nur da ſitzen, da es für ihn, als einen alten Mann, beſſer ſei, ſo zu ſitzen; — und ſetzte mich ihm vorüber. Bald ſchaute er nach dem Fenſter, deſſen Jalouſieladen ſtark geöffnet war; weßwegen er fragte, ob er nicht auf eine andere Seite ſitzen dürfe, die Leute von der Oberbruck ſchauen ſo herein? — „Ja freilich, wo ihr wollt," war meine Antwort. Ehe er ſich jetzt ſetzte, betete ich noch ein kurzes, beſonders für dieſe Stunde meditirtes Gebet laut, hieß dann den Bodmer ganz nahe zum Tiſche zu ſitzen und fing dann ungefähr folgendermaßen an:

„Ich weiß nicht, Seckelmeiſter, ob man euch geſagt hat, daß zu dieſer Stunde euch wieder Jemand beſuchen werde (er ſagte: Nein, es ſagte Niemand etwas davon). Da ich indeſſen weiß, vorzüglich aus dem geſtern von euch ſelbſt Gehörten, daß ihr am liebſten euch ſelbſt überlaſſen ſeid, ſo wäre mir für meine Perſon nie in den Sinn gekommen, euch hieran durch meine Gegenwart zu hindern. Allein, da es ſo Anordnung und Aufforderung iſt, euch zu beſuchen, ſo iſt es natürlich meine Pflicht, zu euch zu kommen, und zwar zu der Stunde, die von den Herrn Ordinariis beſtimmt worden. Seid nun verſichert, daß ich es mir, der gewiß gegen das Unglück Anderer nie gleichgültig ſein konnte, und alſo ſchon um deßwillen mit euch Mitleiden haben muß, zur heiligſten Pflicht mache, euch in der Ruhe, von der ihr geſtern und heute Morgen, als in euch befindend, ſagtet, zu ſtärken, und euch, ſei es nun durch tröſtende Worte oder erheiternde Gedanken oder erleichternde Ausſichten, in dieſen wichtigen Stunden nützlich zu ſein; wenigſtens hoffe ich, wenn auch meiner jungen Kräfte und ſchwachen Einſichten bewußt, euch nicht beſchwerlich oder überläſtig zu fallen

Digitized by Google

(ich merkte dieß an, da ich gewahr ward, daß er von seinem Nastuche, das er in den Händen hielt, einige Fäserchen ablas und auf den Boden fallen ließ). „O!“ fiel er ein, „es ist mir gar recht, wenn Jemand bei mir sein mag, und glauben Sie nur im Geringsten nicht, daß sie mir beschwerlich seien; nur nehmen Sie nicht für übel, wenn ich Sie ersuche — ich habe es auch allen Herrn gesagt, die zu mir kamen — verschonen Sie mich mit solchen Vorstellungen, die man sonst zu brauchen pflegt bei armen Sündern, die man ausführt. Es ist einem viel besser, wenn man einen bei seiner Ruhe läßt. Im Uebrigen reden Sie mit mir, was Sie wollen.“

Ich. Ich habe euch schon gesagt, Bodmer, daß ich euch nicht im Mindesten in euerer Ruhe zu stören suchen werde, und am allerwenigsten durch heftige Zusprüche; aber Mitleiden muß und darf ich wohl mit euch haben, als mit einem durch seine Handlungen unglücklichen Nebenmenschen; sonst wäret ihr doch nicht hier. Gern will ich mich mit euch unterhalten, wie ihr es bedürfet, wie ihr wollet: über religiöse Angelegenheiten, was euch doch am liebsten sein wird; über die Grundsätze, die ihr am richtigsten befunden; über die Schicksale der Menschen; über ihre Aussichten, die sie als Christen haben; worüber ihr in euerm Leben am liebsten redetet? Seid nur versichert, daß ich gewiß gern auch die Grundsätze und Gesinnungen solcher meiner Nebenmenschen höre, die keineswegs gleich mit mir denken; — und als Religionslehrer, als Diener Jesu Christi, muß ich doch schon als solcher menschenfreundlich und verträgsam sein gegen Andersdenkende. Aber das bin ich doch auch schuldig zu thun, wenn ich etwas als wahr einsehe, es nicht zu verhehlen, sondern meine Gründe für diese oder jene Wahrheit freimüthig und mit Festigkeit zu bekennen. Und eben, weil ich die Wahrheit aufrichtig liebe, so höre ich zum Exempel vorzüglich gern alte, an mancherlei Erfahrungen reiche Männer erzählen, was für Eindruck, welche heilsame Wirkungen sie von diesen oder jenen Religionswahrheiten in dieser oder jener Lage ihres Lebens empfunden und erfahren haben. Auch ihr, Seckelmeister, werdet als ein Mann, der, wie ich aus euern Reden abnahm, auf Alles, was mit euch und um euch her vorging

Digitized by Google

aufmerksam war, beobachtet haben, ob ein Mensch, der die Lehren unseres Erlösers recht genau und treulich befolget, glücklicher oder unglücklicher war, inwiefern auch ihre äußere Lage, ihr leiblicher Zustand mit ihrem Verhalten und mit ihren Gesinnungen übereinstimmte; ob die, so dem, was ihnen der Heiland empfiehlt, gerne und geflissentlich nachlebten, fanden, daß es sich doch der Mühe lohne, das zu thun; ob die, welche das Christenthum nur insoferne ausübten, als es ihren anderweitigen Absichten und ihren Lüsten nicht gar zu offenbar im Weg stand, eine solche Denkungsart nie bereuen mußten. Oder was habt ihr in Absicht auf Glauben an Gott und Ausübung des Christenthums für Erfahrungen gemacht an Andern oder an euch?

Er. Der ist gewiß glücklich und wird in Ewigkeit selig werden, der Gott und Jesum Christum erkennet.

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut.

Das ist mein fester Trost; — und Gott sei Lob und Dank, ich verspüre diesen Trost so kräftig, daß mir nicht ist, als ob ich nicht daheim sei.

(Er mußte bei diesen Worten die Thränen mit Gewalt zurückhalten; er wischte ein Mal über das andere die Augen und die bald erfolgte Fassung schien mir mehr verbeißendem Unmuth ähnlich, als wahrer männlicher Stärke des tugendhaften Christen.)

Ich. O, das freut mich rechtschaffen, Seckelmeister! daß ihr den Trost des Christen so kennet. Es ist mir sonst eben vorhin, als ich euch so hereinkommen sah, der bange Gedanke lebhaft aufgestiegen, es könne kaum anderst sein, als das bittere Gefühl, von den, so viel mir bekannt, zahlreichen Eurigen getrennt — und wer weiß, wie lange? — und abgesöndert von den Menschen einsam im Kerker zu sein, müsse euch betrübnißvolle und harte Stunden verursachen; ich versetzte mich so in Gedanken in euere Lage und sprach so bei mir selbst: „wie würde dir auch zu Muthe sein, wenn du dich um deiner Handlungen willen so von den Menschen abgesondert, und noch die Deinigen daheim um dich so schmerzlich bekümmert wüßtest!“ Aber das ist wirklich gut, daß euch die Erinnerung an die Eurigen so wenig Bangigkeit macht; es scheint,

Digitized by Google

sie haben euch Freude gemacht, daß ihr ihrenthalben so ruhig sein könnt; — und doch waren sie gewiß von verschiedener Gemüthsart, die ihr zu leiten und zu erziehen hattet?

Er. Ja, es brauchte etwas dazu; aber unser Herr Gott hat es mir wohl gehen lassen und auch die Meinigen gesegnet. Meine Kinder fürchteten mich und liebten mich, und folgten mir auch noch, da sie schon erwachsen und verheirathet waren.

Ich. Habt ihr noch alle zu Hause oder sind auch einige von ihnen in's Ausland gezogen?

(Nun machte er mir eine gar weitläufige Erzählung von seinen Schicksalen sowohl als von seinen (wenn ich nicht irre 8) Kindern und (11) Kindeskindern, von ihren Versorgungen, Denkensart ꝛc., woraus ich vernahm, daß 1 oder 2 Söhne durch des Vaters Bekanntschaft mit der Brüdergemeine nach Herrenhut als Hafner gekommen; daß Bodmer's Frau eine verständige und thätige Hausmutter ist, er aber auch ein vertragsamer Gatte, indem er, nebst den meisten seiner Kinder, der herrenhuterischen Sekte zugethan war und die Brüderversammlung fleißig besuchte, die Frau hingegen nebst einigen Kindern nicht; daß er seit ungefähr 14 oder 15 Jahren ein Herrenhuter ist und diese ungleiche religiöse Denkensart doch nicht Anlaß zu Ehestreit gab. Er malte mir sein häusliches Glück recht schön und mit ungemeiner Wärme; daher machte ich folgende Frage):

Ich. Das freut mich! das muß euch recht viel Erquickung und Trost gewähren; aber, mein lieber Seckelmeister! nur noch eine freimüthige Frage: Wie war's denn um's Himmelswillen auch möglich, sich in einer so glücklichen Lage zu sehen und dann auf der andern Seite doch hingehen und Schritte thun, die sichtbarlich dieses häusliche Glück stören mußten? Ich hätte geglaubt, gerade der Anblick, ja wie es bei euch war, die lebhafte, freudige Empfindung seines häuslichen und äußerlichen Wohls sollte Einen von allen Unternehmungen, die ohne Störung desselben nicht geschehen können, recht nachdrücklich zurückschrecken; gesetzt, man stände auch in der Meinung, durch diese Unternehmung etwas Beträchtliches zu gewinnen, ich hätte geglaubt, man müßte in einer solchen Lage denken: „Du und die Deinigen sind glücklich, was wollen wir

Digitized by Google

mehr? Vollkommen ist doch auf Erden nichts. Könnten wir vielleicht auch noch etwas mehr erzielen, — lieber nehmen wir das Gewisse.“ Wie habt ihr um's Himmelswillen — ihr, ein alter, erfahrner, verständiger, häuslich-glücklicher Mann — wie habt ihr's über's Herz bringen können, Schritte zu wagen, die, wie ihr gewiß voraussehen mußtet, euch aus eurer häuslich-glücklichen Stille schon dadurch herausheben mußten, daß ihr dabei viele Geschäfte übernehmen, euch oft von Haus entfernen, viele Unterredungen mit Andern halten mußtet, — geschweige davon, daß sie bedenklichere und gefährlichere Schritte nach sich zögen; — wie habt ihr euch so weit versteigen können?

Er. Mein Gott! wer hätte gedacht, daß etwas Gefährliches daraus entstehen könnte, wenn man mit seinen Herrn und Obern von Rechten und Freiheiten redet, die man glaubt erlangen zu können; wenn gute Freunde in der besten Absicht zusammensitzen, sich über ihre Gemeindsangelegenheiten zu berathen und Urkunden und Dokumente zu untersuchen, von denen sie einigen Nutzen für die ganze Gemeinde zu gewinnen glauben?

Ich. Ja freilich, Seckelmeister! hat's ein jeder Vernünftiger denken müssen, der nur einigermaßen kaltblütig auf die Folgen Bedacht nahm; das ist einem Jeden klar, auch wenn man wirklich von diesen euern und euerer Freunde Absichten nicht einmal reden will. Oder sagt mir, muß man da nicht schon Gefahr laufen, wenn man 1) hitzig und unbesonnen sich in Sachen hineinläßt, die nicht ein Jeder versteht und nicht für einen Jeden sind; 2) eigensinnig und eigenmächtig redet und handelt; 3) einen unbefugten gesetzwidrigen Gewalt dem gesetzmäßigen entgegensetzt; 4) des obrigkeitlichen Ansehens durch Reden und Thaten spottet; 5) die obrigkeitlichen Aufforderungen verschmähet und Andere noch aufhetzt, auf richterliche Befehle nicht zu achten. Ich will nur diese Punkte, so wie sie Einem so vorzu auffallen müssen, berühren und euere verschiedenen übrigen Vergehungen, um derentwillen ihr in desto schwererem Verhaft sitzet, nicht herzählen, sondern nur bei denen stehen bleiben, die so das sittliche Verhalten eines Christen mehr und minder in's Licht setzen. Oder saget, Seckelmeister, kann man bei solchen

Digitized by Google

Schritten denken, sie werden keine Veränderungen im Zustand nach sich ziehen?

Er. Ja! es kömmt nur darauf an, wie man die Sache ansieht.

Ich. Richtig! und ich will und kann euch bestimmt sagen, wie ich die Sache ansehe, da ich mit euch rede als Christ — denn Christenthum ist mir heilig — nur als Christ sehe ich sie an — so frage ich euch, ob sie, die ganze Sache, uns ein christliches Verhalten Derer, die darin handelten, zeige?

Er. Ich habe freilich Manches sehen müssen, das nicht christlich war und das mir nicht gefiel; aber man wollte mir nicht folgen, ich konnte es nicht mehr verwehren.

Ich. Und dennoch konntet ihr es mit einem guten Gewissen vereinigen, doch noch mitzumachen und mitzuhalten? Sonderbar!

Er. Man kommt halt so nach und nach herein — und weil wir einmal eine gerechte Sache zu haben glaubten, und ich mich auf gute Absichten berufen konnte, so ließ ich die Sache auch nicht gern stecken. Freilich wünschte ich jetzt um der Gemeind, nicht um meinetwillen — denn für mich hat es nichts zu sagen, ich bin ein alter Mann, — daß die Sache anderst wäre angestellt worden. Es war halt mein Unglück, daß ich die Gemeindseckelmeisterstelle annahm.

Ich. Wie das? — Gerade auf einem solchen Posten kann man nützen?

(Hierauf fing er weitläufig die ganze Historie zu erzählen an, und deducirte sein gegenwärtiges Schicksal, wie es Jahr für Jahr sich präparirte, von dem Zeitpunkt her, wo er auf vielfältiges Zureden, besonders der Seinigen, die Seckelmeisterstelle annahm. Bei dieser Erzählung gestikulirte er stark, redete zuweilen mit ungemeinem Feuer, besonders verbreitete sich Freude und Lächeln über alle seine Gesichtszüge, wenn er erzählte, wie dieser und jener ihm zugeredet, mit den Worten: „Ei, Bodmer! Ihr kennet die Sachen am besten! ihr habt schon vieles unter den Händen gehabt! Ihr meinet es gut mit der Gemeinde. Ihr seid mit Hrn. Zunftmeister Irminger wohl und gut bekannt, ihr kennet sonst viele vornehme Herren in der Stadt, die Herren Obervögte kennen euch

Digitized by Google

am beſten, und haben euch gern, nehmet die Stelle an! Nehmet euch der Sache an!“ — Oder wenn er erzählte, wie gut er mit ſeinen Hrn. Obervögten geſtanden, wie viel er gegolten: — oder wenn er erzählte, wie man bei Zuſammenkünften ſeine Einſchläge gebilligt und gelobt. Ich unterbrach ihn während ſeiner weitläuftigen Darſtellung höchſt ſelten, ſondern widmete ihm meine ganze Aufmerkſamkeit, vorzüglich um auch die ſchwachen Seiten des Mannes zu beachten. Zu dieſen ſchienen mir allervorderſt zu gehören, ſeine Eitelkeit; ſich vielbeliebt zu ſehen, freute ihn überall, demnach die natürlich damit verbundene Freude an einer gewiſſen Superiorität über die Menge. (Oder war vielleicht dieſe Freude die Quelle jener Eitelkeit.)

Wenn er ſo mit Wärme redete, ſo ſprach er mit einem recht ſichtbaren Wohlgefallen in der Mehrzahl: Wir, die Herren Vorgeſetzten von Stäfa —; Unſer Erachten ging dahin; — die Herren N. N. nebſt mir hielten dafür — u. ſ. f. — Da er die Gründe und Umſtände, warum den Citationen UGHrn. nicht entſprochen worden, gar fein zuſammen ſtellte, und noch keck beifügte: „Wir konnten ſicher wiſſen aus dem, wie man uns bereits behandelte, daß man uns doch nur immer zur Stille weiſen oder gar dazu zwingen würde“, gab er mir natürlichen Anlaß zu folgender Frage:)

Ich. Ihr ſetzet alſo doch ein großes Mißtrauen in eure Obrigkeit, wenn ihr gleich vorhin ſo von einem ununterbrochen fortgedauerten Gehorſam und nie verletzter Achtung gegen euere Obrigkeit ſprachet? —

Nach langem Beſinnen ſprach

Er. Ja, wie es geht, wenn man einem auch gar nicht abhören will, und einem ſchlechterdings alles Reden von der Sache verbietet.

Ich. Das iſt nicht unbefangen, ſondern ein wenig rachſüchtig und bitter geſprochen, Seckelmeiſter! Verhehlet euch ſelbſt das nur nicht! Das letzte, was ihr da ſagtet, ſtellet ihr in einem ſchiefen Licht dar. Mürriſche verführeriſche Reden werden verboten worden ſein; und iſt das nicht die Pflicht einer guten ſorgfältigen Obrigkeit? — Und was eure erſte Aeußerung betrifft, ſo iſt

Digitized by Google

sie mir von euch, als der die Achtung gegen seine Obrigkeit nicht verletzt haben will, und sie zu kennen glaubt, gar zu befremdend, denn es ist doch allbekannt, ja es ward in einer öffentlichen Proklamation dazu aufgefordert, daß man jedem, wer es verlange, Auskunft und Erklärung gewähren werde, und jedem, der sein Recht oder eine seiner Freiheiten gekränkt glaube, die erforderliche Untersuchung angedeihen lassen wolle; aber dem Vaterland und der Verfassung zuwiderlaufenden und Unglück und Verwirrung nach sich ziehenden Forderungen Gehör zu geben; könntet ihr das auch von einer weisen für Stadt und Land besorgten Regierung erwarten? — Und wie, Bodmer! ich will für einmal annehmen, ihr habet gute Absichten gehabt, ich will annehmen, was ihr behauptetet, ihr habet bei allem doch niemals den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit aus dem Auge gesetzt, ob ihr gleich viel Mißtrauen hegtet, was hätte da ein Unbefangener rathen müssen? — Hätte er nicht zu euch sagen müssen: „Ihr sagt, ihr habet eine gute Sache und billige Begehren: Gut, erscheinet also an gehörigem Ort. Euer Verlangen und euer Verhalten sei gesetzmäßig und bescheiden, sonst machet ihr eure Sache verdächtig. Erst dann, wenn ihr eure Pflicht gethan habt, und euch auf eine vernünftige, gegründete, billige und gerechte Forderung kein Bescheid wird gegeben werden — erst dann dürfet ihr an der Gerechtigkeitsliebe und Einsicht euerer Obern zweifeln. — Aber ihr sagt, euere Sache sei gut; — o so geht sicher. Ihr habt eine gute Obrigkeit. Ihr werdet gewiß Antwort erhalten." — Aber Seckelmeister! bei euch hat nicht nur niemand solche Ueberlegungen angestellt, sondern ihr werdet nicht in Abrede sein können, daß die Art und Weise, wie ihr bei euern Absichten zu Werke ginget, eben gar nicht gesetzmäßig und bescheiden war.

Er. Ja, aber wenn es auf Recht und Unrecht bei einer Forderung ankömmt, so ist nicht darauf zu sehen, wie sich der verhalte, der fordert und wie er fordere.

Ich. O Seckelmeister! ihr stellt da einen Satz auf, der sehr mißbraucht werden kann, so viel Wahres er auch enthält, und der die schärfste Einsicht und eine pünktliche Behutsamkeit erfordert, wenn man ihn nicht falsch anwenden will. Sonst ließe

Digitized by Google

sich leicht daraus erweisen, daß das Erbgut jedem, wohl oder schlecht gerathenen, verständigen oder dummen Sohn müsse übergeben werden: — daß mein Nachbar, der einen Baum an meinem Garten anspricht, mit der geladenen Pistole in der Hand fordern darf u. s. w. Nein, nehmt mir nicht übel, Bodmer, über einen solchen Satz möchte ich mich nicht unterhalten, da ein Christ besseres Fundament haben muß, als dergleichen vieldeutige Sätze. Oder habt ihr wirklich über jenen Satz so oft nachgedacht, daß ihr mir gern eine genauere Erläuterung dessen, was ihr geäußert habet, geben würdet, oder eine deutlichere Anwendung machen wollet?

Er. Nein, nein! es kam mir just so in den Sinn, daß man doch um dessenwillen, wenn etwa der eine oder andere sich ungebührlich aufgeführt hat, just nicht einer ganzen Versammlung von rechtschaffenen Vorgesetzten ihre Absichten böse aufnehmen sollte.

Ich. O mein lieber Seckelmeister! Das ist wahrlich nicht unbefangen gesprochen! Redet doch nur freimüthig heraus; die Person, die ihr da so andeutet, ist niemand anders, als unsere Obrigkeit; ihr brauchet ja, da ihr ja ein Freund der Wahrheit seid, was ihr hoffentlich auch an mir finden solltet, ihr brauchet ja nicht so verblümt zu reden. Unter den rechtschaffenen Vorgesetzten verstehet ihr doch wohl euch und euere Mitvorgesetzten; diese Vorgesetzten, also auch euch, glaubt ihr nun von UGHerrn und Obern viel zu unwürdig behandelt. Da muß sich ja bei euch ganz natürlich eine Empfindung von angegriffener Reputation, wie ihr meint, regen. O verhehlt es euch nicht, ihr könnt wahrlich nicht unpartheiisch reden. Es muß in euerm Innern etwas kochen, das die Obrigkeit als euere Gegenpartei ansieht —. Damit will ich aber noch nicht das mindeste an euerer Rechtschaffenheit ausgesetzt haben. Nur die Bemerkung erlaubet mir: ihr gebt selbst zu, daß sich der eint und andere ungebührlich aufgeführt habe, ihr sagtet selbst, daß ihr mit euern Vorgesetzten gewisse Absichten gehabt habet, und behauptet doch zugleich, daß man euch nicht so hätte behandeln sollen, das heißt, daß man euch eure Zusammenkünfte, öffentliche Gemeinden, gegenseitige Verbindungen gegen Citationen u. s. f. hätte sollen fortsetzen

Digitized by Google

lassen. — Wie, Seckelmeister! stimmt das zusammen, sich für ganz rein ausgeben und doch jenes eingestandene ungebührliche Betragen gestatten — und doch seine Absichten verheimlichen müssen?

Er. Ja, da haben wir eben gefehlt, daß wir solche zu uns stehen ließen, die sich nicht ordentlich gegen die Obrigkeit betrugen. Aber wir Vorgesetzte von Stäfa haben bei der guten Absicht, der Gemeind ihre Freiheiten wieder zu verschaffen, niemals ungerecht gegen unsere Gn. Herren gehandelt, wir respectirten sie immer, und darum hätten sie uns auch als Männer behandeln sollen, und gegen uns als Kinder handeln, da wir sie als Väter des Vaterlandes ansahen.

Ich. Ich fasse euch nicht ganz, Seckelmeister! was soll das heißen, UGhrn. und Obern hätten euch als Männer behandeln sollen? Ich weiß, ihr seid im Stand, die Sache mir etwas deutlicher zu sagen?

Er. (Nach langem Besinnen) — Hm! ich meine, uns auch Gehör geben, und uns nicht so abschätzig begegnen — — — —

Ich. Aber was heißet ihr Gehör geben? — Gehör geben ist entweder einen, der etwas anbringt oder fragt, anhören, fragen, was er verlange, untersuchen, was und wie er verlangt, — oder auch, einem seinen Wunsch zu gewähren, verheißen, Hoffnung machen, ihm zu entsprechen. Oder kennt ihr eine andere Art von Gehör geben?

Er. Nein, nein, ganz recht.

Ich. Haben nun UGHerrn euch niemals angehört, was ihr anzubringen hättet? Haben sie euch, wenn ihr kamet, stets die Thüre verschlossen? Saget es nur offenherzig, wenn dem so ist.

Er. Nein, just das nicht —

(Ich wartete ziemlich lange auf eine weitere Antwort, wenigstens auf ein Aber —)

Ich. Ist es vielleicht nicht wahr, was man uns Bürgern auf der Zunft u. A. auch anzeigte, daß der Geheime Rath und viele Herrn große Mühe angewendet, die Petitionen zu untersuchen, die Hiehergeschickten zu verhören, zu belehren, ja selbst dergleichen Stäfener, die anstatt der Citirten kamen und sich grob und beleidigend aufführten, gelassen und gütig abzuhören.

Digitized by Google

Er. (stutzend einfallend). Ist denn auf den Zünften etwas angezeiget worden? —

Ich. Wirklich, der ganze Zustand der Sache. Oder meintet ihr, UGhrn. hätten nöthig gehabt, ihre Maßregeln zu verheimlichen? Aber ich bat euch um Auskunft, Bodmer! ob U. Gn. Herrn und Obern, wenn Stäfener etwas anzubringen hatten, sie nicht anhören wollten?

Er. Wohl, Wohl! — — —

Ich. Habt ihr nicht gestern selbst gesagt, daß ihr von Herrn Bürgermeister Kilchsperger, Herrn Zunftmeister Irminger u. s. f. so viel Freundschaft genossen? Entweder müßt ihr also euch selbst widersprochen haben oder ihr müßt unter dem Gehörgeben das verstehen, daß die Obrigkeit euern Forderungen hätte nachgeben sollen?

Er. Wenigstens hoffte ich, daß sie uns als Landeskinder väterlich ansehe.

Ich. Heißt das ohne Zweifel kindliches Zutrauen, wenn man, wie ihr Stäfener, nicht einmal dem Landesvater antwortet, sondern alle Antwort abschlägt, oder noch einen trotzigen Bescheid an ihn schickt? Heißt das ohne Zweifel kindliche Folgsamkeit, wenn ein Stäfener für alle und alle für einen stunden, um gegen die Obrigkeit eine Partei zu formiren? Doch wozu dieß? ich weiß, ihr gestehet das zu, daß U. Gn. Herren immer väterlicher handelten, als euere Gemeindsgenossen sich kindlich-gutartig bezeigten. Aber das saget mir, Seckelmeister, da ihr so gerne von dem Verhältniß zwischen Vater und seinen Kindern redet, ihr habt euch selbst mir als einen Vater voll Aufsicht und Ernst und daher als einen glücklichen Vater beschrieben, jetzt will ich gern hören, ob ihr euch in dem Fall eine ganz andere Denkensart erlaubt hättet, in dem Fall, daß einer euerer Söhne euch, als Vater, keine Verantwortlichkeit mehr schuldig zu sein geglaubt hätte, daß er seine Geschwister dem Gehorsam gegen den Vater zu entziehen gesucht, daß er den Gang in den Geschäften des Hauses zu seinem Vortheil allein zu leiten getrachtet hätte, daß er den Meister im Haus hätte spielen wollen, ohne Zweifel hättet ihr euerm Sohn, z. E.

Digitized by Google

dem älteſten, dem Herrn Chirurgus, ſogleich euer ganzes väterliches Anſehen eingeräumt und ihm Alles übergeben. Nicht wahr?

Er. Nein, das nicht; aber wenn er Luſt gehabt hätte, allein zu hauſen, — ja freilich, mit allen Freuden.

Ich. Und doch zugleich bei euch und mit euch in euerm Haus?

Er. Nein; im Haus hätte ich ihn nicht haben können.

Ich. Aber da räumt ihr U. Gn. Herren und Obern gar viel Recht und Macht ein. Sie dürfen alſo die Gemeinde Stäfa, wenn ſie mit dem Hausweſen nicht mehr zufrieden ſein will, ſo ſammt und ſonders aus dem Land wegſchicken? Seht, Seckelmeiſter, der kluge Vater wollte den eigenſinnigen und wunderlichen Sohn auf beſſere Gedanken bringen, jagte ihm einige Grillen aus dem Kopfe weg, aber der Sohn erzürnt ſich gar ſehr, daß er ſeine Grillen nicht mehr haben darf; es ſcheint ihm an Kopf und Herz zu fehlen? — Was ließ ſich mit einem ſolchen Sohn wohl anſtellen?

(Bodmer ſchaute mich ganz ſonderbar an, nachdem er vorher die Augen auf den Tiſch geheftet hatte; ich machte Miene, daß ich Antwort erwarte; endlich machte er eine Bewegung mit der rechten Hand und fing, ſonderbar genug! an):

Er. Ich kann doch verſichern als ein rechtſchaffener Mann, daß gewiß der größere Theil von uns in Stäfa immer den gehörigen Reſpect gegen U. Gn. Herren getragen hat.

Ich. Ich würde es euch gerne glauben, Bodmer, wenn nicht gerade das auf allen Seiten geklagt würde, daß Alte und Junge, Männer und Weiber ſo reſpectlos ſich gegen die Obrigkeit aufführen.

Er. Ja! wem man halt nicht will, dem nimmt man Alles übel auf.

Ich. O, Seckelmeiſter! ich will nichts aus dem machen, was andere, ſelbſt die beliebteſten und ehrwürdigſten Herren klagten. Nein, antwortet mir nur auf das, was ich ſelbſt wahrnahm; ich war ſelbſt Zeuge, wie ungeſcheut man gegen die Obrigkeit loszog; ich hörte ſelbſt beim Durchpaſſiren Freiheitslieder ſingen, ſchamloſe Reden über Zürich und beſonders gegen ſeine Regenten führen. Und heißt das wirklich Reſpect, wenn zu faſt allgemeinem Beifall

Digitized by Google

Freiheitsbäume errichtet werden und so viel geschieht, was eigentlich Nachahmung der Franzosen zeiget.

Er. O, es ist ein großer Unterschied zwischen unserer Gemeindssache und dem, was die Franzosen wollten.

Ich. Ja, gar richtig, wenn's nur Gemeindssache bleibt und stille Gemeindssache bleibt. Aber wenn nur nicht so viele von euch die Franzosen nachahmen wollten, wozu denn die französischen Freiheitslieder, wozu die französischen Schlacht- und Siegesformeln herumbleten? Warum fing dann euer Memorial mit den neufranzösischen hochtönenden Formeln an: Unser Land hat keine Constitution, gebt uns eine Constitution! Zeigt nicht das Wort schon französische Gedanken an? Warum sonst so viel Wesens darin von „Menschenrechten und Gleichheit?“ Warum französische Freiheitslieder nach Küßnacht ꝛc. verbreiten?

Er. Ja! wir wollten das nicht, das gefiel mir eben nicht. Wir Vorgesetzte arbeiteten genug dagegen; aber man wollte uns nicht mehr folgen, die Leute waren wie rasend, sie ließen sich nicht mehr warnen; wir konnten nicht mehr Meister werden.

Ich. So! Glaubet ihr nun, Seckelmeister, da ihr, angesehene Vorsteher von Stäfa, nicht einmal euere Gemeind im Zaum halten konntet, als sie zum Schaden euerer Gemeindssache, wie ihr sagtet, das französische Freiheits- und Gleichheitswesen einmischte, glaubet ihr nun, U. Gn. Herrn und Obern hätten so das ganze Land anstecken lassen sollen, damit dann der Unordnung nicht mehr hätte abgeholfen werden können? Und ihr habt nun erfahren, daß das Volk bald tobt und raset, ohne zu wissen wie. Nicht wahr?

Er. s'ist wahr!

Ich. Nehmt mir nicht übel, Bodmer, wenn ich offenherzig gestehe, ich hätte es euern Einsichten und Erfahrungen zugetraut, daß, da ihr mit Händen griffet, die Gemeind lasse sich nicht mehr leiten und warnen, ihr dannzumal euch sogleich zurückgezogen und das fehlerhafte Verhalten so Vieler gebührend angezeigt hättet.

Er. Das war eben dumm von mir, daß ich nicht sogleich sagte (er redete hier mit viel Feuer): Entweder gehet recht zur

Digitized by Google

Sache oder ich stehe ab. Aber ich muß in Gottes Namen doch auch sagen, man wollte mich nicht abstehen lassen.

Ich. Und ich muß doch auch sagen, daß es euern Pflichten und Eiden angemessen gewesen wäre, die Schritte, die ihr laut euerer eigenen Aeußerung so sehr mißbilligtet, euern Herrn Obervögten anzuzeigen.

Er. Ja, wie's halt geht, ich hätte mir den Haß der Gemeinde auf den Hals geladen; es hieß sonst immer, ich gehe Alles den Herrn anzuzeigen.

Ich. Ei! Ei! Bodmer! Laut dem, was ihr gestern zu Hrn. Diakon Klauser sagtet, hätte ich keine Menschenfurcht von euch erwartet! —

(Er schaute mich nur an, ohne zu antworten) — Und sie stimmt auch wirklich nicht mit der Unerschrockenheit und der Heiterkeit zusammen, die ihr gestern und heute, als wir mit einander zu reden anfingen, euch so sehr freutet und mit der ihr ruhig alles zu erwarten schienet! —

Er. Ja ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir so ein ruhiges Gemüth schenkt und daß mich nichts unruhig machen kann.

Ich. So würdet ihr also eure Gleichmüthigkeit und Ruhe nicht verlieren, wenn auch gleich auf der Stelle die Nachricht käme, ihr müßtet nach Verfluß einer Stunde sterben? —

Er. Ja das könnte ich jetzt nicht gerad sagen. Ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht — ich wüßte es nicht.

Ich. Wißt ihr denn nicht, daß gerade jetzt in diesen Stunden die Meinungen über ein Endurtheil für euch und euere Hauptmitverhafteten vor Räth und Bürger angehört worden?

Er. (mit vieler Befremdung) — Jetzt — vor Räth und Bürger? —

Ich. Wirklich — und es soll dazu ernstlich aussehen — Ihr werdet doch, will's Gott! auf alles gefaßt und vorbereitet sein? —

Er. O es ist mir alles gleich — ein rechter Christ braucht keine Vorbereitung — der Todestag ist sein Hochzeittag —

Digitized by Google

Ich. Meint ihr damit, nur der Todestag sei für den Christen ein Freudentag, oder soll es noch mehr bedeuten?

Er. Der Christ wird halt an seinem Todestag mit dem Gottessohn Jesu Christ vollkommen vereinigt werden — er ist ein Freudentag —

Ich. Nun, das freut mich für eure Seelenruhe, daß ihr so herzhaft und getrost auf das Todesurtheil gefaßt seid —

Er. Das ist nicht möglich — ich kann mir nicht vorstellen, daß Blut sollte vergossen werden — (den Kopf schüttelnd)

Ich. Gott leite alles zum wahren Besten. Aber, lieber Seckelmeister! verblendet euch doch selber nicht — ihr habt bedenkliche Schritte gethan — wahrlich die Sache hat ein ernsthafteres Aussehen, als ihr euch vorstellet.

Er. Freilich, man sieht die Sache verschieden an. Aber die Herren werden doch auch gewiß einsehen, ich weiß es, daß es auf dem Land am See gefährlich aussieht, wenn Blut fließen sollte, sie machen sich durchaus verhaßt, wenn das geschieht, und es entsteht Haß und Mißtrauen zwischen Stadt und Land; — ich habe das gestern auch vor den Herren, die da bei mir waren, gesagt, und sie haben mir einmal guten und freundlichen Bescheid darauf gegeben, und ich hoffe einmal — — —

Ich. Hoffet nur nicht eitel, Seckelmeister! — Als Christ werdet ihr Gott vertrauen, und nicht eitle Hoffnungen nähren. Die Wünsche, wieder bei den Eurigen zu sein, müssen sich nothwendig einmischen. Aber ich bitte euch, da die Eurigen ja wohl besorgt und erzogen sind, so denket doch lieber nur an euch selbst und an Zukunft.

Er. Es ist doch möglich, daß ich bald wieder nach Haus gelassen werde.

Ich. Ach, mein Gott! lasset doch diesen Gedanken fahren. Ihr stellet euch eure verwegenen Schritte gegen die Obrigkeit auch gar zu unbedeutend vor! An Tod, ewige Gefangenschaft, ewige Verbannung u. s. f. solltet ihr denken, nicht aber an's Heimgehen zu den Eurigen. An's Losgelassenwerden kömmt wenigstens den übrigen Inhaftirten über die heute auch die Endsentenz gefällt wird,

Digitized by Google

kein Sinn, sondern sie haben sich recht demüthig und reuend auf den Tod vorbereitet.

Er. Sind denn noch Mehrere arretirt?

Ich. Freilich! Hat man euch gar nichts davon bekannt gemacht?

Er. Nein, und das hat mich eben recht verdrossen, daß ich gar nicht weiß, wer auch noch hierher gebracht worden, und wie es auch meiner Gemeind geht, nur gestern oder vorgestern hat irgend ein Herr — ja der Herr Chorherr Tobler — etwas davon gesagt, daß noch Mehrere hier gefangen sitzen.

Ich. Ich meine jetzt doch Bodmer, ihr sollt beinahe am besten wissen, welchen Leuten, besonders welchen Vorgesetzten von andern Gemeinden ihr Unterredungen gewidmet, Räth ertheilt u. dgl. Ihr denkt doch leicht, daß die nicht leer ausgehen!

Er (nach einer langen Pause). Ja! ich habe in meinem Leben mit manchem Mann gesprochen und mit Manchem, war er Stäfener oder nicht, wenn er mich gefragt, auch über unsere Gemeindssachen geredet; und ich habe gestern zu den Herrn, die mich da über die Sache gefragt, gesagt, daß mir kein Sinn daran gekommen wäre, daß ich nicht mit Andern von der Sache reden dürfte und daß man mir ein jedes Wort übel aufnähme, das ich zu diesem oder jenem ehrlichen Mann gesprochen.

Ich. Wahrlich, Seckelmeister, ihr redet weder kaltblütig noch ruhig; doch wenigstens sind die Männer von Horgen und Küßnacht, mit denen ihr wirklich auch geredet, sehr reuend und demüthig.

Er (einfallend). Wer ist denn von Horgen hier?

Ich. Hüni, Schmid.

Er. Den Hüni kenne ich, das ist ein grundbraver Mann; U. Gn. Herren könnten keinen brävern und treuern finden. Auch der ist arretirt? Nein! nein! — Und von Küßnacht?

Ich. Fierz, Bleuler.

Er. Ja, ist wahr! von denen hat man mir gesagt.

Ich. Gewiß, Seckelmeister, müßt ihr aus den Verhören, die mit euch sind vorgenommen worden, von dem Einen und Andern wissen. Ihr werdet doch auch wissen, daß von euern Söhnen arretirt sind?

Digitized by Google

Er. Nein, gar nicht. Welcher iſt's doch wohl? Wiſſen Sie ſeinen Namen nicht?

Ich. Nein; ich weiß nur, daß er Chirurgus iſt.

Er. Ja, es ſind 2 Chirurgen. Der (er nannte ihn bei ſeinem Taufnamen) hat mich dahin beredt, daß ich zur Sach' ſtunde. Wiſſen Sie nicht, wie es ihm in ſeinem Verhaft geht?

Ich. Nein, ich kann euch darüber weiter keine Auskunft geben. Ich weiß nur das, daß Fierz, Hüni und Pfenninger den Tod erwarten voll Demuth und Reue. Mich dünkt, es iſt für jeden Menſchen in jeder Lage unendlich heilſamer, wenn er immer das Schlimmere erwartet; das iſt einmal bekannt, daß Einem dann das Angenehmere, das etwa kam, zehnmal mehr freute. Auch euern Einſichten traue ich es einmal zu, daß ihr den großen Vortheil kennet, den man daraus ziehet, wenn man um des Guten willen, das man noch etwa an ſich zu haben glaubt, nicht immer nur das Beſſere erwartet. Indeſſen will ich euch damit gar nicht aus euerer Ruhe bringen; ich wünſche nur, daß ſie wohlgegründet und Gott wohlgefällig ſei.

Er. Ja, Gottlob! ich bin ganz ruhig und getroſt.

Ich. Ihr würdet alſo mit ausdauernder Gleichmüthigkeit den letzten Gang durch das Volk vollenden?

Er. Wenn's zu dem, wie ich es mir aber nicht vorſtellen kann, kommen ſollte, ſo hoffe ich es zu Gott, daß er mich mit ſeinem heiligen Geiſt begleiten würde, ſo wie ich ſeine Kraft in Jeſu Chriſto in meinem Herzen empfinde.

Ich. Aber vielleicht käme doch die einte und andere menſchliche Begierde in euer Gemüth, vielleicht gar die Luſt, noch Manches zu ſagen?

Er. Das Lamm Gottes, heißt es, das Lamm Gottes, Herr Jeſu Chriſt, ſtillſchweigend für uns g'ſtorben iſt. Drum Menſchenkinder leidet, ſterbet, wie Er, daß ihr den Himmel erbet.

Ich. Ihr thut wohl, wenn ihr das Exempel der Tugend des Heilandes euch immer lebhaft vorſtellet; lebhafte Erinnerungen daran kann Vieles abheben, das ſonſt euere ruhige Verfaſſung ſtörte, kann alle Rachſucht aus euerm Herzen vertreiben; denn ihr müſſet

Digitized by Google

doch über manchen Herrn unzufrieden geworden sein, und Rachsucht würde der wahren Gemüthsruhe doch immer im Wege stehen.

Er. Nein, ich darf Sie versichern, daß ich nichts von Rache spüre.

Ich. Ich vermuthete sonst fast, ihr werdet besonders gegen euere Herrn Obervögte ziemlich scharf gesinnet sein?

Er. Nein, ich genoß immer viel Freundschaft und Liebe von ihnen; ich weiß wohl, Herr Zunftmeister J. hat sich viele Feinde bei uns gemacht, aber ich könnte nichts über ihn klagen, er hatte mich immer gern. Aber das hat mich, das muß ich sagen, recht sehr verdrossen, wie es mir Herr Statthalter H. gemacht. Als ich ihm gesagt, daß unsere Gemeind viele Freiheiten durch die alten Briefe erhalten könnte u. s. f., sagte Herr Statthalter H.: Aber bedenkt euch wohl, Seckelmeister, ihr müßtet die Briefe mit allen den großen Beschwerden, die darin enthalten sind, annehmen. Ich stand vor ihn zu und sagte: Hochg. Herr Statthalter! ich nehme im Namen der ganzen Gemeinde diese alten Briefe mit allen den Beschwerden, sie mögen sein, wie sie wollen, feierlich an. Hr. Statthalter zuckte nun die Achseln und kehrte sich von mir weg; und das verdroß mich recht sehr, entweder hätte er aussagen sollen, daß sie nichts mehr gelten, oder sie uns wieder annehmen lassen.

Ich. Ich weiß doch gewiß, Hr. Statthalter hat es sehr bedauert, daß ihr euch auf keine Weise wolltet belehren lassen, und ihr hättet doch seine Bemühung schätzen sollen, euch zu überzeugen, was für eine drückende Last bei jeder Vorfallenheit den Gemeinden zufiele, wenn alles das in frische Ausübung gesetzt werden müßte, was man für die damalige Zeit nothwendig fand, und hingegen die durch neuere Verordnungen und Uebereinkommnisse gemilderte und befestigtere Verfassung aufhörte. Doch darüber haben euch geschicktere Männer, Männer, die die Regierungskunst eigentlich gelernt haben, belehren wollen. — Vielleicht haltet ihr aber die Regierungskunst für etwas Leichtes? — — ich einmal nicht. Man sollte gewiß Gott danken, wenn man solche Männer, wie ihr selbst sie kennet, einen Hrn. V. K., Hr. V. W., Hrn. St. Hirzel, Hrn. S. H., Hrn. R. F. u. s. f. zu Regenten hat

Digitized by Google

Er. Ich habe sie allezeit geschätzt, und habe eben darum auch nie geglaubt, daß man uns so behandeln würde; aber ich lernte die Obrigkeit jetzt kennen.

Ich. Es ist doch nicht anders möglich, es muß der Seelenruhe, die ihr zu besitzen glaubt, einen widrigen Stoß geben, wenn ihr gegen euere Richter schon zum Voraus so eingenommen seid, daß ihr kaum ein weises und vaterländisches Endurtheil von ihnen erwartet.

Er. Wohl, das sagte ich immer gestern und vorgestern zu den Herrn, die zu mir kamen und etwa darüber redeten, daß wir viele vortreffliche Regenten haben und daß ich ein weises und gnädiges Urtheil von ihnen erwarte.

Ich. Gewiß, ich kann es euch sagen, daß, so viel ich ihrer persönlich kenne, sie diesen Morgen mit bangem und besorgtem Herzen aufs Rathhaus in die unstreitig so wichtige Raths- und Burgerversammlung gegangen sind, wo gewiß reiflich und bedächtlich wird geurtheilt werden, und die vielleicht noch lange nicht beendigt sein wird.

Er. So meinen Sie das Urtheil sei noch nicht heraus?

Ich. O nein, ich erwarte nicht, daß vor 7 oder 8 Uhr der Rath und Burger beendigt sein werde, ja es ist möglich, daß er bis tief in die Nacht hinein fortdauert. Gott gebe, daß Alles, was darin beschlossen wird, zum Besten unsers lieben Vaterlandes ausschlage. Es sind in der That schwere Zeiten, wir leben in bedenklichen Zeiten —. Wer nur einigermaßen seine Augen brauchen will, muß sehen, daß Religionsverachtung und Sittenlosigkeit täglich stärker überhand nehmen und alle Maßregeln der besten Regierung zu vernichten im Stande sind.

Er. Ja, das ist wahr, man achtet das Wort Gottes nicht mehr wie vordem, die Menschen glauben gescheider zu sein, als Jesus und seine Apostel, ja man lachet und spottet ob dem, was in der Bibel steht, und verachtet die alten Leute, die fleißig in die Kirche gehen und Gottes Wort lesen und —

Ich. Wirklich, Seckelmeister! ich muß es einsehen und sagen, daß ihr gerade über den Punkt in euerm Stäfa viele Erfahrungen und Beobachtungen machen könntet: denn ich weiß auch zum

Digitized by Google

Theil aus eigener Erfahrung, was für eine unbegreifliche Frechheit im Reden gegen Religion und Tugend bei euch im Schwung geht —

Er. Waren Sie denn oft in Stäfa?

Ich. Nicht so oft, aber ich mußte vor Jahren ein Hochzeitsfest mitfeiern in Stäfa.

(Er ward neugierig, meine Bekanntschaft mit Stäfa und meine Verwandte daselbst zu wissen, was ich ihm auch sagte. Seine Eitelkeit zeigte sich wieder in einem hohen Grade, als ich unter anderm auch darauf kam, daß man mich auch in sein Haus geführt u. s. w.)

Bei diesem Anlaße und noch einige andere Mal nahm ich eben mit Bedauern wahr, was für ein großer Uebermuth und Hang zur Wollust in Stäfa herrsche.

Er. Ja, das ist wahr, ich kann nichts dagegen sagen.

Ich. Ich höre den Hrn. Schiffmeister kommen. Wir wollen jetzt abbrechen. Ich wünsche jetzt nur, daß Gott euch beistehe, und daß sein Geist auch euch auf guter Bahn leite und euch eine würdige, gottgefällige Gemüthsverfassung schenke — wenn ich etwas zur Erhaltung derselben oder zu eurer Unterhaltung beitragen konnte, so ist meine Absicht bei euch erfüllt. — Hr. Bürgermstr. Schultheß wird wahrscheinlich nach einigen Stunden euch besuchen, das Urtheil mag bekannt sein oder nicht.

(Er gab mir die Hand und dankte mir. — Ich verrichtete wieder ein kurzes, besonders meditirtes Gebet und verabschiedete ihn.)

Während der ganzen Unterredung trocknete er oft die Augen, ohne daß er eigentlich zu weinen schien: Seine gewöhnliche Attitüde war, daß er die beiden Arme auf den Tisch legte, das Nastuch zwischen den Händen haltend, und die Augen auf den Tisch geheftet; seine gewöhnliche Geste eine Bewegung der rechten Hand in horizontal hin- und herfahrender Richtung. Das einemal glaubte ich fast den raffinirtesten Heuchler in ihm entdeckt zu haben, das anderemal mußte ich wieder einen ehrlichen Mann anerkennen. Das wenigstens ist mir ausgemacht, daß er die ihn besuchenden Geistlichen größtentheils nur eines politischen Benehmens würdigte

Digitized by Google

und in seinem Geist auf sie herab sah. Sonderbar fiel es mir auf, daß der Mann bei manchen hellen Einsichten so viele Abgeschmacktheiten aus alten Liederbüchern lieben konnte. Ich muß ihn auch darum, wie um vieles Andere willen, eher für einen politischen und religiösen Schwärmer halten.

Digitized by Google

Allgemein Vaterländiſches.

Die Ereigniſſe im Kanton Wallis.

Unter dieſem Titel gab Dr. Ludwig Snell 1844 eine Ueberſetzung der Schrift heraus, betitelt: „La contre-révolution en Valais, au mois de mai 1844, par *M. Maurice Barmann*,“ welcher eine höchſt intereſſante geſchichtliche Einleitung vor- und eine nicht minder leſenswerthe Schlußbetrachtung nachgeht.

Die Ereigniſſe im Wallis im Mai 1844 waren eben ſo wichtig als betrübend für die geſammte Schweiz; ſie ſind außer in obigem Werke noch in keinem Geſchichtbuche mitgetheilt, darum geben wir der Barmann'ſchen Schrift hier Raum und bedauern nur, nicht auch Einleitung und Schlußbetrachtung aus Dr. Snell's Schrift mittheilen zu können. Indeſſen werden unſere Leſer ſchon aus der nachfolgenden Darſtellung, der Feder eines ſeiner edeln Grundſätze wegen aus ſeinem innig geliebten Heimathkanton verdrängten Schweizers entfloſſen, entnehmen, welch' ſchändlicher Handlungen ſich einzelne Menſchen, die den Namen Eidgenoſſen noch zu tragen ſich erkühnen, und das betrogene und unter langem Joche geknechtete Volk von Oberwallis ſchuldig machte. „Wo iſt eine menſchliche Seele“ ſagt Snell, „dafern ſie, trotz aller Vorbildung durch eigene oder fremde Schuld, noch einige Züge von der urſprünglichen Geſtalt, mit der ſie aus den Handen des Schöpfers kam, beibehalten hat — vorausgeſetzt, daß ſie nicht in den Hän-

Digitized by Google

den der Jesuiten war, wo ist eine menschliche Seele, fragen wir, die über die vor den Augen der Welt in Wallis vollzogene Schändung alles dessen, was der Menschenbrust theuer und heilig ist, nicht mit Schauder erfüllt ist? Der edle Staatsrath Meier von Knonau nannte den 6. September das schwärzeste Blatt in der Geschichte Zürich's; wie würde er, wenn er noch lebte, den Mai im Wallis nennen? Ohne Zweifel das schwärzeste Blatt in der Geschichte der Schweiz und eines der schwärzesten in der Weltgeschichte. Die Gewaltthat des 6. Septembers, obschon eine schwere Verletzung nicht allein des Rechts, sondern auch des Sittengesetzes ist demnach blaß gegen die rabenschwarze Farbe der Mitternacht, die der Verrath im Wallis trägt. Der Plan der Gräuelthat ist aus der Hölle geschöpft und auch die Ausführung wurde von Dienern der Hölle geleitet. Als wir die erste Schilderung derselben in den öffentlichen Blättern lasen, verglichen wir sie sogleich mit der Bartholomäusnacht; wir hatten uns nicht getäuscht. Die Reaktion im Wallis ist von den Dienern des Christenthums im Namen der „heiligen Religion" mit Lüge, Verrath, Meineid und Wortbruch auf jedem Schritte bezeichnet, die Bande der Treue, die den Sohn der Wildniß mit dem Zögling europäischer Kultur verbinden, sind dort im Namen des christlichen Glaubens zerrissen, hinter dem Schein der Verfassung und Gesetze sind die schwärzesten Komplotte des Hasses und der Rachsucht versteckt, die edelsten nnd die heiligsten Regungen der Menschenbrust — das arglose Vertrauen der Liberalen auf Ehre und Treue, ihre hochherzige Loyalität, ihr unerschütterlicher Glaube an das gegebene Wort, sind dort schmachvoll in Waffen der Hinterlist, der Bosheit und des Verraths gegen die Getäuschten verwandelt und mit diesen Waffen eines ruchlosen Verraths der Sieg erfochten worden. Ja, ihr edeln Männer, deren tapfere Brust unter den Felsen von Gueuroz dem Meineid erlag und deren Gebeine jetzt an den Ufern des Trients bleichen, hättet ihr weniger Glauben an die Menschheit gehabt, hättet ihr die Scheusale gekannt, mit denen ihr zu kämpfen hattet: der Sieg wäre euer gewesen!"

Gehen wir nun zu der Uebersetzung der Barmann'schen Schrift über:

Digitized by Google

Die Gegenrevolution im Wallis

im Monat Mai 1844.

Nach einer Entzweiung von 15 Monaten hatte der 1. April 1840 das Ober- und Unterwallis durch das Prinzip der politischen Gleichheit verbunden.

Alle Zehnten, alle Kasten, alle Parteien gehorchten ohne Murren der Verfassung vom 3. August 1839 und der Regierung, welche daraus hervorgegangen war; eine Zeit des Friedens, des Zutrauens und des Fortschrittes schien sich dem Wallis aufzuthun*).

Dieses glückliche Einverständniß war nicht von langer Dauer.

Wir wollen über die Menschen und die Thatsachen, welche die allgemeine Harmonie unterbrachen, nicht aburtheilen, wir haben aber ein Recht, unsere Ansicht über sie auszusprechen.

So lange die aus dem Jahr 1840 hervorgegangene Regierung sich darauf beschränkte, Besserungsvorschläge zu machen, welche die Vorrechte der Geistlichen nicht berührten, schritt dieselbe ohne Opposition und ohne ernste Verlegenheiten vorwärts.

Die Gesetzesvorschläge über den Primar-Unterricht und die Vertheilung der Militärlasten brachen endlich die scheinbare Unthätigkeit, in welcher die Geistlichkeit seit zwei Jahren zu leben schien.

Der Primar-Unterricht war in ein schimpfliches Nichts versunken; seit Jahrhunderten hatte die Staatsgewalt die Sorge dafür, wir wollen nicht sagen, der Geistlichkeit, die, so viel wir wissen, als Korporation sich nie um die Aufsicht der Schulen bemühte, wohl aber der Faulheit der Ortsgeistlichen überlassen.

Im Gesetzesvorschlag von 1841 hatte man sich bestrebt, jeder Gewalt, der weltlichen, wie der geistlichen, einen bestimmten Einfluß anzuweisen, ohne daß die eine die andere lähmte, und beiden

---

*) Von Seite der neuen Regierung wurde keine Untersuchung, gegen wen immer, vorgenommen, obschon die Regierung von Sitters sich den Befehlen der Tagsatzung zur Rekonstituirung von Wallis widersetzt und den Staatsschatz verschleudert hatte.

Digitized by Google

eine gleichzeitige und unabhängige Einwirkung auf alle Zweige der Schulverwaltung zu sichern *).

Diese Neuerung, so wohlthätig sie war, rief — vielleicht eben so sehr, weil sie Regelmäßigkeit und Fortschritt herbeiführte **), als weil sie der Geistlichkeit ihre herkömmliche Allgewalt der Trägheit nahm — den priesterlichen Widerstand hervor.

Das Gesetz wurde dem allgemeinen Hasse preisgegeben, indem man dasselbe als anti-katholisch und als die Rechte der Kirche gefährdend darstellte.

Dem Referendum unterlegt, wurde dasselbe von der Mehrheit der Bürger verworfen.

Das nämliche geschah mit der Vertheilung der vom Militärdienst herrührenden Lasten***).

Obwohl diese doppelte Verwerfung den Priestern die ausschließliche Leitung der Schulen und die Enthebung aller Militärlasten zusicherte — zeigten sie sich nichts desto weniger ergrimmt über den Versuch, welcher gemacht wurde, den Volksunterricht zu verbessern und die Militärlasten auf jedes Vermögen zu vertheilen.

Von der Zeit an nahm das Verhältniß zwischen Regierung und Geistlichkeit den Charakter der Vorsicht, um nicht zu sagen, des Mißtrauens an, und das war der Vorbote der heimlichen Angriffe und der systematischen Machinationen, deren Gegenstand bald die Obrigkeit wurde †).

---

*) Die Schulkommission, aus fünf Mitgliedern bestehend, sollte unter Mitwirkung des Bischofs und Staatsraths ernannt werden.

**) Der Probst in St. Bernhard hielt auf Pfingsten 1843 in Martigny eine Predigt über den Schaden, den der Schulunterricht dem Volke bringe.

***) Die Priester in Wallis bezahlen keine Steuer, obschon sie den Art. 12 des Bundesvertrags als verbindlich betrachten.

†) Am Ende von 1842 und Anfang 1843 predigten die Geistlichen offen gegen die Regierung, die sie als irreligiös (impie) bezeichneten. Nie sah man so viele Missionen in Wallis, als damals; sie wurden von den Jesuiten geleitet. Am Ende der Mission schwur das Volk, sich bei der ersten Aufforderung der Priester im Masse zu erheben!!! —

Digitized by Google

Eine politische Gesellschaft, bekannt unter dem Namen „Junge Schweiz“ (jeune Suisse), bestand schon seit mehreren Jahren in Wallis. Als eine kantonale Gesellschaft hatte sie einen thätigen Antheil an der Regeneration von 1840 genommen; ihre Thätigkeit minderte sich in dem Maße, als das Vertrauen in die neue Ordnung der Dinge sich stärkte.

Es ist allgemein bekannt, daß die „junge Schweiz“ kaum mehr ein Zeichen des Lebens gab, als der Bischof von Sitten, durch unkluge und strafbare Eingebungen gedrängt, die Mitglieder dieser Gesellschaft von aller Theilnahme an den Wohlthaten der Religion ausschloß.

Vom Staatsrathe und allen unparteiischen Männern mißbilliget, rief diese Maßregel das Gegentheil von dem hervor, was sie bezweckt hatte.

Wie es fast immer mit einer ungerechterweise verfolgten Meinung zu gehen pflegt — fing die „junge Schweiz“ von da an, sich von neuem zu verbreiten.

Der unbefangene Beobachter wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß das die Epoche war, wo die extremen Parteien sich bildeten, und die Periode der Umtriebe und Unordnungen, die ihnen auf dem Fuße folgten, begann.

Von der einen Seite waren die Mitglieder der jungen Schweiz bei dem Gedanken empört, daß man das Vereinsrecht in rein politischen und der Freiheit verderblichen Absichten angriff.

Die Verweigerung der Hülfe und Tröstungen der Religion gegen Neugeborne, Familienväter und Greise, wegen ihrer oder ihrer Verwandten politischer Meinung, steigerte die Erbitterung einer glühenden, mit dem Gefühl ihrer bürgerlichen Rechte durchdrungenen Jugend auf den höchsten Grad.

Der Mißbrauch der geistlichen Gewalt, die Entweihung heiliger Dinge erschien noch skandalöser, als es sich öffentlich bestätigte, daß die Diener des allgerechten Gottes in Sitten und Vouvry absolvirten, was sie in Martigny und Bagnes verdammten*).

---

*) Die Geistlichen verfuhren nicht übereinstimmend in der Ver-

Digitized by Google

Von der andern Seite bildete und verstärkte die Reaktion ihren Phalanx durch Hülfe der gehässigen Predigten der angeblichen Beschützer des Glaubens, durch ihre heuchlerischen Besorgnisse wegen Gefährdung der Religion, und besonders durch ihre gewissenlosen Verdächtigungen der Magistrate und der unabhängigen Bürger.

Es ist hier der Ort, es ohne Umschweif zu sagen: die Angriffe auf das Eigenthum, die Verletzungen des Hausrechtes, die öffentlichen Störungen, die heftigen Reden, die unmoralischen Lieder, die Verirrungen der Presse öffneten eine weite Bresche in den Verschanzungen der guten Sache und trugen viel zu dem Triumph des Obskurantismus bei.

Die Liberalen, die mit dem Namen des juste-milieu bezeichnet wurden, mißbilligten laut die anarchischen Tendenzen, die an einigen Orten Fuß faßten; an gutem Rath ließen sie es weder in öffentlichen noch in Privatverhältnissen fehlen.

Von der einen Seite warf man ihnen Heuchelei, von der andern Kleinmuth und Verrätherei vor. Der Haß der Priesterpartei verhängte eine allgemeine Proskription über Alle, die vor der Allgewalt, die sie anstrebte, das Knie nicht beugten.

Die Gerechtigkeit erfordert, zu erklären, daß die „junge Schweiz" als Verein für die Unordnungen, welche die öffentliche Stimme mehreren ihrer Mitglieder und einigen ihrer Sektionen beimißt, nicht verantwortlich ist; aber sie regte sich zu wenig bei den Uebeln, die aus ihrem Schooße hervorgingen, und das Echo der Alpen, das als Organ der Gesellschaft galt, zeigte sich zu oft geneigt, Handlungen zu entschuldigen, welche die Sitten und Gewohnheiten des Landes verurtheilten.

Die Spaltung, die zur Zeit der Verwerfung der Gesetze entstanden war, und die nach der Exkommunikation der jungen Schweiz sich in Parteigeist verwandelt hatte, nahm bei der Annäherung

---

weigerung der Sakramente. Zur selben Zeit hatte der Bischof durch eine Verordnung, die in allen Kirchen verlesen wurde, das Lesen des Echo der Alpen verboten. Viele Beichtväter verweigerten den Lesern desselben die Absolution, andere aber nahmen davon keine Notiz.

Digitized by Google

und in Folge der Wahlen von 1843 einen fürchterlichen Charakter an.

Wir wollen nicht wiederholen, wie viele Intriguen diese Wahlen begleiteten, aber zahlreiche Thatsachen bestätigten es, daß in zwei Zehnten von Unterwallis die Reaktion nur durch den Einfluß den Sieg davon trug, welchen die Abteien St. Bernhard und St. Maurice dort durch ihr Vermögen und durch die Umtriebe ihrer Chorherren ausübten *).

Die Zerstörung der Druckerei der Simplon-Zeitung im Augenblick der Wahl der Deputirten in den Großen Rath beweist, wie blind die Erbitterung der Einen war, und würde für sich allein den leichten Sieg der Andern in dem Wahlkampf erklären.

Verstrickt in das Gewebe der Hinterlist und Lüge, wußte der unwissende Bergbewohner nicht mehr die Vertheidiger der Freiheit von den Stiftern der Unordnung zu unterscheiden, verwechselte die Person des Priesters mit der Heiligkeit seines Amtes und das Bedürfniß der Ordnung und Ruhe verschleierte seinen Augen das Fortschreiten und die Vergötterung der Reaktion.

Der Wahlkampf hatte den Geist der Deputation des Zehnten Entremont und das Personal derjenigen des Zehnten St. Maurice verändert; die Deputirten beider Zehnten wurden eifrige Anhänger der Priesterpartei. Die übrigen Zehnten wählten mit wenigen Ausnahmen ihre alten Deputirten.

Die Majorität der Deputirten hatte sich mit der Absicht in den Großen Rath begeben, die meisten der höhern Staatsbeamten in ihren Stellen zu bestätigen. Im Oberwallis war die durch Parteiumtriebe und Aufreizung entzündete Leidenschaft bei den Wahlen nicht vorhanden.

---

*) Diese beiden Klöster hatten wesentlichen Theil an der Gegenrevolution. Das erstere besitzt mehrere Millionen und sammelt gleichwohl fortwährend Liebessteuern; es hat beträchtliche Ländereien in Piemont angekauft. Die Abtei St. Maurice ist weniger reich, hat aber dennoch bedeutende Summen auf die letzten Wahlen verwendet. Beide Klöster haben beträchtliche Beiträge für die Simplon-Zeitung geliefert.

Digitized by Google

Bei ihrer Ankunft in Sitten trugen einige Chorherren, verbunden mit den Deputirten von Entremont in St. Maurice, Sorge, auch diejenigen in die Gegenrevolution einzuweihen, die ihr in ihren Zehnten fremd geblieben waren. Mehrere wurden leicht gewonnen; es bot sich eine Gelegenheit dar, für das Jahr 1840 Rache zu nehmen und sich von Neuem an den Sarnerbund anzuschließen, der in den Jahren 1840 und 1841 war aufgegeben worden.

Unterdessen wurden von den 5 Gliedern des Staatsraths, dessen Amtsdauer erloschen war, 3 wieder gewählt *).

Der Aerger der Unterwalliser-Ueberläufer ward sichtbar; aber sie frohlockten, als sie sahen, daß diejenigen, welche sie als Ehrsüchtige verschrieen hatten, entschlossen waren, die Zügel des Staats aus der Hand zu geben.

Dieser Rückzug wurde allgemein getadelt; wir wollen es an diesem Ort nicht unternehmen, ihn zu rechtfertigen, aber wir erklären, daß jener Rückzug nicht verabredet und das wesentliche und gemeinsame Motiv desselben in dem Bedürfniß nach Ruhe lag.

Der neue Staatsrath war mit Männern besetzt, die frisch an diesen Posten kamen, aber, durch andere bedeutende Aemter in die Geschäfte eingeweiht, wären sie ihrem Beruf wohl gewachsen gewesen, wenn sie sich auf den rechten Standpunkt hätten erheben können.

Hätten sie sich über die Leidenschaften des Tags gestellt, hätten sie die Gesetze ohne Ansehen der Parteien vollzogen, hätten sie bei Uebertragung der Aemter die Würdigkeit und nicht den Lohn für politische Dienste berücksichtigt, so konnten sie hoffen, allmälig das Land zu dem Normalzustand zurückzuführen.

Aber der Staatsrath begann unglücklicherweise mit einigen Ernennungen, welche die Färbung reaktionärer Tendenzen trugen.

---

*) Die Herren Barmann, de Rivaz und Delacoste wurden wieder gewählt. Man hat ihnen die Nichtannahme der Wahl sehr zum Vorwurf gemacht. Allein mit einem so retrograden Großen Rath hätten sie nicht fahren können, zumal da sie den alten Grand-baillif von Courten zum Kollegen hatten.

Digitized by Google

Dieser Fehler, an dem zwei Mitglieder desselben keinen Theil nahmen, hätte diese gegen die Sympathien ihrer Kollegen behutsam machen sollen.

Der Korporationsgeist überwog, und daher die Schwankungen zwischen dem Drang, der herrschenden Partei zu gefallen, und der Furcht, die liberale zu verletzen.

Es dauerte nicht lange und die oberste Vollziehungsgewalt stand ohne Energie und Festigkeit da; die Parteien benutzten diese Schwäche und zeigten sich verwegener als je.

Die Bosheit der Priesterpartei zog aus dem Schwanken und der Leichtgläubigkeit des Staatsrathes allen möglichen Vortheil; jeden Augenblick malte sie ihm das Schreckbild der jungen Schweiz vor, die bereit sei, in geschlossenen Kolonnen sich auf das Regierungsgebäude zu stürzen.

Diese panischen Schrecken veranlaßten die Piquetstellungen und Zusammenziehungen der Truppen, die zu einer öffentlichen Plage wurden. Auch das benutzte die Reaktion; sie warf die ganze Schuld auf die junge Schweiz und identifizirte dieselbe, nach ihrer Gewohnheit, mit den Liberalen, die gleichwohl mit diesem Verein in keiner Beziehung standen.

In der ganzen Schweiz sprach man von der Bewegung, die schon im letzten August nahe daran war, den Bürgerkrieg in Wallis zu entzünden.

Man erinnert sich, daß, als der Große Rath außerordentlicher Weise in Sitten versammelt war, sich das Gerücht verbreitet, die Parteien lägen sich in la Balmaz in den Haaren, es habe Verwundete und Todte abgesetzt, und das Volk eile, beim Geläute der Glocken, zu den Waffen.

Die erste Sorge einflußreicher Männer von allen Parteien war, den Bürgerkrieg zu verhindern. Die Mobilmachung aller Milizen wurde unverzüglich beschlossen und der Regierung ein Kriegsrath beigegeben. Bald überzeugte man sich von der Uebertreibung der ersten Nachrichten, die Truppen wurden entlassen und der Gr. Rath trennte sich, nachdem er an die Stelle des Herrn Cocatrix im Staatsrath Herrn Torrent gewählt und eine allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen, mit Ausnahme des Meuchelmords

Digitized by Google

und mit Vorbehalt der Klage auf Schadenersatz für die Civilpartie, votirt hatte*).

Es war am letzten Tage dieser Sitzung, nachdem der Große Rath durch den Amnestiebeschluß und die Wahl eines dem Wohl und der Freiheit des Landes aufrichtig ergebenen Mannes in den Staatsrath den Wunsch nach Aussöhnung gezeigt hatte, als wir es für unsere Pflicht hielten, den Repräsentanten des Volkes die ganze Gefahr unserer Lage aufzudecken und die Mittel zu bezeichnen, um diesem Zustande ein Ende zu machen.

Der Verfasser dieser Zeilen enthüllte damals mit einer tiefen Rührung, die sichtbar auch die ganze Versammlung und die Tribüne ergriff, den Abgrund von Zerrüttung und Demoralisation, der die Ehre, die Ruhe und die Wohlfahrt des Walliservolkes zu verschlingen drohe.

Er hielt offen den Parteien ihre Sünden vor: — die Erbitterung, Unruhe, öffentlichen Störungen einer verirrten, aber lenksamen Jugend, die hinterlistigen Verleumdungen, freiheitsmörderischen Entwürfe, blutdürstigen Complotte der vorgeblichen Beschützer des Glaubens. Er erklärte, daß nach seiner Ueberzeugung das Uebel zu weit vorgeschritten sei und zu tief liege, um es mit Palliativmitteln zu heilen, daß man es nicht anders vertilgen könne, als wenn man an die Quelle gehe und es mit der Wurzel ausrotte.

Dieses Uebel, das Alle kannten, von dem aber Keiner sprach, bestand in der Unwissenheit des Volkes, in der ungleichen Vertheilung der öffentlichen Lasten und in dem privilegirten und exceptionellen Forum des Klerus **).

---

*) Drei Liberale waren durch Meuchelmord umgekommen und ein Vierter war verschwunden, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden sei.

**) Der Klerus in Wallis hat einen privilegirten Gerichtsstand nicht blos für alle Civilsachen, sondern auch für die Verbrechen, die er begeht. Priester haben die Verbrechen des Kindermords, Straßenraubs und Betrugs verübt: der Bischof hat sie einstecken und dann entwischen lassen. Man hat kein Beispiel einer einzigen Ahndung. Auf der Kanzel kann man verkündigen was man will,

Digitized by Google

Wir verlangten damals dringend, im Namen der Bevölkerung der westlichen Zehnten, daß der Staatsrath neue Gesetzesentwürfe für Förderung der Volksbildung und für gleichmäßige Vertheilung der Militärlasten auf alle Vermögen ausarbeite. Nicht minder ersuchten wir die vollziehende Gewalt, alle mit der Verfassung vereinbaren Maßregeln zu ergreifen, um jeden exceptionellen Gerichtsstand aufzuheben und alle Bewohner des Kantons, weß Standes und Berufes sie sein möchten, unter die Gerichtsbarkeit der ordentlichen Tribunale zu stellen.

Wir haben oben von der Mobilmachung aller Milizen und der Errichtung eines Kriegsrathes gesprochen, der mit den Herren P. L. von Riedmatten, P. Torrent, Elie Nicolas Rotten, Adrian von Courten und M. Barmann besetzt wurde.

In einer Unterhaltung über die Schwierigkeit der Umstände und die Möglichkeit einer allgemeinen Bewegung, äußerte Herr Adrian v. Courten, daß 500 Freiwillige seines Zehntens in Sitten vereinigt seien, und Herr Elie Nicolas Rotten, daß 1000 Männer der alten Schweiz aus dem Zehnten Brieg Miene machten, mit den Milizen nach Sitten zu marschiren. Außerdem sprachen die Deputirten von Oberwallis ganz offen von einem bevorstehenden Aufgebot der Waffen (Landsturm) in ihren Zehnten.

Diese Aeußerungen, die durch alle Nachrichten aus Oberwallis bestätigt wurden, veranlaßten die Versammlung der Unterwalliser-Freiwilligen und ihren Marsch nach Sitten den 28. August, unter dem Befehl des Herrn Joris; die Herren P. Torrent und M. Barmann hielten sie in Ardon auf und verabschiedeten sie *).

Diese Thatsachen sind notorisch und beweisen, trotz Allem,

---

predigen was einem einfällt, ohne daß die Staatsgewalt ein Wort dazu zu sagen hat!!

Die liberale Partei verlangte, daß der walliser Klerus gehalten werden solle, wie der sardinische in Folge eines Vertrags des Königs mit dem Pabste gehalten wird. War dieß zu viel für Republikaner?

*) Herr Barmann hielt die Kolonne mit Gefahr seines Lebens auf. Hätte man sie vorrücken lassen, so wäre die Regierung unfehlbar gestürzt worden.

Digitized by Google

was man dagegen sagt, daß damals, wie am 18. Mai, die Liberalen erst dann zu den Waffen griffen, als sie die volle Gewißheit der regellosen Landsturmbewegungen im Oberwallis erlangt hatten.

Verstärkt durch die feste und unerschütterliche Kraft des Herrn P. Torrent erlangte das liberale System wieder einigen Einfluß in den Berathungen des Staatsrathes. Eine unparteiische Politik, parlamentarische Schicklichkeit und selbst ein gewisser Grad von Energie machten sich in seinem Schooß wieder geltend.

Diese Rückkehr zur Regentenwürde übte eine günstige Wirkung auf das ganze Land aus; Ordnung und Vertrauen tauchten wieder auf und gaben den Beweis, daß der öffentliche Geist noch nicht verdorben war.

Warum verschwanden diese glücklichen Symptome so bald wieder?

Die Priesterpartei fand die Schuld in neuen Unordnungen einiger Mitglieder der jungen Schweiz und vorzüglich in den propagandistischen Ausflügen dieses Vereins in die Gemeinden der Gegenpartei.

Die junge Schweiz klagte die Geistlichen an, deren finstere Umtriebe den Fanatismus ihrer Meuchelmörder bis zum *Paroxysmus* steigerten.

Die Unparteilichkeit gebietet, Jeden nach seinen Werken zu richten, versuchen wir, das zu thun.

Man kann mit Recht einigen Liberalen, meistens Mitgliedern der jungen Schweiz, vorwerfen, daß sie gegen Individuen, die sie ohne Zweifel für schuldig hielten, aber deren Bestrafung ihnen nicht zukam, Beleidigungen ausübten; daß sie sich zusammenrotteten, um ihren Freunden in benachbarten Gemeinden Hülfe zu leisten, ohne die Nothwendigkeit und die Gesetzlichkeit dieser Demonstrationen gehörig zu ermitteln; daß sie der Freiheit der Meinungen zu nahe traten; daß sie durch aufreizende Lieder, unbesonnene Drohungen und Reden, die gegen Ordnung und Sitte verstießen, die Gemüther beunruhigten; daß sie endlich durch ihre Angriffe auf die Unverletzlichkeit der Personen, das Hausrecht und Eigenthum den Unwillen der rechtlichen Bürger rechtfertigten.

Das Comite der jungen Schweiz hat einigermaßen dem Ver-

Digitized by Google

dacht der Nachsicht dadurch Raum gegeben, daß es das Betragen einiger Tollköpfe nicht desavouirte, und vorzüglich dadurch, daß es keine Maßregeln ergriff, um dergleichen Unordnungen zu beseitigen.

Die Presse hat öfter ihren Beruf dadurch verkannt, daß sie verdächtige Theorien aufstellte, Bitterkeit säete, wenn das Land der Mäßigung und Aufklärung bedurfte, und Thatsachen, die dem Gebiet der Publizität fremd sind, enthüllte, während so viel über die allgemeinen Interessen des Landes zu sagen war.

Auf der Priesterpartei lastet die Schuld, ein schwarzes Aechtungscomplott gegen die vorzüglichsten Bürger der Gegenpartei entworfen zu haben, das einige ihrer Anhänger vollziehen sollten; der Tag und der Ort waren bestimmt *). Der redliche und zu arglose Saillen fiel unter den Schlägen der Verschwörung; mehrere andere Vorfälle haben bewiesen, daß der Dolch die Waffe ist, die sie gewählt hatte.

Die alte Schweiz hat gegen die republikanische Loyalität und Ehre dadurch gesündigt, daß sie vorgab, sich für die Vertheidigung der Religion und der gesetzlichen Ordnung zu waffnen, während sie, zum Hohn der Verfassung und des gegebenen Wortes, einen schmählichen Angriff (agréssion) bereitete.

Der Klerus hätte die Religion, wenn sie anders in Wallis compromittirt werden könnte, dadurch compromittirt, daß er im Finstern die vergifteten Pfeile schmiedete, die ihm den Triumph erwarben; daß er einen unehrenhaften Sieg benutzte, um Unschuldige zu proscribiren und seine Rache an denen zu sättigen, die außer dem Kampf waren überwunden worden.

Diese Abschweifung hat keinen andern Zweck, als den, unsere Mitbürgenossen mit den Ursachen der Periode des Mißbehagens und der Unordnung, die den Ereignissen des Monats Mai voraus ging, bekannt zu machen.

Wir haben nicht die Absicht, Beschuldigungen zurückzugeben; aber die Würdigung der Resultate kann nicht genau und gründlich

*) Darüber ist durch die Untersuchungen, die vor dem Tribunal in Monthey stattfanden, der Beweis geleistet worden.

Digitized by Google

sein, wenn die Thatsachen, deren Wirkungen sie sind, nicht wahr und treu dargestellt werden.

Die Sitzung des Großen Raths vom letzten November erhielt ihr eigenthümliches Gepräge durch eine Petition, welche 29 Glieder der Legislatur so zu sagen an sich selbst gerichtet hatten. Dieses Aktenstück, unerhört in den parlamentarischen Annalen, ist eine so schamlose Schmähschrift, daß mehrere Deputirte, die ihre Unterschrift hergegeben hatten, den Geist und die Tendenz derselben in dem vollen Großen Rathe desavouirten.

Die Veröffentlichung dieses Manifestes empörte die Patrioten, gegen die es gerichtet war, und veranlaßte eine Versammlung von Mitgliedern der jungen Schweiz, die sich nach Sitten begaben, um Zeugen der Debatten zu sein, die es hervorrufen würde.

Diese jungen Leute waren ohne Waffen und ohne feindliche Absichten; gleichwohl waren einige unvorsichtige Reden und ein isolirtes Faktum hinreichend, daß die Majorität der Großrathsglieder erklärte, sie befände sich unter der Herrschaft des Schreckens.

Wenn die Repräsentanten eines Volks sich nicht schämen, zur Rolle von Schmähschriftstellern herabzusinken, wenn ein gesetzgebender Körper so wenig seine Würde fühlt, daß er in der Mitte seiner Mitbürger sich in Gefahr erklärt — darf man sich wundern, wenn in den Parteien sich die Leidenschaften entfesseln?

Zu so vielen Ursachen der Erschütterung des socialen Zustandes kamen noch die öffentlich verbreiteten Gerüchte der Wegnahme von Kriegsmunition aus dem Staatsarsenal, von Entwürfen und Zurüstungen zu einem Ueberfall, welche die politischen Vereine (alte und junge Schweiz) sich wechselseitig vorwarfen, und vor Allem der stets wachsende Parteihaß, dessen anschwellende Gewalt die öffentlichen Behörden kannten und sahen, aber zu ohnmächtig oder zu unwillfährig waren, ihm einen Damm entgegenzusetzen.

Als das Land in dieser Krise sich befand, war das Benehmen derer, die den nächsten Beruf hatten, es in einen sichern Hafen zu führen, am auffallendsten.

Die Priester traten verwegener und unbändiger als je auf, und die Regierung kündigte keinen Schritt zur Aufhebung der Immunitäten des Klerus an, der Hauptquelle der öffentlichen Uebel.

Digitized by Google

Die Journale führten einen Federkrieg, der die Liberalen in dem Augenblick trennte, wo die Vereinigung eine Lebensfrage geworden war.

Die junge Schweiz las zweimal wöchentlich in dem „Echo der Alpen" die Anschuldigung von Inconsequenz, Egoismus oder ehrgeizigen Absichten auf Rechnung der andern Liberalen, die man das „juste-milieu" nannte *).

Der furchtsame „Courier du Valais" erschien zu spät, um die Wunden zu heilen, die schon der Brand ergriffen hatte.

Unterdessen waren die kriegerischen Rüstungen der alten Schweiz nicht mehr zweifelhaft; die Obscuranten schlossen ihre Reihen im Verhältniß, als die Freunde des Fortschritts die ihrigen öffneten **).

Diese gefährliche Lage wurde bei der Feier des 1. Aprils (1844) zu St. Maurice zur Sprache gebracht.

Die Idee eines Comite, das alle Liberalen für die Sache des Fortschritts vereinigen sollte, wurde angenommen und die Ausführung dieser Idee damit begonnen, daß ein provisorisches Comite gebildet und mit den Herren Dr. Barmann, Joris, Abbet, Cretter und Moriz Barmann besetzt wurde.

Den 9. April wurde das „Comite von Martinach" von den Abgeordneten von 33 Gemeinden definitiv eingesetzt, mit der Aufgabe, „die schnellsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, um mit bewaffneter Hand, wenn es sein müsse, jeden Angriff auf die Unabhängigkeit und die Rechte des Volkes zurückzuschlagen, wesentlich auf die Wiederherstellung des Vertrauens unter allen Bürgern bedacht zu sein und die Kenntniß, so wie die Ausführung der demokratischen Grundsätze dem Volk verständlich zu machen" (populariser).

Da von der Bildung des Comite's von Martinach die Bosheit zu jeder Art von Verdächtigung Anlaß nahm, so halten wir es für unsere Pflicht, den procès verbal der Versammlung,

---

*) Der Redaktor des Echo des Alpes hat Wallis nicht gekannt; er trat zu unbesonnen auf.

**) Man weiß gewiß, daß für die Vieille Suisse Gelder aus dem Ausland ankamen.

Digitized by Google

die dasselbe ernannte und ihm seine Aufgabe ertheilte, zu veröffentlichen.

Dieses Aktenstück ist von einem Abgeordneten eines jeden Zehnten, der bei der Vereinigung repräsentirt war, unterzeichnet.

Unsere Mitbidgenossen sehen daraus, daß der wesentliche Zweck der Liberalen bei der Bildung des Comite's war, das Vertrauen unter allen Bürgern wiederherzustellen, d. h. die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und die Rückkehr der Ordnung zu bewirken — das einzige Mittel, um die Ausführung der demokratischen Grundsätze möglich zu machen.

Der Gang des Comite's wurde von Anfang an gelähmt durch die Nichtannahme der HH. Dr. Barmann und Joris und durch den Rücktritt der HH. de Rivaz und Ubry.

Die erstern hatten ihren Entschluß schon der Versammlung am 9. April mitgetheilt; aber diese hatte ihn nicht berücksichtigt. Die letztern motivirten ihr Entlassungsbegehren mit den Vorbehalten, welche die Mitglieder, die zur jungen Schweiz gehörten, in das Protokoll des Comite's abgegeben hatten *).

Während das Comite von Martinach sich zerstückelte und jede Vorbereitung zur Vertheidigung unterließ, brachte die alte Schweiz und ihre Anhänger ihren Plan und ihre Angriffsmittel zur Reife.

Bei der Bildung des Comite's von Martinach schien die Erbitterung der Parteien nachzulassen; die Rathschläge der Klugheit schienen unter den exaltirtesten Liberalen Boden zu gewinnen und die volksthümlichen Männer der Gegenpartei neigten sich zu einer Annäherung.

Ein fataler Zwischenfall zerstreute diesen Schimmer der Hoffnung.

Wir sind bei dem Monat Mai angekommen, der auf der einen Seite die Liberalen ohne Vertheidigung und fast ohne Einigungspunkt, auf der andern Seite die Reaktion in colossaler Macht und wohl organisirt fand.

---

*) Dr. Barmann schlug die Wahl aus, weil nach seiner Ansicht das Komité ein volles, allgemeines Vertrauen genießen müsse, die junge Schweiz dasselbe aber nur den Herren Morand und Abbet zu Theil werden ließ.

Digitized by Google

Eine Uebersicht der Thatsachen wird die Stellung der Parteien in ihrem wahren Licht erscheinen und keinen Zweifel darüber lassen, von welcher Seite der Angriff ausging, und wird aus dem Gesichtspunkt der Loyalität eine vollständige Würdigung der Gegenrevolution, die sich über Wallis ergoß, möglich machen.

Ein Attentat, im Finstern durch die Freunde der Finsterniß gegen einen Freund des Lichts ausgebrütet, war gleichsam das Vorspiel der tragischen Scenen, die sich in Wallis vorbereiteten. Folgendes ist die Thatsache:

Am Abend des 1. Mai fiel ein Schuß ganz aus der Nähe in die Wohnung des Herrn Nikolas Morisod in Verossaz, einem Gebirgsdorf eine Stunde von St. Maurice. Die Kugel streifte den Kopf des Herrn Morisod, der mit einem seiner Söhne im Bette lag*).

Dieser feige Versuch eines Meuchelmords an einem tauben und schuldlosen Greis, dem man nichts vorwerfen konnte, als daß er Vater von 3 Mitgliedern der j. S. war — empörte die Liberalen dieser unglücklicherweise politisch gespaltenen Gemeinde.

Kurz vorher hatten die jungen Schweizer bei ihrer Rückkehr vom Feste der Kirchweihe sich wegen eines durch die Priesterpartei auf ihrem Wege gelegten Hinterhalts gerächt. Dieser doppelte Angriff weckte das Verlangen nach Wiedervergeltung — und Flintenschüsse wurden gegen einzelne Häuser abgefeuert.

Die Aufregung, die durch diese Unordnung hervorgebracht worden war, vereinigte einen Theil der Mitglieder der j. S. von St. Maurice und Massonger in Verossaz.

Sie bemächtigten sich der Person des Herrn Voeffray, des

*) Der Schuß bestand aus etwa 20 zerhackten Kugelstücken, und der Urheber wurde nie entdeckt. Die Priesterpartei nimmt in dieser Hinsicht ihre Vorsichtsmaßregeln, während die Hitzköpfe der jungen Schweiz am hellen Tage handelten und auch nie sich bis zum Meuchelmord verirrten.

In Oberwallis mußten Liberale ihre Gemeinden und das Land verlassen, wie Hr. Bellig, alt Präsident von Gombs.

Die Zehntenräthe widersetzten sich offen den Befehlen der Regierung. — Ueberall waren Comité's organisirt.

Digitized by Google

Haupies der Priesterpartei, den man als den Urheber des Hinterhalts bezeichnete, von dem wir eben gesprochen haben. Voeffray wurde insultirt und gebunden und erhielt 15 Stockprügel.

Das sind die Thatsachen, welche den Staatsrath von Wallis bestimmten, vom Vorort die Piquetstellung von 4—5 Bataillonen zu verlangen (Schreiben vom 4. Mai).

Am 5. Mai saßen der ebengenannte Voeffray und der Jungschweizer Dave, als des Attentats auf das Leben des Nikolas Morisod verdächtig, in St. Maurice gefangen.

Die erbitterte j. S. wartete mit Ungeduld auf das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung, als gegen halb 11 Uhr Abends Herr Kamille von Verra, der Untersuchungsrichter, die Unvorsichtigkeit hatte, sich persönlich in das Gefängniß, wo Voeffray saß, zu begeben und ihn in Freiheit zu setzen.

Die j. S. von St. Maurice sah in dieser Handlung einen Akt der Parteilichkeit von Seiten des Herrn v. Verra, der notorisch der Priesterpartei ergeben und ein Freund von Voeffray war. Man drang in die Wohnung des Herrn v. Verra, in der Hoffnung, des Voeffray wieder habhaft zu werden, und Herr de la Pièrre, der dasselbe Haus bewohnte, erhielt einen Stockschlag an den Kopf, den er selbst als unabsichtlich erklärte.

Diese neue Unordnung motivirt den Bericht des Staatsrathes an den Vorort vom 6. Mai.

Denselben Tag faßte die vollziehende Gewalt nachfolgenden Beschluß, dessen Wichtigkeit der Leser wohl beachten möge:

„Der Staatsrath des Kantons Wallis, in Vollziehung der Vollmachten, mit denen er versehen ist, und in Ausführung seiner Proklamation vom 27. März abhin:

„Verbietet, daß bewaffnete Mannschaft sich, auf welchem Punkte des Landes es immer sein mag, in Bewegung setze, ohne die Befehle des Staatsrathes.

„Er macht es allen Gemeinden des Kantons zur Pflicht, ohne weitere Aufmahnung, durch ihr eidgenössisches Contingent und ihre Landwehr jede bewaffnete oder Waffen nachführende Truppe, die nicht durch das Gesetz autorisirt ist, und die sich ohne die Auf-

Digitized by Google

forderung der Regierung in Bewegung setzen würde, zu bekämpfen und anzuhalten."

Der Große Rath, der zu seiner ordentlichen Sitzung auf den 20. Mai war berufen worden, wurde nun durch ein Kreisschreiben des Staatsrathes vom 8. außerordentlich auf den 14. einberufen.

Den 10. setzte die vollziehende Gewalt die Mitglieder des Großen Raths und die Zehnten-Präsidenten von der Zusammenziehung von 6 Kompagnien Milizen nach Sitten in Kenntniß.

Das Kreisschreiben sagte kein Wort von eidgenössischer Intervention.

Am 11. erfolgte die befremdende Zuschrift des Staatsrathes an den Vorort, worin er zwar demselben bemerklich macht, daß er aus der Staatszeitung von Luzern die Mobilmachung eines Theils der Truppen, deren Piquetstellung nur verlangt worden sei, habe erfahren müssen — aber nichts desto weniger diesen übertriebenen Eifer mit den Worten genehmigt: „Wir beeilen uns, Euch den hohen Beweis von Theilnahme, den Ihr uns gebt, zu verdanken und Euch zu ersuchen, uns Euren schätzbaren und mächtigen Schutz auch fürderhin zu erhalten."

(Nous nous empressons de vous remercier du haut témoignage d'attachement que vous nous donnez et de vous prier de nous continuer votre précieuse et puissante protection.)

Dann, auf die „Fürsorge" des Vororts hinsichtlich der Maßregeln, die zu ergreifen übrig seien, vertrauend, fügt er hinzu: Dafern Eure fernere Fürsorge es Euch erlaubt, würden Eure Dienste, denken wir, uns von Nutzen sein, wenn Ihr Euch darauf beschränken würdet, die Truppen, worüber Ihr verfügt habt, auf's Piquet zu stellen.

An demselben Tag, 11. Mai, ließ der Staatsrath, in der Absicht, dem Unwillen zuvorzukommen, welchen die Nachricht von einer bewaffneten Intervention nothwendig im Volk erzeugen mußte, beim Trommelschlag bekannt machen — aber nur in der Stadt Sitten — daß er weder eidgenössische Repräsentanten noch Truppen verlangt habe.

Digitized by Google

Die Bevölkerung von Unterwallis konnte die außerordentlichen Bewegungen nicht begreifen, zu denen der Staatsrath zu einer Zeit seine Zuflucht nahm, wo die Staatsmaschine in allen ihren Theilen — Administration, Rechtspflege und Kirche — friedlich ihre Funktionen verrichtete, wo die überall, selbst in Verossaz und St. Maurice, wiederhergestellte Ruhe den natürlichen Richtern der Ruhestörer erlaubte, über sie die gerechte Ahndung der Gesetze zu verhängen.

In diesem Gewirr sich durchkreuzender Gerüchte und unglaubhafter Maßregeln versammelte sich das Comite von Martinach, freiwillig, ohne Berufung.

Es beschloß, in der Absicht, die allgemeine Unruhe zu besänftigen, die Veröffentlichung einer Adresse an das Volk, um darin auszusprechen, daß keine eidgenössischen Truppen in Wallis einrücken würden, obgleich sie schon zum Theil mobil gemacht seien, und zugleich darauf hinzudeuten, wie nothwendig Ruhe und Ordnung bei dem Eintreten der ernsten und unerklärlichen Ereignisse sei, die vor Aller Augen sich entwickelten und in denen die öffentliche Meinung nur eine, der auflodernden Hitze der jungen Schweiz gestellte Falle erblicke.

Die Adresse des Martinacher-Comite's brachte den Staatsrath in eine wahrhafte Wuth. Er bezog die Worte „Meineid" und „Verrath", welche diese Adresse enthielt, auf sich und glaubte einen Ruf zum Aufruhr darin zu finden. Die Regierung erklärte die Schrift für eine Proklamation, obwohl sie weder bestimmt war, öffentlich angeschlagen, noch ausgerufen, noch den Gemeindevorstehern mitgetheilt zu werden. Der Oeffentlichkeit übergeben in der Form eines Anschlages, ohne jedoch die Eigenschaft eines solchen sich anzumaßen, sprach sie nach unserer Meinung nur die Gedanken einiger Bürger aus; und so, mehr an das Volk, als an den Leser gerichtet, bezweckte und bewirkte sie mehr Frieden, als Aufruhr.

Es ist in der That nicht zweifelhaft, daß viele Liberale auf die Adresse hin sich beruhigten und die Heftigkeit ihres Unwillens bezähmten.

Wir fügen die Adresse unsern Lesern zu näherer Einsicht und freier Beurtheilung bei und erklären hiermit, daß für ihren Inhalt

Digitized by Google

das Comite als solches nicht verantwortlich ist, da dasselbe auseinandergegangen war, bevor wir die Adresse abfaßten. Die Verantwortlichkeit fällt also ganz allein auf die Unterzeichneten.

Mitbürger!

Der Große Rath ist zu einer außerordentlichen Sitzung auf den 14. d. einberufen; sechs Compagnien des eidgenössischen Contingents des Kantons sind in diesem Augenblick auf den Beinen; eidgenössische Commissäre und Bataillone sind auf dem Marsch nach Wallis — und wir wissen nicht einmal den eigentlichen Zweck dieser unglaublichen Maßregeln.

Was wir wissen, ist, daß die Milizen ihren Arbeiten entrissen sind; daß das Geld des Volks mit vollen Händen ausgetheilt wird; daß die Leidenschaften bis zur Wuth entflammt werden; daß die Ehre von Wallis vor der ganzen Eidgenossenschaft kompromittirt wird.

Der wirkliche Zustand des Kantons rechtfertigt durchaus nicht dieses Gerüste von Einschüchterung.

Das Bedürfniß der Ordnung, der Wunsch nach Aussöhnung gewannen von Tag zu Tag mehr Boden, und einige strafbare Handlungen wurden der Gegenstand der Thätigkeit der Gerichte, die friedlich und ohne Störung vorschritten.

Der Staatsrath läßt bekannt machen, daß er die eidgenössische Intervention nicht verlangt habe; die Truppen marschiren unterdessen, und der Vorort konnte sie nicht ohne das Verlangen der Walliser-Regierung in Bewegung setzen. Bestimmte Thatsachen bezeugen dagegen, daß diese unglückliche extreme Maßregel seit einiger Zeit hochgestellten Magistraten einleuchtete. Die nächste Zukunft wird jeden Zweifel in dieser Hinsicht heben.

Mitbürger! die eidgenössischen Truppen werden nicht in Wallis einrücken; wir sind davon überzeugt, weil die, welche ihren Marsch verlangten, in diesem Augenblicke den Abgrund überschaut haben, der sich unter ihren Füßen öffnen würde; aber die außerordentliche Versammlung des Großen Raths, das Einrücken eines Bataillons unter den Waffen in Sitten, die Diskretirung der Simplonstraße, die Vergeudung der Staatsgelder, die Gefährdung der öffentlichen Ruhe — das sind Thatsachen, ernst genug, um die Aufmerksamkeit der Patrioten zu fesseln.

Digitized by Google

In der Unmöglichkeit, jetzt schon die Dinge in ihrem wahren Lichte zu würdigen, wird das Comite von Martinach nicht voreilig darüber urtheilen; es beschränkt sich, seine Mitbürger, in die es Vertrauen setzt, zu mahnen, gegen die Falle, die ihnen von den Feinden des Vaterlandes und des Fortschrittes gestellt wird, auf ihrer Hut zu sein.

Sich jeder Aufreizung, jeder strafbaren Handlung zu enthalten, aber sich im Stillen vorzubereiten, um den Meineid und den Verrath zur Rechenschaft zu ziehen, das ist die Pflicht der guten Bürger.

Mitbürger! wir werden euch in Kurzem von dem Gang der Ereignisse in Kenntniß setzen; wartet mit Zutrauen und Entschlossenheit. Die Sache, der wir unser Leben widmen, ist zu schön und zu gerecht, um sie verloren zu geben. Rechnet auf die Kraft der Liberalen; sie sind zahlreicher, als die Reaktion meint, und im Augenblick der Gefahr werden sie wissen, sich um das alte Wort der Schweizer zu schaaren: Einer für Alle und Alle für Einen.

Der Präsident des Comite's: Moriz Barmann.
Der Sekretär: Jos. Abbet.

Martinach den 12. Mai 1844.

Als die Adresse erschien, fing auf Befehl des Staatsrathes die Miliz an, sich in Sitten zu versammeln; mehrere Soldaten begehrten die Adresse zu sehen und stimmten ihr sofort lebhaft bei. Der Staatsrath fand eine neue Beschwerde in dieser Beistimmung, welche wir in Martinach uns selbst nicht gedacht hatten.

Am 13. erfolgte eine Kundmachung des Staatsrathes, um die Wirkung der „Proklamation" des Martinacher-Comite's zu vereiteln. Man beschuldigte in derselben das Comite unverdienter Weise einer Lüge, in Bezug auf den Marsch der eidgenössischen Truppen. Wir wußten nämlich damals schon, daß das Bataillon von Freiburg auf den Beinen sei.

Wir wollen jedoch über diese diplomatischen Vorgänge zum Großen Rathe übergehen, der sich am 14. versammelte.

Die erste Sitzung wurde dazu bestimmt, einen langen Bericht des Staatsrathes über den Zustand des Landes anzuhören. Indem

Digitized by Google

Letzterer die Schilderung desselben in den schwärzesten Farben auftrug, hatte er offenbar die Absicht, in vielen Köpfen das heftigste Rachefieber zu entzünden. Man mußte wohl zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um das Gerüste der Einschüchterung und Beunruhigung, die sich halb laut, halb heimlich Luft machte, zu rechtfertigen, um hier die Einen zu übertäuben und dort die Andern zu fanatisiren, und um die ganze Sache zu einer schmachvollen und blutigen Entwicklung zu führen *).

Von allen vorgeblichen Belegen verlas das Büreau nichts, als die Adresse, welche der Bericht als aufwieglerisch (incendiaire) qualifizirte. Es war nöthig, die Verlesung oder die Vorlegung der übrigen Belege zu verlangen.

Am 15. wurde die Verwaltung des Staatsrathes nicht nur gutgeheißen, sondern die Majorität des Großen Rathes sprach ihm auch noch die Bürgerkrone zu, indem sie erklärte, daß er sich um das Vaterland verdient gemacht habe.

Mochte der Präsident des Staatsrathes sich auch sträuben gegen diese Motion, sie ging im Sturmschritt durch, und wir sahen ihm die Röthe in's Gesicht steigen.

Herr Ferdinand Stockalper machte in dieser Sitzung den Vorschlag, den Staatsrath damit zu beauftragen, den Entwurf eines Dekrets zur Auflösung des Martinacher Comite's als aufrührerisch und verfassungswidrig vorzulegen.

Diese Motion ist selbst ein Angriff auf die Verfassung und die Rechte der Bürger, und doch hielt man es nicht einmal für nöthig, sie zu entwickeln und zu motiviren; der Gr. Rath nimmt auch sie im Sturmschritt an.

Der Entwurf eines Dekrets, welches alle bewaffneten oder militärisch organisirten Associationen auflöst, wird auf die Tagesordnung gesetzt.

Dieser Entwurf wäre vollkommen gerecht und gesetzlich gewesen, wenn er ohne Rücksicht der Partei auf alle Vereine wäre

*) Es scheint gewiß, daß zwei Mitglieder des Staatsrathes (der Präsident und der Vizepräsident) in dem Complott waren, das am 17. Mai ausbruch.

Digitized by Google

angewendet worden. Einige Tage später verlor man Gerechtigkeit und Verfassung aus den Augen *).

Am 16., einem Feiertage, wurde bei einem Domherrn in Sitten ein revolutionärer Klub abgehalten, unter den Auspizien eines Agenten des Vororts, der im Geheimen das Beglaubigungsschreiben der Qualität eines eidgenössischen Commissärs bei sich trug. **)

Am 17. Morgensitzung, und jener parlamentarische Skandal, welcher bestätigte, daß die Correspondenz des Staatsrathes an den Vorort nur vorsätzlich beschnitten und verstümmelt dem Großen Rathe vorgelegt worden war. Demungeachtet ist das Martinacher Comite rebellisch, wenn es von Meineid und Verrath spricht! ***)

Der Gr. Rath fährt mit dem nassen Schwamm darüber, und erklärt sich befriedigt mit dem Staatsrath, noch immer im Sturmschritt.

Diese Zusammenkunft des Großen Rathes war eine außerordentliche, das Land stand an dem Abgrunde (Ausdruck des Staatsrathes), die Schilderhebung der Priesterpartei war eifrig in der Ausführung begriffen, der Sohn des Großrathspräsidenten stand an der Spitze, die Sekretäre und eine bedeutende Anzahl von Großräthen standen mit den Aufrührern in geheimem Einverständnisse; der Brand war am Ausbruche; und dennoch! kaum würde man es glauben, um die Minderheit hinters Licht zu führen, um

---

*) Die rein militärische Gesellschaft der alten Schweiz blieb unangefochten und man hat ihr sogar Kanonen gegeben. — Die liberale Partei ist entwaffnet worden.

**) Der jetzige Staatsschreiber des Kantons Luzern, Bernhard Meier.

***) Wenn man die Correspondenz des Staatsrathes mit dem Vororte, mit den Briefen, wie sie wirklich geschrieben wurden, vergleicht, so kann man die Entrüstung über so große ..... Streiche nicht zurückhalten; und dennoch beschließt der Große Rath, daß der Staatsrath sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe! während er verdient hätte, wegen Fälschung in Anklagestand versetzt zu werden.

Digitized by Google

sie in eine gefährliche Ruhe einzuwiegen, um den Schein der gewohnten Ruhe zu verbreiten, setzt man einen Theil der Traktanden der ordentlichen Sitzung auf die Tagesordnung und überträgt dem Hrn. Dr. Barmann das Präsidium einer Kommission zu Prüfung — eines Prozeß-Tarifs!

Die Sitzung wurde aufgehoben und auf 6 Uhr Abends vertagt, die Diskussion war von Seite der liberalen Minorität lebhaft, zutrauensvoll und gewissenhaft gewesen; die Majorität hatte sich in eine hinterlistige Mäßigung verkappt.

Am Nachmittage und kurz vor der Wiedereröffnung der Sitzung erfährt der Verfasser dieser Darstellung auf das bestimmteste, daß in Oberwallis eine allgemeine große Bewegung Statt finde. Es kommt ihm die Nachricht zu von einem Kreisschreiben des Präsidenten vom Zehnten Siders) des Hrn. Adrian von Curten, Sohn des Präsidenten des Großen Rathes) an die Gemeinden seines Distrikts *).

Obschon die Minorität diesen Ruf zu den Waffen, welcher im Namen der öffentlichen Behörden ohne ihren Auftrag geschehen war, als einen Umsturz der ganzen Staatsordnung und aller öffentlichen Moral betrachtete, beeilte sie sich dennoch nicht, unter ihren liberalen Mitbürgern Allarm zu schlagen.

Ihr erster Gedanke ging darauf hin, einen offiziellen Beweis des Meineids und Verraths zu erhalten.

Der Präsident des Comite's von Martinach, von daher Mitglied des Großen Rathes von Wallis, forderte den Staatsrath auf, als ausschließlich kompetente Gewalt die bewaffnete Macht mobil zu machen, und im vollen Großen Rathe zu erklären, ob die organisirten Freiwilligen des Kantons den Befehl erhalten haben, sich in Bewegung zu setzen.

Der Präsident des Staatsrathes und das Mitglied, welches Chef des Militärdepartements war, welchen allein das Recht zusteht,

---

*) Während des Druckes dieser Broschüre hat man erfahren, daß am Abend vorher (am 16.) ein ähnliches Schreiben von den Deputirten der andern Zehnten war abgesandt worden.

Digitized by Google

die Befehle zur Bewaffnung zu erlaſſen, erwiderten ohne Zögern, daß die exekutive Gewalt dieſe Ordre nicht ertheilt, und nur die Miliz-Kompagnien, die an dem Hauptorte verſammelt waren, unter die Waffen gerufen habe.

Geſtützt auf dieſe Erklärungen und berechtigt durch das Dispoſitiv des Beſchluſſes des Staatsrathes vom 6. Mai riefen die Mitglieder des Martinacher-Komite's, die in Sitten anweſend waren, die Freiwilligen der weſtlichen Zehnten zu den Waffen, um den Hauptort des Kantons und Unterwallis gegen den Ueberfall, der ſie bedrohte, zu ſichern.

Die Aufforderung an den Staatsrath im Schooße des Großen Rathes war um 10 Uhr Abends geſchehen; der Waffenruf an die Freiwilligen in Unterwallis ging um Mitternacht von Sitten ab.

Der Große Rath hatte ſich in ein geheimes Comite verwandelt, um ſich ein Manifeſt verleſen zu laſſen, das der erwähnte reaktionäre Klub den Tag vorher ausgebrütet hatte.

Dieſes Manifeſt iſt in Styl und Tendenz des eiſernen Regiments würdig, dem es ruft*).

Nachdem es die Schwäche der öffentlichen Gewalt, wie ſie in Wallis aufgeſtellt iſt, hervorgehoben hatte, ſcheute es ſich *nicht* zu ſagen, daß eine ſtarke Regierung die junge Schweiz ſchon aufgelöst und ihre Chef's, ſowie die Mitglieder des Martinacher Comite's in den Kerker geworfen hätte.

Verwirrung, Verachtung des Reglements und Hohn gegen alle parlamentariſche Formen waren die charakteriſtiſchen Züge dieſer Sitzung der Wuth und des Terrorismus.

Die Glaubensarmee war in Bewegung, ſie nahm ihre Richtung nach Sitten, eine geheime Kaſſe gab das Geld**). Die Ma-

---

*) In dieſem, von 39 Deputirten unterzeichneten Manifeſt iſt geſagt, daß ein eiſernes Regiment (regime de fer) auf den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge folgen müſſe.

**) Nach übereinſtimmenden Nachrichten von mehreren Seiten wurden die Koſten des ſchwarzen Drama's in Wallis aus der großen Jeſuitenkaſſe (Congregation) in Lyon beſtritten.

(Anm. d. Ueberſ.)

Digitized by Google

jorität hielt es für überflüssig, ferner Mäßigung zu heucheln; sie warf die Maske ab und zeigte sich anmaßend, übermüthig und unbändig.

Die Schlußanträge dieses von 39 Mitgliedern des Großen Rathes unterzeichneten Manifests sind:

1) Die Ernennung einer Regierungskommission von fünf Mitgliedern, in oder außer dem Großen Rathe gewählt, die dem Staatsrath beigegeben werden solle;
2) die Ernennung eines obersten Anführers der Truppen, die mobil zu machen man in den Fall kommen könnte, durch den Großen Rath;
3) die Ausstellung von Vollmachten an die Regierungsgewalt (pouvoir gouvernemental), alle Maßregeln zu ergreifen, die sie zur Herstellung der Ordnung, zur Handhabung der Strafgewalt u. s. w. für nöthig erachten würde;
4) die Auflösung jeder nicht vom Großen Rathe autorisirten politischen Gesellschaft.

Da die Achtung vor allen konstitutionellen Bürgschaften verschwunden schien, wurde jede Diskoussion ein Spiel des Hohnes, und die liberalen Deputirten verließen den Saal.

Da der Staatsrath wegen dringender Geschäfte Sitzung halten mußte, so äußerte er den Wunsch, daß die Versammlung nicht während seiner Abwesenheit die Berathung fortsetzen möchte.

Die Sitzung wurde um Mitternacht aufgehoben; der Präsident zeigte weder die Tagesordnung noch die Stunde der folgenden Sitzung an, obgleich es durch das Reglement vorgeschrieben ist.

Das Bedürfniß, das von ihr ausgegangene Aufgebot der Massen (Landsturm) nun auch, so weit es in ihrer Macht lag, zu rechtfertigen, vereinigte von Neuem die Majorität in der Nacht.

Die Glocke, die immer die Stunde der Sitzung, die vorher festgesetzt worden ist, anläutet, läutete dießmal nicht, und die Liberalen wurden nicht in diese reglementswidrige Sitzung berufen. Auch der Staatsrath wohnte nicht bei.

Herr W. von Kalbermatten, Exredaktor der Simplonzeitung, Exoffizier der Garde von Karl X., verdankte dieser nächtlichen

Digitized by Google

Sitzung die verfassungswidrige diktatorische Gewalt, die ein Theil der Repräsentanten ihm übertrug *).

Den 18. versammelte sich der Große Rath zum zweiten Mal um 6 Uhr Morgens; er saß noch, als man ihm den Marsch und die Annäherung der Massen aus Oberwallis und der liberalen Freiwilligen aus Unterwallis ankündigte.

Der Präsident des Comite's von Martinach, Moriz Barmannn, hatte 800 Freiwillige unter seinem Commando, von denen 500 mit einer Kanone etwa 15 Minuten von Sitten standen, 200 waren schon in der Stadt, aber ohne Waffen.

Herr von Kalbermatten war im Rückstand, wahrscheinlich um zwei Stunden, auf jeden Fall aber wenigstens um eine gute halbe Stunde.

Bei dieser Nachricht schlug Herr Allet, Präsident des Zehnten Leuk, eines der entschiedensten und einflußreichsten Mitglieder der Majorität des Großen Rathes, vor, den Marsch der beiden Colonnen aufzuhalten, den Chefs Regierungskommissäre entgegenzuschicken und allen Freiwilligen Sold zu geben.

Diese Motion, genehmigt von dem Staatsrath und dem Präsidenten des Großen Raths, wurde als angenommen betrachtet, und die Deputirten trennten sich ohne Entlassung, um ohne Zweifel ganz andere Interessen, als die allgemeinen des Vaterlandes, in Berathung zu ziehen.

Was wir über die beiden letzten Sitzungen des Großen Raths berichtet haben, ist uns von zwei Deputirten bestätigt worden, unabhängig von dem Berichte der Commissäre Amaker und Dücrey.

Während der Große Rath sich also in der Bestürzung trennte, hatte der Commandant der Unterwalliser-Patrioten die Spitze seiner

---

*) Herr von Kalbermatten ist einer der Chefs der Aprilbewegung von 1840 gewesen, indem er einen alten Groll gegen Oberwallis hatte, weil es ihn seiner Hauptmannstelle in der Garde verlustig zu machen suchte. Erst neulich hat er seinen Heimathschein von Biège erhalten können. Man wollte ihn nicht mehr als Bürger anerkennen. Er besitzt nicht einen Erdapfelstock in Wallis, ist ganz ohne Vermögen und ohne alle Bildung; nicht einen Brief kann er korrekt schreiben.

Digitized by Google

Colonne auf der Landstraße Halt machen lassen, 200 Schritte von dem kleinen Teich von Corbassières gegen Morge. Dort kamen die Herren Amaker und Dücrey zu ihm, um den Auftrag, den ihnen die Regierung ertheilt hatte, zu erfüllen.

Der Commandant versprach, daß er diesen Posten nicht überschreiten würde, und schrieb dann ungefähr in folgenden Worten an den Staatsrath: „Auf die Nachricht, daß die in Oberwallis organisirten Freiwilligen im Namen, aber ohne Wissen des Staatsraths und der Majorität des Großen Rathes unter die Waffen gerufen worden sind, haben wir die Freiwilligen unserer Zehnten versammelt, um den Ueberfall (invasion) des Hauptortes und des untern Wallis zu verhindern. Dieß ist unser Zweck, wir geben unser Ehrenwort.

„Ich erwarte auf der Stelle, wo ich mich befinde, daß Sie mir 1200 Rationen Brod, Käse und Wein schicken.

„In der Gegend der Brücke von Morge, den 18. Mai 1844.

Der Commandant en chef
M. Barmann."

Wir wären, wenn es nöthig sein sollte, im Stande, den Inhalt unseres Schreibens auf eine unwiderlegliche Art zu beweisen.

Gegen Mittag schrieb der Staatsrath dem Commandant der Truppe an der Brücke von Morge, und bat ihn, daß er sich um halb 3 Uhr zu ihm verfügen möchte.

Der Commandant antwortete, daß er seine Truppe nicht verlassen könnte und daher den Oberst Kasimir Düfour und den Hauptmann Henri Dücrey zur Conferenz abordne.

Einige Augenblicke später schickte die Regierung Brod, Käse und Wein.

Als sich die Herrn Düfour und Dücrey zu dem Staatsrath begaben, erfuhren sie von einem jungen Mann, daß die Colonne des Herrn Kalbermatten im Anzug sei.

Sie drückten dem Staatsrath und dem Präsidenten des Großen Raths, den sie ebenfalls bei ihm antrafen, ihr Erstaunen darüber aus; das nahmen diese Herren übel und bemerkten, das sei wieder eine grundlose Voraussetzung der Liberalen.

Als die beiden Offiziere im Begriff waren, in die Conferenz

Digitized by Google

einzutreten, kamen zwei Gensd'armen und kündigten den Einzug des Commandanten Kalbermatten mit seiner Colonne in der Stadt Sitten an.

Da überließ sich der Oberst Dufour dem Ausbruch seiner Entrüstung: „Niederträchtigkeit, Verrath! — schrie er — Schande, ewige Schmach den treulosen und meineidigen Magistraten!!"

Der Großrathspräsident und Staatsrath betheuerten, daß diese Bewegung der Truppen ohne ihr Wissen geschehe.

Die Erklärung des Militärdepartements *) bestätigt diese Betheurung des Staatsrathes und sagt der ganzen entrüsteten Schweiz, wer die Aufrührer und Rebellen an dem heillosen und für immer fluchwürdigen Tag des 18. Mai 1844 waren.

Die Rationen waren noch nicht ganz vertheilt, als die Nachricht dieses verrätherischen Ueberfalls nach Corbassières kam; die Wuth der Freiwilligen drängte sich in den Schmerz ihrer Seele zurück; glühende Thränen rollten aus den Augen von Mehrern, Andere murmelten leise: Laßt uns die Verräther durchbohren. Aller Blicke richteten sich auf den Chef. Aber anstatt Vorwärts, kommandirte er: Zurück**)!

Die Elemente schienen den Meineid zu begünstigen; der trübe Himmel goß Ströme von Wasser herab, als habe er das Schandmal von dem Walliser-Namen abwaschen wollen.

---

*) „Das unterzeichnete, mit dem Militärdepartement beauftragte Mitglied des Staatsraths erklärt und bezeugt, daß die bewaffneten Männer, welche in diesem Augenblick aus Oberwallis in die Stadt Sitten eindringen, weder von dem Staatsrath noch von dem Militärdepartement den Befehl, sich zu versammeln und sich mobil zu machen, erhalten haben.

Sitten, den 18. Mai 1844 Nachmittags.

Das mit dem Militärdepartement beauftragte
Mitglied des Staatsraths
Torrent."

**) Wäre Herr Barmann in Sitten eingerückt, so hätte sich die Lage der Dinge gänzlich geändert. Er nahm dann das Arsenal, bewaffnete seine Leute und versicherte sich der Mitwirkung der Stadt Sitten und der Umgegend.

Digitized by Google

Die Regierung hatte am 12. Mai ein Bataillon Milizen (etwa 450 Mann) zur Erhaltung der Ruhe und zu ihrem eigenen Schutz in Sitten zusammengezogen: warum sah diese Truppe, die Waffe unter dem Arm, ruhig der Besetzung des Hauptortes durch eine bewaffnete Bande zu, die der Staatsrath läugnete, in Bewegung gesetzt zu haben und deren Marsch bekannt war?

Der Hauptmann J. Calpini hatte von seinem Militärchef die Ordre erhalten, sich mit seiner Compagnie der Colonne Kalbermatten entgegenzuwerfen und sie aufzuhalten.

Calpini marschirt sogleich ab mit 56 Mann; die übrigen waren im Dienst. Er begegnete den Anrückenden beim Eingang der Stadt, macht sein Peloton kampffertig, läßt anschlagen und ruft: „Wer da?" „Regierungstruppen", antwortet Kalbermatten. — „Nicht wahr, keinen Schritt vorwärts!!" — „Truppen des Großen Raths", sagt Kalbermatten stotternd. — „Abermals gelogen; keinen Schritt vorwärts!"

Die entschlossene Haltung dieser Hand voll Tapfern bringt die Vordersten der Colonne, an deren Spitze Kalbermatten und Adrian von Courten waren, außer Fassung. Das Pelotonfeuer sollte losgehen; — da läuft der Milizinspektor plötzlich herbei und ruft Herrn Calpini zu: „Im Namen Gottes, lassen Sie nicht feuern, ziehen Sie sich zurück."

Man gehorcht ihm; der brave Calpini geht in die Caserne zurück, sagt seiner Compagnie Lebewohl und legt seinen Degen nieder, um ihn unter der Herrschaft des Verraths nie mehr zu führen. Einen Augenblick später erhielt der Staatsrath die Demission dieses würdigen Offiziers.

Die Colonne Barmann bewirkte ihren Rückzug nach Ardon unter einem Guß von Regen.

In der Nacht vom 18. auf den 19. erhielt der Chef die Nachricht von der Ankunft des Herrn J. Torrent in Martinach, an der Spitze der Freiwilligen von St. Maurice und Monthey mit zwei Kanonen. Herr Joris folgte ihm nach mit denen von Bouvry, Port-Valais und St. Gingolph und einer Kanone.

Zu gleicher Zeit vernahm er, daß Herr Groß, Sohn des Staatsraths, auf die Brücke bei La Batiaz (Martinach) mit Be-

Digitized by Google

waffneten marschirt war, um sich mit der Priesterpartei zu vereinigen, welche die Defileen des Trient und La Balma besetzte, und daß dieser letztere Posten auf das Bataillon Torrent während seines Zuges auf der Landstraße gefeuert habe.

Ein Brief, datirt vom 17., des Capitäns L. Pignat, Commandanten der Priesterpartei in Entremont, an Jost, Commandanten derselben Partei in Salvan, ließ keinen Zweifel mehr über den allgemeinen Angriffsplan auf die Liberalen übrig. Dieser Brief ist ein neuer Beweis, daß am 17. unsere Gegner unter den Waffen waren, als wir noch gar nicht daran dachten, uns gegen einen Angriff zu schützen, den wir bei unserem blinden Glauben in ihre erheuchelte Liebe zur Ordnung für unmöglich hielten.

In einem zweiten Brief vom 17. schreibt der genannte Pignat an seine Frau in Vouvry, daß sie die Anhänger der alten Schweiz in dieser Gemeinde warnen sollte, sich nicht mit der jungen Schweiz zu verbinden, bei Strafe, mit dieser vernichtet zu werden. Diese beiden Briefe waren unter einem Umschlag an Herrn Marquis, Vikar in Vouvry, Chorherr von St. Bernhard, gerichtet; die Antworten sollten an die Kinderwärterin des Herrn Luder in Sambrancher gelangen.

Den 19. kam das Bataillon Torrent bei Zeit nach Arbon. Herr Joris begab sich ebenfalls dahin; aber die Freiwilligen, die er mitgebracht hatte, besetzten die Brücke von Riddes und das linke Ufer der Rhone gegen Nenda und Iserable. In Arbon wurde ein zweiter Aufruf an einige Gemeinden gerichtet, von denen man vermuthete, daß sie den ersten Aufruf nicht erhalten hätten. Man unterrichtete sie von dem Ueberfall des Hauptortes und forderte sie auf, sich zu bewaffnen, um sich einer regellosen Horde zu widersetzen, die auch ihren Heerd bedrohe.

Auf die Nachricht, daß die Gemeinde Conthey von einer bewaffneten Bande aus der Umgegend von Sitten überschwemmt sei, begaben wir uns über das Dorf Vetroz hinaus auf die Landstraße. Die Höhen, welche die Morge beherrschen, waren mit imposanten Streitkräften besetzt; der Hauptmann Charles-Louis von Bons wurde mit seiner Compagnie abgesandt, um zu rekognosziren; die

Digitized by Google

Vorposten von Kalbermatten schossen, ohne irgend einen Kriegsgebrauch zu beobachten.

Nach einigen Stunden Aufenthalt, vorwärts Vetroz, nahmen wir wahr, daß die Taktik der Oberwalliser dahin ging, uns von den Höhen aus zu überflügeln, um uns mit überlegenen Kräften einzuschließen; wir zogen uns daher auf Ardon zurück. Ein Tirailleur-Scharmützel in dem hügeligen Terrain tödtete uns einen Mann und verwundete dem Feinde zwei. Sein Angriff berechtigt uns, ihm in Zukunft diesen Namen zu geben.

Den 20. räumten wir das Dorf Ardon, wo wir zugleich von vorn und auf den Flanken konnten angegriffen werden, und faßten in der westlichen Gegend des Dorfs Posten. Ein Platzregen nöthigte uns abermals zum Rückzuge. Herr Josis marschirte nach Riddes, um der Landstraße zu folgen, M. Barmann nahm die Straße des rechten Ufers mit 400 Mann. Die Brücke von Riddes wurde, ohne Wissen und gegen den Willen der Führer, vermittelst des Strohes, auf dem die Freiwilligen gelegen hatten, angezündet.

Gegen Mitternacht trafen die Freiwilligen von St. Maurice und Monthey in Martinach zusammen und zogen den 21. bei Anbruch des Tages ab, um sich in ihre Heimath zu begeben.

Als sie unter den Felsen von Guercz, welche das Defilee beherrschen, an die Brücke des Trient kamen, wurden sie von einem Kugelregen empfangen, der anfangs wenig schadete, aber durch den donnernden Schall in den Gebirgen und die unangreifbare Stellung der Feuernden sich furchtbar ausnahm.

Das erste Feuer dieses perfiden Hinterhaltes war ohne Vergleich besser unterhalten, als das Rottenfeuer eines Bataillons; es ließ nach einigen Minuten nach; und nun fielen die mörderischen Schüsse der hinter den Mauern und in der bedeckten Brücke des Trient versteckten Scharfschützen.

Das erste Stück schweres Geschütz verlor bald seine Bespannung; dieser Umstand, einige Todte, die Ueberraschung, die Schwierigkeiten der Stellung brachten einen verderblichen Einfluß auf den Geist der Freiwilligen hervor, die zwar entschlossen, aber größten-

Digitized by Google

theils ungeübt und an die Disciplin eines Gefechtes nicht gewöhnt waren.

Herr Joris bot hundertmal dem Tode trotz, um mit dem Bajonette anzugreifen, aber er konnte seine Leute nicht zusammenbringen, und sah sich genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen. Er hatte nicht zwei Kompagnien Milizen bei sich, wie die bei Grimisoit und Champlan im Jahre 1840!

Unser Verlust in diesem Gefecht belief sich auf etwa zwanzig Verwundete und sechszehn Todte, vier aus der Stadt St. Maurice und zwölf aus dem Zehnten Monthey.*)

Von diesen Opfern lebten noch einige nach dem Gefecht; sie wurden durch Kolbenstöße und Bajonettstiche ermordet.**)

Wir sagen nichts von den Scheußlichkeiten, die an den leblosen Körpern der Offiziere ausgeübt wurden.

Die Manen des Commandanten Hyazinthe von Nucé von St. Maurice, des Lieut. Didier Parvex von Colombey, Commandanten der Vorhut, des Lieut. Alfred von Werra von St. Maurice und der andern Tapfern, die mit ihnen fielen, gebieten uns im Namen des Vaterlandes, im Namen jener Religion, für die man sie schlachtete, einen Schleier der Scham über diese Scene der Barbarei zu werfen.

Hier endigt sich die Darstellung der Thatsachen; unsere Leser wissen, daß die Freiwilligen sich nach allen Richtungen hin zerstreuten, daß mehrere den Fluß unter dem Feuer des Feindes passirten und daß der Herr Castellan Hyppolit Pignat von Vouvry

---

*) Die alte Schweiz hatte 7 bis 8 Todte und mehrere Verwundete.

**) Ein Gefangener, Namens Planchamp von Vouvry, wurde in la Balma eine halbe Stunde unter dem Trient, erschossen. Alle Leichen wurden ausgezogen. Am Sonntag trug ein Mann in Val d'Illier die Epauletten des Herrn de Nucé, ein anderer die von Parvex. Mehrere Wagen mit Effekten wurden in Vernayaz geplündert.

Die Chefs waren in dem Gefechte von den Soldaten verlassen worden. Dr. Jos. Barmann suchte mit dem Säbel in der Hand sie zu sammeln, um die Passage zu erzwingen; man folgte ihm nicht.

Digitized by Google

einige sammelte, mit welchen er den Posten der alten Schweiz, der das Dorf Vernayaz bewohnte, zwang, die Waffen zu strecken. *)

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß die Anzündung dieses Dorfes nicht dem Herrn Pignat, sowie keinem der Chefs zur Last fällt, und daß uns die Ursache derselben völlig unbekannt ist.

Wir haben die wesentlichen Thatsachen berichtet, ohne zu versuchen, den Rückzug von Sitten nach Martinach und die Niederlage am Trient zu erklären.

Die Zeit der Aufschlüsse darüber ist noch nicht gekommen, die Zukunft behält ihnen ein Blatt in der Geschichte von Wallis vor.

Wir begnügen uns, Diejenigen, die sich dem Taumel eines ebenso niederträchtigen als treulosen Triumphs hingeben, daran zu erinnern, daß dieser Triumph vielleicht von Umständen abhing, über die kein Wille gebieten konnte.

Mehrere unserer besten Offiziere konnten nicht marschiren, die Compagnie der Milizen, die wir in Ardon hatten, war nicht mehr bei uns am Trient. Der unglückliche Parver, durch seine kriegerische Hitze fortgerissen, begann zu frühe das Gefecht, ehe der Commandant Barmann daran Theil nehmen konnte, mit den 300 Mann, die den Trient unter seinen Befehlen passirt hatten. **)

Die einfache Erzählung der Thatsachen, gestützt auf die Belege, beweist bis zur Evidenz, daß der reaktionäre Schlag, der dem Liberalismus in Wallis versetzt worden ist, seit Langem vorbereitet war. Der Aufruf des Herrn Adrian von Courten an die organisirten Freiwilligen des Kantons, der offizielle Bericht des eidgenössischen Commissärs, der die vortreffliche Ordnung des Aufgebots der Masse, bei seiner Ankunft in Sitten, beschreibt, lassen keinen Zweifel in dieser Hinsicht übrig. Außerdem erhält durch die öffentliche Notorität diese Thatsache ihre Beglaubigung.

Es ist auf der andern Seite bekannt und der Brief des Herrn

*) Etwa 200 Mann nahmen den Weg über Chamouny und Genf; sie wurden überall wohl aufgenommen.

**) Das rasche Feuer des edeln Parver, das ihn zu frühe in das Gefecht trieb, war vorzüglich Schuld an dem Verlust desselben.

Digitized by Google

L. Pignat an Joß bezeugt es, daß die Liberalen am 17. Mai keine Bewegung veranstaltet hatten, als ihre Gegner schon unter den Waffen waren.

Der Mangel an Waffen, Munition, Lebensmitteln und Organisation unter den Freiwilligen unserer Colonne zeigt hinlänglich, daß sie sich unvorbereitet für die Vertheidigung des Hauptortes und ihres Heerdes versammelten. (Brief des Commandanten Barmann an den Staatsrath, den 18. Mai, Morgens, für dessen Inhalt wir den Beweis anerboten haben.)

Die Erklärungen des Präsidenten des Großen Rathes und des Staatsrathes an die Herren Dufaux und Ducrey, im Augenblick des Einmarsches des Commandanten von Kalbermatten in Sitten, und diejenige des Militärdepartements bestätigen, daß diese Horde keinen Auftrag hatte und nicht die Militärmacht des Staates war, daß mithin ihre Bewegung illegal, aufrührerisch und dem Beschlusse des Staatsrathes vom 6. Mai entgegen war.

Dieser nämliche Beschluß vom 6. Mai machte es zur Pflicht, die bewaffnete Macht gegen diese revolutionären Banden zu richten, und rechtfertigt vollkommen unsern Marsch nach Sitten.

Wenn der Große Rath dem Herrn von Kalbermatten das Brevet eines Commandanten en chef ausgefertigt hatte, so ist das ein illegaler Akt, den das Gesetz formell annullirt. Der Große Rath kann einen Offizier von einem höhern Grade, als den eines Hauptmanns, nur auf einen Vorschlag des Staatsrathes wählen; und dieser Vorschlag hat nicht stattgefunden.

Herr von Kalbermatten, Exkapitän in Frankreich, konnte keine Oberstlieutenants kommandiren, und der Große Rath konnte ihm nach den Gesetzen nicht diesen Grad übertragen.

Die Ordre der Mobilmachung alles Militärs kann nur von der vollziehenden Gewalt mittelst des Militärdepartements ausgehen. (Verfassung Art. 35, Nr. 2 und 3, Art. 40; Reglement des Staatsrathes.)

Jeder Entwurf eines Dekrets muß durch den Staatsrath vorgeschlagen werden. (Verfassung Art. 35, Nr. 1.)

Der Gr. Rath kann den Staatsrath einladen, ihm den Gut-

wurf eines Gesetzes oder Dekretes vorzulegen, aber die Initiative kommt ihm nicht zu. (Verfassung Art. 32.)

Der Gr. Rath hat die Verfassung in ihren Artikeln 4, 5, 6 und 7 verletzt, weil er Arrestationen, Entwaffnungen, Hausdurchsuchungen, Requisitionen und Beschlagnahmen gebilligt oder beschlossen hat; die ordentlichen Gerichte hatten ausschließlich das Recht, diese Maßregeln der Strenge anzuordnen.

Das Gesetz, welches ein einziges exceptionelles Tribunal einsetzt, entfernt sich nicht allein durch die rückwirkende Kraft, die es ihm beilegt, von allen Prinzipien des Rechts, sondern es ist auch der Verfassung entgegen, welche in Art. 42 sagt: „In jedem Zehnten ist ein Tribunal für Civil-, korrektionelle und Kriminalfälle, und für den ganzen Kanton ein Kantonal-Appellationsgericht."

Die Dekrete, durch welche der Große Rath das Echo des Alpes unterdrückt und die Gesellschaft der jungen Schweiz aufgelöst und entwaffnet hat, sind ein Attentat auf das Eigenthum, auf das Vereinsrecht, auf die Freiheit der Presse und die Verfassung.

Der Brief des Staatsraths an die Zehntenpräsidenten ist ein in einem demokratischen Lande unerhörter Akt; es ist das ein würdiges Seitenstück zur Ordre des Aufgebots der Masse der östlichen Zehnten, welche jeden Bürger von dem bis zu dem Alter nöthigt, zu marschiren, mag er wollen oder nicht, unter Strafe der Büßung und der Stillstellung in seinen Bürgerrechten!!!

Die Entlassung von Angestellten und Agenten der öffentlichen Gewalt vor dem gesetzlichen Ablauf ihrer Funktionen ist eine Verletzung der Gesetzlichkeit und der Gerechtigkeit. Sind sie schuldig, so überweist sie den Gerichten, aber nehmt ihnen nicht ohne Prozeß das Brod, auf das sie ein Recht haben bis zur periodischen Epoche der Erneuerungswahlen.

Die gegenwärtige Zusammensetzung des Staatsrathes ist dem Art. 29 der Verfassung zuwider, der also heißt: „Zwei Staatsräthe werden erwählt aus den Zehnten Conches, Brigue, Viège, Rarogne und Loèche. Zwei werden ernannt aus den Zehnten Martigny, Entremont, St. Maurice und Monthey. Es können nicht zwei Staatsräthe aus dem nämlichen Zehnten genommen werden.

Die fünf östlichen Zehnten zählen jetzt drei Glieder im Staats-

Digitized by Google

rathe, die Herren Zen-Ruffinen, Clemens und Wilhelm von Kalbermatten. Diese zwei letztern sind aus dem Zehnten Viège, und die vier westlichen Zehnten haben nur ein einziges Mitglied darin, Herrn Groß!

Wenn Herr Torrent, über dessen Entlassungsbegehren man in der Sitzung des 15. Mai zur Tagesordnung schritt, wieder seinen Sitz im Staatsrathe einnehmen wollte, so würde er die, welche so mit dem Grundgesetze umspringen*), auf ihren gebührenden Posten verweisen.

Wir wissen wohl, daß Hr. Wilh. von Kalbermatten plötzlich sein Domicil in Chablais verlassen hat, um sich durch lange Wanderungen in Italien in's Oberwallis zu begeben; daß während mehrerer Wochen er sich eine unendliche Mühe gab, um Alles für den Angriff des 18. Mai vorzubereiten; daß man ihm und dem Hrn. Adrian von Courten die gute Haltung der Armee des Klerus verdankt, wovon Herr Meyer entzückt gewesen ist. Wir sind genöthigt, zu gestehen, daß so viele ausgezeichnete Dienste einer Belohnung werth waren. Einig über die Sache, sind wir jedoch über die Art und Weise ganz anderer Meinung.

Nachdem wir gewissenhaft die Krise mit ihren Symptomen und Resultaten, so weit wir sie kennen, dargestellt haben, fragen wir den Klerus oder vielmehr die Priesterpartei, in welche wir uns jedoch hüten mehrere Geistliche zu werfen, die dieses Namens wahrhaft würdig sind und die im Stillen über die Uebel seufzen, welche ihre Kollegen der Religion und dem Lande zufügen —, wir fragen diese Partei: ob die Ordnung und der Friede in Wallis nicht wiederhergestellt werden konnte, ohne zu den extremen Mitteln zu greifen, welche sie im Finstern bereitet hat?

Die junge Schweiz und die Liberalen schwärzten den Klerus an, — werdet ihr uns sagen; — sie verbreiteten Unordnung und Immoralität, nichts war ihnen heilig; das Uebel wuchs beständig; man hatte alle gewöhnlichen Mittel erschöpft; gegen große Uebel mußte man zuletzt zu großen Hülfsmitteln greifen.

---

*) Das Volk nennt das „Schindluder treiben."

Digitized by Google

Wir erkennen mit jedem Unparteiischen an, daß das Land krank war, daß ein unreiner Wurm an seinem Herzen nagte.

Dieser Wurm, ihr seht ihn in der jungen Schweiz, in dem Echo des Alpes. Der Pfarrer Bissix und einige seiner Collegen von St. Bernhard und der Abtei sahen ihn in dem Justemilieu und in dem Courier du Valais.

Nach unserer Ansicht sitzt er in den Vorrechten des Klerus und in den heillosen Umtrieben, wodurch er sie aufrecht erhält.

Die junge und die alte Schweiz, die Presse, die Liberalen, die Retrogaden, der Klerus, alle Parteien haben ihren Theil Unrecht. Exzesse sind von verschiedenen Seiten begangen worden; die, welche man der jungen Schweiz vorwirft, sind allgemeiner, öfter wiederholt, die andern gehässiger und verbrecherischer. *)

Dieses Unrecht, diese Exzesse konnten unterdrückt werden, die Gerichte und die Gesetze konnten und mußten angerufen werden, um sie zu bestrafen.

Aber eure Immunitäten, eure Privilegien sind dauernd, sie hängen sich an das Herz des Landes und zernagen es unabläßig, weniger vielleicht durch ihre direkte und unmittelbare Wirkung an sich, als durch das Mißtrauen und die Demoralisation, die davon die Folge sind, und wegen der Verweigerung der Gerechtigkeit zu euren Gunsten, die alle eure Verbrechen beschützt.

Nach unserer persönlichen Ueberzeugung wären Ordnung und Vertrauen zurückgekehrt, wenn die Staatsgewalt den festen Willen hätte blicken lassen, diesen übertriebenen Privilegien des Klerus ein Ende zu machen, und wenn dieser nur irgend eine Neigung zur Aussöhnung und Ausgleichung gezeigt hätte, wenn die gesetzlich geordneten Tribunale und die Kirchengewalt den Auftrag erhalten und vollzogen hätten, alle Schuldigen aufzusuchen und alle Vergehen und Verbrechen zu bestrafen; wenn der Fortschritt des öffentlichen Unterrichts wäre gesichert und den Beamten beider Stände übertragen worden, mittelst einer vernünftigen, wechselseitig beruhigenden Zusammenwirkung.

---

*) Ueberall, wo die alte Schweiz die Majorität hatte, unterdrückte sie die Liberalen; viele Bürger mußten ihr Domicil verlassen.

Digitized by Google

Das war nach unserer Meinung das so sehr gesuchte und für unfindbar gehaltene Geheimniß, dem Land den Frieden zurückzugeben.

Nicht von heute an hegen wir diese Ansicht, wir haben sie im Großen Rathe bei der außerordentlichen Sitzung des letzten Augusts ausgesprochen.

Damals schon waren wir Präsident eines Martinacher Comité's, damals konnten wir uns an die Spitze einer Macht von zweitausend Freiwilligen stellen, von denen die Hälfte aus gut bewaffneten und ausgerüsteten Milizen bestand, und einer tüchtigen und wohlversehenen Artillerie; schon damals war man freigebig gegen uns mit den Worten Rebell und Verräther am Vaterland, weil wir, nachdem sich Oberwallis bewaffnet hatte, marschirt waren.

Unsere Streitmacht stand vor den Thoren von Sitten; die Milizen von Oberwallis hatten die Stadt demoralisirt verlassen, indem sie gegen Andere, als uns, das Wort Verrath fallen ließen, das von der alten Schweiz von Narogne, Conches und Brigue wiederholt wurde.

Was thaten wir damals? Wir gingen den Freiwilligen entgegen, wir hielten ihren Marsch auf und sprachen ungefähr so zu ihnen:

„Eure Wünsche in Betreff des Volksunterrichts, der Vertheilung der Militärlasten und der Unterdrückung der Immunitäten des Klerus sind heute von uns dem Großen Rathe vorgetragen worden; Keiner hat sich dagegen erklärt, der Große Rath hat versprochen, ihrer Verwirklichung seine Sorge zu widmen; der Repräsentant des Klerus hat eine versöhnliche Stimmung gezeigt. Der Große Rath ist aufgelöst, die Milizen vom Oberwallis kehren in ihre Heimath zurück; unterlasset, in den Hauptort einzurücken, unsre Gegner könnten uns beschuldigen, wir hätten die Entfernung ihrer Streitkräfte benutzt, und sie hinterlistig überfallen; der Erfolg unserer Waffen ist nicht zweifelhaft, aber ihr könnt nicht wollen, daß auch nur der Schein eines Mangels an Ehrenhaftigkeit ihren Glanz verdunkele."

Offiziere, Freiwillige machten Miene, vorwärts zu marschiren;

Digitized by Google

wir erklärten, daß sie über unsere Leiche gehen müßten. Die Nacht war angebrochen, diese Männer hatten einen angestrengten Marsch gemacht, und dennoch kehrte die größte Zahl, ohne ein Wort zu sagen, zurück; mehrere warfen uns Schwäche vor, einige sprachen auch das Wort Verrath gegen uns aus.

Diese Demonstration hatte den Schrecken in das feindliche Lager geworfen. Die Verleumdung stellte eine Zeit lang ihre Angriffe ein.

Den Rathschlägen und Wünschen der Unterwalliser Bevölkerung trug man nur durch eine furchtsame Eröffnung an den apostolischen Nuntius in Bezug auf die Immunitäten Rechnung. Er lehnte in einem gewundenen diplomatischen Styl die Antwort ab, und man sprach nicht mehr davon.

Was den öffentlichen Unterricht betrifft, so sanktionirte der Große Rath die Allmacht der Jesuiten in den Kollegien, und diejenige des Bischofs in den Primarschulen, und zwar in solchem Grad, daß die Staatsgewalt nicht einmal das Recht hat, die Kenntniß der Motive der Ausweisung eines Zöglings oder der Entlassung eines Lehrers zu verlangen*).

Die öffentliche Erziehung wird verfallen und eine unrepublikanische Richtung nehmen; die Regierung und die Gemeinden werden die Fonds hergeben, aber sie werden nicht das Recht einer wirksamen Theilnahme haben.

Die Unruhestifter entgehen der öffentlichen Ahndung, die einen durch die Amnestie, die andern durch ihr privilegirtes Forum.

Die Unordnung dauert fort, die Liberalen werden dafür verantwortlich gemacht, in Masse wirft man sie mit einigen schlechten Subjekten zusammen, um sie bei den fanatisirten Berg-

*) Die letzte Sitzung des Großen Rathes hat die Competenz der Jesuiten, d. h. ihre Anmaßungen wieder ganz bestätigt. — Nichts hat so sehr das Volk fanatisirt, als die Missionen der Jesuiten, besonders in Salvan, Finhauts ꝛc., weßhalb freilich der Große Rath der herrschenden Partei ihnen verfallen ist; ebenso ist der Große Rath nun auch dem Bischof gegenüber, der die Seele des Complotts war, willenlos.

Digitized by Google

bewohnern, die man mit großen Kosten bewaffnet, verhaßt zu machen.

Unterdessen bricht sich die Wahrheit an mehrern Punkten ihr Oberwallis Bahn, die Jugend zeigt sich weniger leichtgläubig, sie fängt an, die Heiligkeit der Religion vom weltlichen Sinne ihrer Ritter zu unterscheiden; das revolutionäre Fieber droht sich weiter zu verbreiten; jetzt ist der Augenblick zum Handeln gekommen, und plötzlich proklamirt der Klerus den heiligen Krieg und stellt sich in die Reihen!

Die Liberalen sind getheilt, desorganisirt und argwöhnen nichts; die Glaubensarmee von Oberwallis, unterstützt durch die Ueberläufer von Unterwallis, wird sie wehrlos überrumpeln, eine zweite Aufführung der sizilianischen Vesper könnte wohl zu den Pflichten eines guten Bürgers gehören, eben so wohl wie die Ermordung von Saillen; man versammelt sich und marschirt insgeheim nach Sitten, wo die Chefs der Hugenotten sich gerade zusammenbefinden; die Rächer werden am 18. Mai einrücken.

O unglücklicher Zufall! die Liberalen sind den 17. Mai benachrichtigt, ihr Ruf zu den Waffen geht um Mitternacht ab und einige Stunden sind für alle ihre Anhänger von Martinach bis Sitten genug, um vor der Glaubensarmee anzukommen!

Um sich von diesem Mißgeschick zu befreien, gab man die Ehre hin. „Der Zweck heiligt ja die Mittel!“

Der Hauptort, das Arsenal, die Landeskasse, der Staatsrath sind in der Gewalt der heiligen Sache; sie wird ihren Vortheil daraus ziehen.

Der Große Rath berieth sich, an die Colonne Barmann, welcher er so eben Lebensmittel geschickt und Sold versprochen hatte, eine Aufforderung zukommen zu lassen, worin ihr erklärt werden sollte, daß sie in den Zustand der Rebellion getreten sei und unverzüglich die Waffen niederlegen solle, weil das in Gefahr befindliche Vaterland die Hülfe seiner Kinder angerufen habe. Diese Aufforderung kam uns nicht zu; Herr von Kalbermatten, sagt man, verhinderte es unter dem Vorwande, daß dieses den Plan seines Feldzuges vereiteln könnte.

Wir versichern auf unsere Ehre, daß keine Aufforderung, keine

Digitized by Google

offizielle Zuschrift, kein Befehl irgend einer Behörde uns nach dem Schreiben des Staatsraths, das wir den 18. Mai gegen Mittag erhielten, zugestellt wurde.

Wir wären im Stande, eine Menge von Nachweisungen zur Unterstützung dieser Darstellung zu liefern; eine Reihe von unrechtlichen, illegalen, verfassungs- und gesetzwidrigen Handlungen aufzuführen*); aber die Zeit und die Umstände verhindern uns daran; und wir müssen uns darauf beschränken, feierlich im Namen unserer Meinungsgenossen gegen die Gewaltthat zu protestiren, welche am 18. Mai gegen die Sache unserer Partei, unsere Güter und unsere Personen zum Hohn aller Bürgschaften, auf denen die menschliche Gesellschaft beruht, ausgeübt wurde.

---

*) In Wallis hat eine Reihe von Gewaltthaten begonnen, die ohne Ende fortgeht, weil man durch eine Fiktion für jedes Unrecht, das ausgeübt wird, den Besiegten ein Verbrechen anlügt, und stets neuer Gewaltthätigkeiten bedarf, um die frühern zu rechtfertigen und ihre Folgen aufrecht zu halten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Geschichte des Regiments der Stadt Zürich bis auf die Einführung der Zünfte (Braun'sche Staatsumwälzung 1336) 1

Geschichte 5

Vom Ursprunge der Leibeigenschaft . . . 40

Ueber den Ursprung des Adels 42

Die freien Stände 51

Verfassung 56

Die unfreien Stände 60

Wie Zürich eine Steuer auf dem Lande anlegt und die zu Wädenschweil nicht steuern wollen, deßwegen überzogen und gehorsam gemacht werden 67

Von Aufruhren der Landschaft Zürich, die sich wider die Stadt an etlichen Orten erhebt haben . . 69

Antwort der Zweihunderten der Stadt Zürich durch ihre verordneten Rathsboten den ihren von Kyburg, Grüningen, Andelfingen, Eglisau, aus dem neuen Amt, Bülach, Rümlang ꝛc. auf ihre Artikel gegeben . 73

Von der Gemeind zu Töß und wie derselbe Aufruhr gestillet worden 83

Wie auf das Kloster Kappel ein Auflauf angeschlagen, aber wieder gestillet worden 85

Wie und was man zu Zürich in der Stadt und auf dem Lande von wegen der Zehnden gehandelt habe und wie alles wieder gestillet worden . . . 86

Räuber werden in der Eidgenossenschaft in großer Zahl hingerichtet 94

Bericht des Pfarrers Bartholomäus Aahorn zu Elsau, wie der Leichnam des im Jahr 1489 enthaupteten Bürgermeisters Waldmann, bei Oeffnung eines Grabes in der Fraumünster-

Digitized by Google

Seite

kirche in Zürich, nach 138 Jahren noch unverwesen und blutrünstig gefunden worden 96
Verfolgungsgeschichte der Wiedertäufer. Hinrichtung und Verbannung mehrerer Glieder dieser Sekte und geschichtliche Notizen über die jetzigen Neutäufer 127
Gaukler und Seiltänzer in Zürich 1626, und wie gegen sie geprediget wird 144
Gaiß-, Kühe- und Menschenmord zu Höngg 150
Die alten Schweizer und ihr Enkel 155
Schicksale und Heldentod eines Schweizers zu Ispahan im Jahre 1637 158
Der geehrte, glückliche Landwirth 162
Beiträge zur Justizpflege des 18. Jahrhunderts . . 168
Prozeß und Hinrichtung des Bernhard Wirz von Zürich, gewesener Pedell am Chorherrenstifte . . . 168
Pfarrer Waser's Prozeß und Hinrichtung . . 211
Geschichte der Schlafwandlerin von W. im K. Z. . . 284
Kritik des Buches: Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne 312
Unterredung mit Vater Bodmer von Stäfa im Wellenberg in Zürich 329
Allgemein Vaterländisches: Die Ereignisse im Kanton Wallis 353

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google